Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

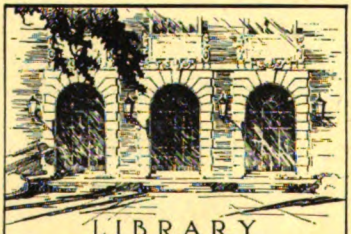
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

320.5
NAT I
v. 5²

Digitized by Google

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUL 9 1959

~~JUL 30 1959~~

MAY 30 1985

L161—H41

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift

der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Fz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 31. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.00 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20. Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 52 Juli 1934 5. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Dr. Fritz Stege: Vor den stillen weißen Tempeln / Walter Abendroth: Hans Pfitzner / Wilhelm Rode: Opernführung im Dritten Reich / Prof. Dr. Hermann Unger: Kunstmusik oder Volksmusik? / Dr. Fritz Stege: Kunstmusik und Volksmusik / Prof. Georg Vollerthun: Kunstlied und Volkslied / Hugo Landgraf: Die Museen im neuen Reich / Otto Weber-Krohse: Friedrich Wilhelm / Dr. H. Schramm: Das Judentum im heutigen Österreich / Deutsche Lyrik / Alfons Weber: Nahziele des organischen Aufbaues / Heinz Zilcher: Das korporative Organisationsprinzip / Friedrich Bülow: Der deutsche Ständestaat / Kritik der Zeit / Das Buch.

Digitized by Google

Dr. Fritz Stege:

Vor den stillen weißen Tempeln

In den heutigen Schlagern, die uns eine marxistisch total verblödete Zeit allen Ernstes als das „Volkslied unserer Tage" anpreisen wollte, herrscht neuerdings eine besonders ausgeprägte Grundstimmung vor: die Sehnsucht. Man sehnt sich ständig nach etwas Unfaßbarem, nach dem großen Glück, das eines Tages im Frühling an die Türe pocht, nach der Erfüllung der schönsten Träume. So undiskutabel der Schlager vom künstlerischen Standpunkt aus auch ist, so sollte man doch aus volkspsychologischen Gründen nicht verabsäumen, ab und zu einmal einen kulturkritischen Querschnitt durch den Schlagertext zu legen und die Skala dieses Stimmungsbarometers nach dem jeweiligen Gefühlsstand der Hunderttausende zu befragen, die dem Schlager noch immer willig Einlaß in ihre Sinnenwelt gewähren. Oh, er hat sich fraglos gebessert, dieser rüde Geselle, er vertauscht sogar mitunter die Erotik mit einer Erziehung zur Moral. Und wenn man aus dem Zerrspiegel einer unserer Zeit unwürdigen Sentimentalität das Kernproblem der Schlagerdichtung herauskristalliſiert, so bleibt letzten Endes eben jenes Fünkchen Sehnsucht übrig, das dem Menschen des Werktags die Hoffnung auf eine Feiertagsstunde voll Glück und Glanz, voll Sonne und Seligkeit ins Herz senkt.

„Es kann kein Werk durch Kraft besteh'n — die Sehnsucht muß im Bunde geh'n", schrieb einst der Romantiker Schönaich-Carolath über sein dichterisches Lebenswerk. Ein in der Form zwar nicht besonders geschickter, aber inhaltlich durchaus richtiger Spruch, der die beiden Lebenspole aufzeigt, um die unser ganzes Wollen und Wirken kreist. Nicht Kraft allein, nicht Werktätigkeit als Selbstzweck ist die Losung des Lebens, sondern die Sehnsucht nach der Erkenntnis höherer, nach innen gerichteter Lebenswerte, die über der Alltagssphäre liegen und die der Arbeit erst die ethische Grundlage, dem Leben erst den erstrebenswerten Inhalt geben.

◆

Man führt so oft darüber Klage, daß die Musik als der höchste Ausdruck der Kunst im Herzen der heutigen Generation nicht mehr den rechten Widerhall fände. Man spricht von einem Rückgang des Konzertbesuches, von einer Abneigung vor der Oper. Und dann kam man gewöhnlich zu dem falschen Schluß, daß man die Kunst verantwortlich machte für eine Schuld, die in erster Linie niemand anders als der Mensch selbst auf sich geladen hat durch seine falsche Einstellung zu allen Genüssen, die der Seele gelten.

Es bedarf keiner neuen Kunst, sondern nur einer neuen Sehnsucht zur Kunst. Es bedarf keiner neuen Musik und Musikkünder, sondern nur einer neuen Aufnahmebereitschaft der Seele. Diese Sehnsucht ist in unseren Herzen rücksichtslos zerschlagen worden, als man dem Volk Kunstschändungen statt

Digitized by Google

320.5
NATI
v. 5 2

Kunstehrungen vorsetzte, als man ihm auf der Bühne Entstellungen klassischer Meister als „zeitgemäße Kunstauffassung" anpries, als man im Konzertsaal atonale Geräusche als seelische Erlebniswerte ausgab.

Es gilt, die schlummernde Sehnsucht zu wecken, die uns den Weg zu einer neuen Kunstbereitschaft zeigt. Es gilt andererseits für die Kunst, einen neuen Weg zu suchen, der diesem Streben nach Werten über der Alltagssphäre entgegenkommt.

Man kann Heeren von Arbeiterbataillonen befehlen, alle paar Tage ein Konzert, eine Oper zu besuchen. Aber man kann nicht mit Gewalt jene Sehnsucht wecken, die den Menschen aus innerem Antrieb heraus freiwillig zum Quell der Kunst führt. Man kann die Komponisten durch Geldversprechungen und Ehrenpreise dazu anreizen, neue Volksmusik, neue Volkslieder zu schreiben. Aber man kann nicht mit Gewalt eine Genietat erzwingen, die nur im Schoße der Zeit langsam heranreift, so notwendig eine solche schöpferische Eingebung genialer Prägung unserer Zeit auch wäre.

Wie sagte doch Palestrina, als ihm der Papst befahl, eine Messe zu schreiben? „Der Papst kann mir befehlen, doch nicht meinem Genius!"

◆

Der erste Schritt, der zur Entdeckung der eigenen Sehnsucht führt, ist die Selbsterkenntnis. Der deutschen Seele ist eine Kraft des Gemütes eigen, welche die Kraft der Faust um ein Vielfaches übertrifft. Der Deutsche liebt es, seine Gedanken in glückverheißende Fernen zu führen, sein Wesen mit der Natur in Einklang zu bringen, sein Ich mit dem All zu vermählen. Romantik ist keine zeitlich begrenzte Periode der Kunstgeschichte, sondern ein Charaktermerkmal des deutschen Volkes. Sich selbst den Drang nach künstlerisch veredelten Lebensformen eingestehen heißt, von selbst den Weg zu den Hochgipfeln des Lebens finden.

Aber die Vorbereitungsarbeit zu dieser Entfaltung des Seelenlebens ist gar nicht Aufgabe der Kunst. Um eine derartige innere Einstellung zu erzielen, bedarf es der sorgsamsten Beobachtung und Bereinigung der äußeren Lebensverhältnisse, deren Sicherstellung erst den Blick für höhere Offenbarungen künstlerischer Art weitet und dem Herzen die Stunde beschaulichen Genusses ermöglicht. Die Klärung der eigenen wirtschaftlichen Lage, die Neuregelung des Verhältnisses, das jeder einzelne zu sich selbst und seinen Volksgenossen einnimmt, der staatspolitische Aufstieg, der gesamte soziale Fragenkomplex mit Einschluß der häuslichen Raumschönheit, der Wohn- und Siedlungsprobleme ist es, der erst den Boden für eine Blüte der Kunst bereitet.

Was lernen wir daraus? Zweierlei. Erstens, wie unsagbar tief das Kunsterleben seine Wurzeln in alle Gebiete des Werktages mit allen seinen Anforderungen einsenkt, wie geheimnisvoll sich die Fäden der Kunst mit dem unentwirrbaren Netz der Alltagsfragen verknüpfen. Und zweitens, wie verfehlt es wäre, von der Kunst eine neue Blütezeit zu erwarten, bevor all jene Vorbereitungsfragen endgültig gelöst sind. Es hieße das Pferd beim Schwanz aufzäumen, wollte man heute schon allen Ernstes überzeugende Ergebnisse

Digitized by Google

eines neuen künstlerischen Lebens verlangen. Ich habe wiederholt von einem „Zeitalter der Pause" gesprochen, das uns lehrt, die „Ästhetik der kleinen Dinge" zu entdecken, ohne daß uns Tag für Tag ein neues „Genie" aufgetischt wird, das seine Unreife der Hast eines überstürzten „Tempos" verdankt.

◆

Ist die rechte seelische Vorbereitung dem Kunstgenuß vorausgegangen, beginnt man mit der richtigen inneren Einstellung auf die höheren Offenbarungen unserer großen Meister, so muß von der Seite der Kunstveranstalter alles getan werden, um diese seelische Bereitschaft zu erhöhen und den Gegensatz zwischen Kunst und Alltag so wirkungsvoll wie nur möglich zu vertiefen. Und damit kommen wir zu einer der größten Sünden der vergangenen und auch noch der gegenwärtigen Zeit.

Der Todfeind des Kunstgenusses ist der Kunstbetrieb. Jener Betrieb, der den Alltag in die Kunststätten hineinträgt. Feiertagsstimmung wird nicht damit erkauft, daß man den Arbeitskittel mit dem Sonntagsanzug vertauscht und die Hände in Wasser und Seife taucht. Feiertagsstimmung ist ein Produkt der Seele, und von innen heraus soll die Reinigung vom Alltagsstaub vorgenommen werden.

Es ist so merkwürdig: Niemandem würde es einfallen, mit Wirtshausgedanken erfüllt ein Gotteshaus zu betreten. Man sucht die Kirche in der Erwartung auf, seelische Erbauung zu finden. Man fühlt die Gottesnähe in einem Raume, dessen feierliche Pracht die Seele zur Andacht zwingt.

Ist das Konzerthaus keine Erbauungsstätte? Ist die Musik kein Geschenk des Himmels? Erfüllt unser Herz die tönende Kunst klassischer Meister nicht mit Empfindungen der Andacht? Spricht die Musik mit ihren weihevollen Klängen nicht zu uns in einer allgemein verständlichen, herzbewegenden Sprache?

Aber leider ist der Konzertsaal restlos dem „Betrieb" verfallen. Ein kleines, aber sehr bezeichnendes Beispiel: Wenn man einen der größten, führenden Konzertsäle Berlins betritt, dann gewahrt man zu seinem Entsetzen, daß sich der Garderobenraum in eine Basarstraße verwandelt hat, in der hinter Glasscheiben die elektrisch beleuchteten Auslagen eines Schuhgeschäftes sichtbar sind. Die Sitzplätze sind von Reklameschildern einer Schallplattenfirma bedeckt. Es fehlt bloß noch, daß nach dem Vorbild ausländischer Rundfunksender eine Beethoven-Symphonie als melodramatische Unterlage für gleichzeitig abgehaltene Werbevorträge von Industrieunternehmungen dient.

Wer unternimmt es, die Geldwechsler und Pharisäer aus dem Tempel der Kunst zu vertreiben?

◆

Das ist es: die Stätte der Kunst ist kein Tempel der Kunst mehr. Der Dichter Cäsar Flaischlen, dessen siebzigster Geburtstag unlängst seinem Namen erneute Geltung verschaffte, schreibt von den „Moritaten- und Ballett- und Schlangenbändigerbuden": „. . . sie sind es nicht. Vor den Toren auf

Digitized by Google

den Hügeln draußen die stillen weißen Tempel sind die Welt!" Fahrenkrog malt einen „Tempel des Schweigens", zu dem die Menschen gesenkten Hauptes andächtig pilgern. Ernst Krieck läßt in seiner beachtenswerten „Musischen Erziehung" das Idealbild der griechischen Kunsterziehung vor unseren Augen aufsteigen und unterstreicht insbesondere das kultische Wesen griechischer Kunstausübung, die „Kultliturgie": „Festliche Beschwingtheit und daraus hervorgehende Formung der Seele" als Kennzeichen musischer Bildung. Schon vor ihm hat einer unserer gediegensten musikpolitischen Köpfe, Karl Storck, in seiner wieder so zeitgemäßen Schrift „Tempel der Kunst" im Hinblick auf die griechischen Vorbilder den Trennungsstrich zwischen Alltag und Feiertag der Kunst mit größter Deutlichkeit gezogen, wenn er schreibt: „Alle große Kunst ist ein Festliches und unser gewöhnliches Leben ist dieser Festlichkeit abhold. Je geschäftiger und überreizter, je lauter und hastiger, je arbeitsvoller und materieller das Leben geworden ist, um so mehr hat man sich bemüht, die Kunst in dieses Leben hineinzuziehen . . ." Storck konnte noch nicht ahnen, daß diese Worte in den letzten Jahren der marxistischen Zeit einen geradezu grauenhaften Sinn erhalten sollten, als man dazu überging, von dem „Gebrauchswert" der Musik zu sprechen und der tönenden Kunst einen Alltags-Zweck unterzulegen. Niemals ist der Musik ein schmählicherer Schimpf angetan worden, niemals ist sie mehr erniedrigt worden, als man in sachlichster und nüchternster Erwägung nur noch von einer „Gebrauchsmusik" sprach und den Wert der Musik nur noch von ihrer rein technischen Verwendungsmöglichkeit abhängig machte. Rücksichtslose Abkehr von diesen Irrlehren und eine neue Verpflanzung der Musik auf den Boden des Seelenlebens ist das notwendigste Kulturgebot unserer Zeit.

*

Dann beschreibt Karl Storck die griechische Kunstpflege: „Das griechische Theater ist Versammlungsort eines Volkes . . . Nur an wenigen Tagen des Jahres öffneten sich diese riesigen Bauten dem Volke. Festtage waren es für das ganze Volk, das nicht nur von der Arbeit frei war, dem man auch die Sorge benahm, indem man ihm den Lohn gab, als ob es gearbeitet hätte. Festlich in Stimmung und Gewandung, festlich Geist und Herz, festlich auch der Körper; so kam der Grieche zu seiner Kunst. Der ganze Mensch, unverbraucht von anderen Lebensanforderungen, ja gesteigert in seiner Lebenskraft, gehörte nun der Kunst. Es war ein Empfangen im ganzen Wesen, ein Mitarbeiten mit allen Kräften . . . Herausreißen aus dem gewöhnlichen Lebensgang, das ist das Geheimnis, auf daß den Menschen das Ereignis ein außergewöhnliches, eben ein festliches werde."

Diesen Festhäusern stellt Storck unsere heutigen Kunststätten gegenüber. „Unsere Konzertsäle sind unglückliche viereckige Räume mit äußerem Prunk überladen, mit einer denkbar grellen Beleuchtung versehen, die nur dazu dient, dem Publikum wechselseitig sich selbst zu zeigen und ihm den Blick zu eröffnen auf das im Schweiße seines Angesichts arbeitende Orchester und vor allem auf den Solisten . . . Welche Wirkung wir aber von Konzerten

Digitized by Google

erhalten könnten, wenn sie in wirklich weihevollen Räumen vor sich gingen, wenn die ganze Behandlung des Raumes auch in der Beleuchtung, der Aufstellung des Orchesters usw. nur die reine Kunstwirkung im Auge behielte; wenn ferner auch hier die festliche Stimmung der Zeit hinzukäme, das wissen wir überhaupt noch gar nicht, weil diese Vorbedingungen eben nirgendwo erfüllt sind." Wir setzen hinzu: auch heute noch nicht, zwanzig Jahre nach Abfassung dieser Schrift.

Es ist schade, daß ich hier nicht den gesamten Inhalt von Storcks „Tempel der Kunst" wiedergeben kann. Aber ich kann es mir nicht versagen, noch weiter zu zitieren:

„Wir haben heute fast nur Markthallen der Kunst, wir wollen endlich der Kunst auch Tempel bauen. Wir haben bis heute die Kunst hineingezwängt auf jene wenigen Stunden, die der Arbeitstag übrig läßt. Wir wollen in Zukunft Feiertage der Kunst schaffen. Wir führen heute zur Kunst Menschen, die müde sind von der Arbeit, zerstreut von den bunten Erscheinungen des Tages, verbraucht von hundert Pflichten und Gewohnheiten. Wir wollen in Zukunft die Menschen zur Kunst führen, wenn sie frisch sind an Körper und Geist, wenn sie sich gesammelt haben und offenen Herzens sind, nur voll der Sehnsucht (sic!), Kunst zu empfangen."

Das hat Karl Storck, den unlängst die Reichsmusikkammer in einem Festakt als den nachahmenswerten Vorkämpfer deutscher Musikkultur feierte, vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben . . .

◆

Mit großer Freude ist festzustellen, daß die nationalsozialistische Regierung in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Herrschaft bereits die Keime zu derartigen Bestrebungen gelegt hat. Noch niemals und zu keiner Zeit ist der Ruf nach dem Naturtheater, nach den Thingplätzen so laut und eindringlich erklungen wie heute. Was bedeutet die Förderung dieser Bestrebungen anderes als die Loslösung der Kunst von dem meist unwürdigen Rahmen der „Markthallen der Kunst" und ihre Zurückführung zur Natur als dem Ursprung aller Geheimnisse des Seelenslebens? Kunsterleben und Naturerleben haben die gleiche seelische Heimat. Verwandelt man in Gedanken die Erlebnisstärke der Kunst und die Eindruckskraft der Natur in zwei gerade Linien, so erhält man zwei gleichwertige, eng nebeneinander herlaufende Parallelen, die sich in himmlischer Unendlichkeit schneiden. In dieser Flucht der Kunst in die Natur liegt bereits ein kultisches Moment, das die Teilnehmer zur Andacht zwingt — zur Feststimmung. (Man denke an den Zauber der neueingeführten „Mitternachtsmusik im Harz"!)

Bereits bestehende Einrichtungen dieser Art — etwa die Waldfestspiele in Zoppot, werden mit Recht als „reichswichtig" erklärt. Und dann haben wir ja unser Bayreuth als edelste deutsche Festspielstätte, einen wahren „Tempel der Kunst", schon rein äußerlich erkennbar durch seine Lage auf dem grünen Festspielhügel. Und wenn dann die Reichsregierung ihrerseits Eintrittskarten an Unbemittelte ausgibt, ihnen die Wallfahrt nach Bayreuth ermöglicht,

Digitized by Google

dann nähern wir uns bereits dem von Storck gekennzeichneten griechischen Ideal, wenn sich das Festspielhaus „nur an wenigen Tagen des Jahres dem Volke öffnet", das „festlich Geist und Herz" zu jener Weihestätte der Kunst pilgert.

◆

Aber kommen wir denn wirklich mit diesem Zoppot, mit diesem Bayreuth aus? Brauchten wir nicht noch ein zweites, ein drittes, ein viertes Bayreuth? Hätte nicht jede größere Stadt Anspruch auf „ihr" Bayreuth, auf ihre kultische Festspielstätte, wo das Volk zum ehrfürchtigen Erleben der Kunst — ohne Kunstbetrieb — angehalten wird? Einen „stillen weißen Tempel vor den Toren auf den Hügeln draußen"?

Wir haben Konzerthäuser. Schön — aber wo bleibt parallel zu den Festspielhäusern das Festkonzerthaus? Das müßte ein Saalgebäude sein, das in seiner gesamten künstlerischen und architektonischen Wirkung schon von der Straße an darauf angelegt ist, Andacht zu erzeugen und eine seelische Feiertagsstimmung ins Herz zu senken. Kein überflüssiger Prunk, keine verstaubten Büsten und verschmutzte Thronhimmel, keine Reklameplakate und Geschäftsauslagen, sondern erfüllt von der ernsten Strenge einer weihevollen Mystik. Halb Gotteshaus, halb Konzerthaus in einer räumlich völlig andersgearteten Anlage — vielleicht kreisförmig, das versenkbare Podium aus dem Zentrum des Saales herauswachsend, die Menge kreisbildend den Mittelpunkt des Kunstgeschehens umsäumend. Der Phantasie sind keine Schranken gesetzt, wenn nur der Zweck erfüllt wird, die Seele auf den Kunstgenuß einzustimmen. Daß in einem solchen Raume ebenfalls nur zu bestimmten Zeiten des Jahres Musik geboten wird, daß hier nur auserwählte Werke deutscher Kunst unter Mitwirkung der vorbildlichsten Kunstvertreter aufgeführt werden, daß es sich alle Darsteller ähnlich wie in Bayreuth zu einer besonderen Ehre anrechnen dürfen, zur Mitwirkung zugelassen zu werden unter etwaiger Überreichung einer Urkunde, ist selbstverständlich.

◆

Wir besitzen bei Regensburg eine Ehrenhalle deutscher Geistesgrößen, die hier mit ihren Büsten zum ewigen Andenken, zum ständigen Vorbild vertreten sind. Wo aber bleibt die Ehrenhalle der Tonkunst für besonders verdiente deutsche Opernschöpfer, deren Werke sich weit über den Durchschnitt alltäglicher Kunstleistungen erheben? Wäre es so schwierig, hierfür einen Rahmen zu finden, der dem musikalischen Inhalt und der besonderen volkserzieherischen Bedeutung solcher Werke angemessen ist? Wäre es für die Lebenden nicht ein besonderer Anreiz, wenn eine Kommission jährlich die wertvollsten Werke der musikalischen Nationalliteratur auswählen und mit besonderen Preisen oder Ehrenurkunden bedenken würde, und wenn die so ausgezeichneten Werke zusammengefaßt würden zu besonderen „Deutschen Opernfestspielen" an einer weihevollen Stätte, die einem Bayreuth ebenbürtig wäre und die eine Ergänzung zu den Wagnerfestspielen bieten würde?

Digitized by Google

Man untersuche und überprüfe doch einmal den deutschen Opernspielplan nach rassischen, völkischen Gesichtspunkten und hebe an sichtbarster Stelle diejenigen Werke auf den Ehrenschild, die eine Ausnahmestellung verdienen und die in ihrem Wesen wirklich geeignet erscheinen, um dem Volke höchste Werte zu vermitteln. Man möge doch einmal davon abgehen, einseitige künstlerische Gesichtspunkte wahrzunehmen und möge das Gesamtwerk in seinen ethischen, rassischen, völkischen Auswirkungen einer Prüfung unterziehen. Dann wird man zu einer ganz neuen Spielplangestaltung kommen, in der bisher vernachlässigte Meister zu Ehren kommen, andere, bisher Weltgeltung beanspruchende Verbreiter alttestamentlicher Perversitäten und Schlafzimmerdüfte allerdings eine Zurücksetzung erfahren dürften. Beginnen könnte man bei Ch. W. Gluck, den Eichenauer in „Musik und Rasse" als den Prototyp des nordischen Musikers bezeichnet. Diese Linie völkisch-nationaler Höchstleistungen würde über Mozarts „Zauberflöte", Wagners „Parsifal" und Pfitzners „Palestrina" in die jüngste Gegenwart, vielleicht zu Vollerthuns „Islandsaga" führen. Und dann suche man für die „Deutschen Opernfestspiele" ein Festspielhaus — eine tönende Ehrenhalle deutscher Opernkunst!

◆

Dieses neudeutsche Festspielhaus — die tönende Ehrenhalle deutscher Opernkunst — wie müßte sie aussehen — auf welchen architektonischen Generalnenner müßte sie abgestimmt sein?

Die Antwort lautet ganz einfach: Das Innere dieses Festspielhauses müßte so beschaffen sein, daß bereits in der Anordnung des Raumes die Gemeinsamkeit von Kunst und Kunsterleben, von Kunstvermittler und Kunstgenießer zum Ausdruck käme. Oder — wenn wir ein bekanntes Schlagwort der musikalischen Jugendbewegung einsetzen wollen: Daß sich auch im Theater die „Kreisbildung" vollzieht, die alle und jeden zum Dienst an der Kunst vereinigt. Im Konzertsaal wie in der Oper wird auf Grund der bisherigen räumlichen Erfahrungen das eigentlich zu fordernde „Miteinander" immer noch durch ein „Gegenüber" von Künstler und Publikum ersetzt. Ich habe bisher ein einzigesmal dieses ganz neuartige Gefühl des „Miteinanders" gespürt. Das war im Festspielhaus Hellerau bei Dresden bei einer Aufführung von Glucks „Alkestis" im Rahmen der Dresdener Reichstheaterfestwoche. Die architektonische Anlage des Theaters bringt es mit sich, daß die Wände des Zuschauerraumes sich in gleichem Stil auf der Bühne fortsetzen. Das bedeutet einen Verzicht auf Seitenkulissen, auf überflüssige Dekorationsstücke — gewiß. Aber dafür tauscht man eine Verinnerlichung ein, die Geist und Seele allein auf die dramatische und musikalische Handlung konzentriert.

Das ganze Theater Bühne — oder das ganze Theater Zuschauerraum. Wie man's nimmt. Und die priesterlichen Künder der Kunst mitten unter dem Volke, um auf der gleichen Ebene mit den Hörern sich der Kunst zu weihen.

◆

Selbstverständlich lassen sich solche Gesichtspunkte nicht verallgemeinern. Sie bleiben den Kulturstätten der Kunst vorbehalten.

Digitized by Google

Aber trotzdem könnte der Geist der Kunst auch unseren üblichen Theaterbetrieb veredeln und ihm ein festtägliches Gesicht verleihen. Auch hier ist an ein kultisches Moment gedacht — im Hinblick auf die Parallele zum Gottesdienst:

Was geschieht eigentlich in unseren Theatern, um das kaum beachtete, aber gerade in seelischer Beziehung so ungeheuer wichtige Moment der „seelischen Vorbereitung", der „inneren Einstimmung auf den Kunstgenuß" zu betonen? Ich glaube, gar nichts. Daß der Theaterbesucher müde, abgehetzt von der Werkstätte zur Kunst eilt, ist ja aus beruflichen Gründen nicht immer zu vermeiden und erscheint verzeihbar. Aber umfängt ihn wirklich eine andere Luft, wenn er das Theater betritt? Setzt sich hier der Alltag nicht in einer Weise fort, als münde die Hauptverkehrsstraße der Stadt geradlinig in den Theatervorraum? Sollten sich hier wirklich keine Wege und Mittel finden lassen, um dem Theaterleben ein wenig kultisches Gepräge zu geben? Das Theater in „stille weiße Tempel" zu verwandeln?

Wenn in Bayreuth die Posaunen den Zuhörer ins Theater rufen, wenn in Hellerau ein Gluck-Motiv, vom Balkon geblasen, das Ende der Pause anzeigt, wenn hier der Gong an Stelle der elektrischen Klingel die Hörer zusammenruft, so sind das keine Äußerlichkeiten, sondern in gewissem Sinne kultische Merkmale. Wenn die Berliner Staatsoper früher bei Parsifalaufführungen die Proszeniumlogen verdeckte mit Dekorationen, die den Geist des Werkes von der Bühne in den Zuschauerraum leiteten, so kam auch dies der „vorbereitenden Stimmung" zugute. Alles dies ist dazu angetan, den künstlerischen Rahmen und den Kunstinhalt in Einklang miteinander zu bringen und etwas von dem Geist des Werkes übergreifen zu lassen auf den Raum, den die Dichtung, die Musik durchfluten soll. Das ist etwa so zu verstehen, daß der sich niedersenkende Vorhang nicht kraß und hart Kunst vom Alltag trennt, sondern daß vielmehr die leisen seelischen Schwingungen der Kunst schon vor und noch nach dem Fallen des Vorhangs im Herzen des Hörers ein- und ausklingen.

Zu diesem Problem ließ sich noch viel sagen, noch mancher Vorschlag beibringen, von der Kleiderwahl bis zum Verbot des widerlichen Beifallgeklatsches. Ich habe schon an anderer Stelle vielerlei über den vor Jahren zum ersten Male von mir geprägten Begriff des „Rahmenproblems in der Musik" geschrieben und die gewonnenen Erkenntnisse in einer ungedruckt gebliebenen Broschüre niedergelegt.

*

Es ist hier mehrfach der Name Gluck gefallen — und ich muß zugeben: mit einer bestimmten Absicht. Denn ich behaupte nichts mehr und nichts weniger, als daß von der Wiederbelebung des Gluck-Stils die Erneuerung unseres gesamten Opernstils abhängig ist.

Wie ich darauf gekommen bin? Ich habe schon seit langer Zeit mich mit der Frage beschäftigt, ob es eine musikdramatische Entsprechung zu jenem sich allmählich herauskristallisierenden, richtungweisenden Geist der sogenannten „Musikalischen Jugendbewegung" gibt. Überträgt man den hier herrschenden

Digitized by Google

herben und reinen, nach innen gerichteten Gefühlskreis, der sich auf der Flucht vor jeglicher Sentimentalität der vorromantischen Zeit verschreibt, auf die Opernbühne, so begegnet man unweigerlich der überragenden, längst nicht genügend erkannten Größe eines Chr. W. Gluck, für den die gleichen Voraussetzungen wie für den Stil der musikalischen Jugendbewegung haargenau zutreffen.

Es genügt, hier an dieser Stelle einen Auszug der Gluckschen Stilkriterien zu geben und auf einige besondere Merkmale seiner Kunst hinzuweisen*.

Da ist zunächst die „Zurückhaltung im Ausdruck" zu nennen, die Sprödigkeit eines geradezu esoterischen Empfindens, die „übermenschliche dämonische Kraft", die „künstlerische Ökonomie" in der absoluten seelischen Reinheit gegenüber dem Effekt, der mit den sparsamsten Mitteln zum Ausdruck gebracht wird, es ist die Neigung des seelischen Zergliederns, es ist das „Seherhafte" im ganzen Wesen Glucks, das unerhört Intuitive, die „mystische Überlegenheit" in der Schilderung überirdischer Begebenheiten (dem bekannten Reigen der seligen Geister aus Orpheus hat man mit Recht das Prädikat einer „mystischen Heiterkeit" verliehen), es ist die Seltsamkeit der „Lauscheffekte", der Echowirkungen: „Es ist, als ob die Musik der übrigen Stücke hier pauste und lauschte." Dazu kommt die Verwendung des Dur zum Ausdruck des Schmerzes mit einem eigenartigen Seelenreiz (Orpheus-Klagen), kurzum: Aus allen diesen Merkmalen ergibt sich, daß Gluck mit seiner himmlischen Verklärtheit der Melodie in höchstem Maße dazu geeignet ist, in die festspielbereiten Tempel der Kunst einzuziehen und hier an gehobener Stelle zu wirken.

Wer noch nicht überzeugt sein sollte, der befrage die Rassenlehre, die bei der Erörterung solcher Probleme künftig von keinem Musikgeschichtler mehr übergangen werden sollte. Dann wird man finden, daß Gluck ein ausgeprägt nordischer Typ ist, stärker noch als der mehr nordisch-dinarische Mozart, der seiner Rassenveranlagung gemäß in seinen Opern tiefer in die Weltlichkeit hinabsteigt als Gluck. Mit einziger Ausnahme der „Zauberflöte", in denen uns der Geist Glucks an manchen Stellen entgegenleuchtet.

Und wer schließlich noch des praktischen Beweises bedarf, der besuche eine Aufführung der „Alkestis" im Festspielhaus Hellerau in der vorbildlichen Inszenierung von Alexander Schum, der die dramatische Geste in wahrhaft weihevollem klassischen Maß völlig der Alltagssphäre entrückt und der diese Oper geradezu in ein Mysterium verwandelt. Wer selbst Zeuge war, wie nach dem Fallen des Vorhangs sich keine Hand auch nur zu dem leisesten Versuch eines Beifalls rührte, wie das Publikum in tiefstem Schweigen, aufgewühlt und erschüttert das Theater verließ — der muß den Glauben an die göttliche Sendung der Kunst wiedergewinnen.

Es muß einen Weg geben, um in Anknüpfung an Gluck zur Neugestaltung des heutigen Opernstils zu gelangen. Zurück zu Gluck, um der Vergangenheit neue Werte für die Zukunft abzugewinnen!

◆

*) Vgl. hierzu Max Arend: „Zur Kunst Glucks" in der „Deutschen Musikbücherei", Gustav Bosse, Regensburg.

Digitized by Google

Musikalische Feste! Musikalische Feierstunden! Draußen — in den neu errichteten stillen weißen Tempeln auf den Hügeln vor den Toren der Stadt!

Aber diese Musikfeste, wie sie in erfreulicher Zunahme schon allerorts die Musiksaison schmücken, wäre unvollständig, wenn ihr Erleben sich nur auf einen kleinen Kreis von Auserwählten, von Zahlungsfähigen beschränken würde.

Wir haben bei uns in Berlin einen solchen festlichen Ausklang der Musiksaison in Gestalt von „Kunstwochen" erlebt. Wenn ich mich als Musikkritiker zwischen den Autos hindurchwand, die zur Goldenen Galerie des Charlottenburger Schlosses mit ihren feudalen, im Kerzenschein schimmernden Räumlichkeiten fuhren, dann mußte ich immer eine kurze, peinliche Minute erst innerlich verwinden. Das war der Augenblick, wenn ich draußen vor dem Gitter des Schloßparkes die sich regelmäßig einstellende Schar von Volksgenossen passierte, die nicht in der Lage waren, sich eine Karte zu kaufen und die nun durch das Gitter hindurch — welch eine Symbolik! — sehnsüchtig zu den erleuchteten Fenstern hinaufstarrten.

Berliner Kunstwochen haben ihren eigentlichen Zweck verfehlt, wenn es nicht gelingt, mit Hilfe dieser Kunstwochen die Masse des Volkes zu erfassen und ein Kunsterlebnis in die Herzen der Berliner Bevölkerung einzusenken. Welchen Umfang in Bezug auf den inneren Wert, die Anzahl und die äußere Aufmachung müssen eigentlich „Kunstwochen" annehmen, sollen sie in einer Viermillionenstadt ein ähnliches Echo auslösen wie etwa die Mozartfestspiele in einer deutschen Mittelstadt wie Würzburg? Kunstwochen als Kunsterlebnis bedingen eine Verlegung des künstlerischen Schwerpunktes in das Volk hinein — in die Öffentlichkeit — in die Natur — hinaus auf alle Straßen und Plätze — sei es in Form von Straßenmusiken, Straßenserenaden, Umzügen, Veranstaltung von Opernbruchstücken auf öffentlichen Plätzen (einzelne Städte haben bereits mit der Aufführung des zweiten Meistersingeraktes mit „natürlichen" Kulissen ungeahnte Erfolge erzielt — vorausgesetzt, daß das Straßenbild dem Stil der Opernhandlung entspricht) usw. Und sei es auch nur zu dem Zweck, daß der gehetzte Angestellte, der abgearbeitete Kaufmann und Gewerbetreibende auf dem Wege von und zu dem Geschäft plötzlich irgendwo ein Singen und Klingen vernimmt, daß er sich erinnert: „Richtig, jetzt sind ja die Berliner Kunstwochen!" und daß ein Schein von Freude — Freude! — auf seinem Gesicht die Alltagssorgen vorübergehend aus seinem Herzen verbannt.

◆

Man möge nun einmal mit mir den eingeschlagenen Weg folgerichtig zu Ende gehen. Wir sind von den geringfügigen Spuren der „Sehnsucht" im verachteten „Schlager" ausgegangen, wir haben die Bedingungen untersucht, die zu einer Neubelebung der Sehnsucht führen könnten, wir haben den Gegenstand der Sehnsucht in einer Erfüllung aller jener geheimen Wünsche ermittelt, die von dem Alltagszwang der Werkarbeit zu echten Seelenfeierstunden hinzielen. Wir haben uns dabei von der Unterwelt des Schlagers in allmählichem Anstieg zu den höchsten Gipfeln des Kunsterlebens erhoben,

Digitized by Google

zu den stillen weißen Tempeln der Kunst, den Stätten der Festspieltätigkeit, um nunmehr vor der wichtigsten Frage des kulturellen Lebens zu halten: der Anteilnahme des ganzen Volkes an der Kunst.

An die Stelle der Konzertveranstaltung, der Opernveranstaltung hat die Konzertfeier, die Opernfeier zu treten. Über dem einzelnen kultischen Musikgeschehen steht aber die Musikfeier der ganzen Stadt, die wiederum in den Schatten gestellt wird von dem musikalischen Feiertag des ganzen Landes. An diesen drei Etappen ranken wir uns zu jener musikalischen Durchdringung des gesamten Volksstaates mit dem Lebensspender Musik empor in Erfüllung der Schiller-Beethovenschen Forderung: „Seid umschlungen, Millionen!"

*

Es ist unter allen Umständen zu vermeiden, daß das musikalische Geltungsbedürfnis der Großstädte zu einer Mißachtung der Musikbetätigung in den ländlichen Bezirken führt. Das Schicksal der Musik wird nicht hinter den Mauern der Großstadt entschieden, sondern auf dem Schauplatz des naturverbundenen und daher ursprünglicheren Landes. Das Musikleben mittlerer und kleinerer Landstädte bedarf daher eines neuen Auftriebes zur Förderung heimischer Kunstpflege mit der besonderen Aufgabe, aus der Heimatkunde des betreffenden Orts ein eigenes künstlerisches Gesicht zu gestalten, wobei der Musik die Schwesterkünste eine hilfreiche Hand zu bieten haben. Eine Möglichkeit zur Verwirklichung dieser Ziele liegt darin, das städtische Musikleben in seiner Gesamtheit zu erfassen und bewußt gegen die Musiktätigkeit der Nachbarorte auszuspielen, um in der Konkurrenz der Städte untereinander die Leistungsfähigkeit der Einzelstadt zu erhöhen. „Musikalische Städte-Wettstreite" — „Städtische Musikpreise" — wäre dieser Gedanke gar zu absurd? Wanderpreise oder einzelne, von jeder Stadt gestiftete Ehrenpreise — könnten sie nicht ihrerseits zur Hebung des lokalen Musiklebens beitragen?

Ein solcher „Tag der städtischen Musikpflege" müßte zu einem Fest- und Freudentage der gesamten Einwohnerschaft werden. Nicht zu einem Kunstgenuß allein für eine bestimmte Schicht der Bevölkerung. Tanz und Liedgesang im Freien, Umzüge und Konzerte auf Volksinstrumenten auf öffentlichen Plätzen, abendliche Aufführungen großen Stils würden zusammenwirken zu einer großen, gewaltigen Sinfonie der Stadt.

*

Kunst soll Eigentum eines ganzen Volkes werden. Ein ganzes Land soll sich am Altar der Musik die Hände reichen, es soll sich zu den Klängen edelster Kunst verbrüdern. Niemand soll ausgeschlossen sein von großen volkbewegenden musikalischen Ereignissen.

Wir haben schon zwei solcher „Tage der nationalen Musik", an denen Deutschland widerhallt von einem Bekenntnis zur tönenden Kunst. Das eine ist der „Deutsche Liedertag", den der „Deutsche Sängerbund" in der zweiten Junihälfte regelmäßig veranstaltet. Alle Chorvereinigungen sind aufgeboten, um an diesem Tage auf den öffentlichen Plätzen der Großstadt Volkslieder

Digitized by Google

zu singen. Dann haben wir noch einen „Tag der Hausmusik“ im Herbst, eine überzeugende und auch von einem praktischen Erfolg begleitete Werbung für die Musik im Hause, durchgeführt von den musikalischen Vereinigungen, vom Rundfunk. Und dann gibt es auch auf dem Gebiet der Oper zum ersten Male Ansätze zu einer allgemein völkischen Orientierung. Die Theaterfestspiele, die Dresden Ende Mai begonnen hat, sind keine „Städtischen“ Festspiele, keine „Sächsischen“ Festspiele — nein, es sind „Reichs“-Festspiele. — Kunstfeste eines ganzen Reiches — welch ein schöner, erhabener Begriff!

Aber derartige Kundgebungen für einzelne Zweige der musikalischen Ausübung ließen sich bei geeigneter Organisation machtvoll erweitern zu einem allumfassenden „Tag der nationalen Musik“, der jeder Art der musikalischen Betätigung gewidmet ist. Österreich hat vor einem Jahre einen „Tag der Musikpflege“ veranstaltet, wobei alle verfügbaren Orchester, vom Staatstheater bis zu den Liebhabervereinigungen, alle Sänger, Instrumentalquartette, Konservatorien, Kirchenmusiker usw. vor dem Volke ohne Entgelt musizierten. In Wien allein fanden mehr als 80 Veranstaltungen mit 7000 Musikern vor 60000 Zuhörern statt, elf Streichquartette spielten für 23000 Schüler.

Kommt das Volk nicht zum Künstler, so muß der Künstler vom Podium, von der Bühne herab zum Volke gehen. Man stelle sich einmal vor, der Kammersänger X und die Kammersängerin Z ziehen aus der nationalsozialistischen Weltanschauung die Schlußfolgerung, daß sie außerhalb ihrer eigentlichen Wirkungsstätte, vor der Oper, neben dem Hause zum Volke singen...

*

Dringt somit der musikalische Strom von einzelnen Zentren aus mit immer stärkerer Kraft, mit hinreißender Wucht vor, ist somit das ganze Land durchstrahlt, durchglüht und erwärmt von dem Geist der tönenden Kunst, so wird das Echo dieses Eindrucks rückflutend auch auf die kleineren solistischen Veranstaltungen übergreifen, denen bei ausreichender künstlerischer Qualität ein Widerschein jener Achtung gebührt, die das Volk im Großen den Leistungen in jenen über dem Alltag thronenden Tempeln der Kunst entgegenzubringen lernt.

Ist wenigstens ein Teil der hier niedergelegten Anregungen erfüllt, wird der Musikausübung das kultische Gepräge zurückgewonnen, gelingt es auf Grund einer seelischen Umwandlung Musik wieder mit dem Mantel der Heiligkeit, der Weihe zu umkleiden, so ist eine Urforderung, ein Urgesetz befolgt: Achtung und Ehrfurcht zu zeigen vor den Meistern der Tonkunst, die uns aus irdischem Munde himmlische Werte kündeten — Achtung und Ehrfurcht auch vor denen, die sich selbstlos, ohne Star-Allüren und kleinliche Eitelkeit dem priesterlichen Dienst der Kunstnachschöpfung weihen.

Digitized by Google

Walter Abendroth:

Hans Pfitzner

In den langen Jahren des Kulturverfalls und der Auflösung war es unter den wirkenden und schaffenden Musikern deutscher Zunge einer, dessen Name allen anderen voranleuchtete als ein Mahnzeichen zum Bekenntnis, ein Aufruf zum Kampf für Würde und Macht des Deutschtums in Deutschland, ein Symbol und eine Gewähr zugleich für den ungebrochenen Lebenswillen wie für die unerschöpfte Schaffenskraft des deutschen Geistes: Hans Pfitzner. Keiner war so stark und innerlich wie er im Künden von deutscher Seelenhaftigkeit, keiner so scharf und rücksichtslos gegen die Feinde des Deutschtums wie gegen den eigenen Vorteil im Kämpfen um das deutsche Erbe und die deutsche Zukunft. Diejenigen, die wissen wollten, daß nationale Kunst und vaterländischer Eifer überwundene Dinge seien, suchten seine Stimme zu ersticken, indem sie ihn als „letzten Romantiker" und „rückwärtsgerichteten Pessimisten" ausschrien. Das Gift, welches jene Leute damit ausstreuten, wirkte so nachhaltig, daß diese willkürliche Verzerrung von Pfitzners Charakterbild noch heute weithin wirksam ist; mit Scham muß es — will man der Wahrheit die Ehre geben — gestanden werden! Hand in Hand mit solcher Abstempelung als trauriger Reaktionär ging die als „undankbarer" Stänkerer und Krakehler. Auch sie geht noch in unseren Tagen um; man möchte, daß die echte, glühende Kampfnatur, daß der alte Kämpe, der Fanatiker der Wahrheit und des Rechts „in Zivil" sozusagen ein lammfrommer Gemütsmensch sei, ein Mann der langen Pfeife und des Schlafrocks, ein behaglicher Bürger, dem sich die Probleme des Daseins und die Reibungen zwischen Wachheit und Trägheit der Menschen im Stat lösen.

Hans Pfitzner ist immer ein Kämpfer gewesen, und das heißt ein Unruhebringer. Wem Ruhe das Höchste und Wünschenswerteste ist, dem allerdings muß ein solcher Charakter von Grund auf widerwärtig sein. Wer aber im Donnern und Feuerspeien des Vulkans, und schließlich auch im Aschenregen den Ausbruch einer großen Natur erleben kann, wird fühlen, was da am Werke ist. Hans Pfitzners sogenannte Unbequemlichkeit ist der Ausdruck seiner Sachlichkeit. Da es ihm, besonders in der Arbeit, niemals um die mitwirkenden Personen zu tun ist — am wenigsten um die eigene — so setzt er das auch von den anderen voraus; so entstehen die Mißverständnisse, die Konflikte, die Gekränktheiten und Böswilligkeiten, die unversöhnlichen Feindschaften, die dann dafür sorgen, daß der neueste „Fall Pfitzner" seine Runde macht. Nie ging es, wie gesagt, Pfitzner um seine Person, sondern immer um eine Sache. Die Sache der Kunst, die für ihn schlechthin die deutsche ist. Auf der Straßburger Kulturschanz' steht er zehn Jahre lang als Hüter und Mehrer deutscher Geistesgüter, aufs heftigste befehdet von der Franzosenpartei, mit der die „deutschen" Marxisten brüderlich Schulter an Schulter gehen. Von deutscher Musik bringt er dort zu Gehör, was die Vergangenheit

Digitized by Google

an tönenden Denkmälern aufgerichtet und was die Gegenwart an Werthaltigem neu hergibt. Aus einem Provinztheater untergeordneten Ranges macht er eine Pflegstätte deutscher Opernkunst, ein Festspielhaus für unsere Meisterwerke, denen er als Dirigent und Regisseur eine Vollendung der Wiedergabe leiht, daß die Bühnenfachleute und Musikfreunde aus allen Gegenden der Heimat und sogar auch aus näher gelegenen Städten Frankreichs herbeikommen, um zu hören, zu sehen und zu lernen. In derselben Stadt schafft er während der ersten Kriegsjahre das Werk, das als einzige geistige Tat jener Zeit der gewaltigen Größe der Leiden und Opfer würdig ist, die an den Fronten für den deutschen Geist und für sein Land gebracht werden: „Palestrina". Einen Tag nach der Niederschrift der letzten Note meldet er sich zum Kriegsdienst, da er meint, nunmehr kein Recht mehr zu haben, anders als alle anderen guten Deutschen zu leben. Er wird zwar tauglich befunden, aber auf heimliches Betreiben der Stadtväter zu seinem großen Ärger und Kummer wieder und wieder „zurückgestellt". 1917 beantwortet er von Straßburg aus Ferruccio Busonis Schrift „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst", in der ein bald um sich greifender, wachsender und überhandnehmender Geist zersetzenden Intellektualismus' seine ersten Auflösungskeime legte in die festen Begriffe von echt und unecht, organisch und chaotisch, künstlerisch und dilettantisch, volkshaft und allerweltsmäßig mit der kühnen, klugen und heißblütigen Gegenschrift: „Futuristengefahr". Ein Jahr darauf hat Straßburg aufgehört, eine deutsche Stadt zu sein. Pfitzner, ohne Habe und ohne Aussicht, sich neue zu erwerben, findet mit Freundeshilfe ein bescheidenes Asyl am Ammersee. Auf die den vertriebenen Elsaß-Lothringern gewährte Reichspension verzichtet er, als ihn München zur Leitung einiger Abonnementskonzerte einlädt; er will — obgleich noch ohne feste Lebensgrundlage — das so schwer daniedergeschlagene Vaterland nicht belasten ... Tief leidet er an der preisgegebenen Ehre Deutschlands, an dem Selbstverrat eines teils übermatteten, teils entarteten Volkes. Seine erste Tat im neuen Heim ist ein flammender Protest gegen die klein gewordene Zeit, gegen die Verräter an den Helden des vierjährigen Kampfes, gegen die Verderber des deutschen Wesens: die internationalen Juden als Macher der marxistischen Revolution, die Deutschland dem Schandfrieden unterwirft. Was die wenigen innerlich fest gebliebenen Deutschen jener Tage empfinden, spricht er schonungslos aus. Aber er führt nicht nur eine scharfe Klinge — er baut in dieser Zeit aller wankenden Grundlagen der Nation einen neuen, herrlichen Tempel der deutschen Innerlichkeit auf, indem er die wunderreiche Eichendorff-Kantate „Von deutscher Seele" schafft. Von dem ehemaligen Freunde (wenigstens Verehrer und Herold) Thomas Mann, der manches ideell für ihn gewirkt, scheidet er sich, als dieser sein kosmopolitisch-demokratisches Herz entdeckt und den Gedanken der nationalen Ehre dem Intellektuellen-Traume von liberalistischer Weltverbrüderung aufopfert. Da hebt in der deutschen Republik ein großes Geschrei an über den undankbaren Pfitzner ... Das heißt: über den, dem das Bekenntnis zum Deutschtum und Deutschsein über allem steht; auch über Freundschaft und persönlicher Verpflichtetheit. Einige Jahre später folgt dann die geniale Schrift von „Werk und Wieder-

Digitized by Google

gabe" — ebenfalls eine Kampfansage; nämlich gegen Willkür und Gewissenlosigkeit, wie sie ein degeneriertes Reproduktions-Virtuosentum am deutschen Kunstgut übt. Hier wird er zum Vorkämpfer und ästhetischen Begründer der Theaterreform, wie sie (sofern es sich dabei um die im Buchtitel ausgesprochenen Aufgaben handelt) der nationalsozialistische Staat inzwischen verwirklicht hat. Nach der Machtergreifung dieses Staates bringt Pfitzner mit freudiger Bereitschaft das für ihn sehr fühlbare Opfer der Verzichtleistung auf seine Mitwirkung an den Festspielen in Salzburg zum Zeichen des Protestes gegen die Deutschenverfolgungen in Österreich. So sehen wir diesen Künstler sich aus eingeborener Notwendigkeit heraus stets von neuem als selbstlosen Verfechter deutschen Wesens einsetzen und zugleich auch sich als wahrhaft sozialen Menschen bewähren, dem immer die Sache der Kultur- und Volksgemeinschaft über den eigenen Vorteil geht.

Das also ist der Kämpfer und Bekenner Pfitzner.

Was hat uns nun der Musiker zu sagen?

Eine große Gemeinde, zu der sehr viele zählen, die auch nicht gerade die schlechtesten Deutschen sind, verehrt in Hans Pfitzner seit langem den „heimlichen Kaiser" unter den lebenden Komponisten. Gewiß, sein Ruhm wird nach außen hin von anderem überstrahlt; das weiß die Welt. Aber noch hat ja die Geschichte nicht gesprochen. Ihr Urteil steht noch aus, und wir wissen, daß es in gar manchem Falle dem Urteil der Zeitgenossen ganz zuwiderlief. Als Johann Sebastian Bach am Leben war, der wohl der größte Musiker aller Zeiten genannt werden darf, war er keineswegs etwa der berühmteste und angesehenste. Nicht einmal der so viel glückhaftere Händel war es; sondern der immerhin tief unter beiden stehende, bis zur kürzlich stattgehabten Neuausgrabung ziemlich in Vergessenheit geratene elegante, glatte Oberflächenkünstler Telemann! An diesen wandte sich der Rat der Stadt Leipzig zuerst, als das Thomas-Kantorat neu zu besetzen war. Nachdem er abgesagt hatte, versuchte man einen andern zu gewinnen, dessen Namen heute überhaupt kein Laie mehr kennt, der aber damals auch noch weit angesehener war als Bach. Erst als auch jener heute ganz Verschollene die Stelle ausgeschlagen, gewann man Bach und entschuldigte sich vor der Öffentlichkeit damit, daß „kein anderer zu haben gewesen wäre" ... Ferner: wer war der weltberühmteste, am meisten gespielte und gelesene Dramatiker vor hundert Jahren? Nicht Goethe, auch nicht Schiller; von Kleist — dem weitaus größten deutschen Bühnendichter — gar nicht zu reden. Der anerkannt „bedeutendste" Dramatiker jener Zeit war vielmehr Herr von Kotzebue ... Endlich: bekannt genug ist wohl, wer noch die Opernbühnen Europas beherrschte, als Richard Wagner bereits den „Tristan", selbst die „Meistersinger" geschrieben hatte; nämlich der Berliner jüdische Bankiersohn Jakob Meyer, genannt Giacomo Meyerbeer. Wir sehen daraus jedenfalls das eine: daß der Ruhm des Tages oft genug denjenigen verdunkelt, dem die Zukunft und die Dauer vorbehalten ist.

Es gibt also zahlreiche deutsche Musikfreunde und Kenner, denen, solange sie von ihm wissen, Hans Pfitzner als „der" Meister unserer Tage gilt.

Digitized by Google

Hans Pfitzner

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Beweisen" läßt sich so eine Meinung natürlich ebensowenig, wie die gegenteilige. Aber es lassen sich sachliche Gründe dafür ins Treffen führen.

In leichter Umdichtung eines Eichendorff-Spruchs hat Pfitzner einmal seinem Taschenbuch das Verslein anvertraut:

„Auf das Wohl der Komponisten,
die nicht wagnern und nicht liszten,
frei von atonalen Misten
spenden Gold aus eigenen Kisten!"

Das ist es! Hans Pfitzner ist vom ersten Anfang seines Schaffens an ein Eigener gewesen. Zu der Zeit seiner Jugend war die sogenannte „neudeutsche" Richtung in der Musik im Vormarsch begriffen. Eine Richtung, mit welcher fälschlich auch Wagner immer in ursächlichen Zusammenhang gebracht wird, die jedoch der Bayreuther Meister — wie sich mühelos nachweisen läßt — im Grunde seines Herzens und zum Teil sogar öffentlich ablehnte. Offen bekämpfen konnte er sie nicht, weil er damit seinen tatkräftigen Freund und Helfer Liszt geschädigt haben würde, der der eigentliche Urheber dieser Richtung war. Liszt war zwar Wahldeutscher, aber immerhin von Geburt Ungar und im Lebensstil internationaler Weltmann, geistig ebenso stark von französischem wie von deutschem Kulturgut gebildet. Ihm hatte es Berlioz' Literaturmusik (Programmusik) angetan, die aus einem echt französischen Mißverständnis Beethovenscher Kunst hervorgegangen war. Unter ganz irriger und irreführender Berufung auf vermeintliche deutsche Beispiele von Programmusik (Schumann) übertrug nun Liszt dies im Grunde antimusikalische Prinzip auf die deutsche Musik und bahnte der undeutschen Richtung mit seinen „Symphonischen Dichtungen" den Weg als einer deutschen „Zukunftsmusik". Im Grunde wurde mit dieser Außerkraftsetzung des Reinmusikalischen in der Tonkunst schon der Keim zur späteren Zersetzung aller musikalischen Ordnung gelegt. Hans Pfitzner war viel zu sehr absoluter Musiker, um von dieser Richtung selbst im empfänglichsten Jugendalter beeinflußt zu werden. Für ihn war der Inbegriff deutscher Musik erfüllt mit den großen deutschen Klassikern und Romantikern, sowie der Riesengestalt des Dramatikers Wagner, die ihm aber auch den Blick und das Ohr für die herbere Kunst eines Brahms nicht trüben konnte. So darf man sagen, daß Pfitzner, indem er sich keiner einzigen der damals noch um ihre gegenseitige Ausschließlichkeit kämpfenden Richtungen verschrieb und doch das Organische und Evolutionäre von allen in sich aufnahm, zum einzigen Erben der gesamten musikalischen Schaffenssumme des 19. Jahrhunderts wurde, unter Ausschluß des sogenannten „neudeutschen" Elementes.

Das ist eine stilgeschichtliche Feststellung, die sich sehr reizvoll nachprüfen läßt an den Jugendwerken, in denen Pfitzner zwar bereits eine unverkennbar eigene Sprache spricht, in denen aber noch hier und da sozusagen der Kopf des „Vordermannes" sichtbar wird. Es tritt jedoch die Tatsache dieses Universalerbes auch in Erscheinung durch den Umstand, daß Pfitzners Schaffen alle Gebiete der Musik, vom Lied und von der Kammermusik bis zur Symphonie, der romantischen Oper und dem Musikdrama mit gleicher In-

Digitized by Google

tensität und gleicher Genialität umfaßt. Zu weit führen würde hier natürlich der an sich lockende Versuch, den musikgeschichtlichen Fäden nachzugehen, die sich in Pfitzners Musik schneiden und, gesteigert durch das Eigenpersönliche seines einmaligen Genies, den neuen, so unerhört starken Pfitzner-Stil bilden. Die Anregung möge genügen. Für jeden, den ein solches Studium ernstlich reizt, liegen ja die Werke des Meisters erreichbar da: die 106 Klavier-Lieder, die Orchester-Gesänge, die Cello-Sonate, das Trio, die beiden Quartette, das große Quintett, das Klavier-Konzert, das Violin-Konzert, die Cis-Moll-Symphonie, die Kantate „Von deutscher Seele", die Chorphantasie „Das dunkle Reich", die Schauspielmusiken zu Ibsens „Fest auf Solhaug" und Kleists „Käthchen von Heilbronn", das Musikdrama „Der arme Heinrich", die romantische Oper „Die Rose vom Liebesgarten", die musikalische Legende „Palestrina", die Spieloper „Das Christelflein", das Drama für Musik „Das Herz" usw.

Ein Studium dieses reichen Lebenswerkes würde aber vor allem noch eins erweisen (was noch viel zu wenig gewürdigt worden ist): daß Hans Pfitzner nicht allein der *Erbe* des musikalischen Gesamtgutes des 19. Jahrhunderts ist, sondern zugleich der *Überwinder dieses Jahrhunderts* und der *Überführer der Erbschaft in ein neues Werden*; *Vollender eines abklingenden Musikzeitalters und zugleich Führer in ein neues*. Die deutsche Romantik fand in ihm den Meister, der sie für ein neues Jahrhundert, für eine moderne Seelenhaltung legitimierte durch die wirkliche Überzeitlichkeit seines Geistes und die Zukunftsbedeutung seines Genius. Der immer mehr zu leerer Artistik absinkenden neudeutschen Art des Musikmachens, die hauptsächlich darin bestand, unter Aufwand ungeheurer Mittel aus einem Nichts von Einfall („Motive" und Motivchen statt weit geschwungener Themen und Melodien) einen berauschenden, narkotischen Bluff zu zaubern, setzte er den gesunden Musiksinn der wahren Großmeister entgegen, für den der stark geprägte thematische Einfall den Wesenskern aller tönenden Kunst bedeutet. Damit unmittelbar hängt zusammen, daß Pfitzner die im reinen impressionistischen Klangfarbenrausch angelangte romantische Harmonik und ihre gleißnerische Scheinpolyphonie durch eine neue kräftige *echte* Polyphonie überwand, eine neue Bewegungsfreude aller Einzelstimmen, welcher die harmonische (tonale) Bindung zwar *Gesetz*, aber nicht mehr Selbstherrscherin ist. Pfitzner zeigte sich hierin sehr früh als Wegbereiter der heutigen jungen Generation; von dieser wird er auch seit längerem besser verstanden und höher gewertet, als von seinen engeren Zeitgenossen, denen die neudeutsche Klangfettpolsterartistik für eine absolute Verpflichtung galt, und die nicht merkten, wie sehr solche rauschhaften Ohrenschmäuse schon hohler Materialismus waren, wie sehr sie nach Vergangenheit rochen. Ward Pfitzner so ein Aufrichter und Bewahrer neuer *Strenge* der musikalischen Kunst, so muß andererseits gesagt werden, daß der Reichtum seiner melodischen Erfindung seinen Schöpfungen jene sprechende Unmittelbarkeit verleiht, die ihnen ganz sicher einmal auch Volkstümlichkeit in edelstem Sinne sichern wird. Heute stehen einer weit genug tragenden Auswirkung der Pfitznerschen Werke noch mancherlei Schwierigkeiten im Wege, die *nicht* in der Natur

Digitized by Google

dieſer Werke ſelbſt liegen, ſondern in den oben bereits erwähnten Trübungen und Verzerrungen, denen das Charakterbild des Meiſters in einer Zeit ausgeſetzt wurde, mit der er in heftigſter Fehde lag. Verzerrungen, die auch auf die Beurteilung ſeiner Kunſt übertragen wurden und ſich dem allgemeinen Bewußtſein derart unausrottbar einprägten, daß ſie bis heute noch nicht aufgehört haben, ihre Wirkung zu tun.

Es iſt ein mißliches Ding, den Richterſprüchen der Geſchichte vorgreifen zu wollen. Aber es gehört kein beſonderer Seherblick dazu, um feſtzuſtellen, daß dieſer große deutſche Künſtler und Kämpfer im Lichte der Zukunft daſtehen wird als eine der vollkommenſten Verkörperungen deutſchen Weſens und Geiſtes, eine Schöpfernatur, deren Werke nicht zufällig oder nebenſächlicherweiſe zwiſchen den Grenzpfählen des Deutſchen Reiches zu Papier gebracht wurden, ſondern als machtvollſte Offenbarungen der deutſchen Seele in die Welt traten. Denn deutſch iſt nicht nur Pfitzners menſchlicher Charakter, ſein Mut, ſein Kampfgeiſt, ſein Verantwortungsgefühl, ſeine Unerbittlichkeit im Fordern des Echten und Wahren (zumal auch als *nach*ſchaffender Künſtler von genialer Begabung) — deutſch iſt ſeine ganze Vorſtellungswelt, iſt ſtets ſein künſtleriſcher Gegenſtand, iſt die teils knorrige, teils blutvolle Männlichkeit, die aller Weichlichkeit und Süßlichkeit abholde Sprache ſeiner Töne, iſt die Keuſchheit und Geradheit ſeines Empfindens und ſeiner Erfindung. So ganz deutſcher Art iſt dies alles, daß andere als deutſche Menſchen ſeine letzten Tiefen gar nicht ergründen und erfaſſen können (wie Slaven Bach und Romanen Brahms kaum jemals ganz begreifen werden).

Hans Pfitzner wird uns immer zu gelten haben, als einer jener „Deutſcheſten der Deutſchen", die uns zum Maßſtab innerer Deutſchheit ſchlechthin dienen; an denen wir immer wieder ableſen können, wie ſich im menſchlichen Sein und künſtleriſchen Schaffen unverfälſchtes Deutſchtum ſpiegelt.

Digitized by Google

Wilhelm Rode:
(Intendant des Deutschen Opernhauses)

Opernführung im Dritten Reich

Ein Gespräch mit E. Friedrich M. Aders.

Wenn der Nationalsozialismus auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, bei denen er Hand anlegt, weit ausholt, erst einmal aufräumt, und dann auf weiteste Sicht plant, so liegt das nicht an einem vermeintlich utopistischen „Alles-oder-nichts-Standpunkt", sondern es liegt einfach daran, daß von dem Begriff einer „Führung" im heutigen Sinne kaum auf irgendeinem Gebiete bislang je die Rede sein konnte.

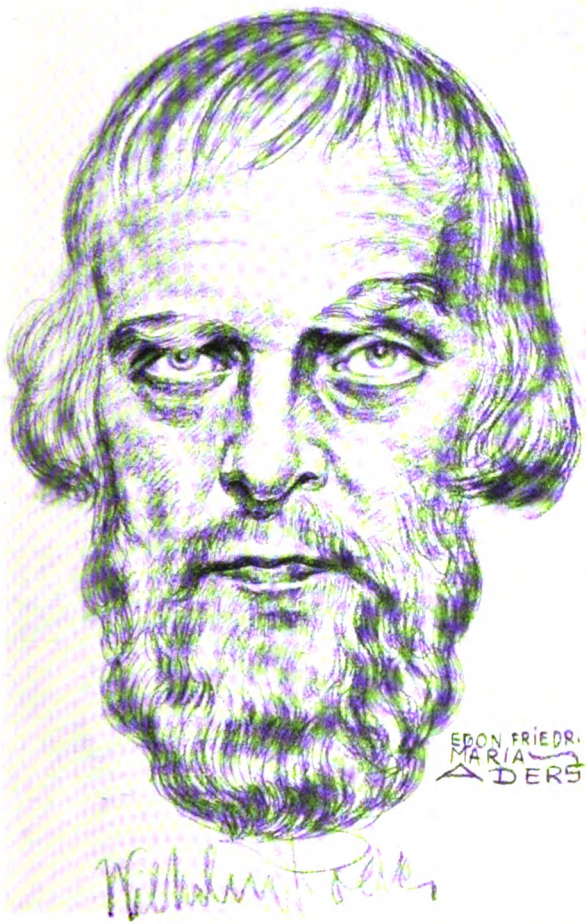
Und wenn ich die ehrenvolle Aufforderung, an dieser Stelle über Opernführung etwas auszusagen, besonders begrüße, so nicht allein deshalb, weil das deutsche Operntheater „auch" solch ein führerlos treibender Kahn gewesen ist, solange es überhaupt da war: — nein, ich begrüße es darum ganz im besonderen, weil hier ein Schulbeispiel dafür vorliegt, wie ein geradezu klassisch-einmalig deutscher Wert durch Führerlosigkeit zu einer peinlichen kulturellen und wirtschaftlichen Fragwürdigkeit heruntersinken konnte!

Wie der breiteren Öffentlichkeit viel zu wenig bewußt ist, stellt das deutsche Operntheater eine nationale Eigentümlichkeit dar, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Es gibt kein Staatsgebilde, in dem jede größere Stadt ihr eigenes ständiges Operntheater unterhält.

Freilich ist die Kunstform, die man „Oper" nennt, aus Italien zu uns gekommen. Und freilich wird auch für uns von der, viele Jahrhunderte alten, italienischen Überlieferung manche Anregung zu holen sein und bleiben; aber selbst in Italien lebt die Einrichtung des ständigen Operntheaters nur in wenigen der allergrößten Städte und auch da nur einige Monate im Jahre. Vor allem aber: was deutsche Art aus dieser Einrichtung machen kann, ist etwas ganz und gar Eigenes und Einmaliges. Das wird sich in ungeahnter Erfüllung jetzt im Dritten Reiche zeigen.

Als Richard Wagner auf den Plan trat, war das deutsche Opernwesen in den Bahnen schematischer Nachahmung artfremden Stiles befangen. Im Mittelpunkte des gesamten bühnenmäßigen Geschehens stand nicht das Werk, stand nicht die disziplinvoll dienende Übermittelung geistiger und seelischer Werte an das Volk, sondern stand der ichsüchtige und eitle Geltungstrieb eines entarteten Sängergeschlechtes. Ein jeder trachtete nur danach, sich in den Vordergrund zu spielen und mit seiner persönlichen Vortragsnummer die größtmögliche sinnlich-äußerliche Glanzwirkung zu erzielen. Unter unsäglichen Leiden, Kämpfen, Bitternissen, bis zur völligen Verzweiflung hat Richard Wagner mit dem Operntheater seiner Zeit gerungen, um es im Schmelztiegel seiner feuersprühenden Werke so umzuformen, daß es zu einem für die

Digitized by Google



Wilhelm Rode als Hans Sachs

Digitized by Google

Wilhem Rode als Amonasro

Digitized by Google

Wiedergabe dieser Werke stiltauglichen Gerät wurde. Und hier offenbarte sich nun jene Wahrheit, die erst durch den Nationalsozialismus zum vollen Durchbruch gekommen ist: daß nämlich auch der größte Genius ohne den tragenden Grund einer politisch-weltanschaulich geschlossenen Volksgemeinschaft zwar seine geschriebenen Werke, nicht aber deren Verwirklichung im Kulturrahmen seiner Zeit zur letzten Vollendung zu bringen vermag.

Um von einer gespreizten, eitlen, ganz veräußerlichten, innerlich total ausdruckslos gewordenen Schönsingerei überhaupt einmal loszukommen, mußte sich Richard Wagner zunächst in eine programmatische Gegensätzlichkeit begeben und, zur grundlegenden Verdeutlichung des neuen Stils, mit der Zwischenlösung des sogenannten „Sprechgesanges" begnügen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser unvermeidliche Bruch mit den altüberlieferten Begriffen der weichen und schönen gesanglichen Linie in der Folge dazu herhalten mußte, den Widerständen gegen Wagner und sein Werk neue Nahrung zu geben. Zwar trug die Üppigkeit der Jahrzehnte von 1870 bis 1900 den Meister und sein Werk (und damit auch die Apparatur des deutschen Operntheaters) zu einem gewissen Siege; aber wie sehr dies nur ein gleißender Schein war, das erwies sich nur zu sehr um die Jahrhundertwende beim Beginn des Naturalismus und vollends in den anderthalb Jahrzehnten deutschen Niederbruchs, die jetzt hinter uns liegen. Der Begriff des „Wagner-Sängers" wurde zur Fragwürdigkeit gestempelt. Wagner-Sänger war beinah ein Schimpfwort. Damit wurde etwas Künstlerisch-primitives, Derbes, ja Rohes umschrieben. Und nur so konnte es geschehen, daß der furchtbare Einbruch des Intellektualismus in die Welt der Oper überhaupt möglich wurde.

Der Weg, auf dem nun dieser Angriff vorgetragen wurde, ging über eine heuchlerische Mozart-Renaissance. Auf einmal hieß es: „Oper" ist ja „Singen". Wagner kann nicht gesungen, sondern nur geschrien werden. Damit begann jene Mozart-Interpretation der sogenannten Wiener Dirigenten-Schule, die Züchtung des jüdisch-intellektuellen Dirigententypus, der einen spielerisch-parfümierten, rokokesk-dekadenten, vollkommen undeutschen Mozart als Inbegriff der Musikalität aufzeigte und in einen verlogenen Gegensatz zu Wagner brachte. Dieser Kapellmeistertypus wurde fast zum Totengräber des deutschen Operntheaters. Wenn einerseits Mozart durch Überbetonung des weltbürgerlichen Stilelementes in undeutscher Weise versimlicht wurde, so wurde auf der anderen Seite ganz planmäßig Wagners Werk „vergeistigt", d. h. zum Tummelplatz falscher, dynamisch roher Monumentalität und „interessant" verhetzter Zeitmaße gemacht, wurde „modernisiert", Spielball für „Auffassungen" und überhaupt Freigelände kapellmeisterlicher Herrschsucht und Willkür, unter immer fortschreitender Verdrängung des Sängers, als des ursprünglichen Trägers der ganzen Stilform „Oper".

Die Einkreisung von den Geistern der Vernichtung war damit vollzogen. Die durch Wagner in hoher Planung bewirkte Unterbrechung der Entwicklung des Gesangstils war zur Entwurzelung der gesamten Aufführungsapparatur des deutschen Operntheaters benutzt worden. —

Digitized by Google

Nun sang man nicht mehr „italienisch", aber auch nicht mehr „deutsch in der Entwicklung", nun sang man sozusagen gar nicht mehr. Der verwelschte Mozart wurde affektiert gesäuselt, Wagner wurde gebrüllt, und im übrigen war all das überhaupt Nebensache, denn „Oper" — das war nun der Kapellmeister, d. h. meistens der jüdische, oder wenigstens der liberalistisch-intellektuelle mit „Auffassung". Damit war dann weiterhin auch der Weg frei für den planmäßigen Einbau jener expressionistischen Regie- und Bühnenbild-Experimente, die heute als wildgewordenes Kunstgewerbe und größenwahnsinnige Gebrauchsgraphik entlarvt sind und im Falle Wagner zu den schandhaften Widerwärtigkeiten jenes „Holländer" in der Krolloper und jenes „Tannhäuser" in der Staatsoper sich vorwagen durften.

In der Tat: Nur die Aufspürung der großen Wetterlinien geschichtlicher Fehlentwicklung kann auch bei der Frage der Oper erst dazu führen, die Probleme, die gelöst werden sollen, zunächst einmal richtig zu sehen.

„Opernführung im Dritten Reiche" kann für mich, solange ich auf meinem Posten stehe als Intendant des reichseigenen „Deutschen Opernhauses" nichts Geringeres bedeuten, als in ebenso weitausholender wie weitsichtiger Planung die Fäden einer abgerissenen historischen Entwicklung wieder zu knüpfen.

Mit bloßer „Wagner-Pflege" ist noch gar nichts gesagt und getan. Auch der Volksoper-Gedanke, so lieb und wert er sein mag, ist vom Weber-, Lortzing- und Marschner-Spielplan her erst in zweiter Linie, in erster Linie jedoch auch nur wieder von dem dazugehörigen Stilbildnerischen her zu erfüllen. „Volkstümlich" ist nicht ohne weiteres diejenige Oper, in welcher Volkstypen als wesentlicher Inhalt vorkommen. Sondern volkstümlich ist jede Opernaufführung (voran die Wagner'scher, aber auch ausländischer Werke) dann und nur dann, wenn das Kennzeichnende der Stilform, die man „Oper" nennt, nämlich der „singende Darsteller" in reiner Kunstgesetzmäßigkeit zur Entfaltung kommt und damit endlich die heroischen und sonstigen seelischen Werte dem Herzen des Volkes eingängig und wirksam nahegebracht werden. Das aber kann nur erzielt werden durch die unerschütterliche Festigung eines Begriffes vom deutschen Operntheater als denkbar vollendetster Aufführungsapparatur.

Ein Star-Kapellmeistertum ist dafür nicht nur nicht nötig, sondern schädlich. Eine geistreichelnde Regieführung gar ist der Todfeind.

Opernführung heißt heute zunächst, diese wuchernden Erscheinungen des öffentlichen Kunstlebens mit aller gebotenen Zivilcourage in strenger Disziplin auf den ihnen organisch zukommenden Platz zu weisen. Das ist die erste Voraussetzung.

Alsdann heißt es, mit unendlicher Behutsamkeit und Feinspürigkeit aus der ehrwürdigen, durch jahrhundertelange künstlerische Siege beglaubigten italienischen Gesangskultur diejenigen Stilelemente für uns nutzbar zu machen, die wir zum Aufbau gebrauchen können und sie mit den richtig verstan-

Digitized by Google

denen sprachlichen Ausdruckswerten, die uns Wagner schenkte, zu einer uns arteigenen organischen Stileinheit zu verschmelzen.

In diesem Sinne (dem einzigen Sinne, der heute einen „Sinn" hat) konnte bislang überhaupt zu keiner Zeit von einer „Führung" beim deutschen Operntheater die Rede sein. Hier ist so gut wie Alles noch zu tun. Vor allem: Richard Wagners große Zeit war noch nicht und ist noch nicht. Sie kommt erst. Und mit ihm, dem auf dem tragenden Boden des Dritten Reichs Erfüllten, kommt für das einzig in der Welt dastehende vielgestaltige deutsche Operntheaterwesen der vokalistisch-einheitliche Große Stil, der seines Daseins tiefster und letzter Sinn ist und es zu einem gewaltigen Instrument seelischer und geistiger Volkserziehung machen wird.

Digitized by Google

Prof. Dr. Hermann Unger, Köln:

Kunstmusik oder Volksmusik?

Alles wahrhaft Große und die Zeiten Überdauernde wird aus künstlerischem Genius geboren und mit Mitteln zur bleibenden Form gestaltet, welche denjenigen der Kunst aufs engste verwandt sind. Und wenn Friedrich Nietzsche es einmal aussprach: „Wir Philosophen sind für nichts so dankbar, als wenn wir mit dem Künstler verwechselt werden", so gilt dieses Wort verstärkt vom Staatsmanne, dem die höchste künstlerische Aufgabe zuteil wurde: Menschen zu einer nationalen Einheit zu heben. Bismarck war ein solcher Künstler in hohem und Adolf Hitler ist es in höchstem Grade. Ihr Wort, das gesprochene wie das geschriebene, beweist das nicht minder als ihre Tat, die immer und jederzeit aus der Tiefe der schöpferischen Intuition kam und das Siegel der Begnadung trug. Darum steht aber auch im Plane der Staatsschöpfung dieser Männer, wie ebenso in jenem eines Martin Luther und Friedrich des Großen die Kunst an erster Stelle. Und Adolf Hitler hat es klar ausgesprochen, daß das Dritte Reich, von Künstlern wie Moeller van den Bruck und Dietrich Eckart angekündigt (von einem Stubenphilosophen, welt- und volksfremd wie Oswald Spengler übersehen) der sicheren Untermauerung durch die Kunst bedarf. Als die deutscheste aller Künste hat Staatssekretär Funk in seiner Ansprache an die deutschen Komponisten nun die Musik bezeichnet. Deren, seit vielen Menschenaltern fest begründete, selbst von einem Wortführer der Systemzeit, Paul Bekker, so bezeichnete „Weltgeltung" jedoch geriet ins Wanken, als sie den Versuch machte, „international" sein zu wollen, d. h. also den Boden ihres eigenen Volkstums zu verlassen und zu verlieren. Hier gilt es, das Steuer herumzuwerfen und der deutschen Musik neue, dauerhafte Grundlagen im eigenen Volke zu geben, damit sie wiederum diesem Volke Fundament des neuen Staates werde. Diese Aufgabe freilich ist weit schwerer als sie auf den ersten Blick erscheint. Denn sie setzt voraus die Neuformung des deutschen Menschen, die kaum erst begonnen wurde und sie hat zu überwinden Mängel, welche tief im bisherigen Leben und Wesen des Deutschen und vor allem des deutschen Musikers begründet liegen. Der bloße gute Wille und die Bereitschaft, tätig zu sein und „Volkskonzerte" zu geben, Volkslieder durch Preisausschreiben zu schaffen, aufklärende Vorträge zu halten und Aufsätze zu schreiben, genügt in keiner Weise.

Auch da haben wir allein aus der Geschichte zu lernen. Jene Zeiten, als die Deutschen ein einheitliches politisches und kulturelles Ganzes darstellten, kannten den Unterschied von „Kunst- und Volksmusik" überhaupt nicht. Zur selben Stunde, als die großen deutschen Volksliedsammlungen entstanden, verwendeten deutsche Meister wie Finck, Senfl, Hofhaimer diese Lieder als thematische Grundlagen ihrer kunstvollen und dennoch echt volkstümlichen Chorwerke im Gegensatz zu ihren französischen und italienischen Schaffensgenossen, deren Chansons und Madrigale immer mehr oder minder Ange-

Digitized by Google

legenheit der „Gebildeten“ blieben. Für das deutsche Passionsoratorium war kennzeichnend die Einbeziehung des Volkschorals, für die deutschen Klassiker der Symphonie ihre Vorliebe für deutsch-österreichische Volksweisen, die in ernsten wie heiter bewegten Sätzen ihre Stätte fanden, ebenso wie auf Luthers Reformation der musikgeschichtlich bahnbrechende Gedanke folgte, die tragende Melodie in die vom gesamten Volk mitzusingende Oberstimme zu verlegen und damit den kunstvollen und künstlichen cantus firmus der Mittelstimme zu verlassen. Die deutschen collegia musica waren es, in denen Laien und Berufsmusiker einträchtig zusammen musizierten. Der politische Niedergang Deutschlands hatte das „Konzertwesen“ und damit die Verhimmelung des Virtuosentums, die geschäftliche Ausbeutung des Publikums zur Folge: aus Volkskunstmusik wurde „Publikumsmusik“ und aus musikverständigen Laien wurden „Dilettanten“. Das Ausländertum blühte, das Volk entfremdete sich der Musik und fiel der Schundmusik anheim, die im „Salon“ und im Biergarten gedieh. Unterhaltungsmusik und Operette wurden das Paradies der Juden, während das deutsche Singspiel, von Mozart und Goethe gehegt, von Weber und Lortzing betreut, verfiel und das deutsche Lied, dem kein Land der Erde etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen hatte, durch den „Schlager“, den „Song“ ersetzt wurde. Mozart hoffte, endlich einmal deutsche Opern komponieren zu dürfen, aber er scheiterte wie nach ihm Weber, Marschner, Hoffmann, die alle klagten, man dürfe alles, nur kein Deutscher sein. Und Wagner, der Glucks Idee einer deutschen Nationaloper unter Heranziehung aller Ausdruckskünste, die in Sprache und Gebärde des eignen Volks verankert seien, durchsetzte, war, wie er selbst gestand, auf die Unterstützung des Auslands angewiesen und bereute es, seinen „Nibelungenring“ diesem deutschen Volke gewidmet zu haben. Die Opernpläne der größten deutschen Symphoniker, eines Beethoven, Brahms, Bruckner und Reger (der sich an den bayerischen Volksdichter Ludwig Thoma vergebens um einen Text wandte) blieben unausgeführt, so wie Goethe enttäuscht seine Pläne zu einem deutschen Singspiel begrub, weil er keine Musiker fand, während zur gleichen Zeit ein Franz Schubert verhungerte. Ja: Wagners Wille, den „Parsifal“ aus dem verderbten Spielplan der deutschen Bühnen herauszuhalten und ihn an Bayreuth zu fesseln, wurde vom Reichstag mit Stimmenmehrheit vereitelt.

Lortzing und Marschner und nach ihnen Wagner erkannten deutlich, daß der so geartete Zustand einzig den Geschäftemachern zugutekam. Der Virtuos wurde zum Selbstzweck, nicht zum Förderer des Schaffenden. Vergebens boten Hugo Wolf, Pfitzner, Reger ihre Lieder den „großen Sängern und Sängerinnen“ ihrer Zeit an; die statt dessen minderem Publikumsgeschmack nachgaben, um dafür wieder billige Ehren einzuheimsen. Dirigenten suchten durch „Uraufführungen“ Sensation zu erregen, wobei ihnen eine verjudete Presse zu Hilfe kam. Um als Gast ins Ausland zu kommen, führte man mindere Auslandsware auf. Für ernste und daher anspruchsvolle neue Werke war weder Zeit noch Lust vorhanden, es sei denn für solche „großer Namen“. Die Programme verödeten, und Richard Wagner sprach es klar aus: „So viel ist gewiß, daß die jetzigen Zusammenstellungen unserer besten Kon-

Digitized by Google

zerte durchaus nur verderblich für die Bildung eines richtigen Geschmackes sich erweisen." Durch „Abwechslung" suchte man den Gaumen zu kitzeln, durch „große Solisten" Neugierde zu locken. Männer sangen Frauen-, Frauen sangen Männerlieder usw. „Mechanismus anstatt Schöpfertum", so fertigte der indische Dichter Tagore mit Recht die europäische und damit auch deutsche Musikmacherei ab, bei der selbst „Musikfeste" mehr in den Dienst der Fremdenwerbung als der Volksgemeinschaft traten. Die Natur- und Volksfremdheit zeigte sich in allem und jedem: was dem Zulukaffern selbstverständlich ist: die Musik in den Dienst der Welt- und Natur- und Gemeinschaftsempfindung zu stellen, war bei uns vergessen: Morgenlieder erklangen am Abend, Winterlieder im Sommer. Und selbst Vereinigungen, die vorgeblich dem Volksganzen dienten wie die Männerchöre, jagten der Virtuoseneitelkeit nach und machten „Wettsingen" mit nachträglicher Verfeindung ganzer Vereine, Ortschaften, Familien, der rücksichtslosen Entlassung der Dirigenten, die keinen „Preis" davongetragen. An den Musikschulen glänzte die, oft geistig und volksmäßig stupide Virtuosenbegabung und die Privatmusikerzieher blieben (und bleiben) auf die Frage stumm, wen sie denn nun von den zeitgenössischen Schaffenden kennen, oder aber sie nennen jene von der jüdischen Welt- und Tagespresse hochgelobten „Internationalen" oder deren deutsche Mitläufer.

Damit ist eigentlich schon deutlich der Weg vorgezeigt, den wir zu gehen haben werden, um von einer volksfremden Publikums- zu einer volkseigenen Musik zu kommen, bei welcher sich das Künstlerische nicht als Sonderheit, sondern allein als qualitative Vorbedingtheit ausweist. Wir haben alle jene Schäden, die sich im öffentlichen Musikleben eingeschlichen haben, auszumerzen, eine strenge Auswahl der Führer dieses Musiklebens zu treffen, sie unter Aufsicht zu halten, der Verarmung des Spielplans, dem flachen Ehrgeiz entgegenzuwirken und zu verzichten auf jenen Teil des „Publikums", der wohl zahlungskräftig, aber ein Krebsschaden für eine echte Volksmusikpflege ist. Die notorische, wohl auch aus jener Zeiteinstellung zu erklärende Gesinnungslosigkeit eines Großteils unserer Musikerschaft wird uns dazu zwingen, erbarmungslos auszurotten, was nicht gesinnungsmäßig sattelfest ist. Dabei sollten wir auch vor „berühmten Namen" nicht Halt machen, deren, gewiß erfreuliche Auslandsgeltung letzten Endes uns politisch doch nicht mehr als höfliche Gesten, aber keinerlei Nachgeben in eigenen politischen Übergriffen einbringt. Viel schlimmer wäre eine Verbitterung unter der anständigen Musikerschaft, wenn man die „großen Diebe laufen und die kleinen hängen" ließe! Und gar die geschäftstüchtigen Überläufer sind hier eine Gefahr, die noch zu wenig erkannt ist. Für uns alle gilt, daß Begabung verpflichtet, und daß wir unsere Begabung allein unserm Volke zu danken und zu verantworten haben. Aber auch auf dem Gebiete der „Volksmusikbewegung" wäre so manche, gut verschleierte Konjunkturmacherei abzudrosseln. Das Wort und die Sache ist zu gut dazu, um als bequemes Aushängeschild für wendige Verleger, Herausgeber und „Organisatoren" zu gelten.

Und dann das Positive: Ansätze zu einer neuen Volksmusikpflege sind vorhanden und zu fördern. Das Pfingstsingen der Lobedasänger in Würzburg,

Digitized by Google

das die Musik wieder in die Natur und ins Volksleben tragen will, die Chorgemeinschaft Ludwig Webers in Essen, der das den Saal füllende Auditorium zum Träger der Grundmelodie macht, die dann kunstmäßig von Chören und dem Orchester gesteigert und vollendet wird. In meinem Wirkungsort Köln sind weitere wertvolle Versuche gemacht worden: in den Gemeinschaftshäusern der N.S. Volkswohlfahrt wurden Singestunden und Chorgemeinschaften gegründet. Musiker von Rang erschienen, um nach Wunsch der Zuhörer eigene Werke vorzutragen. Die Hochschule für Musik plant einen Ausflug in ein Braunkohlenbergwerk, um dort beim Schichtwechsel zu musizieren und mit den arbeitenden Volksgenossen beisammenzubleiben. Im Kölner Reichssender sammelt Gustav Kneip Volkslieder, die ihm auf seinen Anruf durch das Mikrophon aus allen Teilen der Bevölkerung zugesandt wurden, läßt sie von jungen Musikern für Volksinstrumente bearbeiten und dann für die Einsender und alle Rundfunkhörer wieder erklingen. Die Ortgruppen der N.S.D.A.P. wie der N.S. Frauenschaft ziehen einheimische Musiker für ihre Pflichtabende heran. Die Hitlerjugend gibt Lieder heraus, die von ihren Angehörigen gesammelt und von Fachmusikern künstlerisch stilgetreu gesetzt wurden. Die Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes, die Heime der Studentenschaft, Kraft durch Freude, sie alle sind jene neue Gemeinschaft, die an die Stelle des überlebten und seiner volksmäßigen Verpflichtung entarteten Publikums zu treten haben. Dabei sollen große Orchester-, Chor- und Opernaufführungen immer wieder als Sinnbild der künstlerischen Vollendung gelten, die aber ebenso, wenn auch im kleinen, jeder Ausgabe eines S.A.-, H.J.- und sonstigen Gemeinschaftsliedes und -marsches eigen sein muß. An die Stelle starrer „Prominentenanbetung" tritt Verbundenheit mit dem Künstler und Respekt vor seiner Leistung wie vor derjenigen jedes andern, seinen Beruf in den Dienst des Ganzen stellenden berufstätigen Volksgenossen. Der alte Begriff des „Konzertierens", der zuerst nur Gemeinsamkeit des Musizierens und den edlen Wettstreit der Kräfte meinte, muß aus seiner Verödung des Imponierenwollens herausgelöst und in einen neuen Zusammenhang mit allen kulturell regsamen Kräften der Nation gebracht werden.

In seiner deutschesten Oper, den „Meistersingern", hat Richard Wagner deutlich und bewußt jene Dreiheit im musikalischen Leben unseres Volkes dargestellt: „Ich faßte Hans Sachs als die letzte Erscheinung des künstlerisch produktiven Volksgeistes auf und stellte ihm mit dieser Geltung der meistersingerlichen Spießbürgerschaft entgegen, deren durchaus drolligem, tabulatur-poetischem Pedantismus ich in der Figur des „Merkers" einen ganz persönlichen Ausdruck gab." In Walter Stolzing malt Wagner das Bild des genialen, nach keinen Schulregeln und nach keiner „Fachkritik" fragenden schöpferischen Musikers, der in der Schlußszene den ihm gespendeten Lorbeerkranz an Hans Sachs gibt: Kunst- und Volksmusik reichen sich brüderlich die Hand!

Digitized by Google

Kunstmusik und Volksmusik

Eine Rundfrage

veranstaltet von Dr. Fritz Stege,
Mitglied des Verwaltungsbeirates der Reichsmusikkammer.

In der schaffenden Kunst sind wir über das Verhältnis der Kunstmusik zur Volksmusik aus dem Munde bewährtester musikpolitischer Führer genügend unterrichtet worden. Wir wissen heute, daß die neu erwachten volkstümlichen Bestrebungen in immer stärkerem Maße die Kunstmusik befruchten, daß das Volkslied in Variationswerken und anderen Formen Einzug in die Kunstmusik gehalten hat, und daß wir letzthin dieser neu entstandenen organischen Verbindung von Kunstmusik und Volksmusik die endgültige Überwindung eines volksfremden Atonalismus zu danken haben.

Wie aber steht es nun mit der nachschaffenden Kunst? Ist auch hier eine Annäherung zwischen Kunstmusik und Volksmusik angebahnt worden? Oder stehen sich nicht noch heute die Konzertsolisten, die Mitglieder der Kulturorchester einerseits und die Hunderttausende von deutschen Volksmusikern, von Zither-, Bandonion-, Guitarre-, Mandoline- und Mundharmonikaspielern auf der anderen Seite verständnislos und ablehnend gegenüber? Entspricht es dem Sinne einer nationalsozialistischen Weltanschauung, wenn die ungezählten Scharen der Volksmusiker abseits im Schatten der Nichtbeachtung verbleiben, wenn der Begriff des „Musiklebens" in allzu enger Fassung lediglich auf das „Opern- und Konzertleben" beschränkt bleibt unter Ausschluß der Volksmusik, die doch gerade als völkischer Bestandteil ebenfalls ihren vollwertigen Platz im „Musikleben" beansprucht? Auf welche Weise ist es möglich, in der reproduzierenden Kunst eine Brücke zwischen Volksmusik und Kunstmusik zu schlagen? In welcher Art kann der Kunstmusiker seinerseits dazu beitragen, um die Volksmusik in ihrem Versteck aufzusuchen und der hohen Leuchte der Kunst entgegenzuführen? Wäre es ratsam, wenn der ernsthafte Komponist der Volksmusik Werke arteigenen Gepräges schenkt, um derart peinliche künstlerische Entgleisungen zu vermeiden, wie etwa eine Bearbeitung der h-moll-Sinfonie von Schubert für Bandonion, Mandoline und Flöte oder was es sonst sei? Soll man für diese Art der Bearbeitungen, die doch immerhin ein Streben nach den höheren Werten der Kunst erkennen lassen, die Volksmusiker verantwortlich machen oder — die ernsthaften Komponisten, die sich aus einer unangebrachten künstlerischen Überheblichkeit vielleicht für zu schade dünken, um auch einmal ein gehaltvolles Unterhaltungsstück für Konzertzither zu schreiben?

Diese Fragen dünkten mich kulturpolitisch so wichtig, daß ich es vorzog, sie den Hauptvertretern des deutschen Musiklebens zur Beantwortung vorzulegen. Vor allem wandte ich mich an Komponisten, wobei ich jedoch der Verwunderung darüber Ausdruck geben möchte, daß viele der jüngeren Komponisten die vorgelegte Frage trotz mehrmaliger Bitte unbeantwortet ließen, während die ältere Generation dieses Problem mit größtem Interesse aufnahm.* Ihr möchte ich an dieser

* Gesperrt von der Schriftleitung, die es sich vorbehält, zu der Frage „Kunstmusik und Volksmusik" durch eine erneute Rundfrage Stellung zu nehmen.

Matthes Ziegler.

Digitized by Google

Stelle meinen besonderen Dank für ihre Bereitwilligkeit aussprechen. Zugleich möchte ich nicht versäumen, den „Nationalsozialistischen Monatsheften" dafür noch besonders zu danken, daß sie mir an so bedeutsamer Stelle Raum für die Veröffentlichung der Umfrage gewährt haben.

Doch nun mögen die Antworten selbst sprechen.

Dr. F. St.

Geheimer Reg.-Rat Prof. Dr. Siegmund von Hausegger, Präsident der Staatlichen Akademie der Tonkunst in München und Führer des Allgemeinen Deutschen Musikvereins:

Es wäre gewiß zu bedauern und nicht verständlich, wenn die namhaften Komponisten die Bedeutung der Volksmusik und ihrer Pflege nicht genügend würdigen, ja, wenn sie geringschätzig auf sie herabblicken würden. Ich glaube aber, daß dies gar nicht, gewiß nicht in dem in Ihrem Rundschreiben angenommenen Ausmaße der Fall ist, sondern daß für die scheinbare Zurückhaltung derselben ein anderer Grund bestimmend ist. Im Mittelpunkt der Kunstmusik steht die einzelne Persönlichkeit, indes der Volksmusik immer mehr oder weniger der Charakter der Anonymität zukommt. Denn das gerade macht ja die Bedeutung der Volksmusik aus, daß durch sie das Volk selbst in ursprünglicher Weise singt. Es mag dem Komponisten fast als Anmaßung erscheinen, etwa ein Lied mit dem Anspruch darauf zu schreiben, daß es „Volkslied" werde. Denn dies ist ein Ehrentitel, den erst das Volk selbst verleiht. Wenn unsere führenden Komponisten es unternähmen, in größerem Umfang das Volk mit Volksmusik zu versorgen, so würden sie etwas in diese letztere hineintragen, dem unvermeidlich der Charakter der „Kunstmusik" anhaftet. Das hindert natürlich nicht, daß es unter allen Umständen von besonderem Reiz ist, etwas zu schaffen, das Anspruch auf Volkstümlichkeit zu erheben versucht. Nur muß die eigentliche Volksmusik eben vom Volk ausgehen, dessen Sangesfreudigkeit und -fähigkeit wieder zu erwecken allerdings eine Grundbedingung auch für die Weiterentwicklung der Kunstmusik bedeutet. Dies zu ermöglichen, sind wir auf dem besten Wege, wenn wir das Gefühl für die Heimat, für Kameradschaftlichkeit, für die Eigenart und ihre Geschichte lebendig erhalten und großen Schatz deutscher Volkslieder zum Klingen bringen, aber auch wenn wir schon in der Schule das Volk zum Singen und zum Hören erziehen.

Umgekehrt aber dürfte niemals eine Geringschätzung der Kunstmusik um sich greifen, wozu schon bedenkliche Ansätze vorhanden waren. Denn es darf nicht vergessen werden, daß das Schaffen unserer großen Meister die Krone des Volkstums bedeutet, daß in ihm allein die Weltgeltung der deutschen Musik liegt. Volks- und Kunstmusik, beide bedingen einander; sie sind nicht Gegensätze, sondern zwei verschiedene Äußerungen der einen schöpferischen Kraft der Nation. Oder sollen wir es nötig haben, die Sendung eines Bach, Beethoven oder Wagner besonders zu begründen?

Digitized by Google

Generalmusikdirektor Prof. Dr. Peter Raabe, Aachen, der bekannte deutsche Kulturpolitiker:

Volksmusik und Kunstmusik werden sich immer nur in geringem Grade miteinander verbinden lassen. Ich glaube nicht, daß es darauf ankommt, die beiden einander zu nähern, sondern nur darauf, für jede gut zu sorgen. Unsere besten Meister sollten sich das angelegen sein lassen. Die Maler haben es ja vorgemacht, daß man auch in der Gebrauchskunst Schönes und Gutes leisten kann. Wie sah vor vierzig Jahren eine illustrierte Zeitung, ein Bild auf einer Postkarte, ein Bucheinband, ein Plakat aus, und wie sehen sie heute aus! Aber einige Vorsicht ist geboten. Die Klassen sollen sich zwar nicht bekämpfen, aber sie sollen sich auch nicht allzu nahe auf den Leib rücken. Volksmusik — wenigstens die, die in Zither- und Mandolinenklubs gemacht wird — ist nun einmal etwas Wesensanderes als Kunstmusik. Wer kann sagen, ob eine Feldblume schöner ist oder eine hochgezüchtete Rose? Beide wirken aber am besten an ihrem natürlichen Platz.

Universitätsprofessor Dr. Karl Hasse, Leiter des musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Tübingen:

Zwischen den genannten Arten (Mandoline, Gitarre, Zither, Mundharmonika, Bandonion) gibt es grundlegende Unterschiede. Nicht genannt sind die für Süddeutschland bis nach Tirol hinunter auf dem Lande sehr wichtigen Blasorchester. Auch diese spielen, wie ja von jeher mit Ausnahme der Märsche auch die Militärorchester, entlehnte Musik, wofür es ein bestimmtes Bearbeitungsschema gibt und die nachschlagende Begleitung eine typische Rolle spielt. Gibt man den Militärorchestern anders gearbeitete und originale Musik, wie ich es im Kriege mit der „Ouvertüre aus Kurland" versucht habe, so wird sie nicht aufgenommen, und Dirigenten und Orchester stehen ihr ratlos gegenüber, auch wenn sie nicht irgendwie besonders schwierig ist, ebenso wahrscheinlich auch die Zuhörer. So wird es auch mit den anderen Gattungen der Volksmusik sein.

Versuche, die gemacht worden sind, die Guitarren nach Art der alten Lauten zu behandeln und ihnen polyphone Musik zuzuführen, sind bisher auch gescheitert. Als Begleitinstrument zu einfachen Liedern, nicht aber zusammengefaßt zum Orchester, hat man die Guitarren ja schon immer verwendet, und an Lieder mit originaler Guitarrenbegleitung können durchaus höhere Ansprüche gestellt werden. Der Mandoline dürfte eine Entwicklung zu einer edleren und originaleren Volksmusik verschlossen sein. Selbst die russischen Balalaika-Orchester sind immer eine künstliche Schöpfung geblieben und haben Bearbeitungen gespielt. Für Deutschland ist ein aus Mandolinen und Guitarren gemischtes Orchester auch möglich, jedoch ein Anschluß an die kulturell bedeutungsvolle Musik wird immer durch Bearbeitungen versucht werden*, wodurch bei den betreffenden Kunstwerken das Wesentlichste abgestreift, ja ins Gegenteil verdreht wird. Die Zither ist ein Instrument, das für Höfe und Wirtshäuser in Oberbayern, Tirol usw. sich eingeführt

* Und Mozarts „Don Juan" (Hör' auf den Klang der Zither)?

Digitized by Google

hat, wo die Lieder des Landes, jetzt aber auch bereits die neuesten großen Schlager darauf gespielt werden. Die Technik der Zither und die Trennung in Melodie- und Begleitsaiten widerstrebt einer Entwicklung nach originaler künstlerischer Komposition hin. Für Orchesterspiel eignet m. E. die Zither nicht eigentlich*.

Die Mundharmonika-Orchester sind offensichtlich durch die dafür in großem Maßstabe gemachte Propaganda der Mundharmonikafabriken zur Entwicklung gekommen. Es besteht sogar die Gefahr, daß diese Fabriken die Schulmusiklehrer gewinnen, oder sogar die Behörden, zur Einführung der Mundharmonika im Schulmusikunterricht. Eine irgendwie künstlerische Behandlung dieser Instrumente dürfte ausgeschlossen sein. Der höchste Ruhm solcher Orchester wird es bleiben, Musik wiederzugeben, die für ganz besondere Verhältnisse geschrieben ist, also ein Ersatzmittel zu sein. Daß es sich hier um ein schlechtes Ersatzmittel handelt (wie es etwa auch das Harmonium für die Orgel oder das Klavier ist), ist angesichts der Technik des Instrumentes klar. Nicht viel anders steht es mit den Bandonions. Der Sinn für das edle und wahrhaft Volksverbundene der deutschen Musik wird durch alle diese Instrumente nicht geweckt, sondern eher getötet werden**.

Ich sehe kaum einen anderen Weg zur Veredlung der sogenannten „Volksmusik" als den, der von der Kirchenmusik und von der Schule herkommt, womit auch die Verbindung der breiten Volksmassen mit der sogenannten „Kunstmusik" und die Gesundung dieser selbst angebahnt wird. Ich würde es für verhängnisvoll halten, wenn man immer weiter ginge in der Trennung unseres Volkes in zwei Schichten, wovon eine „obere" für die „Kunstmusik" und eine „untere" für die „Volksmusik" in Frage käme. Wie es ein einheitliches deutsches Volk gibt, in sich gegliedert nach Ständen und geführt von denen, die dazu berufen sind, so kann es auch nur eine einheitliche deutsche Kunst geben. Eine Unterstützung der hoffnungslos entarteten Seiten der „Volksmusik" durch Behörden oder Künstler, etwa aus dem Bestreben heraus, sie zu reformieren, wird nicht zu empfehlen sein. Bei Blasorchestern ist eine Reform noch am besten denkbar. Das Volk muß sich wieder unter Führung der Künstler und der musikalisch durchgebildeten Lehrer stellen. Allerdings müssen die Künstler selbst wieder das Gesunde, Edle und Bodenständige als maßgebend anerkennen und gegenüber dem deutschen Volk und der deutschen

---

* Das käme auf einen Versuch an. Ich habe das Zusammenwirken von Zitherchören und Sinfonieorchester bei der Wiedergabe des klassischen Strauß-Walzers „Geschichten aus dem Wienerwald" beobachtet, wobei der Einsatz des Zither-Orchesters bei den bewußten Stellen in der Einleitung und der Koda eine prachtvolle Klangmischung gibt. — Im übrigen hat die Zither längst in Norddeutschland festen Fuß gefaßt, und ich habe mich persönlich in mehreren Städten davon überzeugt, daß hier wirklich künstlerisch ernsthaft gearbeitet wird. Dr. F. St.

** Der Aufmerksamkeit des geschätzten Verfassers sind zweifellos die neuen Volksliedbearbeitungen für Bandonion von H. Werlé, die „Suite für Bandonionchor und Streicher" von Hermann Ambrosius entgangen. Vergl. den Aufsatz „Stilprobleme und Stilkämpfe beim Bandonion" („Die Volksmusik", Nr. 6, 11. Jahrg.) Dr. F. St.

Digitized by Google

Kunst wieder die volle, innere Verantwortung übernehmen lernen, wie es die großen deutschen Meister der Musik auch gerade dort, wo sie internationale Geltung erlangt haben, stets taten. Diejenigen unter den deutschen Musikern, die sich in den letzten Jahren und bis heute noch in Experimenten und Konjunkturhascherei betätigt haben, sind natürlich zu musikalischen Führern unseres Volkes nicht geeignet. Ja, es besteht die Gefahr, daß sie jetzt, eine neue Konjunktur witternd, Experimente mit der sogenannten „Volksmusik" anstellen und dazu auch die genannten Instrumentengattungen heranziehen. Das würde wiederum zu Künsteleien führen und eine deutsche Volkskultur eher behindern als fördern.

Es bleibt die Frage, auf welche Weise der doch stark vorhandene Drang der breiten Menge des Volkes nach eigener Musikausübung in geeignete Bahnen zu leiten ist. Kirchenchöre, Männergesangvereine, gemischte Chorvereinigungen aller Art, vielleicht Blasorchester — außer den ländlichen Kapellen gibt es ja auch die sogenannten Posaunenchöre, die vielleicht entwicklungsfähig sind — aber auch besonders Orchester mit einem Streichkörper als Grundlage dürften hier am ehesten in Frage kommen. Wer sich vom Streben nach einer allgemeinen hohen deutschen künstlerischen Volkskultur (wie sie durch Kirche und Schule in früheren Jahrhunderten ohne allen Zweifel in vielen Gegenden Deutschlands breitesten Kreisen vermittelt worden ist) ausschließen will, der mag immerhin eine Befriedigung in Mundharmonika-Orchestern usw. suchen. Eine behördliche Unterstützung oder künstlerische Betreuung für solche scheint mir wenig zweckmäßig. Auszunehmen sind hierbei die ausgesprochenen Marschmusiken, für die andere Grundsätze zu gelten haben als für die Vermittler einer immer mehr zu läuternden „Volkskultur".

(Aus dem Begleitschreiben zu diesen dankenswert tiefgründigen, umfassenden Ausführungen des Prof. Hasse: „Ich habe die Sache auch in meinem musikwissenschaftlichen Seminar zur Sprache gebracht. Es fand sich niemand, der für die Bandonionklubs usw. eingetreten wäre, was eigentlich schade ist . . .")

Komponist Joseph Haas, Professor an der Staatl. Akademie der Tonkunst in München:

Die Kunstmusik darf und soll sich niemals von der Volksmusik abriegeln: Sie muß in ihr verankert sein, von ihr befruchtet werden, aus ihr herauswachsen.

Wahrhafte Kunst aber wird nicht zum Volk herabsteigen, sie wird das Volk zu sich heraufziehen. Spricht sie dann das aus, was das Volk als Gemeinschaft in seinem Kampf und Sieg, in seinem Schmerz und Jubel innerlich bewegt, dann fällt ihr von selbst der Ehrentitel „Volkskunst" zu.

In Zeiten nationaler Besinnung wächst und blüht die Volksmusik von selbst, in Zeiten nationalen Niederganges entartet und verkümmert sie. Darum ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß die Volksmusikliteratur durch „Bestellung" gefördert werden könnte. Preisausschreiben und Aufträge können wohl

Digitized by Google

den Kunstschaffenden zu bestimmten Schöpfungen anregen, nie und nimmer aber die Gewähr für das Gelingen der Schöpfungen bieten. Der Wille in der Kunst gilt fast nichts, der Geist und die Gesinnung alles.

Nicht geistiger Hochmut also ist es, der den ernsten Komponisten zurückhält, die Literatur für Volksinstrumente durch Schaffung arteigener Kompositionen zu bereichern, sondern das Sauberkeitsgefühl, Volksinstrumenten wie der Zither, der Mandoline, dem Bandonion u. a. nicht etwas aufzudrängen, was ihrem Wesen fremd ist. Wenn die landschaftsgebundene Zither, deren ureigenstes Sein im liebenswerten süddeutschen Ländlerton wurzelt, dazu mißbraucht wird, die banalen Geschwätzigkeiten einer auf hohlsten artistischen Stelzen daherschreitenden „Kammersymphonie"-Partitur wiederzugeben — ich habe das erst kürzlich erlebt — so ist das ein Unfug, der nicht scharf genug bekämpft werden muß.

Die Erneuerung der Volksmusik im Geiste unserer Zeit geht meines Erachtens vom Vokalen aus. Ganz sicher ist es, daß sie nicht erfolgt durch die Schaffung von „Kammersymphonien" für Zitherchor oder „Konzertouvertüren" für Mandolinenchor.

Staatskapellmeister Dr. Robert Laugs, Kassel, Obmann des Musikbeirates im Hauptausschuß des „Deutschen Sängerbundes":

Auch ich würde es außerordentlich begrüßen, wenn unsere begabten Tonsetzer sich in der sogenannten Volksmusik mehr wie bisher betätigen würden. Es mag nicht ganz einfach sein, für Mandolinen- und Gitarrenklubs gute Volksmusik zu schreiben; weiß ich doch von meiner Eigenschaft als langjähriger Obmann im Musikausschuß des Deutschen Sängerbundes, daß das Einfachste zugleich das Schwierigste ist. Die Gefahr der Trivialität und des Hineingleitens ins Banale ist riesengroß. Daher kommt es ja wohl auch, daß wir auf dem Gebiet der volkstümlichen Chormusik relativ so wenig Gutes aufweisen können. Unter den 3450 Kompositionen, die für die Nürnberger Sängerwoche eingereicht waren, haben wir mit Mühe und Not ein kleines Hundert einigermaßen leicht eingängliches und doch nicht wertloses Chormaterial herausuchen können. Wie viel schwerer mag es für den Tonsetzer sein, nun für solche Hausmusik treibenden Vereine etwas Gescheites zustande zu bringen. Zunächst müßten sich die betreffenden Tonsetzer mit der Eigenart des Musizierens dieser Vereine sehr genau vertraut machen, um die Möglichkeiten der Klangwirkungen und Klangmischungen, die Überwindung technischer Schwierigkeiten, die Möglichkeiten des Zusammenspielens usw. genauestens kennenlernen zu können. Eine Hebung des musikalischen Gesamtniveaus unseres Musiklebens ist ja für alle, die mit zur Führung berufen sind, eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben. Auf dem von mir und meinem Musikausschuß mitbetreuten Gebiet haben wir immerhin schon eine Reihe von guten Erfolgen zu verzeichnen. Die Liedertafelliteratur ist doch seit einigen Jahren zum großen Teil aus unsern Veranstaltungen verschwunden. Eine Läuterung des Geschmacks ist also durchaus möglich, wenn man sich mit Eifer an die Arbeit macht. So wünsche ich Ihren Bestrebungen aus vollem Herzen den notwendigen Erfolg.

Digitized by Google

Der bekannte Komponist Prof. Richard Trunk, Köln:

Sie haben ganz recht: für die Volksmusik der Gitarren-, Zither- und Mandolinenspieler, der Zieh- und Mundharmonika-Orchester hatte der zünftige Musiker von jeher meistens nur ein mitleidiges Lächeln, bestenfalls einmal ein gönnerhaft-beifälliges Wort übrig. Selbstverständlich wäre es freudig zu begrüßen, wenn gute Komponisten zur Schaffung arteigener Musik für diese Instrumente gewonnen werden könnten, wobei aber dann wohl immer nur solche Komponisten in Betracht kämen, die der Volksmusikpflege auch innerlich wirklich nahestehen. Ich selbst habe in frühester Jugend mit Begeisterung Ziehharmonika und später Gitarre gespielt. Kleine Lautenlieder, die ich in jener Zeit komponiert habe, will ich sogar gelegentlich herausgeben. Im übrigen wird es Sie vielleicht interessieren, daß ich an der von mir geleiteten Rheinischen Musikschule in Köln ab Herbst des Jahres die Volksinstrumente Gitarre und Blockflöte als Zusatz-Unterrichtsfächer einführen werde, insbesondere für solche Schüler, die sich später der staatlichen Musiklehrerprüfung unterziehen wollen. Ich bin fest davon überzeugt: mit der Weiter- und Höherentwicklung der praktischen Volksmusikpflege werden dieser Art von Musik allmählich auch die rechten Komponisten erstehen.

Prof. Dr. h. c. Paul Graener, Präsident des Stern'schen Konservatoriums in Berlin, Leiter einer Meisterklasse für Komposition an der Akademie der Künste und Präsidialratsmitglied der Reichsmusikkammer:

... danke Ihnen und möchte Ihnen mitteilen, daß ich seit einigen Wochen an der Errichtung einer Abteilung für Volksmusik am Sternschen Konservatorium, die dort bald ihren Unterricht aufnehmen wird, arbeite. Damit ist wohl meine Stellungnahme zu Ihrer Anfrage geklärt. Auch ich würde es wünschenswert halten, wenn Komponisten die Literatur der Volksinstrumente bereicherten. Sie müssen sich aber, nach meiner Ansicht, dazu eine genaue Kenntnis dieser Instrumente verschaffen, um ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen kennen zu lernen.

Prof. Dr. h. c. Georg Schumann, Vizepräsident der Akademie der Künste, Berlin, Direktor der Singakademie:

Jede ernsthafte Betätigung mit musikalischen Dingen verdient Förderung. Warum sollten sich nicht Komponisten finden, die gute Musik für die in Frage stehenden Volksinstrumente schreiben. Hat nicht Mozart auch für die Spieluhren Musik erfunden?

Man hüte sich aber, diese Volksinstrumente zu Kunstinstrumenten höheren Grades zu machen und Anforderungen an Lehrer und Lernende zu stellen, die einer Volksmusikpflege im Wege sind.

Prof. Wilhelm Kempff, Komponist und Pianist:

Auf Ihr Rundschreiben möchte ich heute nur kurz bemerken, daß es auch meiner Ansicht nach an der Zeit wäre, mitzuhelfen, daß für das volks-

Digitized by Google

tümliche Musizieren neue Grundlagen geschaffen werden. Ich bin überzeugt, sobald bei den verschiedensten Vereinigungen durch mäßige und kluge Beeinflussung eines „musikalischen Volkskommissars" auf den guten Geschmack eingewirkt werden könnte, auch die schaffenden Musiker unserer Tage Interesse für diese Fragen bekämen. Vielleicht ließe sich einmal eine Tagung der Vorstände solcher Vereine einberufen, in deren Verlauf uns Gelegenheit gegeben würde, die Leistungen und die Art ihres Musizierens kennen zu lernen*.

Hochschuldirektor Prof. Dr. Fritz Stein, Leiter des Amtes für Chorwesen und Volksmusik innerhalb der Reichsmusikkammer:

Bedenkt man, daß der der Reichsmusikkammer angegliederte „Reichsverband für Volksmusik" heute bereits über 130 000 Mitglieder zählt, so bedarf die Frage, ob wir auch dieses umfassende Gebiet der Volksmusikpflege in unsere Aufbauarbeit einbeziehen müssen, keiner Erörterung; diese Forderung versteht sich von selbst. In den zahllosen Vereinen der Mund- und Handharmonika-, der Concertina- und Bandonion-, der Akkordion- und Zitherspieler, deren Tätigkeit von den Fachmusikern bisher ignoriert oder gering eingeschätzt wurde, wird mit echt deutscher Hingabe und mit einem Höchstmaß an Idealismus gearbeitet. Wir müssen auch die Leistung dieser Volksmusiker, die aus Liebe zur Musik musizieren und denen die höhere Kunstmusik bisher nur verschlossen war, weil ihnen die formale Vorbildung dafür fehlte, als Keimzelle einer vertieften Musikbetätigung betrachten und fördern.

Das Ziel einer breit gelagerten Volksmusikliteratur muß es sein, jedem Volksgenossen schon auf der Volksschule Musik- und Notenverständnis zu vermitteln und so alle Schichten des Volkes zu einem musikalischen Können zu erziehen, das sie befähigt, entweder tätig oder doch wenigstens verständnisvoll empfangend an den Segnungen der großen deutschen Musik teilzunehmen. Erreichen wir dieses Hochziel, so werden die „Liebhaber", die mangels einer planmäßigen Vorbildung ihre Musizierfreudigkeit bisher vielleicht nur auf der Mundharmonika betätigen konnten, den Weg zur höheren Haus- und Kunstmusik von alleine finden. Aber auch diejenigen Volksmusiker, denen aus irgendwelchen Gründen dieser Weg verschlossen bleiben sollte, können auf ihrem Gebiet wertvolle musikalische Volkstumsarbeit leisten, wenn sie auf jene sattsam bekannten stillosen Bearbeitungen klassischer Werke verzichten und wenn unsere führenden Komponisten sich nicht für zu hoch achten, arteigene Kompositionen für die Volksinstrumente zu schaffen, aus denen trotz aller technischen Beschränkungen echtes Volksempfinden spricht und in denen die deutsche Seele volkstümlichen Ausdruck findet.

* Nicht unwichtig erscheint es, hervorzuheben, daß Prof. Kempff in seiner letzten Oper „Die Familie Gozzi" einen Mandolinenchor einsetzt. Dr. St.

Digitized by Google

Dr. Max Burkhardt, Geschäftsführer des ehem. „Reichsverbandes für Chorwesen und Volksmusik", Fachschaft Volksmusik, in der Reichsmusikkammer:

In meiner Eigenschaft als Leiter des Reichsverbandes für Volksmusik bin ich mit Ihren Ausführungen naturgemäß durchaus und in jeder Hinsicht einverstanden. Unsere Volksmusik blüht derartig auf — nein! — man kann sagen, sie schwillt lawinenartig an, daß ich meine Kanzlei vergrößern muß. Es heißt also Vogel-Strauß-Politik treiben, wenn man vor dieser gewaltigen Bewegung die Augen schließen wollte.

Das Einzige, woran die Volksmusik krankt, ist der Mangel an guter Literatur. Ich persönlich habe, da ich mich seit meinem 16. Lebensjahr mit Instrumentation beschäftige, ein besonderes Interesse an dem sich entwickelnden Volksorchester mit seiner ganz neuen Farbenpalette. Was sind hier dem Komponisten für neue Möglichkeiten, für neue Wege gegeben! Es wäre töricht von den führenden Komponisten unserer Zeit, wenn sie diese Möglichkeiten nicht in jeder Hinsicht ausnutzen wollten. Wenn heute der oder jener Komponist (ich nenne keine Namen) höhnisch lächelt über Bearbeitungen klassischer Werke für Mandoline und Ziehharmonika, so mag er sich einen Teil der Schuld selbst zuschreiben. Es steht ihm ja frei, arteigene Sachen für diese Instrumente zu komponieren. Er kann sogar damit Geld verdienen!

Hermann Ambrosius, namhafter Komponist von Konzertwerken, Leipzig:

Aus Ihrem Artikel in der letzten Nummer der „Volksmusik" ersehe ich, daß es Ihnen bekannt ist, daß ich schon seit längerer Zeit auch Werke für Volksinstrumente geschrieben habe. Meine Absicht ist dabei, eben die von Ihnen in Ihrer Zuschrift erwähnte bestehende Kluft zwischen Kunst- und Volksmusik zu überbrücken und zwar in der Weise, daß das Volk sich allmählich durch Selbstspielen ein gesundes Urteil aneignet über das, was künstlerisch wertvoll und was kitsch ist. Ferner ist es ja eine alte Erfahrungstatsache, daß man am besten in den Stil und in die Art einer uns unbekannten Musik dadurch eindringt, daß man sie immer wieder selbst spielt. So sollen die Spieler von Volksinstrumenten allmählich durch Schaffung einer geschmackvollen und gesunden Literatur gewissermaßen an die musikalische Sprache der Klassik und der Neuzeit gewöhnt werden. Allerdings ist eines zur Erreichung dieses Zieles unbedingt notwendig, nämlich, daß in demgleichen Maße, in dem die Volksinstrumenten-Literatur von zeitgenössischen ernsten Komponisten mit wertvolleren Werken bereichert wird, die künstlerisch weniger wertvollen und kitschigen Originalkompositionen und Bearbeitungen den Volksinstrumentenspielern entzogen werden. Obwohl ich im allgemeinen den Eindruck habe, daß meine Werke für Volksinstrumente gern gespielt werden und auch von den Leuten verstanden werden, so kann man sich dabei doch oft des Gefühls nicht erwehren, als ob ein großer Teil der Mitspieler und Hörer mit noch größerer Liebe an kitschigen und geschmacklosen Stilelementen (Potpourrischlüssen, sentimentalen Phrasen usw.) hängen. Was

Digitized by Google

haben es doch die Komponisten der Barockzeit in dieser Hinsicht gut gehabt, als das Publikum, vielleicht unter einem gewissen Zwange, der aber für diesen Zweck durchaus am Platze ist, an eine prägnante, knappe und künstlerisch hochstehende musikalische Sprache gewöhnt war. In dieser Hinsicht ist an unserem Publikum von seiten eines übertriebenen Geschäftsgeistes und von seiten gar zu geschäftstüchtiger Komponisten ungeheuer viel gesündigt worden, so daß es meiner Schätzung nach noch einer Arbeit von vielleicht Jahrzehnten bedarf, ehe wir da wieder auf gesundem Grunde stehen. Als Mitarbeiter am Reichssender Leipzig hat man ja öfters Gelegenheit, mit der Publikumsmeinung in Berührung zu kommen und da sieht man erst, wieviel verdorben ist. Wenn man systematisch dieses Übel bekämpfen will, dann muß man meines Erachtens eine groß angelegte Organisation aufziehen, die dafür sorgt, daß auch die ernsten Komponisten, die ihr Handwerkszeug beherrschen, für Volksinstrumente schreiben, daß vor allem die Verleger sich dafür interessieren (daran fehlt's vorläufig auch noch) und daß vor allen Dingen einige Elemente, die, in völliger Verkennung der Tatsachen, anstatt das Publikum heraufzuziehen, die Kunst auf den niedersten Geschmack des Publikums herabdrücken wollen mit der Begründung: allen verständlich zu sein, radikal ausgemerzt werden...

Gustav Kneip, Sachbearbeiter für Volksmusik am Reichssender Köln:

Wohl keine Umfrage bejaht eine Beantwortung und ist kulturpolitisch so bedeutend, wie Ihre Forderung, Stellung zu nehmen zu dem bestehenden Gegensatz zwischen der Volksmusik und der Kunstmusik. Nicht die Schaffenden allein sind schuld daran, daß diese Kluft besteht, sondern die vergangene Zeit, die auch auf kulturpolitischem Gebiet zersetzend wirkte und so auch obige Gruppen trennte. Als Leiter der Volksmusik am Reichssender Köln und als Komponist habe ich seit meiner einjährigen Tätigkeit die Erkenntnis gewonnen, daß Wandel geschaffen werden muß, und bereits in einer Sendung Ihre Forderung erfüllt, „Neue Musik" für Volksinstrumente zu schreiben. Ich habe dabei so dankerfüllte Menschen gefunden, die endlich etwas anderes spielen durften als immer nur Transkriptionen, Opernphantasien und Bearbeitungen von Armeemärschen für Mandolinenorchester usw. Ich habe strebsame Komponisten aufgefordert, Musik für Volksinstrumente zu schreiben, und auch selbst geschrieben; ferner bat ich die Kollegen, gelegentlich den Volksinstrumenten Orchesterinstrumente wie Klarinette, Flöte und Violine beizufügen, die dem Klangcharakter der Volksinstrumente entsprechen. Dazu wird wiederum mancher Komponist sagen, daß die Ausführung seiner Kompositionen dann zumeist zu wünschen übrig ließe. Auch da möchte ich Ihnen einen wegweisenden Vorschlag machen: Die Musikschulen, die bisher nicht daran dachten, Volksinstrumente zu lehren, müßten jedem, der den Musiklehrerberuf ergreifen will, irgendein Volksinstrument als Pflichtfach beigeben! Ebenso müßte dem aus Liebhaberei musizierenden Volksgenossen die Möglichkeit gegeben werden, seine Leistungen zu verbessern und an den Musikschulen Unter-

Digitized by Google

richt zu nehmen. Daraus würde sich ohne weiteres folgern lassen, daß auch im Laufe der Zeit Schwierigkeitsgrade keine große Rolle spielen*.

So würde jeder, der an dem kulturellen Neuaufbau der Volksmusik mitarbeitet, Helfer sein, der großen musikliebenden Gemeinde neue Werte, vielen Musikern Arbeit und Brot zu geben, und nicht zuletzt auch die Brücke schlagen zu einer Gemeinschaft zwischen Volksmusik und Kunstmusik!

Karl Kämpf, der bekannte Chorkomponist, Musikdirektor in M.-Gladbach:

Ich schließe mich vollkommen Ihrer Meinung an, daß es unbedingt vorzuziehen ist, wenn Zither-, Mandolinen- und Bandonion-Spieler im Solo- und Ensemblespiel der Eigenart angepaßte Originalwerke volkstümlicher Art spielen würden, als sich mit mehr oder minder schlechten Bearbeitungen klassischer oder moderner Kunstmusik abzuquälen, die den Inhalt und Klang derselben doch nur verfälschen. Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß die Schöpfer solcher neuer volkstümlicher Kunst außer musikalischem Können die Spielart dieser Instrumente genau beherrschen und den Spielern solche Werke darbieten, deren Vortrag ihnen dann Freude bereitet und ihnen freudige Anerkennung seitens der Zuhörer einträgt, damit hier nicht derselbe Zustand eintritt wie beim Männerchor, über den seit zirka einem Jahrzehnt alles, was Noten schreiben kann, hergestürzt ist und eine Flut von Werken in die Welt gesetzt hat, die vom grünen Tisch aus ohne jede Kenntnis der Praxis entstanden ist, so daß die Sänger vielfach kopflos geworden sind und aus Ablehnung dieser Schreibtisch-Experimente wieder zu minderwertiger, aber wenigstens für ihre Ohren klangvoller Musik zurückgeflüchtet sind. Wird die Vorbedingung nicht beachtet, so werden die Mandolinen-, Zither- und Gitarren-Orchester wieder zu Darbietungen der Tannhäuser- und Tell-Ouvertüre greifen, die vom Publikum mit frenetischem Beifall belohnt werden, wovon ich selbst schon Zeuge gewesen bin.

Warum die verschiedenartige Wertung von Kunstmusik und Volksmusik? Unsere größten Meister Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven usw. haben in beiden Stilarten Unvergängliches geleistet! Ausschlaggebend für die Bedeutung und den Dauerwert eines großen und kleinen Werkes ist doch nicht, ob es in gewählter oder einfacher Ausdrucksweise zum Hörer spricht, sondern ob es eigene Erfindung sein eigen nennt, die gewählte Form musterhaft ausfüllt und die Seele des Zuhörers restlos in seinen Bann zwingt!

*

Mit dem Ergebnis dieser Umfrage darf man zweifellos zufrieden sein. Kaum einer, der nicht von seinem Standpunkt aus eigene Gedanken und Anregungen hinzugetragen hat, so daß sich die einzelnen Antworten lesen wie ein zusammenhängender, innerlich vielseitiger Aufsatz.

* Diese Forderung beginnt sich bereits in steigendem Umfang zu erfüllen. Ein Konservatorium nach dem andern hat allein in den letzten Wochen Lehrgänge für Volksinstrumente eingeführt. Dr. St.

Digitized by Google

Der vorwiegend größte Teil der Einsender bekennt sich zu den von mir vertretenen Ideen über das Wesen der Volksmusik, und es ist beachtenswert, daß die wenigen Verfasser, die in anerkennenswerter Offenheit in ihren nachdenklichen Betrachtungen einen etwas anders gearteten Standpunkt einnehmen, teilweise in den Antworten anderer Einsender eine entsprechende Erwiderung finden.

Stellen wir zum Schluß als Hauptthese fest: Gegen eine Verquickung von Kunstinstrumenten und Volksinstrumenten ist an sich nichts einzuwenden, wenn es gelingen würde, hierfür einen neuen kompositorischen Stil zu finden, der einerseits das volkstümliche Element nicht mit allzu hohen artistischen Anforderungen belastet, der aber andererseits den hier verwendeten verschiedenartigen Instrumenten eine ihrer Eigenart entsprechende genügende Entfaltungsmöglichkeit sichert. Die Lösung dieses Stilproblems erblicke ich in der Schaffung einer neuen Form volkstümlicher Unterhaltungsmusik, die gerade im Rundfunk eine dringende Forderung des Tages darstellt. Und ich darf verraten, daß dieses Problem bereits Gegenstand der Erörterung in dem von mir geleiteten „Ausschuß für Rundfunkfragen" in der Reichsmusikkammer war, nachdem seitens der Reichsrundfunkgesellschaft die Frage nach einer Neubelebung der Unterhaltungsmusik vorgelegt wurde. Die Tatsache, daß der rührige Reichssender Köln auf Betreiben des Pg. Gustav Kneip bereits monatliche Kompositionsaufträge für derartige Gattungen neuer Unterhaltungsmusik auf der oben geschilderten Grundlage — völlig unabhängig von meinen eigenen Anschauungen — vergibt, redet meines Erachtens eine bedeutsame Sprache.

Vielleicht stehen wir heute an einem Wendepunkt in der Geschichte der Unterhaltungsmusik. Ich hoffe, daß die Fachpresse der Volksmusik in einer weiteren Erörterung dieser Probleme ihrerseits zu einer Klärung der Lage beitragen wird, und daß die hier gebotenen Anregungen in der Komponistenwelt ein nachhallendes Echo finden werden.

Digitized by Google

Prof. Georg Vollerthun:

Kunstlied und Volkslied

Das Lied hat für uns Deutsche eine andere, eine gehobenere Bedeutung als im Leben und Schaffen der anderen Völker. Man geht wohl nicht zu weit mit der Behauptung, daß es die dem deutschen Wesen gemäßeste und ihm besonders zugehörige Musikform ist. Die frühe Blütezeit des chorischen, des instrumentalen Stils der Altniederländer, der Franzosen und Italiener liegt vor dem Aufblühen der neueren Musik in Deutschland, die erst wieder durch die italienische Erfindung der Oper Anstoß und Auftrieb erhielt. Und wer wollte leugnen, daß bei jenen Völkern Werke der instrumentalen Musik von Bedeutung bis in die neueste Zeit entstanden sind, wenn sie auch schwerlich die klassischen deutschen Schöpfungen erreichen oder übertreffen.

Aber das Lied nimmt selbst in unserem reichen Musikschaffen eine besondere Stellung ein. Es ist — und zwar das Volkslied ebenso wie das Kunstlied — schicksals- und volksverbunden und darum wie bei keinem andern Volk von entscheidendem Einfluß auf die Musikentwicklung, und zugleich Maßstab und Wertmesser der seelischen Haltung unseres Volkes. Der feinwägende Kunstverstand der Franzosen bringt dies dadurch zum Ausdruck, daß er in seinem Wortschatz „le lied“ aufgenommen hat und damit das deutsche Lied bezeichnet, das in dieser Form eben nur bei uns zu finden ist.

Unser Volkslied, bis in die frühesten Zeiten völkischen Lebens zurückreichend, birgt mit seinen Balladen und Romanzen, seinen Liebes-, Abschieds- und Wanderliedern, den Reiter-, Landsknecht- und Jägerliedern, ja sogar den Kinder- und geistlichen Liedern bereits alle Keime, die dann im späteren Kunstlied sich entfaltet und einzigartige Blüten getrieben haben. Mit dem Beginn der großen völkischen Bewegung, die mit der Reformation einsetzt, wird das Volkslied sozusagen „aktiv“. Zuerst im evangelischen Choral und geistlichen, sodann im weltlichen Lied. An seinem Hoch- und Tiefstand kann man die Kurve seelischer Entwicklung unseres Volkes ablesen. Wie hätten sonst Generationen die ungeheueren Erschütterungen im und nach dem Dreißigjährigen Kriege überstehen können, wenn sie sich nicht ins Lied hätten flüchten können, wenn nicht schöpferische Kräfte wie die des Heinrich-Schütz-Kreises, Heinrich Alberts oder Adam Kriegers wirksam geworden wären.

Mit der Nennung dieser Schöpfer aus der Frühzeit des Kunstliedes werden zugleich die Grenzen und Unterschiede beider Lied-Arten berührt. Das Volkslied ist seinem Wesen nach „namenlos“, d. h. die Schöpfer von Wort und Weise, die wohl oft in einer Person zusammenfallen, bleiben unbekannt. Und wenn sie es noch nicht sind, so müssen sie es werden. Denn das Volkslied strebt zum Typischen, zum Allgemeinen, allen Gemeinen, und

Digitized by Google

wenn solch ein Lied bei seiner Entstehung diese Züge noch nicht aufweist, so werden sie ihm durch den Volksmund allmählich angesungen. Dadurch aber entsteht etwas Bemerkenswertes: indem ihr Persönlichkeitswert ins Allgemeine sich auflöst, werden sie wahr. Das Volk kann nicht irren. Seine Weisheit und damit auch der einem solchen Liede aufgedrückte Stempel sind endgültig. Hierin beruht auch der hohe Wert des Volksliedwortes, oft sehr zum Unterschied von dem des Kunstliedes. Die Weise des Volksliedes gestaltet sich in dieser Typisierung wie ein schöner monumentaler Bogen, unter dem die Dichtung einherschreitet. So kann es geschehen, daß zu der gleichen Weise verschiedenartige Texte gesungen werden, was beim Volkslied durchaus nicht unnatürlich ist, beim Kunstlied dagegen völlig unmöglich wäre. So auch kommt es, daß das Volkslied ohne Ausnahme ein Strophenlied ist, d. h. jede Strophe wird auf dieselbe Melodie gesungen. Wenn es — von einem oder mehreren Sängern — gesungen wird, so ist nicht künstliche Darstellung erfordert, sondern im Gegenteil: Einfachheit und gemütvoll-sinniger Ausdruck.

In dem Maße wie das Volkslied „aktiv" wurde, hat es aufgehört, sich selbst zu erneuern. Aber das Volk verlangt danach und hat sich gewissermaßen durch Ersatz geholfen. Es gibt eine Anzahl Kunstlieder der neueren Zeit, die vermöge der ihnen innewohnenden Gemütskräfte hierzu besonders sich eigneten. Man denke an Schuberts „Lindenbaum", von dem im Volk gern die erste Strophe gesungen wird. Mit den Variationen und dramatischen Steigerungen dieses herrlichen Liedes weiß es nichts anzufangen. Die Anmut des Goethe-Schubertschen „Heideröslein" ist nicht zu übertreffen. Aber das Volk singt die ihm lieben Worte auf die einfache strophische Weise Werners, die sich keinesfalls mit der Schubertschen vergleichen kann. Ein Lied aus unsern Tagen, Robert Radeckes „Aus der Jugendzeit" wird viel und gerne gesungen, aber wie viele der Sänger wissen denn noch, von wem es stammt. In ein oder zwei Generationen wird es „namenlos" und damit Volkslied geworden sein.

Sehr erfreuliche Ansätze zum Volkslied brachte die Wandervogel- und Jugendbewegung. Aber erst unsere große, herrliche Bewegung, die aus Not und Tod entstanden ist, hat uns wieder die Bedingungen geschaffen, unter denen das Volkslied gedeihen kann, darum eben, weil Adolf Hitler eine Volksbewegung geschaffen hat. Das Horst-Wessel-Lied ist im Volk empfangen und entstanden, und wenn seinen Urheber nicht der Heldenschein umstrahlte, der seine Weise ewig mit seinen Namen verbinden wird, bald würde es ein namenloser Kampfruf des Volkes werden. Wer kennt in weiteren Kreisen die Namen der Verfasser von „Volk ans Gewehr" und von „Märkische Heide" — und doch leben sie unter uns.

Aus dem Volkslied ist das Kunstlied entstanden, nicht, als ob dieses nun eine Steigerung von jenem wäre. Aber wenn es bleiben und leben will, so muß es die Elemente enthalten, die im Volkslied lebendig sind. So hat einst Goethe seine schönsten Gedichte dem Volkslied nachempfunden, zugleich ihnen aber den Stempel seiner einmaligen und einzigartigen Persönlichkeit auf-

Digitized by Google

geprägt. Herders Anregungen wurden von ihm und anderen aufgegriffen. Mit dem Erstarken und Selbständigwerden unserer Musik mußte es unsere großen Musikschöpfer reizen, instrumentale Gestaltungskräfte dem Lied zuzuführen. Nach der kurzen Liederblüte im 17. Jahrhundert waren es unsere Klassiker: Haydn, Mozart und Beethoven, und mit ihnen viele kleinere Geister, die mit der Gestaltung des Liedes rangen. Aber mehr oder weniger blieben sie an der Form der „Arie", die doch ihr Dasein der Oper verdankt, hängen. Und dies sei einmal deutlich zum Ausdruck gebracht, daß die Arie die Form der ungebrochenen Gesangslinie ist, die ihrem Wesen nach das Wort auffaugt.

Die Gedichte unserer großen Lyriker aber, Goethes, Mörickes, Eichendorffs, der Droste und bis zu unseren Tagen Liliencrons, Storms und der Agnes Miegel haben so starkes Eigenleben, daß sie auch gesungen sich nicht unterdrücken lassen. Da kam der Große, der das Kunstlied für uns neu erschaffen hat, und das war Franz Schubert. Sein Reichtum in dieser Form ist unermeßlich, und zwar nach zwei Seiten hin. Alle Regungen, alle Gemütstiefen, alle Einfalt des Volksliedes sind ihm zugänglich und zu eigen, zugleich aber stehen ihm alle Formen der instrumentalen Musik, die sich entwickelt haben, zu Gebote. So trat er ein doppeltes und gewaltiges Erbe an. Das größte aber wurde ihm von seinem großen Zeitgenossen Beethoven übermittelt: das symphonische Motiv, das der Titane in seinen Symphonien, in seinen Sonaten, in der Kammermusik ausgebildet und entwickelt hatte.

Schuberts Lied umfaßt alle Formen, von der einfachen Strophenform, wie sie dem Volkslied eigen, über die von ihm mit besonderer Kunst entwickelte verschränkte oder kombinierte Strophenform (sein Dur und Moll!) bis zum durchkomponierten Lied, in dem die Strophen alle verschieden oder durch Varianten gesteigert sind. Fast allen seinen Wunderweisen zugrunde liegt aber das symphonische Motiv, das im Klavier zum Träger der Gestaltung wird. Über das symphonische Lied Schuberts, auch das sei einmal gesagt, trat Richard Wagner das Erbe Beethovens an, und es ist kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß ohne das Lied Schuberts auch das Wagnersche Musikdrama nicht wäre.

Seit Schubert können wir uns das Kunstlied, denn sein Wesen beruht darauf, nicht anders als symphonisch vorstellen. Und wie in der symphonischen Oper seit Wagner das Orchester Träger der Gestaltung, so ist es im Kunstlied seit Schubert das Klavier. Dies gilt auch für Robert Schumann. Der größte Nachfahre Schuberts im Lied: Hugo Wolf, im Reichtum der Formen und Seelenschwingungen ihm kaum nachstehend, hat umgekehrt wieder die orchestrale Bereicherung Wagners dem Klavier-Lied zugeführt und durch Übernahme seines Deklamationsstils dem Dichterwort bis an die Grenze des Möglichen eine ungeheure Plastik verliehen.

Aber auch Hugo Wolf hat, wie Schubert, soviel der Elemente des Volksliedes in seinem Schaffen vereinigt, daß der lebendige Boden nie verlassen wird und daß seine Wurzeln bis in die Tiefen der Volksseele hinabreichen. Schon die Wahl seiner Dichter bezeugt das, und könnte bei aller individueller

Digitized by Google

Steigerung ein Gedicht volkstümlicher gefaßt ſein als Mörickes „Das verlaſſene Mägdelein“ oder Eichendorffs „Verſchwiegene Liebe?“

Zwiſchen dieſen beiden Großen, Schubert und Wolf, dehnt ſich das weite Feld aus, auf dem das Kunſtlied gepflegt und angebaut wird. Das Kunſtlied aber iſt nichts anderes als das ſymphoniſche Lied. Daß es im Volke wurzeln kann, daß es von ihm verſtanden und geliebt wird, daß es als ſein Ureigenſtes und ihm beſonders Vertrautes zu ihm ſprechen kann, das verdankt es allein der Verwurzelung mit dem Volkslied. In beiden offenbart ſich am unmittelbarſten das Walten und Schaffen der Volksſeele.

Digitized by Google

Hugo Landgraf:

Die Museen im neuen Reich

Wenn man ermißt, mit welcher Tatkraft der nationalsozialistische Staat den Bildungsfaktoren der Nation — Schule, Universität, Theater, auch Film, Funk, Musik, Literatur — neue Aufgaben gestellt hat und wie er die Lösung dieser Aufgaben willensstark vorwärts getrieben hat, dann muß man etwas verwundert feststellen, daß ein Gebiet, das unermeßliche Bildungswerte für den Aufbau unserer nationalen Gesittung in sich birgt, bisher zwar nicht vergessen, aber doch offenbar als etwas mehr Nebensächliches behandelt worden ist: das Gebiet der Kunst- und Kulturmuseen.

Zwar sind auch hier die notwendigen personellen Veränderungen durchgeführt worden — nationalsozialistisch gesonnene Männer von unantastbarem Charakter sind an die Stelle der liberalistisch schwankenden, mit dem jüdischen Kunsthandel und Kunstliteraturbetrieb mehr oder weniger verbundenen früheren „Größen" getreten, eine Reinigung der personellen Atmosphäre ist erfolgt und damit die Voraussetzung für einen Neuaufbau geschaffen worden. Aber dieser Neuaufbau, auf manchen anderen Gebieten bereits weit vorgeschritten und jedenfalls mit klarer Zielsetzung im Gange, scheint bei der Museenfrage nur zögernd, suchend vor sich zu gehen. Neue Ergebnisse sind noch wenig zu verzeichnen. Wo sie vorhanden sind, erweisen sie sich häufig bei näherem Zusehen eigentlich nicht als wirkliche Neuschöpfung nationalsozialistischer Gesinnung, sondern mehr als Fortsetzung und Durchführung von Maßnahmen, die bereits vor dem 30. Januar 1933 in Angriff genommen oder geplant waren. Verwiesen sei auf die Neuaufstellungen der beiden Abteilungen italienischer Plastik und frühchristlicher Kunst im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin. — Oder sie gehen, mindestens in der Idee, auf längst erörterte und vielfach bereits durchgeführte museumstechnische Maßnahmen zurück, wie etwa die Zweiteilung der Berliner Galerie in Schau- und Studiensammlung.

Gewiß, alle diese im Laufe des letzten Jahres unter nationalsozialistischer Leitung durchgeführten Veränderungen sind wertvoll, sie stellen eine Verbesserung gegenüber dem bisherigen Zustand dar und sind deshalb auch durchaus zu begrüßen. Aber — worum es uns geht — diese und andere Maßnahmen, wie etwa die Neuordnung im Kronprinzenpalais, die allerdings ausdrücklich als vorläufig bezeichnet wird, belassen im Grunde den Sammlungen ihren bisherigen Sammlungscharakter. Sie haben wenig an sich von jenem mitreißenden neuen Geist, der z. B. besonders auf dem Gebiete der Schule und der Hochschule allen Volksgenossen mit einem Schlage zeigt: eine neue Zeit ist angebrochen, ein neues Ziel ist gesetzt, ein neuer Wille lenkt; und der in ihnen das beglückende Gefühl auslöst: jetzt bekommt erst alles seinen rechten Sinn, jetzt sind erst die wahren Quellen aufgebrochen, aus denen sich das Leben der Volksgemeinschaft Nahrung, Kraft, Bewußtsein, Stärke und Gestalt gewinnt.

Digitized by Google

Der Nationalsozialist ist nicht gewohnt, die Augen vor den Tatsachen zu verschließen, zu beschönigen oder sich zufrieden zu geben, wo ungelöste Aufgaben in Fülle vorliegen. Wir sind deshalb der Meinung, daß eine kritische Betrachtung des Zustandes unserer Museen nicht schaden kann. Im Gegenteil, wir halten es für die Pflicht des gewissenhaften Kunstkritikers, anzuspornen, zu warnen, Anregungen zu geben und Wege zu weisen, und so zu seinem Teil mitzuhelfen, daß die Verbindung zwischen dem breiten Publikum und den Museumsfachleuten, die für die Sammlungen verantwortlich sind, nicht verloren geht, bzw. wo er verloren gegangen ist, wiederhergestellt wird. Denn, wenn die Neugestaltung unserer Museen nicht in jenem Maße vorwärts kommt, das wir von unserer Bewegung her gewohnt sind, so liegt das ja nicht an den Personen oder an einzelnen Maßnahmen, die getroffen oder nicht getroffen worden sind: Keine einzige staatliche Bildungseinrichtung — um diesen unzulänglichen Ausdruck einmal zu gebrauchen — ist schon seit Jahrzehnten so in sich selbst abgeschnürt, so von jeder fruchtbaren Wechselwirkung mit den breiten Schichten des Volkes abgelöst wie das Museum. Volksfremde fachwissenschaftliche Anmaßung, gezüchtet aus den gleichen Ursprüngen wie das berüchtigte „l'art pour l'art" der modernen Kunst, hat aus den Museen Einrichtungen geschaffen, die sich darin gefielen, „sich selbst genug" zu sein. Sie waren nur noch für eine kleine Schar von Kennern und Liebhabern von Wert. Es fehlte ihnen jede lebendige Beziehung zu der großen Volksgemeinschaft der Nation. Wenn man sie schon früher Mausoleen, Grabkammern der Kunst, gescholten hatte, so mußte in dem Augenblick, als ein neues Verpflichtungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft jeden einzelnen Deutschen ergriff und ihm einen neuen untrüglichen Maßstab der Beurteilung an die Hand gab, das Museum in seiner alten Form besonders fragwürdig, ja unnütz und gradezu überflüssig erscheinen. Daraus erklärt sich nicht zuletzt die Tatsache, von der wir ausgingen, nämlich das Zögern und Tasten beim Neuaufbau.

Der Nationalsozialismus hat auch auf den andern genannten kulturellen Gebieten schärfste und ablehnendste Beurteilung der bisherigen Zustände üben müssen, aber immer stand doch nur das Wie in Frage. Niemand würde doch z. B. ernstlich darüber streiten wollen, *ob* wir ein Theater brauchen; nur das war festzulegen: *was* für ein Theater wir brauchen. Die Volksfremdheit des Museums war aber so groß geworden, daß gerade unter Nationalsozialisten *sein Dasein überhaupt* mit größtem Mißtrauen betrachtet wurde, wenn nicht völlige *Gleichgültigkeit* ihm gegenüber herrschte. Was war die Folge? Während auf allen andern Gebieten die Lösung der Aufgaben im nationalsozialistischen Sinne seit langem erörtert war, die notwendigen Führer bereit standen und im Augenblick der Machtübernahme das Ruder ergreifen konnten, um ihm jene Drehung zu geben, die zum neuen Ziele führen mußte, ist auf dem Gebiete der Museen noch beinahe alles in der Schwebe geblieben. Wir wollen nicht behaupten, daß nichts geschehen wäre. An einzelnen Orten — wir nennen Breslau — haben örtliche Kräfte eingegriffen und aus der neuen Gesinnung heraus im Umkreise der ihnen gegebenen Möglichkeiten wirklich etwas dem nationalsozialistischen Geiste Angemessenes geschaffen. Die Sammlung neuzeitlicher Kunst sind vieler Orten von den volksfremden

Digitized by Google

Machwerken einer zersetzenden Kunstauffassung gesäubert worden. Aber so sehr wir uns auch über die Gesinnung freuen können, die hinter dieser leidenschaftlichen Bilderstürmerei steht — die nationale Revolution ist doch auf allen Gebieten längst vom Einreißen zum Aufbau übergegangen — darin liegt ja gerade ihre ungeheure sittliche Kraft, die jeden Einwand der mißmutig oder kritisch Beiseitestehenden von innen her überwindet und zunichte macht. Dieser Aufbau, wie gesagt, ist erst in wenigen örtlichen Handlungen zu erkennen, und es fehlt ihm durchaus die einheitliche Willensgebung. (Wir möchten hier, um nicht mißverstanden zu werden, anmerken, daß im Rahmen unserer Betrachtung die neuzeitlichen Kunstsammlungen nur ein nebensächliches Teilgebiet darstellen. Es geht uns hier weniger um solche, den Namen Museum ja eigentlich garnicht verdienende Sammlungen neuzeitlicher Kunst, sondern um die eigentlichen Museen, die Sammlungen von Kunstwerken vergangener, zurückliegender Zeitspannen.)

Wenn wir sagen, daß die einheitliche Willensgebung fehlt, so wissen wir natürlich, daß der Führer, daß Männer wie Alfred Rosenberg und andere, auch hier Weg und Ziel sehen. Sie haben oft genug das Arbeitsprogramm im Großen aufgezeigt. Aber niemand wird von Männern, die mit der Riesenaufgabe der politischen Schicksalsgestaltung beladen sind, verlangen wollen, daß sie sich auch noch der praktischen Ausarbeitung im Einzelnen annehmen auf einem Teilgebiet, das zunächst einmal durch den vollen Einsatz seiner Fachmänner zu beweisen hat, daß es, nach Zeiten unfruchtbaren Sichselbstgenugseins, bereit ist, in den uneingeschränkten Dienst der neuen Volksgemeinschaft zu treten.

Durch den vollen, einmütigen Einsatz seiner Fachmänner! Daran aber scheint es zu hapern. Wir wollen niemandem seinen guten Willen bestreiten. Aber wir müssen feststellen, daß selbst unter den berufenen Leitern die Frage nach Wert, Sinn und Aufgabe der Museen im neuen Staate noch nicht eindeutig und überzeugend beantwortet ist. Die Grundfragen sind hier tatsächlich noch ungeklärt. Das muß naturgemäß die Neugestaltung hemmen.

Wenn die Grundfragen noch ungeklärt sind, so liegt das unseres Erachtens daran, daß die Mehrzahl der Museumsfachleute, auch derer, die heute an leitender Stelle stehen, aus einer Schule hervorgegangen ist, die den fachwissenschaftlichen Wert ihrer Tätigkeit über alles stellte. Sie sind alle in ihrer Ausbildungszeit mit heiligen Schauern vor der Wissenschaft erfüllt worden. Wie sie sich selbst als Diener der Kunstwissenschaft empfanden, so sahen sie in dem Museum eine Einrichtung, die bestimmt war, der kunstwissenschaftlichen Forschung zu dienen bzw. die Ergebnisse der Forschung den kunstgelehrten Kollegen vor Augen zu führen. Daß sie sich auf diese Art in einem ganz kleinen Kreise bewegten, daß sie letztlich die Museen für niemand anders als sich selbst machten, hat sie lange Zeit nicht gestört oder beunruhigt. Aber allmählich mußte wohl auch hier die große soziale Bewegung, die für unsere Zeit charakteristisch ist und die der Nationalsozialismus mit dem Losungswort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" zum Siege führte, auch die Männer in den Museen an ihrer bisherigen Auffassung irre machen. Ich sage absichtlich: irre machen — denn die Ereignisse beweisen, daß man zwar die Fragwürdigkeit

Digitized by Google

des bestehenden Zustandes zu fühlen begann, aber sich nicht klar werden konnte, was an die Stelle des Alten zu setzen sei.

Die Diskussion über diese Frage geht schon seit geraumer Zeit. Sie ist von seiten der kleineren Provinzmuseen mehr gefördert worden als von den großen staatlichen Sammlungen. Diese konnten auf den ungeheuren sachlichen Wert an sich pochen, den die in ihnen angehäuften Kunstwerke darstellen. Wer eine Million besitzt, den kann es kalt lassen, ob sein Geld in abgenutzten Scheinen in einem schäbigen Sacke steckt oder in blitzenden Goldstücken säuberlich glänzt. Wer nur ein kleines Kapital hat, wird sich bemühen, es so gefällig und hübsch wie möglich zur Schau zu stellen: es sieht dann nach mehr aus. In dieser Lage befanden sich die kleineren Museen. Wenn sie den wissenschaftlichen Ansprüchen doch nicht voll genügen konnten, so machten sie aus der Not eine Tugend. Sie ordneten ihre Schätze zu einer dem Auge wohlgefälligen Schausammlung und kehrten damit wieder zu einer Wirkungsform zurück, die eigentlich ein Museum der Kunst nie hätte aufgeben dürfen: zu der Wirkung unmittelbar für das Auge, auf der ja der ursprüngliche und natürliche Reiz bildender Kunst beruht. Es zeigte sich, daß ein Kunstwerk, künstlerisch sinnvoll und mit genügend Auswirkungsmöglichkeit im Raume angebracht, mehr zu sagen vermochte als zehn, eng in Verzeichnisanordnung gehängte, im übrigen gleichwertige Bilder. Die Schausammlung wurde zu einer Schau des Schönen. Und damit war viel erreicht. Das Schöne kann zu uns sprechen, ohne daß wir fachmännisch in die geschichtlichen und inhaltlichen Beziehungen des Kunstwerkes eingeweiht sind. Eine Schau des Schönen ist nicht mehr gebunden an gelehrtes Wissen, sie wirkt auf jede empfängliche Seele und sprengt damit den engen Kreis, den die Wissenschaft dem Museum gezogen hatte. Das Schöne bereitet Freude, Freude bereichert uns menschlich, spendet Kraft — da sind wir auf einem Wege, der uns Nationalsozialisten die Verbindungsmöglichkeit vom Museum zum Leben der Volksgemeinschaft weist. Wenn die Gemäldesammlung im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin kürzlich nach diesen Gesichtspunkten neu geordnet worden ist, so bedeutet das, daß unter nationalsozialistischer Führung nun endlich auch an einer so wesentlichen Stelle das geschehen ist, was längst gefordert war, aber unter der Vorherrschaft der rein wissenschaftlichen Einstellung nie durchgeführt werden konnte.

Aber — und damit kommen wir auf unsere Kritik zurück — die Idee der Schausammlung darf uns Nationalsozialisten nicht als endgültige und eigene Lösung der Museumsfrage erscheinen. Uns Deutschen bedeutet die bloße Schönheit lange nicht so viel wie etwa dem Italiener oder dem Franzosen. Wenn sich der Italiener an der schönen Form entzückt, so ist das für ihn nicht nur ein aesthetisches Vergnügen, es ist ein seelisches Erlebnis. Das Gleiche gilt für den Franzosen, der sich an der Schönheit der Farbe wirklich innerlich begeistern kann. Wir Deutschen sind anders geartet. Einmal ist das Organ für die Wahrnehmung des künstlerischen Augenreizes bei vielen von uns nicht übermäßig stark entwickelt. Vielen von uns geht es vor Bildwerken so wie demjenigen, der kein Gehör hat und Musik genießt. Irgend etwas Wohlgefälliges spricht ihn wohl an, aber er ist nicht imstande, wirklich aufzunehmen und den Eindruck zu bewahren. Daran liegt es wohl, daß wir dem

Digitized by Google

bloßen aesthetischen Erlebnis gegenüber mißtrauisch sind, es als ungenügend empfinden und mehr und anderes von einem Kunstwerk verlangen, das uns auch seelisch fesseln soll.

Das ist unsern Museumsmännern wohl bewußt. Die Schausammlung soll deshalb nicht ihren Sinn in sich haben, sondern einem höheren Zwecke dienen. Als die neugeordnete Galerie des Kaiser-Friedrich-Museums eröffnet wurde, bezeichnete der Leiter der Sammlung als diesen Zweck die Volksbildung, er scheute sogar nicht davor zurück, das Wort „Volksbildungsanstalt" programmatisch für Museum einzusetzen. Nun, wir wollen uns an dem Wort nicht stoßen. Auch dieser Gedanke, daß das Museum der Volksbildung zu dienen habe, ist nicht neu. Er ist gleichfalls im Umkreise der Provinzmuseen entwickelt worden und an vielen Orten seit langem durchgeführt. Ihm liegt die Erkenntnis zugrunde, daß, was dem kleineren Museum an wissenschaftlichem Range abgehe, es durch sorgfältige Ausnutzung seines Bestandes zugunsten der Volksbildung ersetzen könne.

Der Gedanke, daß das Museum der Bildung diene, ist ja altes Erbgut unserer klassischen Kulturepoche. Den geistigen Führern aus der Goethezeit war die Anschauung gemeinsam, daß Kunst das höchste und schönste Mittel zur Bildung sei — damals wurden die Museen als öffentliche Einrichtungen begründet, um als Sammelstätten idealer Kunstwerke Tempel der Bildung zu sein. Das Theater und das Museum, beide galten als moralische Anstalten im Sinne Schillers. So bestechend dieser Gedanke für den Nationalsozialisten ist, wir wollen nicht vergessen, daß sich die Zeiten geändert haben. Damals war der Kreis der Gebildeten bzw. der Bildungsuchenden beschränkt. Der Grad der Bildung, der als Ideal vorschwebte, war ungeheuer hoch. Wir sehen ihn in Goethe verkörpert. Volksbildung im heutigen Sinne ist etwas ganz anderes. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier näheres darüber zu sagen. Wir möchten nur auf ein Beispiel hinweisen, das der neueröffneten Schausammlung der Berliner Galerie entnommen ist. Wieviel bedeutet dem Gebildeten im Sinne Goethes oder Humboldts das Bild von Signorelli: Pan als Gott des Naturerlebens und als Meister der Musik mit seinen Begleitern — ein Hauptwerk der Sammlung und mit Recht an bevorzugter Stelle zur Schau gestellt! Die Wiedergeburt der Antike im Schoße Italiens, der programmatische Ausdruck eines neuen Geistesbewußtseins verkörpert sich in diesem Bilde. Was aber hat ein solches Werk mit deutscher Volksbildung zu tun? Wir glauben, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn wir antworten: Nichts! Selbstverständlich wird die Kunst immer ein Mittel der Volksbildung sein, vor allem die nationale Kunst — aber dies ist erst ein abgeleiteter Zweck, ein Zweck, bei dem die wahren schöpferischen Kräfte der Kunst meistens zugunsten einer fragwürdigen Halbbildung verkümmern müssen. Wenn man bei dem genannten Werke von Signorelli von jeder volksbildnerischen Absicht absieht, es nur in seiner rätselhaften Schönheit und der wunderlichen Sinnbildlichkeit seiner Komposition auf den einfachen Menschen wirken läßt, dann wird der seelische Gewinn für ihn wahrscheinlich viel höher sein als wenn man versuchen wollte, ihm die geschichtlichen und geistigen Zusammenhänge

Digitized by Google

für deren Verständnis ihm die Vorbildung fehlt, zu erklären. Wir glauben, daß der Begriff Volksbildungsanstalt keineswegs als neues nationalsozialistisches Programm für die Museen ausreicht. Auf jeden Fall schließt er eine Fülle von Möglichkeiten ein, mißverstanden zu werden.

Was aber dann, wenn wir die bisherigen Museumsformen wissenschaftlicher, volksbildnerischer und aesthetischer Art als ungenügend verwerfen? Kürzlich äußerte sich der komm. Generaldirektor der staatlichen Museen in einer Veranstaltung des Kampfbundes für deutsche Kultur über die Neuordnung der Berliner Museen, und benutzte die Gelegenheit zu Ausführungen allgemeiner, zum Teil grundsätzlicher Art. Der Inhalt seiner Rede war eine vernichtende Kritik an dem volksfremden Wesen der Museen, wie sie uns das verflossene Zeitalter hinterlassen hat. Aber er ging noch weiter: er bezweifelte sogar — gerade als Nationalsozialist — den Wert des Museums an sich. Er wünschte eine Zeit herbei, wo wir die Museen nicht mehr brauchen — fügte allerdings hinzu: noch brauchen wir sie. Ein Außenstehender hätte den Sinn seiner Ausführungen gradezu dahin verstehen können, als wenn die Museen nicht mehr als ein notwendiges Übel seien. Bei einer solchen Auffassung wäre es kein Wunder, wenn der leidenschaftliche Antrieb zur Neugestaltung fehlte. Zum Glück verhält es sich ja tatsächlich nicht so. Wenn der Generaldirektor der Sammlungen als alter Museumsmann gewissermaßen von der Notwendigkeit einer Liquidation der Museen spricht, so können wir gewiß sein, daß es ihm nicht leicht fällt, so zu sprechen. Wir hören hier den Zwang der Erkenntnis heraus, den die nationalsozialistische Weltanschauung ihren Anhängern auferlegt: nichts darf Geltung und Raum für sich beanspruchen, das nicht in lebensvoller Beziehung zum Ganzen der Volksgemeinschaft steht. Diese lebensvolle Beziehung zwischen Museum und Volk, die ja eigentlich nichts anderes ist als die Beziehung zwischen Kunst und Volk, ist nicht da. Ja mehr: das Museum in seiner bisherigen Art kann geradezu als Hemmnis zwischen Kunst und Volk bezeichnet werden. Die Kunstwerke im Museum sind aus ihrer ursprünglichen Umgebung — Kirche, Rathaus, Palast, Bürgerhaus — herausgerissen, sie haben damit ihre ursprüngliche Bestimmung, die immer irgendwie auf das Leben Bezug hatte (Kult, Repräsentation, Gedenkmal usw.), verloren. Ob man sie nun kunstwissenschaftlich, volksbildnerisch oder aesthetisch zusammenordnet und bewahrt, ihre eigentliche unmittelbar lebenspendende Kraft ist ihnen in dem Museum bisheriger Art genommen. In dem genannten Vortrage wies der Generaldirektor darauf hin, wie viel mehr es bedeuten würde, wenn zum Beispiel der Lüneburger Silberschatz, statt im Berliner Schloßmuseum, noch an Ort und Stelle, auf dem Rathause von Lüneburg, sich befände. Im Museum ist er eine zwar kostbare, aber doch in der Fülle der andern Gegenstände fast verschwindende Verzeichnisnummer — in Lüneburg wäre er ein einzigartiges Denkmal von Größe, Macht und Reichtum, von Bürgerstolz und Gemeinsinn (fast alle Stücke des Schatzes sind Stiftungen) — sein Dasein, sein Anblick müßte den Bürgern der Stadt immer aufs neue Verpflichtung und Aufruf sein. Im Museum, so dürfen wir hinzufügen, ist er nicht viel mehr als die glitzernden Auslagen in irgendeinem Juweliergeschäft der Stadt, vor dem

Digitized by Google

die Vorbeigehenden neugierig und lüstern ein Veilchen stehen bleiben. Dies Beispiel ließe sich um viele vermehren.

Man versteht, wie grade diejenigen, die sich ein lebendiges Gefühl für die Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben bewahrt haben, von dem Gedanken verlockt werden können, die Museen aufzulösen, ihre Schätze wieder dahin zu bringen, wo sie im Dienste der Volksgemeinschaft und in ursprünglicher Bestimmung wirken können. So verlockend der Gedanke ist — daß die tatsächliche Durchführung im ganzen nicht möglich ist, versteht sich von selbst. Für die Kunstwerke ausländischer Herkunft und vergangener Kulturen ist überdies der bloße Gedanke unbesprechbar. Also bliebe schließlich doch das Museum als — notwendiges Übel? Als Sammlung, als Bewahrstätte — wie das Spiritusglas für den Tierleichnam, wie das Herbarium für die ausgepreßte, vertrocknete Pflanzenwelt?

Wenn das bisherige Museum die Kunstwerke dem Leben nahm, ist es nicht möglich, ein neues Museum zu denken, das sie dem Leben zurückgibt? Oder daß doch mindestens annähernd jene Bedingungen des Lebens wiederhergestellt werden, unter denen sie in ursprünglicher Weise wirken können? Besser als das Spiritusglas ist der Tierpark, lebendiger als das Herbarium der Botanische Garten. Stellen wir drum zunächst einmal die Forderung auf: im Museum nicht Wissenschaft, nicht Volksbildung, nicht bloßes Schauvergnügen, sondern Leben — Darstellung der in den Kunstwerken aus ihrer ursprünglichen Bestimmung her vorhandenen Lebenskräfte.

Durch das Leben hindurch! Wenn die Museen nach diesem Wahlspruch handeln, werden sie ganz von selbst dahin kommen, die Lebenswerte sichtbar zu machen, die die Kunst im Dasein und Werden der Volksgemeinschaft zu jeder Zeit dargestellt hat und immer wieder darstellt. Sie werden damit auch der Kunst der Gegenwart dienen können — nicht, indem sie etwa Beispiele formaler Art geben, sondern, indem sie die dienende Gesinnung aufzeigen, die aller wahren Kunst zugrunde liegt, und die unmittelbare Beziehung auf das Leben, die stets die Voraussetzung für eine der Volksgemeinschaft verbundene Kunst gewesen ist.

Es sei mir gestattet, an einem Beispiel zu erläutern, was darunter zu verstehen ist: durch das Leben hindurch. Ich möchte zu diesem Zweck auf einen weihnachtlichen Sprechbericht zurückgreifen, den ich kürzlich in der Funkstunde Berlin hielt und in dem ich den Vorwurf „Lebendiges Museum" berührte. Ich sprach in diesem Bericht, den ich aus Anlaß des Weihnachtsfestes vom Deutschen Museum in Berlin aus sendete, davon, daß die Einwohner Berlins so manche sinngebenden Gebräuche und Kulte entbehren müßten, die in alten deutschen Städten, besonders z. B. in katholischen Kirchen, mit frommer Eindringlichkeit zu den Menschen sprechen. Dort wird in der Adventszeit die althergebrachte Krippe aufgebaut und ihr Anblick dem auch nur für kurze Zeit eintretenden Kirchenbesucher zu besonderer Andacht dargeboten. Altartafeln oder andere die Kirche schmückenden Bildwerke, die die Geburt Christi und den ganzen Legendenkranz rund um die Heilige Nacht schildern, erhalten zur Weihnachtszeit erhöhte Bedeutung, werden mit Kerzen geschmückt und fromm verehrt. So erwachen im Kreislauf des Jahres die

Digitized by Google

Kunstwerke zu ihrer Zeit zu immer wieder erneut erlebensvoller Bestimmung. Hier ist die Beziehung zwischen Kunst und Leben sinnvoll bewahrt. Und hier ist der Punkt, wo man, glaube ich, verstehen kann, was es heißt: durch das Leben hindurch. So wie die Kunstwerke in den Kirchen, so müssen auch die Kunstwerke, die wir in unseren Museen eingeschlossen haben, dem Leben wieder dienstbar werden. In diesem Sinne äußerte ich in dem erwähnten Bericht als Weihnachtswunsch an die Museen, daß man im nächsten Jahre zur Weihnachtszeit in einem von der Straße aus leicht zugänglichem Raume einige der schönsten Weihnachtsbilder des Deutschen Museums zu andächtiger Verehrung vereinigen möge — Altdorfers kleines Bildchen der Heiligen Nacht und Cranachs Ruhe auf der Flucht oder Hubers Flucht nach Ägypten und vielleicht Baldungs Anbetung der Heiligen drei Könige. Wenn dann in diesem Raume ein Adventskranz mit Lichtern hängt oder Christbäume zu den Seiten aufgestellt werden, und wenn dafür gesorgt wird, daß dieser weihnachtliche Andachtsraum auch abends für jedermann, der zufällig vorbeigeht, offensteht, dann ist, glaube ich, hier ein Beispiel gegeben für die Möglichkeiten, das Museum in das Volksleben einzuordnen.

Weihnachten steht hier natürlich nur als ein Beispiel. Was für Weihnachten gilt, gilt aber auch für den Wandel der Jahreszeiten, für die Feiern der Stände und die Feste, an denen die Führer verehrt werden. Warum soll nicht, wenn Berlin die Grüne Woche als Fest des Bauern, des Jägers, des Landmanns feiert und alle andern kulturellen Organisationen sich in den Dienst der Sache stellen, auch das Museum eine „Grüne Woche" in seinen Räumen haben? Nicht um Ausstellungen im üblichen Sinne ist es uns zu tun, sondern um eine lebendige Zusammengruppierung von Kunstwerken unter einer gemeinsamen, die Zeit und das Volk bewegenden Idee.

Eine solche biegsame Gestaltung der Sammlungen wird an die beamteten Kräfte der Museen hohe Anforderungen stellen. Sie werden diesen Anforderungen aber um so leichter nachkommen können, da ja die Versicherungsarbeit, die fachwissenschaftliche Durchforschung und Bestimmung der Kunstwerke im wesentlichen im vorangegangenen Zeitalter geleistet worden ist. Im übrigen glauben wir, daß es nur zugunsten der Verlebendigung der Museen sein kann, wenn die Museumsmänner sich nicht in erster Linie als fachwissenschaftliche Forscher, sondern wie die Diener der Kirche als Bewahrer und Vermittler betrachten lernen.

Neben der biegsamen, dem Pulsschlag der Zeit entsprechenden Gestaltung der Museen wird natürlich immer ein fester Bestand von Sammlungsstücken an Ort und Stelle bleiben. Es geht ja nicht an, das ganze Museum ständig umzubauen. Auch dieser feste Bestand, der also mehr das bisherige Sammlungsgesicht behalten wird, kann im einzelnen in seiner lebenverbundenen Aufgabe deutlicher gemacht werden, als es bisher vielfach geschehen ist. Nehmen wir als Beispiel den erwähnten Lüneburger Silberschatz. Er steht heute zwar in einem Raume für sich vereinigt, aber der unvorgebildete Besucher merkt erst, nachdem er eine ganze Reihe der kleinen Schildchen an den Einzelstücken durchgelesen hat, daß er hier offenbar einen zusammengehörigen ehemaligen Besitz der Stadt Lüneburg vor sich hat. Es wäre ein leichtes,

Digitized by Google

in diesem Raume an einer Wand eine Inschrift anzubringen, die auf die Bedeutung des Schatzes und seine Geschichte aufmerksam macht. Wenn man diese Inschrift wirkungsvoll abfaßt, und unter ihr den Schatz zu feierlicher Aufstellung anordnet, dann wird der Besucher etwas von dem empfinden, was er empfinden würde, wenn er den Schatz in Lüneburg als Krone bürgerlicher Kultur im alten Rathause noch bewundern könnte. Hierzu eine Bemerkung: Wenn wir sagten, daß die Kunstwerke in ihrer lebensvollen Beziehung gezeigt werden müßten, so meinen wir damit beileibe nicht, daß man allerhand Mummereien vornehmen sollte und irgendeinen geschichtlichen Eindruck künstlich vortäuschen sollte. Nicht auf Wiedergabe der äußerlichen Umwelt kommt es an, sondern auf Erzeugung des Geistes, in dem ursprünglich die Kunstwerke ihren Platz hatten. Das gilt auch für die Gestaltung der Räume mit wechselndem Inhalt.

Wir können uns hier nicht in die Erörterung von Einzelheiten der Aufstellung und Anordnung verlieren, obwohl die Versuchung groß ist, noch an andern Beispielen zu zeigen, wie das Museum ein lebendiges Museum werden kann. Nur eins sei zum Schluß noch hervorgehoben. Es sollte in Zukunft kein Museum der Kunst und Kultur in Deutschland geben, in dem nicht das Deutsche im Mittelpunkt oder an bevorzugter Stelle gezeigt wird.

Ich habe schon bei früherer Gelegenheit darauf hingewiesen, was es für ein beschämender Zustand ist, daß wir in Berlin auf der Museumsinsel zwar ein Deutsches Museum haben, daß dieses Museum aber den meisten Berlinern unbekannt ist, weil es durch die Masse und die Aufmachung der Nachbarmuseen, die ausländischer oder vergangener Kunst gewidmet sind, völlig in den Schatten gestellt ist. Es ist eine unverzeihliche Sünde der Vergangenheit, daß sich hier köstlichstes deutsches Gut mit bescheidener, ja kümmerlicher Wohnstatt begnügen muß. Auf diese Weise zwingt man die Masse der nicht vorgebildeten Besucher gradezu, das Fremde zu bewundern, während man ihr das Eigene vorenthält. Und dies bei einem Bestand von Werken, der für Berlin — außerhalb der alten Kulturmittelpunkte — groß und reich zu nennen ist. Wenn die Formate klein sind, heißt das, daß sie in kleinliche, enge Räume gehören? Ihr Gehalt ist so tief und schwer, so voll geistiger Spannung und seelischer Kraft, daß ihnen Ehrenräume, auch äußerlich als solche gekennzeichnet, gebühren. Man hat früher gern angeführt, diese deutschen Bilder seien für Bürgerstuben gemalt, wo sie eng mit anderm Hausrat zusammenhingen — in gleicher Umgebung müßten sie heute gezeigt werden. Das ist eine materialistische Auffassung vom lebendigen Museum, gegen die wir angehen müssen. Keine Mummereien, keine künstlichen Wiederbelebungen — es heißt die Kunst erniedrigen, sie aus der Luft des Ewigen, in die sie eingegangen ist, herniedernötigen ins Zeitliche, wenn man so verfährt. Die Zeiten der Vergangenheit sind dahin. Sie wiederzuerwecken, ist nicht unsere Aufgabe. Aber ihren geistig-seelischen Gehalt, der in den Werken der Kunst lebendige Gestalt angenommen hat, gilt es zu bewahren, mehr: ihn als höchstes nationales Erbe zu verehren und die Werke der deutschen Meister in edler Form herauszustellen. Wir wissen, daß die verantwortlichen Männer auf der Museumsinsel mit der Ungunst der baulichen Verhältnisse

Digitized by Google

einen fast aussichtslosen Kampf führen. Dennoch müßte ein Weg gefunden werden, der dem Deutschen Museum zu seinem Rechte verhilft. Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden.

Wie immer, so verbindet sich auch hier das Nationale mit dem Idealen und Religiösen. Wenn die Museen der nationalen Idee dienen — und nur so haben sie ihren letzten Sinn —, müssen sie etwas von religiösen Erbauungs- und Andachtsstätten bekommen. Was vermögen die Werke, die wir in unsern Museen bergen, alles zu spenden! Kraft und Freude, Trost und Erquickung, Bewußtsein der Größe und das Gefühl jahrhundertealter Verwurzelung, und über allem und in allem der Ruf des Volkes, das sich selbst gestaltet in Kampf und Not, in Sieg und Triumph. Helfen wir alle, durch tätige Anteilnahme, dem lebendigen Museum einen Platz unter uns zu sichern!

Digitized by Google

Otto Weber-Krohse:

Friedrich Wilhelm, König in Preußen

Friedrich Wilhelm ist der Schöpfer des preußischen Ostens. Damit steht er unmittelbar vor uns, neben uns und über uns. Lange Zeit hat er außerhalb des historischen Bewußtseins gestanden. So nahe er uns jungen Sozialisten ist, so fern war er der romantischen Zeit, die wir nun zu einem großen Teil überwunden haben und die wir zu einem guten Teil noch überwinden müssen. Friedrich Wilhelm litt für die Romantiker darunter, daß er der Enkel des Großen Kurfürsten und der Vater des Fridericus war.

Er erscheint in den Schulbüchern und den Romanen der untergegangenen und der zerbrechenden Epoche als der Soldatenkönig. Die langen Kerls, die Potsdamer Wachtparade! Zwar haben sich außer den spärlichen Quellen, die sich früher mit ihm befaßten, auch solche Köpfe wie Droysen einer war, die Mühe gemacht, ihm gerecht zu werden, aber was hat es für Sinn, einem König gerecht zu werden, wenn die Öffentlichkeit diesen König ganz anders sehen will?

Das Publikum hat seine Publikumskönige noch nicht ganz preisgegeben. Das Publikum braucht Publikumskönige, die es auf Postkarten und in Filmvorstellungen anbeten kann, weil es zumeist den Rang nicht hat, wirkliche Könige auch nur in der Vorstellung zu ertragen. Noch ist es nicht lange her, daß ein Film über die deutsche Leinwand lief, in dessen Mittelpunkt ein ewig schimpfender, ewig pustender, prügelnder, polternder Grobian stand, der zu den Tönen einer mäßigen Rokokomusik seine Langen Kerls entsetzlich schliff, der seinen Sohn mit unerhörter Grausamkeit behandelte, mit geradezu satanischem Genuß Herrn von Katte in Küstrin enthaupten ließ, Frau und Kinder ekelhaft behandelte und dann noch behauptete, König von Preußen zu sein.

Wir sind heute über diesen Film hinaus. Wir fühlen deutlich, daß Friedrich Wilhelm nicht weniger als sein Sohn das Gewissen unserer sozialistischen Staatswerdung ist. Damit tritt ein spröder und vielleicht schwer zu verstehender, ein harter und recht eigentlich unpopulärer König wieder vor unser Bewußtsein, ein König, der seit Rodbertus von Jatzgegows Zeiten nie wieder voll verstanden ist. Die Zeit des alten Kaisers, die Zeit Lehndorffs und Albedylls, die Zeit Bismarcks und Roons, die Zeit Theodor Fontanes und Gustav Droysens hat natürlich auch diesen Friedrich Wilhelm I. berücksichtigt, aber er war in ihren Augen doch mehr der Schöpfer der preußischen Armee, der Herr der blauen Bataillone und bestenfalls der Mann, der das Königtum mit Einfachheit und Disziplin wie einen rocher de bronce sicher begründete. Der Schöpfer des preußischen Ostens und seines Sozialismus ist er nur für sehr wenige gewesen. Was sollte auch ein unsozialistisches Zeitalter mit einem so sozialistischen König beginnen?

Heute freilich scheint es nun fast so auszusehen, als ob er modern werden sollte, und wo kann es größere Gegensätze geben, als diesen Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

und den Begriff der Modernität? Heute werden viele und geistreiche Artikel über ihn geschrieben, heute kommen sogar gewisse klerikale Autoren daher und sehen in ihm halbwegs einen der Ihren, indem sie verkünden, Friedrich Wilhelm sei (was ja an sich richtig ist) reformiert gewesen und das habe ihn befähigt, zwischen der protestantischen und der katholischen Konfession in seinen Ländern eine gute Mittellinie zu halten! Es wird notwendig sein, daß wir Nationalsozialisten die ganz klare und ganz starke Tradition sehen, die von diesem König auf uns überleitet. Und das können wir nur, wenn wir diesen König menschlich sehen und begreifen lernen. Politik ist heute wieder eine Frage von menschlichen Beziehungen oder sie fängt wenigstens an, es zu sein. Wie Adolf Hitler seinen Weg zur Macht freigelegt hat, indem er sich einen Kreis von ganz bestimmten, innerlich gleichgerichteten Persönlichkeiten erzog und dann mit diesem Kreis durch dick und dünn ging, wie vielfach in der nationalsozialistischen Bewegung in den Gauen das gleiche geschah, so ist auch Friedrich Wilhelm in Preußen zum Chef des Staates geworden, indem er einen ganz bestimmten Kreis von Menschen zum Träger seines eigenen preußischen Menschentums machte.

Wir sehen Friedrich Wilhelm falsch, wenn wir ihn durch die Brille irgendeiner Voreingenommenheit sehen. Es ist auch nicht nötig, daß wir es tun: es gibt aus seiner eigenen Zeit genug Quellen, aus deren Vergleich sich ein rechtes Bild gewinnen läßt, es gibt genug Bilder, aus deren Summe sich das Bild dieses hohen Mannes abhebt, der den Titel Majestät ungern hörte, von dem sie zu seiner Zeit gerne sagten „der Herr“ (wie man auf einem großen Gutshof vom Herrn spricht) und der sich selbst nicht als König, sondern viel eher als Obersten sah. Kurz vor seinem Tode sagte er seiner Frau: „Fieckchen, wenn ich sterbe, dann kannst du wieder heiraten, aber hüte dich nur vor einer ungleichen Heirat! Da ich Oberster gewesen, so darfst du dann nicht unter einem Obersten nehmen!“ Das war ihm nicht etwa ein Spaß. Er hat Zeit seines Königsdaseins nur immer den Rang eines Obristen getragen, den er schon vom Vater bekommen hatte. Für einen General hielt er sich nicht wert, weil er niemals im Felde kommandiert hatte, auch wäre es nach seiner Meinung nicht statthaft gewesen, wenn er sich selber befördert haben würde. Der preußische Oberst Friedrich Wilhelm hat eine ungeheuer hohe Meinung von Preußen gehabt, aber seine Meinung von der Königswürde war weniger groß. Für eine weitere Provinz hätte er sie wahrscheinlich mit der Kurfürstenstellung eingetauscht, was ihn selber anging, so hat er immer und immer wieder davon gesprochen, wie gern er selbst Feldherr gewesen sein würde. Er hatte in Holland bei Wilhelm III. von Oranien einen Teil seiner Ausbildung genossen. Noch als „alter Mann“ sagt er einmal zum Grafen Holstein: „Wäre ich beim König Wilhelm geblieben, so hätte er einen großen Mann aus mir gemacht, zum Statthalter konnte er mich sogar machen!“ Und als der Holsteiner lachend einfällt, er wäre doch nun selbst ein großer König, wie denn da Wilhelm von Oranien ihn noch größer hätte machen können, da braust er auf: „Ihr redet, wie Ihr es versteht. Freilich konnte er das, er hätte mich ja zum Statthalter ernennen können, hätte mich dann selbsten das Handwerk gelehrt, alle Armeen Europas zu kommandieren, wisset Ihr denn viel-

Digitized by Google

leicht Größeres?“ Wir wissen heute etwas Größeres. Wir wissen, daß dieser Infanterie-Oberst, indem er nicht nur die preußische Armee schuf, sondern seine Ostprovinzen überhaupt erst gründete, indem er den Staat zum absoluten Beherrscher aller Privatexistenz machte, indem er es endlich erreichte, daß jede fünfte Familie in seinem Lande eine Kolonistenfamilie war, daß dieser Infanterieoberst mehr geworden ist, als alle Reichsfeldmarschälle zusammen.

Sein großer Zeitgenosse, Peter von Rußland, hatte sich ja auch gewünscht, noch einmal Admiral einer großen holländischen Flotte zu werden und erklärte, daß er dafür seinen Zarenthron hingeben würde. Mißgünstige Zeitgenossen (und auch Friedrich Wilhelm hat an ihnen keinen Mangel gehabt) haben oft und gern erklärt, daß Friedrich Wilhelm das Vorbild Peters nachgeahmt hätte. Aber er hat in Wirklichkeit weder Peter noch Karl XII. noch irgendeinen anderen Zeitgenossen nachgeahmt. Während der eine als Abenteurer die Welt erfüllte, während der andere in die Rolle eines der größten Eroberer aller Zeiten hineinwuchs, während in Wien Karl VI. das Höfische und Zeremonielle auf seltsame Art kultivierte, während in Frankreich Louis XIV. und seit 1715 Louis XV. den Absolutismus auf ihre seltsam feudale und materielle Art ausprägten, entwickelte der Herr in Berlin und Potsdam einen ganz eigenen, ganz voraussetzungslosen, eben den preußischen Stil. Aber dieser preußische Stil trägt in Bodenständigkeit und Nüchternheit, in Kargheit und Klarheit auch sehr wesentlich niedersächsische und niederländische Züge.

Und das ist schließlich kein Wunder. Denn Friedrich Wilhelms Mutter, Sophie Charlotte, war eine Welfin und die Tochter des großen Kurfürsten Ernst August von Hannover gewesen. Die „philosophische Königin“ hatte man sie in Preußen genannt, sie war eine hochgebildete Frau. Deren Mutter, also die Großmutter Friedrich Wilhelms, war die sog. große Kurfürstin Sophie von Hannover, die, eine enge Freundin von Leibniz, im übrigen aber eine etwas widerspruchsvolle und mit Vorsicht zu genießende Natur war. Sie starb erst ein Jahr nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung. Und bis zu ihrem Lebensende hat der Hof von Hannover auf das stärkste unter ihren Einflüssen gestanden. An diesem Hof hat Friedrich Wilhelm die bestimmenden Einflüsse seiner eigenen Erziehung bekommen.

Sophie Charlotte ging jedes Jahr mit ihren Kindern auf längere Zeit an den hannoverschen Hof, vielleicht weil die Atmosphäre dort gebildeter war, als an der Seite ihres Mannes, des eitlen, bestenfalls geistreichen, vielleicht auch kunstsinnigen Friedrich, der nun endlich, nachdem er dreizehn Jahre als Kurfürst Friedrich III. regiert hatte, gegen weitgehende Konzessionen, die er Habsburg in der spanischen Erbfolgefrage gab, als Friedrich I. Preußens König wurde, wenigstens dem Namen nach der erste. Mit Friedrich I., der seiner Frau zwar sehr galant begegnete — noch heute trägt Schloß Charlottenburg ihren Namen — mochte Sophie Charlotte sich innerlich doch einsam fühlen. Es kam hinzu, daß der junge Friedrich Wilhelm gegen seinen Vater schon als Kind deutliche Abneigung hatte. So mag der häufige Aufenthalt in Hannover verständlich gewesen sein.

Seine Mutter verzog ihn, wie er selbst später von ihr sagte, nach Kräften. Er pflegte von ihr zu sagen, sie sei eine gute Frau, aber eine böse Christin ge-

Digitized by Google

weſen, denn er habe unter ihr buchſtäblich tun und laſſen können, was er gewollt hätte. Er ſelbſt führte als Beweis dafür an, daß einſt, als er den jungen Prinzen von Kurland, der jünger und auch ſchwächer war als er ſelbſt, wahrhaft mißhandelt hätte, die darüber hinzukommende Mutter nichts anderes zu ſagen wußte als: „Mon cher fils! Que faites vous?“ Ein andermal hatte der Prinz dem Hofmarſchall von Brand ein Bein geſtellt, ſo daß er die Treppe herunterfiel und ſich — wie die Chronik darüber erzählt — den Hals verrenkte. Auch da geſchah weiter nichts, als daß ihm eröffnet wurde, allerdings vor verſammeltem Hofe, daß er ſo etwas in Zukunft bleiben laſſen ſolle. Bezeichnend für Friedrich Wilhelm, daß er ſich vollſtändig ſelbſt erzog, bezeichnend auch, daß er gegen ſeinen Vater einen immer ſtärkeren Groll bekam, gerade wegen der Mängel, die dieſer ihm erzieheriſch angedeihen ließ. Es ſcheint ſo, als wenn Sophie Charlotte das Ihre getan hat, um dem jungen Friedrich Wilhelm die Abneigung gegen den Vater eher zu vertiefen, als abzumildern. Noch nach ſeiner Thronbeſteigung berichtet der allerdings nicht in allem unbedingt zuverläſſige Hofrat Morgenſtern, der Mitglied des Tabakkollegiums war, daß Friedrich Wilhelm im Kreiſe der Wuſterhauſener Tabagie eines Abends mit Bezug auf ſeinen Vater ſagte: „Wie könnet Ihr glauben, daß ſolch ein ſchwacher Mann mein Vater ſei!“ Worauf der ſtoiſche, alte, noch aus den Zeiten des Großen Kurfürſten dienende General von Gersdorff ſagte: „Daferne er nicht Ihr Vater geweſen, ſo können Sie nicht auch unſer König und Herr ſein“, und dann Friedrich Wilhelm die Sache beilegte mit der hübſchen Bemerkung: „Es iſt doch nur mein Scherz, wir haben ja alle miteinander getrunken!“

In Begleitung ſeiner Mutter und ſeines Erziehers, des Grafen Alexander zu Dohna, hielt er ſich alſo monatelang am hannoverſchen Hofe auf. Dort wurden mit ihm zuſammen ſeine engliſch-hannoverſchen Vettern erzogen. Dort regierte damals Georg Ludwig, der dann erſt 1715, alſo zwei Jahre nach Friedrich Wilhelms Thronbeſteigung, als Georg I. König von England wurde. Die große Kurfürſtin Sophie hat dieſes Ergebnis ihrer jahrelangen Intrigen nicht mehr erlebt, aber ſie hat wenigſtens mit erleben können, daß der kurfürſtlich Hannoveriſch-Herrenhauſener Hof 1705 die geſamten Celleſchen Lande erbte, deren Erbin, die unglückliche Sophie Dorothee von Ahlden, Georg Ludwig bereits zehn Jahre vorher verbannen und von ſich ſcheiden ließ. Friedrich Wilhelm war damals ſieben Jahre alt und dürfte die ganze Tragödie nicht voll empfunden haben. Bald genug ſollte Herrenhauſen für ihn ſelbſt zum Schauplatz einer Tragödie werden, die freilich nicht offenkundig wurde, die ihn ſelbſt aber ſein Leben lang niemals ganz verlaſſen hat:

Die große Kurfürſtin Sophie war eine Pfälzerin, ſo kam es, daß ſie ſich der Erziehung Karolines von der Pfalz annahm, die ganz am hannoverſchen Hofe aufwuchs. Karoline war etwas älter als Friedrich Wilhelm, was ihn aber nicht hinderte, ſie mit der ganzen Kraft ſeines jungen Herzens zu lieben, wie nur ein Prinz in einem Roman lieben kann. Auch die Tatſache, daß — nach einem wohlvorbereiteten Plan der alten Kurfürſtin Sophie — Friedrich Wilhelms um fünf Jahre älterer Vetter, der ſpätere König Georg II. von England, ſich mit Karoline verlobte und ſie ſpäter heiratete, konnte dieſe

Digitized by Google

unglückliche Neigung nicht abschwächen. Der Kronprinz hat auch als König stets die Gabe oder soll man sagen den Fluch mit sich getragen, nie von etwas zu lassen, auf das er sich einmal mit der ganzen Härte seines Charakters verbissen hatte. Wir wissen nicht, wie weit diese Neigung gegangen ist. Eine Andeutung Morgensterns, daß „er bei seinem ersten Verstoß gegen das sechste Gebot übel angekommen", könnte sich möglicherweise auf diese Zusammenhänge beziehen, es ist aber kaum anzunehmen, daß es damit seine Richtigkeit hat. Wohl aber steht fest, daß der König noch als reifer Mann einmal zu seiner engeren Umgebung (vor der er überhaupt keine Geheimnisse kannte) erklärte: Wenn Karoline ihn damals nicht so von oben herab abgewiesen und unter Hinweis auf ihre Altersunterschiede geradezu wie einen unreifen Knaben behandelt hätte, so wäre er vielleicht über die ganze Sache hinweggekommen, so aber sei ihm das unmöglich geworden. Und er habe diesen Riß umsomehr mit sich herumtragen müssen, als sein Herr Vetter Georg das Seinige getan habe, um ihn verächtlich zu behandeln! Der Haß gegen den Herrn Vetter Georg hat denn auch ein ganzes Leben hindurch vorgehalten. Er ist im Haß gegen diesen Vetter, der doch zugleich sein Schwager war, einmal sogar soweit gegangen, ihn persönlich zu fordern, und hätten sich nicht auf beiden Seiten die Umgebungen ins Mittel gelegt, so wäre es tatsächlich zu einer Mensur zwischen den beiden gekrönten Häuptern gekommen. Noch auf seinem Totenbette wird ihn dieser Haß verfolgen. Es ist der Haß des Ehrbaren gegen den Leichtsinnigen, der Haß dessen, der alles schwer und vielleicht zu schwer nimmt, gegen den, der das Leben heiter und witzig sieht, vor allem aber ist es immer noch und gleichbleibend ein aus verschmähter Liebe entstandener Haß. Es ist der einzige Haß seines Lebens, aber es ist ein dauerhafter Haß. Voll Bitterkeit wird er auf diesem Totenbett, unter furchtbaren Schmerzen, davon sprechen, wie ihm Georg das ganze Leben vergällt habe und wie „er gegen niemand jemals einen innern Groll gefühlt, vielmehr nun bei seinem herannahenden Ende jedermann gern vergeben wolle mit Ausnahme seines Schwagers". Der Geistliche erwidert, das ginge nicht, solche Ausnahme könne er nicht machen. Da rechtfertigt er die Weigerung damit, daß jener ihm „mehr angetan, als mancher Märtyrer zu ertragen gehabt". Erst nach langem und schwerem Hin und Her wird dann Sophie Dorothea ermächtigt werden, ihrem Bruder zu sagen, daß er ihm vergeben habe.

Sonderbar: am Anfang des Werdegangs der drei größten preußischen Könige steht jedesmal eine unglückliche Liebe, hier ist es Karoline, bei Friedrich ist es Frau von Wreech auf Tamsel und endlich beim König Wilhelm ist es Elisa Radziwill. Bei Friedrich Wilhelm steht auch nicht die Verlobung mit Sophie Dorothee im Wege. Es ist vom ersten Tage an ein kameradschaftliches Verhältnis. Er wird seiner Frau stets die Treue halten. Er ist nicht so tugendhaft von Natur aus, wie man es annehmen möchte: Er selbst sagt einmal von sich, er „sei nicht von Temperament aus, sondern nur durch Tugend keusch geblieben", und das will für einen König des 18. Jahrhunderts viel besagen. Als er schon jahrelang König ist, verfängt er sich in den körperlichen Reizen der Tochter seines Charlottenburger Kastellans und gibt sie

Digitized by Google

schnell dem Mann, den sich die Eltern schon ausgesucht hatten, gibt eine reiche Aussteuer und eine gute Position dazu und sagt, daß „Gestalt und Umgang der Jungfer ihm gar zu reizend vorgekommen". Bei einer anderen Gelegenheit führt Grumbkow ihm in einem märkischen Dorf eine Bauerntochter zu, eine vollendete Schönheit, unbekleidet bringt er sie ihm ins Zimmer. Da betrachtet er sie mit Wohlgefallen und wendet sich dann mit dem klassischen Satze ab: „Ich bleibe meinem Fieckchen treu." Noch später kann sogar Morgenstern von ihm berichten, daß er „ohne seinen geliebten Freundinnen (deren er mehrere hatte) zu entfliehen, in deren Gegenwart die Züge seiner erhabensten Tugend ausüben konnte".

Fieckchen hatte sich also nicht zu beklagen. Es ist Kameradschaft in dieser Ehe und später, als die Kinder da sind, vor allem eine klare Ressortteilung, denn die Erziehung überläßt er ganz ihr, bis die Söhne, Friedrich, Heinrich, August Wilhelm, groß genug sind, um in die Armee einzutreten; dann übernimmt er die Jungens und die Jungfern läßt er der Mutter. Und dann erst kommt es zwischen ihnen über Friedrich zum Konflikt.

Man muß seine Jugend kennen, um ihn als Mann zu verstehen. Er war als junger Mensch spröde, er war verschlossen; je mehr er nun enttäuscht wurde, um so verschlossener blieb er sein Leben lang. Zwar kennt er keine Scheu, zwar wird er in seinem Kreise alles besprechen, aber seine tiefen und inneren Neigungen sind nun seit den Tagen von Herrenhausen begraben, er hat sich innerlich abgehärtet, von nun an wird nie wieder ein Mensch wirklich innerlich in ihn hineinsehen, von nun an wird er die Selbstüberwindung als seine größte Tugend bis zur vollendeten Einsamkeit treiben. Einsamkeit ist die Größe der Könige. In Friedrich Wilhelm setzt sich das nicht minder als Gesetz durch wie später in seinem Sohn. Von dieser Einsamkeit geht seine Härte aus. Wer aber *nur* diese Härte sieht und nicht die warme, bloß verschlossene Seele, die dahinter steht, der kann Friedrich Wilhelm nicht verstehen.

Und so kann ihn auch niemand verstehen, der ihn nicht auch aus seinen oranischen Jugenderinnerungen heraus sieht. Wenn er auch den Welfen blutsmäßig am nächsten stand, so hatte er doch von seiner Großmutter väterlicherseits, der Kurfürstin Luise Henriette von Oranien, einen gehörigen Schuß oranisches Blut geerbt. Das Kühne und oft Herausfordernde des Oraniers ist in ihm freilich durch welfischen Eigensinn, welfische Bodenständigkeit, hohenzollernsches Soldatentum und hohenzollernsche Nüchternheit überdeckt, aber das schließt nicht aus, daß es im Grunde seines Charakters eine starke Rolle spielt.

Von Hannover geht er nach Loo zu seinem Onkel Wilhelm III., damals Statthalter von Oranien (zugleich König von England). In dessen Feldzügen läßt er sich von Wilhelm III. zum Soldaten ausbilden, später sagt er einmal, diese Volontärszeit im Lager sei eigentlich die schönste seines Lebens gewesen. Zwar erlebt er außer Malplaquet wenig militärische Ereignisse, doch reitet er immerhin in zwei Feldzügen mit und kann nun zum erstenmal die Kenntnisse, die er sich in Hannover unter Georgs kleiner Kriegsschule erworben hat, an den Mann bringen. Später allerdings wird er wenig Gelegenheit haben, sich vor dem Feinde zu zeigen. Die Erlebnisse der Stralsunder Be-

Digitized by Google

lagerung reichen kaum aus, um kriegerischen Ruhm zu begründen und seine Teilnahme am Reichskrieg gegen Frankreich im Jahre 1734 hat ihm auch nicht allzuviel Freude gemacht. Er hätte das große Heer gerne selber geführt, wie er denn ja auch schon ein halbes Menschenalter früher vor Stralsund die vereinigten dänischen, sächsischen und preußischen Truppen unter seinem Befehl gehabt hatte, aber statt dessen wurde der alte Eugen noch einmal mit dem Oberbefehl betraut. Und da ist es nun typisch, daß Friedrich Wilhelm, obschon er nun über 20 Jahre souveräner König ist, dennoch ins Feld geht, nicht an der Spitze seines eigenen Truppenkorps von über 10 000 Mann, sondern (seinen jungen Kronprinzen, denselben, mit dem er vier Jahre zuvor die furchtbaren Differenzen um Katte gehabt hatte, an der Seite) als Volontär und in der Uniform eines preußischen Obristen!

Als er im Februar 1713 zur Regierung kommt, ist er noch nicht 25 Jahre alt, und doch macht er in Auftreten und Handeln den Eindruck eines durch und durch gereiften, man könnte sagen: eines alten Mannes. Seine erste Regierungsmaßnahme ist die entscheidende Verbilligung aller Etatsposten, die er von seinem verschwenderischen Vater übernommen hatte. Er ist nicht allzuweit herumgekommen: abgesehen von einer etwas kuriosen Reise, die er als Prinz nach England unternommen hatte, ist er nur in Loo, in Sachsen und dann einmal durch Franken und von da bis Wesel gereist, hat einmal Karl VI. — der ihm übrigens gut gefiel —, in Böhmen besucht und die wichtigsten Gebiete seiner eigenen Monarchie bereist. Aber er handelt, als hätte er an allen Fürstenhöfen jener Zeit seine Erfahrungen gesammelt!

Er fordert von niemandem Freundschaft, er schenkt sie auch keinem, er gruppiert um sich nur einen kleinen Kreis von Offizieren und Beamten, denen er im großen und ganzen vertraut und alles erzählt, ohne sein Mißtrauen je ganz preiszugeben. Seine Minister von Ilgen und von Prinzen müssen es sich gefallen lassen, daß ihre Gehälter auf ein Viertel herabgesetzt werden, aber dafür bekommen sie dieses Viertel nun auch pünktlich und genau so setzt er nun seinen eigenen täglichen Hofhalt und den der Königin fest. Er selbst hält sich im Anfang für seine gesamte Korrespondenz nur eine einzige Schreibkraft, später richtet er dann die Kabinette ein, da werden es vier Kabinettssekretäre, die nun auch den Titel Hofrat bekommen. Erst 1723 errichtet er dann das große Generaldirektorium, das nun alle Behörden in sich zusammenfaßt und zur zentralen Instanz des Staates wird. Der damalige Entwurf ist noch heute in den Grundzügen der preußischen Verwaltung spürbar, wer weiß denn noch, daß der preußische Landrat eine Erfindung dieses Königs ist!

Er selbst fordert zunächst alles von sich, dann erst alles von den anderen. Aber da er von sich das Menschenmögliche fordert, so fordert er es auch von ihnen. Sein Tageslauf wird nun genau geregelt. Alles Äußerliche ist ihm in tiefster Seele verhaßt. Er hat ein geradezu unergründliches Mißtrauen gegen alle, die glauben, daß sie sich dauernd zeigen, daß sie dauernd hervortreten müßten. Er hat sogar ein Mißtrauen gegen alle, die ihm zu viel und zu häufig mit seinem Königstitel kommen. Schon einer seiner damaligen Chronisten schreibt von ihm, daß er „sich nie getraute, sich selbst einen König, sondern nur sich einen ersten Diener des Staates zu nennen". Friedrich der Große

Digitized by Google

hat also mit seiner berühmten Sentenz lediglich das ausgesprochen, was der Vater schon vorher festgelegt hatte. Wir können überhaupt sagen, daß, abgesehen von der strategischen Genialität, fast alle Maßnahmen des Sohnes bereits in den Maßnahmen des Vaters ihren Anfang haben.

„Ein auftretender Regent darf sich nie nach der Menschen Geschmack und nach der Menschen Vorurteile richten." Es ist eins der ersten Worte aus seiner Regentenzeit und es sieht eigentlich nicht so aus, als wenn der König, der es ausspricht, noch nicht dreißig Jahre alt gewesen sei. Für ihn ist nun zu allererst einmal Wahrheit das oberste Gebot. Er will, daß man von ihm sagen könne, er sei so echt wie seine Münzen, und niemand wird bestreiten können, daß er das wahr gemacht hat. Er haßt alle Umschweife und führt sowohl in seinen königlichen Handschreiben, wie in seinen Kabinettsordres, wie auch in den Befehlen an seine Truppenteile und in den Akten seiner Behörden eine ganz unmißverständliche und klare Sprache ein. Er will, daß das Helle, das Lichte und Offene seinen ganzen Staat durchdringt, er will eine Schulungsaufgabe allergrößten Ausmaßes unternehmen und traut sich zu, sie ganz auf seine eigenen Schultern legen zu können. Er hat sich nicht zu viel zugetraut.

Er selbst sieht aus wie die verkörperte Reinlichkeit. Karl XII. wußte von sich zu melden, daß er jede Woche Sonntags sich eine neue Uniform und neues Zeug von Kopf bis zu Fuß anzog und darin auch die ganze Woche verblieb. Das war damals schon viel. Friedrich Wilhelm aber, dessen Chronisten melden, er habe ein seltsam klares und großes Auge und messe alle Leute danach, ob sie ihm auch voll und gerade in das Gesicht sehen könnten, wäscht sich täglich vier- bis sechsmal und sagt immer und immer wieder, daß die „holländische Reinlichkeit in seinem Staate vonnöten" sei. In seinen eigenen Schlössern bevorzugt er holländische Kastellane, und wehe dem Regiment, das bei einer seiner unvorhergesehenen Besichtigungen irgendeine Unsauberkeit an Waffen und Monturen oder auf den Kammern nachweisen kann, wehe dem Beamten, der nicht zu jeder Zeit „propre und adrette" erscheint. Wehe vor allem jedem, den er bei einer Unpünktlichkeit ertappt! Er ist jähzornig und wenn er jähzornig wird, dann schlägt er zu, hart und rauh, und manchmal brutal! Aber wenn der Zornesausbruch vorüber ist, ist er auch ebenso schnell wieder zu besänftigen, es sei denn, daß ihn einer hintergangen hätte.

Berlin ist zu seiner Zeit eine kleine Stadt. Noch zu Zeiten des Regierungsantritts seines Großvaters, des Großen Kurfürsten, hatte die Stadt nur 7500 Einwohner gezählt. Der Ausbau zur Festung und die starke Hugenottenzuwanderung bringen die Bevölkerungsziffer noch zu Zeiten des Kurfürsten auf das Dreifache. Nun wurden die Spandauer Vorstadt und Neukölln hinzugezogen; Friedrich Wilhelm baut stark an der Stadt: die Garnison wird verdoppelt, neue Vorstädte entstehen, wiederum steigt die Bevölkerungsziffer sprunghaft an. Vor allem aber bekümmert er sich jetzt um Potsdam. Das Stadtschloß wird sozusagen seine Hauptresidenz. Von hier aus unternimmt er das gigantische Arbeitsbeschaffungsprogramm, auf sumpfigem Untergrund eine ganze Stadt neu zu gründen. Die Garnisonkirche entsteht jetzt, erst aus

Digitized by Google

Holz, danach aus Stein. Hier erscheint Friedrich Wilhelm nun des Sonntags in der Kirche. Es ist eigentlich die einzige Gelegenheit, bei der er so etwas wie Glanz entfaltet, dann läßt er seinen ganzen Hof in Karossen auffahren, er selbst steigt zu Pferde, nach beendetem Kirchdienst findet dann allemal ein großer Zerkle all der Kutschen statt, in denen sich das damalige Preußen hier in Gegenwart des Königs ein Stelldichein gibt.

Im Anschluß daran hält er dann auch wohl Geselligkeit ab, wobei erwähnt sein soll, daß dieser König, den sich die Welt so gern als einen ewig polternden und schimpfenden Grobian darstellt, der „Höflichste von allen inmitten einer Gesellschaft ist, die sich damals durchaus noch nicht immer gesittet und gebildet beträgt". Er erzieht sie bewußt, wie er sich denn um alles kümmert. Er tut auch das Seinige, um die Moral zu heben. Er bringt vor allem seinem Offizierkorps, und vorzüglich den Herren aus seiner nächsten Umgebung, einen guten und ritterlichen Ton bei, solange sie in Gesellschaft von Damen sind. Er hat andererseits ein wachsames Auge darauf, daß die jung im Entstehen begriffene Moral nun nicht auch von Seiten der Damenwelt allzu grob verletzt wird. Ein Fräulein von Wackenitz, Tochter einer Hofdame seiner Frau, jagt er mit harten Worten von einer Hofgesellschaft, weil er dahinter gekommen ist, daß sie mit seinem Minister von Printz eine Liaison hat, den Minister allerdings nimmt er sich bloß ins Gebet und gibt an, daß er ihn dienstlich nicht entbehren könne! In einem anderen Fall kommt er dahinter, daß eine Tochter seines Ministers und Geheimen Kabinettsrats von Ilgen, eine verwitwete Frau von Knyphausen, sich mit dem Obersten Graf Schwerin — dem späteren Feldmarschall, der dann bei Prag fiel — eingelassen hat. Da verweigert er ihnen, wie in solchen Fällen stets, den Heiratskonsens, und verlangt obendrein eine harte Buße von 12 000 Talern, die merkwürdigerweise nicht der Oberst, sondern die Frau zahlen muß. Aber sie spottet seiner: er habe ihr 12 000 Taler für ein unehlich Kind abverlangt, aber sie habe ebensoviel dabei gespart, denn in Wirklichkeit habe sie Zwillinge vom Schwerin gehabt! Es kommt ihm zu Ohren, aber er findet nichts dabei. Allzu empfindlich ist er überhaupt nicht. An seinem Hof wird unendlich viel geklatscht, jeder seiner Temperamentsausbrüche bot immer neuen Nahrungsstoff und wir brauchen nur die „Berliner geschriebenen Zeitungen" anzusehen, die damals die verschiedensten Skribenten an fremde Fürstlichkeiten sandten, und von denen einzelne veröffentlicht sind, so z. B. die an den Herzog von Aurich, um uns zu überzeugen, was für eine Fülle von Intrigen und Klatsch es hinter dem Rücken dieses Königs gegeben hat. Aber wir finden nur wenige Fälle, wo er eingreift. Und wenn er es tut, dann ist es eigentümlich, daß dabei das Moment einer etwaigen Gelderwerbsquelle eine Rolle spielt. Wie er der Witwe Knyphausen 12 000 Taler für ein uneheliches Kind abverlangt, so findet er auch noch tausend andere Gründe, um für seine Staatskasse zu Geld und Einnahme zu kommen. Es ist an sich nicht gerade sehr königlich, sich persönlich mit diesen Methoden zu belasten und es liegt auch nicht immer allzu viel System darin: aber in der Summe kann man wohl auch das damit rechtfertigen, daß es ihm ja in jeder dieser Situationen nur darum ging, seinem Staat, und keinesfalls sich selbst, Einkünfte zu verschaffen.

Digitized by Google

Es gibt in diesem Staate nichts, um das er sich nicht persönlich gekümmert hätte. Jeden Mittag nach dem Essen — und man muß sich einmal einige der erhaltenen Speisefolgen ansehen, um festzustellen, wie unendlich „holländisch nahrhaft und sparsam" hier gelebt wurde — steigt er zu Pferde. Er reitet gut und selbständig. Selten hat er eine „Standesperson" in seiner Begleitung, meist nur drei Pagen. Er hält fast all und jeden an, den er unterwegs trifft und fragt ihn aus. Seinem scharfen Auge bleibt nichts verborgen, wo er es machen kann, prüft er die Wahrheit dessen, was ihm berichtet wird, an Ort Stelle. Vorzüglich kümmert er sich um die Notleidenden und Armen, die er auf seinen Ritten trifft. Besonders aber auch um die, von denen er bemerkt, daß sie seiner Begegnung entgehen wollen. So erwischt er einen Tanzmeister, den er dann gleich, um festzustellen, ob der Kerl auch wahr gesprochen, auf offener Straße vortanzen läßt. So kontrolliert er aber auch seine Beamten und Offiziere. So höflich er in seinen vier Wänden und in Gesellschaft im allgemeinen ist, auf diesen Ritten geht es etwas knapp und drastisch zu. Eines Tages reitet er an einer Kalesche vorbei, in der eine Dame sitzt, und die von einem seiner Beamten begleitet wird. Es ist der Landrat von Schomburg. „Was hat er denn da für eine Hure im Wagen?" ruft er ihm zu. Und bekommt zur Antwort: „Es ist meine Frau, des Obersten von Derschau Tochter." Da ist er so von Scham durchdrungen, daß er vom Pferde springt, die Dame vielfach um Vergebung bittet, sofort nach Hause reitet und noch den ganzen Abend bekümmert ist, daß er sich so vorbeibenahm. Man kann nicht sagen, daß diese kleine Charakterszene dem Bilde des Königs entspricht, der angeblich von morgens bis abends mit dem Krückstock prügelnd und fluchend durch seine Lande gereist sein soll.

Wenn er dann freilich sein „Wochenende" auf Wusterhausen in der Tabagie verbringt, dann geht es rauh und herzlich zu. Aber auch das wird vielfach falsch und einseitig geschildert. Nicht immer waren dort solche Unsitten zu Hause, wie die Rohheiten, die er — unbestreitbar geschmacklos — gegenüber seinem Hofnarren Gundling beging. Vielmehr fing die Tabagie fast allemal damit an, daß ein dazu bestimmter Gast ein allgemein interessierendes Thema anschnitt und so lange darüber sprechen mußte, bis sich daraus ein allgemeines Kolloquium entspann. Daß dann freilich das Kolloquium, das sehr oft von politischen, militärischen und jagdlichen Dingen ausging, einen burschikosen weiteren Verlauf nahm, soll nicht bestritten werden. Über Witz im wirklichen Sinne hat dieser von Jugend auf verkrampfte Friedrich Wilhelm überhaupt nie verfügt, er kannte nur derbe Späße. Aber auch noch in solchen Späßen zog er mindestens in der Zahl der Teilnehmer gewisse Grenzen. Und wenn selbst die Tabagie in ihrer Derbheit sich himmelweit abhebt vom Glanz höfischer Diners, so wollen wir doch ruhig gestehen, daß uns die Tabagie gerade in ihren Derbheiten anspricht, wie dieser König uns ja nicht zuletzt deshalb so vieles zu sagen hat, weil er so wenig höfisch ist.

Es wurde frei und offen gesprochen in diesem Kreise. Wie etwa heute die alte Garde der Nationalsozialisten unter sich gewisse Intellektuelle als Intelligenzbestien bezeichnet, so hieß damals alles, was nach Wissenschaft roch, kurz und schlicht Blackscheißer. Zugegeben, daß das für den König eines Lan-

Digitized by Google

des, in dem immerhin doch einige Ansprüche an geistige Bildung gestellt werden konnten, und dessen Ehefrau noch dazu Sophie Dorothee von Hannover war, nicht gerade sehr gewählt ausgedrückt sein mochte, so hat diese rauhe Herzlichkeit den Wusterhauser Kreis doch weitgehend gegen das Höfische gefeit. Zwar sind auch unter ihm Höflingsnaturen vorhanden gewesen, so zum Beispiel der Feldmarschall Grumbkow, zwar hat es auch unter ihm eine große Reihe von ernsten Differenzen gegeben, so zum Beispiel zwischen dem alten Dessauer und dem ersten Kabinettsminister, zwar hat es selbst in der tabakgeschwängerten Atmosphäre von Wusterhausen nicht an zweckberechneten Äußerungen gefehlt, aber was will das alles besagen gegen die Tatsache, daß hier ein Kreis von *Männern* zusammensaß, denen der Staat mehr galt als das eigene Ich und für die es eine ganz bestimmte Idee gab, eben die preußische, für die jeder Einzelne von ihnen sich hätte in Stücke schlagen lassen! Da waren außer dem Dessauer seine Generäle v. Gresdorff, Mohel, Schwerin, Truchseß, Schulenburg, Massow, da waren vor allem die, die ihm jagdlich etwas bedeuteten. Und die Jagd spielte eine große Rolle in seinem Leben. Solange er ihr verschworen blieb, solange er sich als Waidmann fühlte, mochte er das derbe Wort gern um sich dulden, sobald er aber in sein Kabinett zurückging, sobald er wieder ins Potsdamer Stadtschloß einritt, sorgte er doch wiederum nach Kräften dafür, das „Fluchen und Schimpfen ein für allemal aus unserm Umgang auszurotten".

Es war etwas von Besessenheit und Primitivität in ihm vereint. Das zeigte sich in militärischen Dingen genau so gut wie in jagdlichen. In einem einzigen Herbst schießt er einmal höchstpersönlich 1000 Schweine, seinen Jagdmeister Hänsgen prügelt er windelweich, weil er jagdlich etwas versiebt hat, am Abend aber, nach der Jagd, läßt er es sich einfallen, eine Arie von Händel stimmrein und schön zu singen, er ist so übermütig heut! Bei Potsdam, am Stern, läßt er im Herbst jede Woche zweimal Jagd reiten, meist auf Sauen, oft auch auf Hochwild. Seine Meute ist gut, er kennt jeden Hund persönlich beim Namen, er weiß, wann sie geworfen sind, weiß auch, wie sie laufen, denn, da er ein dreister Reiter ist, galoppiert er allemal ganz vorn im Feld, fast hinter den Hunden! Seinem Fieckchen sagt er, er müsse soviel reiten, damit er um Himmelswillen nicht Fett ansetzt! In Wirklichkeit ist er mit Leib und Seele dabei. Nur der Fürst von Dessau und dessen Söhne sollen noch besser und ausdauernder geritten haben als er. Hier ist er auch gar nicht sparsam, allein für die Parforce- und Schleppjagden bewilligt der sonst so sparsame Herr seinem Oberjägermeister Grafen Schlieben jährlich zehntausend gute Taler! Unweit Wusterhausen jagt er im August seine Hühner; da geht er allein und ist höchst unzufrieden, wenn er mit weniger als 80 bis 100 Hühnern nach Hause kommt — eine höchst erstaunliche Leistung, wenn man die Unvollkommenheit der damaligen Waffen bedenkt! Dann läßt er jährlich seine großen Forsten, den Grunewald und die Schorfheide auf Hochwild durchtreiben. Dabei müssen vor allem seine Pagen am Wildschwein beweisen, ob sie Courage haben. Wenn allerdings einem ein Unheil zustößt, dann ist er traurig, und läßt sofort die Jagd abbrechen, so, als der Junker Schulenburg, der einem Hirsch den Fang geben wollte, von

Digitized by Google

dessen Geweih so unglücklich getroffen wurde, daß er ein Auge verlor. Die eigentümlichste und vielleicht auch unweidmännischste Jagdart aber läßt er sich vorführen, so oft er nach Königsberg in Preußen reist: da läßt er Tierkämpfe aufführen, Wölfe gegen wildgemachte Pferde, Wisente gegen Bären.

Und doch kann der König, auch der politische König, nur verstanden werden, wenn man ihn von hier aus sieht — in ihm steckt ein ungeheures, mühsam dressiertes Temperament, ein gewaltiges Stück von junkerlichem Naturburschentum, aber auch von unbefriedigter Kriegslust und — wenigstens in den früheren Jahren — von ungezähmter Kraft. Diese Kraft, die sich seinem Staatswesen so geordnet und organisch übermittelt, die nur in militärischen Dingen bisweilen entufert, setzt sich hier einmal ganz ungehindert und frei ins Naturhafte um: wer nicht sieht, daß Friedrich Wilhelm sein ganzes Werk aus engster Verbindung zur Natur geschöpft hat, der kann auch Friedrich Wilhelm nicht sehen. Nur auf einem Gebiet versagt diese Kraft, weil sie nicht elastisch genug ist: das ist die Außenpolitik.

Seine große Politik im Rahmen der europäischen Kabinette sieht eine im wesentlichen richtige Linie, aber ihr fehlen die Möglichkeiten, sich einzuordnen und anzupassen. So mißtrauisch er in militärischen und Verwaltungsdingen ist, so gutgläubig ist er gegenüber einer fremden Diplomatie, die sich geschickt auf ihn und seine Psychologie einstellt. Dabei war sein außenpolitischer Anfang nicht unglücklich. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung, schon im April 1713, bekam er das Herzogtum Utrecht als Entschädigung für die in Frankreich gelegenen oranischen Güter, auf die er Erbanspruch hatte. Auch sein Eingreifen in die nordischen Verwicklungen war sicher und bestimmt. Anfang 1715 erklärt er von sich aus Schweden den Krieg. Zwar ist seine Bundesgenossenschaft seltsam zusammengesetzt: Dänen, Sachsen und Polen, aber er kann wenigstens den Oberbefehl für sich durchsetzen und die allerdings ziemlich ruhmlose, weil selbstverständliche, Eroberung Stralsunds erreichen. Aus dieser Zeit fällt wieder eine Äußerung, die für ihn typisch ist: er spricht über Karl XII. und sagt, er habe zwar nie die Halsstarrigkeit Karls gebilligt, aber er habe insgeheime Bewunderungen, er lasse dem König in seinem Mißgeschick seine Teilnahme wissen, er sei gerne bereit, dafür zu plädieren, daß Karl auf dem schwedischen Thron erhalten bliebe. Das Ende Karls, der in Frederikshall 1718 vor dem Feinde fällt, erschüttert ihn. Ob er vielleicht im geheimen diesen König beneidet hat?

Nun schließt er 1720 den Frieden von Stockholm, der also noch vor dem großen schwedischen Liquidationsfrieden von Nystad liegt und in dem ihm das Land zwischen Oder und Peene samt den Inseln Usedom und Wollin abgetreten wird. Nun hat er endlich auch Stettin. Zwischen Pommern und seiner Lieblingsprovinz Preußen entsteht ihm dadurch eine große Möglichkeit, aber es ist eben der Fehler seiner Diplomatie, daß er sich wieder in die westlichen und habsburgischen Händel verstricken läßt. Abgesehen von der Utrechter Frage hat er an sich an diesen Händeln wenig Interesse: wortwörtlich spricht er es aus: „Für Marienburg, Stargard und Berent gebe ich mit Plaisir ganz Jülich und Berg.“ Mit anderen Worten: Friedrich Wilhelm sieht durchaus genau, daß er die bindende Länderbrücke zwischen Preußen und Pommern

Digitized by Google

herstellen muß, daß seine Aufgabe im Osten und nicht im Westen liegt, er sieht, daß ein Hineinziehen Preußens in die westelbischen Probleme der jungen Macht des preußischen Ostens nur Unheil bringen kann, aber er ist nicht stark genug, diese außenpolitische Linie nun auch wirklich durchzusetzen. Er ist dem Kaiser irgendwie auf Grund seiner unkomplizierten Erwägungen von Treue und Gehorsam ergeben, er tut bisweilen sogar so, als hätte der ihn belehnt, dann wieder allerdings ist er der Ansicht, daß sein Herrentum ihm von Gott als drückende Verpflichtung überkäme. Er fühlt sich einem Höheren verpflichtet, fühlt sich oft genug als Glied einer imaginären Kette. Sein ganzes Werk, das so voraussetzungslos entsteht, in dem so wenig von den Traditionen des Kurfürsten und der Markgrafen, etwa Albrecht Achilles oder des Herzogs Albrecht von Preußen oder gar des Ordens die Rede ist, wird von ihm aufgefaßt, als ob er Gauleiter von Preußen wäre, revolutionär voraussetzungslos, aber nach obenhin eingeordnet.

Es ist der Fehler, den er teuer bezahlen muß. 1725 schließt er sich zur Sicherung seiner Ansprüche auf Jülich und Berg den Engländern und Franzosen an. Ihm ist es nicht ganz wohl bei der Sache, er spielt außenpolitisch eine unglückliche Figur. Die Sachsen schicken ihm den Generalfeldmarschall Grafen Flemming ins Schloß, der ein äußerst gewandter Unterhändler ist, die Habsburger schicken ihm einen ihrer allerbesten Diplomaten, Freiherrn von Seckendorff. Sie tun ein übriges und bestechen Grumbkow. Man muß sich noch einmal die inneren Widerstände vorstellen, mit denen Friedrich Wilhelm zu kämpfen hatte, wenn man bedenkt, daß es damals noch möglich war, den königlich preußischen Kriegs- und Staatsminister glatt zu bestechen! Friedrich Wilhelm merkt nichts, ist zu anständig für solche außenpolitischen Vorgänge, merkt nicht die Hintergründe, aus denen heraus Grumbkow das Heiratsprojekt des Kronprinzen mit einer hannoversch-englischen Prinzessin vereitelt (damals sollte auch die Prinzessin Wilhelmine über Kreuz den Engländer heiraten), merkt nicht, wie stark er allmählich auf die Linie Dresden-Wien gezogen wird. Anscheinend hat er sein bewährtes Prinzip, den Leuten gerade in die Augen zu sehen, ihn gegenüber diesem Triumvirat verlassen. Vielleicht wußte er nicht, daß es auch eine Schmeichelei der Offenheit gibt und daß man jemandem auch aus bestimmter Berechnung klar und frei ins Auge sehen kann. Vor allem Seckendorff findet sein vollstes Vertrauen. In den Friedensschlüssen von Musterhausen (ausgerechnet!) und von Berlin (1726 und 1728) verzichtet er auf Jülich und erkennt dafür die Pragmatische Sanktion der Habsburger für Karl VI. an. Man kann es Georg II., der nun 1727 in London an die Regierung kam, nicht verdenken, wenn er jetzt über diesen Vetter und Schwager wenig schmeichelhafte Witze macht.

Wie geradlinig und — andererseits — wie unmöglich Friedrich Wilhelm in diplomatischen Dingen dachte, dafür spricht folgender Fall: „Der Minister von Ilgen, dem er allerdings nie völlig getraut hatte, geht zum sächsischen Gesandten und erzählt ihm ganz bestimmte wichtige Sachen, von denen er weiß, daß sie nach Dresden berichtet werden, läßt dann die Kurierpost auffangen und entziffert an Hand der von ihm selbst gewissermaßen diktierten Mitteilungen den sächsischen Code. Friedrich Wilhelm ist entrüstet!“ Er selbst

Digitized by Google

spricht zwar französisch, aber ungern und äußerst selten, es ist nach seiner Meinung eine unaufrichtige und gewundene Sprache, da spricht er schon lieber holländisch — was Wunder, daß er über seinen französisch sprechenden Kronprinzen entsetzt ist.

Er durchschaut dann spät, sehr spät das österreichische Spiel, aber es ist nun — 1739 — zu spät, auch der Vertrag mit Frankreich kann ihm jetzt das verlorengegangene außenpolitische Prestige nicht mehr retten. Sein Zorn ist unbeschreiblich, es ist geradezu eine Krankheit, die ihn mit diesem Ärger überfällt und die denn auch wesentlich zu seinem bald danach erfolgten Tode beigetragen hat. Schon 1738 hatte er aus diesen Ärgernissen heraus ernstlich den Gedanken gehabt, abzudanken, er hat darüber lange und durchaus ernst zu nehmende Beratungen abgehalten. Er wollte dann entweder nach Hoenslardyck in Holland (!) ziehen oder aber in Wusterhausen sich zur Ruhe setzen. In diesen Gesprächen berief er sich darauf, daß ja auch schon zwei andere Hohenzollern, deren Regierung durchaus nicht negativ gewesen sei, nämlich Kurfürst Friedrich II. und Kurfürst Hans Sigismund abgedankt hätten! Er spricht von Karl V., der allerdings sei ein Katholik gewesen und ein Habsburger. Und was das für welche sind, das hat er ja jetzt zur Genüge gesehen, nein, er ist kuriert — er kann abtreten, er hat zwar nach seiner bescheidenen Ansicht nicht allzuviel geleistet, aber einiges immerhin doch, die Armee ist propre und vor allem die Kassen sind sauber und übervoll, wo ist ein anderer Staat mit so guten Finanzen? Er hat reine Hände, er will „weg von hier". Diese Gedanken, die aus dem klaren Bewußtsein seines außenpolitischen Fehlschlags herrühren, haben nicht nur die beiden letzten Jahre des Königs gramvoll umdüstert, sondern sie haben vor allem eine ungeheure Wirkung auf den Sohn gehabt. Und wer davon spricht, daß Friedrichs Griff nach Schlesien nur ein abenteuerliches Unternehmen gewesen sei, der sollte an diese Zusammenhänge denken und sollte sich auch an den Großen Kurfürsten und sein exoriare aliquis meis ex ossibus ultor erinnern! Und vor allem möchten doch alle die an diese Zusammenhänge denken, die behaupten wollen, der Geist Friedrich Wilhelms sei frei von antikatholischen Empfindungen gewesen.

Sein Element war nicht die Diplomatie, das Element dieses großen Sonderlings des 18. Jahrhunderts war gleichermaßen die Armee wie die landwirtschaftliche Kolonisation. Wie er jedes außenpolitische Problem zugleich militärisch sah, so sah er jede wirtschaftliche Frage zugleich landwirtschaftlich an. Er war eben der Herr, der Oberst und erst in einem ihm selbst weniger sichtlichen Zusammenhang der König in einer Person.

Dem Militärischen war er ganz und gar, mit Leib und Seele, mit Haut und Haar ergeben. Aber wir müssen uns abgewöhnen, dieses Verhältnis Friedrich Wilhelms gar zu sehr durch die abgeschabte Schablone der langen Kerls zu betrachten. Die langen Kerls waren seine Leidenschaft. Er hat ungeheures an Geld für sie geopfert, er hat sich ihretwegen unglaubliche außenpolitische Schwierigkeiten zugezogen, da ihm immer wieder Scherereien aus den höchst unlauteren und unsauberen Methoden entstanden, mit denen seine Agenten die langen Kerls in fremden Hoheitsgebieten aufgriffen. An-

Digitized by Google

dererseits lag hier auch in politischer Hinsicht die Stelle, wo er sterblich war. So haben Seckendorff und Flemming sich seine Gunst erworben, indem sie ihm lange Kerls zuschickten, so konnte man sich eine verlorengegangene Position wiedererwerben, wenn man nur einen proper anzusehenden langen Kerl auftrieb. Allein in den Jahren 1713/35 hat er, wenn nun auch nicht ausschließlich für die langen Kerls, 12 Millionen Werbetaler ins Ausland gehen lassen, und das war nun derselbe sparsame, manchmal fast geizige König, der einer in Not geratenen Soldatenwitwe auf ihr Gesuch um ein Gnadengehalt schrieb:

Eure Bitte kann ich Euch nicht gewähren,
Ich habe hunderttausend Mann zu ernähren,
Gold kann ich nicht scheißen,
Friedrich Wilhelm, König in Preußen.

Und doch wäre es, wie gesagt, ganz falsch, ihn nur nach dieser einen Leidenschaft zu messen. Er hat genau um diese Leidenschaft gewußt, sonst hätte er kaum vor seinem Tode Befehl gegeben, alle Rechnungen, die mit dem ersten Bataillon zusammenhingen, zu verbrennen. Aber um alles in der Welt: warum soll dieser in aller Schlichtheit und Sonderlichkeit so große Herr nicht eine so große Leidenschaft haben? Bauernschlau, wie er bisweilen war, hat er allerdings angegeben, daß er nur deshalb die Spielerei mit den langen Kerls betrieben hätte, um dem Ausland besser glauben machen zu können, daß seine Armee eben doch nur die militärisch wertlose Potsdamer Wachtparade sei, um es abzulenken vom Aufbau der wirklichen Armee!

Der Herr der blauen Bataillone hat am Anfang seines militärischen Wirkens Schwierigkeiten vorgefunden, von denen unsere Schulweisheit sich heute nicht mehr viel träumen läßt. Man darf nicht vergessen, daß damals die Offiziers aus den verschiedensten Armeen und Gegenden zusammengekommen waren, daß die Truppen nicht in festen Quartieren lagen, daß diese Truppen selbst sich aus Soldaten verschiedenster Nationalität und oft zweifelhaften Werdegangs zusammensetzten. Vielfach wurden die Kommandeure der Regimenter nicht ernannt, sondern man konnte Regimenter kaufen. Das Verkaufen verliehener Regimenter hat übrigens erst unter Friedrich dem Großen aufgehört. Friedrich Wilhelm duldete es mit Rücksicht auf die unerhört hohen Gelder, die er für seine Truppen brauchte, daß man Regimenter an Standespersonen verkaufte, verlangte allerdings, daß diese Standespersonen militärische Vorbildung und einen guten Ruf haben mußten. Nehmen wir die Erbschaft, die Friedrich I. ihm hinterließ als Summe: sie war mehr als kläglich, endlos lange Soldrückstände, schreiende Mißverhältnisse zwischen Offiziers- und Mannschaftsstand waren an der Tagesordnung.

Der König, der in dieses Chaos eingriff, hatte kaum Kriegserfahrung, an Schlachten hatte er nur eine mitgemacht, die von Malplaquet anno 1709, an Schulung hatte er allerdings in Loo durch Wilhelm III. von Oranien einen guten Grundstock gelegt bekommen, er selbst hatte noch als Kronprinz in Mittenwalde heimlich und ohne Wissen seines Vaters sich ein Bataillon

Digitized by Google

auf neue Art ausbilden lassen. Dasselbe hatte Leopold von Anhalt-Dessau getan, der bereits seit 1693 in preußischen Diensten stand und bei Hochstädt sowie in den italienischen Feldzügen Eugens erhebliche Kriegserfahrung hatte sammeln können. Zwischen ihm und dem König herrschte eine weitgehende Arbeitsteilung, man kann geradezu sagen: ein abgegrenztes Ressortverhältnis vor. Der König war mehr der Erzieher des Offizierskorps, der große Inspizient und Kriegsminister seiner Armee, der Dessauer war ihr Exerziermeister. Man kann über den preußischen Drill, der nun zum erstenmal in Erscheinung trat, sagen was man will. Man kann sagen, daß dieses abgemessene, abgezirkelte Exerzierwesen eine Leuteschinderei war, vor allem in den Monturen der damaligen Zeit. Man kann sagen, daß die strengen Prügelstrafen, die oft barbarische Roheit der damaligen Exerziermeister, Unteroffiziere und oft auch Offiziere eine Grausamkeit war. Die hohe Zahl der Desertationen legt zu ihrem Teil ein beredtes Zeugnis von den damaligen Zuständen ab. Aber man kann niemals die Notwendigkeit zu dieser schonungslosen Härte bestreiten. Ohne diesen Drill, ohne diese wahrhaft eiserne Disziplin, ohne diese bis ins Letzte ausgearbeiteten Reglements wäre Preußen längst zugrunde gegangen. Friedrich Wilhelm gründete die Existenz eines ganzen Staates auf seine Infanterie. In dieser Hinsicht ging er schonungslos vor. Wehe dem Kommandeur, der ihm bei einer seiner vielen Inspektionen ein Regiment vorstellte, das nicht genau nach Reglement exerzierte, und wehe diesem Regiment selbst! Hier wurde das stählerne Material geschaffen, mit dem Friedrich der Große seine Feldzüge bestehen konnte und ohne die er sie niemals bestanden hätte.

Ihre Bewährungsprobe hat diese furchtbare Härte ein Jahr später nach dem Tode des Königs am 10. April 1741 bei Mollwitz bestanden, als die eleganten österreichischen Reitergeschwader die schwerfällige preußische Kavallerie über den Haufen ritten, um dann entsetzt auseinander zu jagen, als sie zum erstenmal an das Wunderwerk der preußischen von Schwerin befehligten Infanterie gerieten, dieser unaufhörlich feuerspeienden Masse, von der jeweils im abgezirkelten Rhythmus das eine Glied in Salve schoß, das andere Glied lud, das dritte Glied in Anschlag ging. Das Entsetzen der Österreicher muß unbeschreiblich gewesen sein, als sie diese Maschinerie der preußischen Disziplin zum erstenmal erlebten, diesen unerhörten Mechanismus, der wie auf dem Exerzierplatz seine Schwenkungen ausführte, seine Karrees bildete, seine Linien formierte und schloß, der ohne die geringste Verwirrung die Gefallenen sofort in Linie ersetzte, der mit entrollten Bataillonsfahnen, die Offiziers am rechten Flügel, vorging, der dann wieder zur Feuerwalze wurde, um gleich darauf erneut ins Karree zu gehen, die Fahne in der Mitte. Die Schlacht von Mollwitz ist von niemand anders gewonnen, als von Friedrich Wilhelm. Niemand Geringerer als sein Sohn hat es bestätigt. Die Schlacht von Mollwitz aber und nicht minder die Schlacht von Kesselsdorf, mit der dann im Jahre 1745 der alte Dessauer unter den Klängen seines Marsches, unter dem Gebrüll der von ihm selbst in so unendlich langer Arbeit dressierten Feuerwalze die Österreicher schlug und dann die vielen anderen Schlachten, in denen nichts als blindeste Disziplin den Sieg entschied, sie sind alle miteinander nur aus den Härten dieser im bürgerlichen Sinne aller-

Digitized by Google

dings entsetzlichen Disziplin heraus zu verstehen. Friedrich Wilhelm hat, solange er bei seinen in späteren Jahren immer mehr zunehmenden Gichtschmerzen überhaupt noch ein Pferd besteigen konnte, seine Potsdamer und Berliner Bataillone immer wieder selbst exerziert, stundenlang und unter größter Anstrengung für die Truppe wie auch für sich selbst. Er hat gewußt, was er tat, er hat unzweifelhaft prophetisch gesehen, was nach seinem Tode geschah.

Wer diesen König nur nach seiner Laune mit den langen Kerls mißt, versteht weder von Preußen noch von Königen etwas. In seinen Anfangsjahren waren die gut ausgerüsteten hannoverschen Regimenter sein Vorbild gewesen, später war es sein größter Stolz, daß seine Preußen den Truppen des verhaßten Vetters geradezu als Beispiel galten. Diesen letzten Schliff hat er in seine Armee erst hineinbekommen, als er sie 1733 auf der Grundlage des Kantonreglements organisierte. Nun erhielten die Regimenter ganz bestimmte Bezirke zum Rekrutenersatz angewiesen, nun wurde der Dienst in den blauen Bataillonen eine Sache, eine Idee, mit der sich langsam aber sicher ein ganz bestimmter landschaftlicher Heimatkreis verband. Nun wurde, wenn auch nicht von heute auf morgen, der Soldat heimatlich gemacht, die Armee wurde bodenständig, wenn wir es recht besehen, ist es eine der revolutionärsten Handlungen aller Zeiten. Es sind die ersten Vorboten der allgemeinen Wehrpflicht.

Friedrich Wilhelm hat seine Offiziere sein Lebtag erzogen und nochmals erzogen. Schon 1715, vor Stralsund, bringt er der Armee seine Begriffe bei: der Oberstlieutnant Koeppen, der sich nachts durch die Schanzen schlägt und die Eroberung der Stadt entscheidet, wird zum Oberst ernannt und bekommt einen Orden, weiter nichts, und das ist für damalige Verhältnisse wenig. Vor Stralsund wurde die preußische Armee, die auch dort, vor den Schanzen, täglich exerzierte, andauernd durch einen schwedischen Rittmeister gereizt, der dicht an die preußischen Truppen heranritt und ab und an preußische Offiziere zum Duell herausforderte (so romantisch war damals noch der Krieg). Diesem Rittmeister nun stellte sich ein degradierter preußischer Offizier, ein Herr von Waren, schlug ihn aus dem Sattel und erbeutete sein Pferd. Der Offizier bekam sofort wieder eine Kompagnie, das Pferd aber nahm Friedrich Wilhelm selbst.

Seine Fähnriche wurden gehalten, sich ehrenhaft zu benehmen, sie mußten etwas lernen, etwas wissen und wurden examiniert. Wehe aber („wehe" war überhaupt eins der Lieblingsworte des Königs) dem Fähnrich, der sich „inhonett benahm". Da war ein Herr von Appel, ein kränklicher junger Mensch, der auf Kosten des Königs in Halle unter Thanasius auf der neuen Universität studierte. Der geriet mit dem Junker von Freyberg in Streit, Freyberg schlägt den jungen Appel. Auf Umwegen erfährt der König davon. Jahre danach findet er in der Front eines fern von Berlin stehenden Regiments den Fähnrich von Freyberg. „Je nun, kennt er den jungen Appel?" „Jawohl, Majestät!" „Hat er Händel mit ihm gehabt, ihn geschlagen?" „Jawohl." Da braust der König los: „Das nennet Ihr also Händel, daß Ihr einem armen,

Digitized by Google

gebrechlichen Jungen Ohrfeigen gegeben? Daraus ist klar, daß Ihr ein schlechtes Herz habt, reiset also sofort, ich will Euch weder in diesem noch in einem andern Regimente sehen, denn geschweige jemals so etwas zum Offizier machen." Bewunderungswürdig nicht nur das Gedächtnis des Königs, der solche Episode durch Jahre behielt, bewundernswert vor allem auch diese Haltung und Sprache des Vaters Friedrichs des Großen, die hiermit in die Geschichte eintritt und der auch die Nörgler nicht bestreiten können, daß sie revolutionär genannt werden muß. Denn der Fall, der sich hier 1724 beim Regiment Dierichs ereignete, war ja nur eine von sehr vielen Erscheinungen.

Seit er 1692 die in die Türkenkriege rückenden brandenburgischen Truppen als ganz kleiner Junge gesehen hatte, ist dieser Friedrich Wilhelm mit Leib und Seele Soldat geblieben. Je mehr ihn das menschliche und das politische Leben enttäuschte, um so tiefer drang er in diesen blauen Organismus ein, dessen Leben sein Leben, dessen Seele seine Seele war. Dieser Organismus hatte Fehler, auch hier war hin und wieder neben den großen Gesetzlichkeiten dieses wunderbaren Königs etwas von seinen Unberechenbarkeiten zu spüren, zu denen er, wie jeder große Mann, berechtigt war. Es war vielleicht, es war bestimmt nicht in der Ordnung, wenn immer noch einzelne Kommandeure den Mannschaften das Notwendige vorenthielten, um mit sparsamer Rechnungslegung zu prunken. Es war auch nicht in der Ordnung, daß einzelne Offiziere mit großen Gütern und Amtshauptmannschaften belehnt wurden und daß dem König dabei von einzelnen Günstlingen, wie Grumbkow einer war, ungerechtfertigte Eingriffe in gutsrechtliche Verhältnisse beigebracht wurden, während andere Offiziere mit schmalstem Sold ihr Leben lang fast ohne Beförderung dienen mußten. Es war auch nicht in der Ordnung, daß — wie Mollwitz es ja bewies — die preußische Kavallerie sich mit der beispiellos gut gearbeiteten Infanterie in keiner Weise messen konnte. Friedrich Wilhelms Kritiker haben das alles ausgenutzt, aber es besagt gar nichts gegen ihn. In der Regel werden große Männer nur noch größer, je genauer man die Fußtapfen ihrer Fehler mißt, und Friedrich Wilhelm war schon eine der ganz großen Gestalten, von denen unsichtbare, aber einem jeden fühlbare magnetische Kräfteströme zur Umgebung und zur Gefolgschaft weitesten Sinnes herüberwirken.

Er hat einen Grundriß gelegt, wie ihn kein zweites Heer der Welt gesehen hat, er hat diesen Grundriß weltanschaulich fundiert, wie niemals wieder die Ehre einer Armee vom Weltanschaulichen und Revolutionären her fundiert worden ist. Er hat diese Ehrbegriffe dabei ganz aus sich geschöpft, hat sich seine Maßstäbe alle selbst geschaffen, dieser seltsame „Statthalter Gottes auf Erden" (wie er sich gelegentlich nannte), der sich in militärischen Dingen als „einen höheren Orts mit der Führung einer Armee beauftragten Obristen" ansah. Noch im Anfang seiner Regierung konnte es vorkommen, daß ihn ein anderer Oberst, Jurgas, im Wortwechsel beleidigte und daß er nun nicht etwa auf den Gedanken kam, den Mann zu kassieren, sondern nur darauf, ob er ihn nicht doch lieber persönlich oder durch „einen anderen Stabsoffizier" fordern solle, wie es dann der Major von Einsiedel auch tat. So jung, man

Digitized by Google

möchte sagen, so beneidenswert jung war damals die preußische Armee! Und doch war diese Armee bis zum Ableben Friedrich Wilhelms ein Faktor von über 80 000, mit allen Hilfskontingenten etwa 100 000 regulären Truppen, eine Armee, wie sie nirgendswieder in solcher Stärke im Mittelpunkt eines Staates stand.

Diese Armee war das Rückgrat der völlig organischen Staatsauffassung Friedrich Wilhelms. Es wäre ihm niemals in den Sinn gekommen, sie zu einem Staat im Staate zu machen, denn sie repräsentierte gemeinschaftlich mit seinem Beamtentum selbst den Staat, wie auch er ja den Staat repräsentierte. Vielleicht hätte es im Sinne eines kurz gesehenen Absolutismus gelegen, wenn der Staat in verschiedene Säulen hierarchischer, in sich geschlossener Organisationen aufgegliedert wäre. Friedrich Wilhelm dachte nicht daran, so wenig wie er etwa daran dachte, irgendwann jemals mit dem Prinzip divide et impera zu regieren. Das überließ er den kleinen Dynastien, die er als Kronprinz auf seiner Rheinreise kennen gelernt hatte, und daneben dem Hause Habsburg.

Er selbst dachte zu einfach, zu original, um auf solche Gedanken zu kommen. Der Statthalter Gottes auf preußischer Erde, der den Begriff eines Königs erfand, der nur der erste Diener seines Staates sei, dachte natürlich; aber diese Natürlichkeit war religiös und vom Boden her schöpferisch. Er glaubte, daß neben Gott der Teufel existiere, und er hätte sicher geglaubt, daß auch er selbst dem Teufel verfiele, wenn er irgendeine seiner Pflichten vernachlässigte. Von anderen galt das Wort, daß sie nicht „geliebt, aber gefürchtet sein wollen". Er aber sagte: „Man soll mich nicht fürchten, sondern lieben." Ob nun allerdings seine eisernen Exerzierungsmethoden, seine unbarmherzige Strenge gegenüber all und jedem, ob nun die Furcht, die dieser große, zweieinhalb Zentner schwere Mann mit dem hellen, durchbohrenden Blick einem jeden einflößte, der ihn des Weges kommen sah, dazu beitrugen, ihn gerade beliebt zu machen, das mag eine andere Frage sein. Aber er selbst hatte ja gesagt, daß ein „auftretender Regent sich nicht nach der Menschen Geschmack und Vorurteile richten darf", es ist ihm wohl zu glauben, daß er in keiner Weise auf Popularitätshascherei, Massengunst und billige Reklamebeliebtheit ausging, sondern vielmehr den restlosen Mut zur Unpopularität besaß. Und doch brauchen wir nicht annehmen, daß er deshalb nun auch restlos unpopulär gewesen sei. Ein wirklich harter Mann schafft sich auch um sich herum eine Schicht von geprüften Männern, die ihm aus Härte, Sprödigkeit und Männererlebnis verschworen sind. Je stärker sein neuer, zuerst so unverstandener Wille sich in Armee und Verwaltung durchsetzte und begriffen wurde, um so größer wird diese Schicht gewesen sein. Und selbst Außenstehende sahen, daß hinter der Härte und gelegentlichen Willkür eines solchen Königs eine ganz hohe Form von Gerechtigkeit, eine völlig neue und darum revolutionäre Gerechtigkeit stand. So sah es auch ein Franzose, der den Potsdamer Hof besuchte und das Urteil über den König sinnvoll formulierte: „Qu'il avait un gout naturel et l'esprit juste, sans l'avoir cultivé." Der Mann, der in Wusterhausen mit seinen Bären spielte, der in einem

Digitized by Google

Herbst tausend Schweine schoß und fünfzig Jagden ritt, der an einem Tage elf Stunden vom Sattel aus exerzierte, der die Reise nach Königsberg, zu der sein Vater drei Wochen benötigt hatte, in kaum sechs Tagen bewältigte, der mit vier Stunden Schlaf bequem auskam, fühlte sich selbst als einen „Quell" und er war es auch, klar, durchsichtig, bisweilen ein wenig quirlig und unreguliert, aber ausgehend von einer gewaltigen Stoßkraft, die von diesem Manne her einen ganzen Staat schuf, in dessen Mittelpunkt das Heer stand und dessen Grundlage die Erde war.

(Schluß folgt im August-Heft.)

Digitized by Google

Dr. H. Schramm:

Das Judentum im heutigen Österreich

Seit der Zeit des Wiener Bürgermeisters Lueger hat kein führender christlichsozialer Politiker mehr eine so deutliche Stellung gegen das Judentum bezogen, wie der ehemalige Unterrichtsminister Dr. Emmerich Czermak in seinem Buche „Ordnung in der Judenfrage", in dem er leidenschaftslos und ruhig die geschichtliche Entwicklung des Judentumes im deutschen Raum behandelt und den Beweis erbringt, daß das Assimilationsproblem ein Unglück nicht nur in erster Linie für das Deutschtum, sondern auch für die Juden selbst wurde. Zum Unterschied von anderen christlichsozialen und klerikalen Stimmen und Blättern, die an das Judenproblem noch immer von der konfessionellen Seite herangehen wollen und sich hier in der Stellungnahme gegen das Vorgehen in Deutschland festgelegt haben, erkennt Czermak wenigstens an, daß ein Jude kraft der rassischen Verschiedenartigkeit niemals Deutscher werden kann und daß daher die Assimilationstheorie nicht nur nicht zur Befriedung zwischen Deutschtum und Juden beitragen kann, sondern stets Nährboden und Anlaß des berechtigten Antisemitismus als naturgemäße Aufbäumung eines gesunden deutschen Volkskörpers gegen Fremdkörper werden mußte.

Der antisemitische Vorstoß, den der christlichsoziale Politiker wohl kaum ohne Wissen und gegen den Willen seiner Partei, mit seinem Buche gewagt hatte, rief wohl den (jüdischen) Großteil der Wiener Presse auf den Plan, diente aber, wie man annehmen kann, eher dazu, dem tief sitzenden Antisemitismus der österreichischen Bevölkerung von offiziöser Seite aus ein übrigens zu nichts verpflichtendes Zugeständnis zu machen.

Man hielt dies vermutlich für um so günstiger, als auf der anderen Seite das derzeitige Regime sowohl wirtschaftlich und finanziell als auch publizistisch die Unterstützung des Judentums so wenig entbehren kann, daß von einem tatsächlichen Kampf der Regierungsstellen gegen den überragenden Einfluß der Macht des Judentums auch in einem austrofaschistischen Staat, der Italien genau kopieren würde, nicht die Rede sein kann und niemals erhofft werden darf.

Um so mehr, als Vizekanzler Fürst Starhemberg, der neben seinem Rivalen Fey als Verfechter radikaler Erneuerungsbestrebungen angesehen werden muß, sich auch finanziell in den Händen jüdischer Kapitalisten befindet.

Die jüdische und jüdisch beeinflußte Presse von Wien (bei der Provinz- oder Länderpresse ist zumindest der personelle Einfluß der Juden unbedeutend) bemüht sich selbstverständlich ängstlich, das Vorhandensein des brennenden Problems wegzuleugnen und antisemitischen Vorstößen die Spitze abzubrechen, jedoch ohne Erfolg, da der Antisemitismus in Österreich eine bis weit in die Vorkriegszeit zurückreichende Tradition besitzt, die vor allem durch die Namen Lueger und Schönerer gekennzeichnet ist.

Das beliebteste Beweismittel, das in letzter Zeit gegen den immer stärker aufflammenden Antisemitismus ins Treffen geführt wird, ist der Hinweis auf hervorragende Leistungen jüdischer Wissenschaftler und Künstler, auf die Taten jüdischer Frontkämpfer usw., womit die Ungerechtigkeit des Antisemitismus nachgewiesen werden soll. Man hat sich sogar zur Behauptung verstiegen, daß „nur der Neid auf die jüdische Tüchtigkeit und die Erfolge der Juden" die Ursache der aufkommenden antisemitischen Welle seien.

Digitized by Google

Es ist nicht nötig, sich bei der Feststellung des fraglichen Wertes der jüdischen Leistungen in Wissenschaft, Kunst und Soldatentum lange aufzuhalten. Vor allem muß festgestellt werden, daß auch in Österreich die Judenfrage kaum so ungeheuer aktuell und brennend geworden wäre, wenn sich das Judentum in seiner Erwerbstätigkeit in den Grenzen des ziffernmäßigen Bevölkerungsanteiles gehalten hätte, der immerhin dank der marxistischen Einbürgerungspolitik, besonders in Wien, eine äußerst besorgniserregende Höhe erreichen konnte.

Nacktes Ziffernmaterial, das schwerlich knapper und aufschlußreicher zugleich sein kann, beleuchtet schlagartig die Tatsache, daß fast das gesamte österreichische Wirtschaftsleben und die intellektuellen freien Berufe sich in den Händen der Juden befinden und für jüdische Zwecke brutal und schonungslos ausgenützt werden.

Die absichtsvolle Gewissenlosigkeit, mit der die sozialdemokratische Wiener Rathausherrschaft nach dem Kriege bis in die jüngste Zeit Einbürgerungen vornahm, geht aus einigen Ziffern des eben erschienenen 14. Bandes des „Statistischen Handbuches für die Republik Österreich" hervor, wobei berücksichtigt werden muß, daß darin die Juden nur dem mosaischen Bekenntnis nach als solche gewertet und gezählt erscheinen und die große Masse der getauften Juden auch in den folgenden und übrigen Zahlen nicht inbegriffen ist. Über die während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren erfolgten Einwanderungen aus dem Osten steht leider kein statistisches Material zu Verfügung, doch sind auch die Einbürgerungszahlen der späteren Jahre noch aufschlußreich genug. In Wien wurden eingebürgert:

Im Jahre	Insgesamt	Davon Juden	Prozent
1923	14 819	10 468	70
1924	9 277	4 371	47
1925	7 625	2 914	38
1926	4 235	1 251	30
1927	4 938	1 285	26
1928	6 642	1 943	29
1929	5 409	2 023	39
1930	6 178	2 583	42
1931	5 967	2 498	42
1932	4 516	1 557	34

In den Jahren 1921 bis 1931 haben rund 102 000 Personen die österreichische Bundesbürgerschaft erlangt und rund 20 000 diese verloren. Gruppiert man die Ein- und Ausgebürgerten der elf Jahre seit 1921 nach Herkunfts- und Aufnahmeländern, so verteilen sie sich auf folgende Weise:

Deutsches Reich	7 413 Eingebürgerte	6 047 Ausgebürgerte
Tschechoslowakei	41 185 Eingebürgerte	9 237 Ausgebürgerte
Jugoslawien	7 789 Eingebürgerte	1 155 Ausgebürgerte
Polen	21 214 Eingebürgerte	283 Ausgebürgerte
Ungarn	10 009 Eingebürgerte	349 Ausgebürgerte
Rumänien	3 025 Eingebürgerte	11 Ausgebürgerte

Aus dieser Zusammenstellung geht ziemlich plastisch hervor, daß Österreich aus Polen, Ungarn und Rumänien Tausende von meist zweifelhaften Elementen aufgenommen und fast gar keine abgegeben hat. Wie es um die rassische Zusammensetzung dieser Invasion aus dem Osten bestellt ist, deutet eine Gliederung der Einbürgerungen nach dem religiösen Bekenntnis zur Genüge an:

Digitized by Google

Von 58 941 Eingebürgerten und 16 959 Ausgebürgerten sind

Protestanten	5 870	der Eingebürgerten und	374	der Ausgebürgerten
Juden	32 477	der Eingebürgerten und	452	der Ausgebürgerten
andere Bekenntnisse	4 364	der Eingebürgerten und	1 522	der Ausgebürgerten,

so daß nach der „Reichspost" der Nettozuwachs an Katholiken in Österreich mit 41 932 dem jüdischen Nettozuwachs wenig oder vielleicht gar nichts voraus war, wenn man auch die Einwanderung getaufter Juden nicht ganz unberücksichtigt läßt.

Das Charakteristische an den Einbürgerungen aus dem Osten jedoch ist, daß diese fast nur in Wien erfolgten, wo 31 417 Juden eingebürgert wurden, während sich die übrigen 1 060 auf die Bundesländer verteilten.

Was aber treiben diese zugewanderten Juden? Teils dringen sie in die verschiedensten Intelligenzberufe ein, um auf diese Weise führend zu werden, teils werfen sie sich auf den Handel mit Eiern (der unter Bevorzugung der polnischen Einfuhr fast vollkommen in ihren Händen ist), mit Milch und Molkereiprodukten, Fleisch, Getreide und sonstigen landwirtschaftlichen Produkten deutschen Bauernfleißes, um hier sozusagen den Rahm abzuschöpfen.

Ein Auszug aus der Schulstatistik, die ebenfalls nur die mosaischen Bekenner als Juden bezeichnet, gibt von den 17 452 Hörern der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät der drei österreichischen Universitäten im Unterrichtsjahr 1932/33 2 537, das sind 14,5 Prozent, Juden an, von den 3 959 Hörern der beiden technischen Hochschulen 359, das sind 9,1 Prozent. An der Hochschule für Welthandel sind nahezu 20 Prozent und von den insgesamt 32 410 Hoch- und Mittelschülern Österreichs 12 Prozent jüdischen Glaubens. Dieser Prozentsatz konfessioneller Juden allein übersteigt den Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung um mehr als das Doppelte und macht die Verjudung einzelner Berufszweige ebenso erklärlich, wie die bezeichnende Tatsache, daß zahllose Arier mit Hoch- und Mittelschulbildung keine Verdienstmöglichkeiten finden können.

Hier vor allem ist es Wien, das besonders seit Kriegsbeginn, als die polnischen und galizischen Flüchtlinge nach dem Inneren Österreich-Ungarns zurückströmten, derartig mit dem jüdischen Element durchsetzt wurde, daß es heute mit rund einer Viertelmillion Juden zu den größten Judenstädten der Welt gehört.

Wie schon angedeutet, befinden sich einige Intelligenzberufe fast vollkommen in der Hand der Juden. Während die bodenständige Bevölkerung im Kriege Opfer über Opfer brachte, die junge Generation in den Schützengräben stand und die Eltern ihr Erspartes in Kriegsanleihen anlegten, machten sich die Gäste aus dem Osten seßhaft, wurden durch Schleichhandel, Kriegsgewinnlerei und zahllose andere dunkle Geschäfte reich und stopften die Schulen mit ihren Kindern voll. Als Ärzte, Rechtsanwälte usw. saßen dann die Juden bereits in Amt und Würden, als die deutsche Jugend von den Fronten und aus der Gefangenschaft in die Hörsäle kam, um unter härtesten Entbehrungen die akademische Vorbereitung zum Lebenskampf zu beginnen. Die wiederholten empörten und tatkräftigen Auflehnungen der bodenständigen akademischen Jugend gegen die jüdische Überfremdung der Hochschulen wurden von der jüdischen und der christlichsozialen Presse in schöner Gemeinsamkeit erst als akademisches Rowdytum und dann als Naziterror begeifert und immer wieder niedergeknüppelt.

Die ebenfalls schon mehrmals erwähnte, rote Wiener Rathausherrschaft bevorzugte bei Anstellungen selbstverständlich ebenfalls die Juden, da sich die arischen absolvierten Akademiker nur in den seltensten Fällen dazu überwanden, sich eine Stellung durch den Erwerb des roten Parteibuches zu sichern.

Das Resultat dieser nur in den gröbsten Zügen geschilderten Entwicklung besteht darin, daß die gesamte Wiener Ärzteschaft heute nur mehr 11 Pro-

Digitized by Google

zent Nichtjuden aufweist, während von den Rechtsanwälten nur 15 Prozent und bei der Presse gar nur 5 Prozent Arier sind.

Das will, klar und eindeutig festgestellt, heißen, daß der arische Akademiker in Österreich fast gar keine Möglichkeit hat, in diesen drei Berufen ein Unterkommen zu finden und trotz jahrelangem opfervollem Studium und jahrelangem Darben der Eltern und trotz aller Begabung vor das Nichts gestellt ist.

Daß es sich bei dieser Bevorzugung der jüdischen Akademiker auf Kosten der bodenständigen arischen Bevölkerung nicht um die „größere Tüchtigkeit" der Juden handelt, beweist die Zusammensetzung der Ärzteschaft der Wiener Krankenkassen, in der im Durchschnitt „noch" 1,5 Prozent Arier zu finden sind.

Im Rahmen der angeführten Zahlen fehlt nur noch die eigentlich überflüssige, da selbstverständliche Feststellung, daß auch fast 80 vom Hundert aller Bankdirektoren Juden sind, während im österreichischen Arbeitsdienst nicht ein einziges Prozent von Juden entdeckt werden kann.

Erschreckend jedoch ist auch ein Überblick über den jüdischen Großgrundbesitz in Österreich und die jüdische Großgrundpachtung, aus der zu ersehen ist, daß auch der Bauer aus seiner bis zum letzten Atemzug verteidigten Stellung vertrieben wird.

Neben zahlreichen jüdischen Besitzungen im Ausmaß von 250 bis mehr Tausend Hektar gibt es jüdischen Großgrundbesitz, der weit über 30 000 Joch mißt und die Summe der Güter, die teils in jüdischem Grundbesitz, teils in jüdischem Pachtbesitz liegen, nimmt allein etwas mehr als ein Fünftel der kultivierfähigen Gesamtfläche Österreichs ein. Auf diesem Boden könnten etwa 15 000 bis 20 000 Kleinbauern, das bedeutet eine Volksmenge von etwa 100 000 Menschen, selbständig leben. Es muß wahrhaftig schlimm um ein Volk bestellt sein, wenn sogar das Bauerntum mitten in seinem ureigensten Sitze von volksfremden Gewalten angegriffen und daraus verdrängt werden kann.

Die Machtstellungen des Judentumes in Österreich bauen sich, wie aus allem hervorgeht, also keineswegs auf der gern berufenen „jüdischen Tüchtigkeit" auf, sondern wuchsen aus der skrupellosen Ausnützung der Not und des Elendes der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Der heutige Wohlstand und die Bereicherung der meist völlig mittellos und abgerissen nach Österreich gekommenen „armen" galizischen Flüchtlinge, die durch die Ausbeutung des bodenständigen Volkes reich und wohlhabend wurden, stehen in schärfstem Gegensatze zur allgemeinen Verarmung des Volkes, das nach Krieg und Inflation nicht nur die Ersparnisse ganzer Generationen verlor, sondern auch durch Jahre bittersten Hungers und erschütterndsten Elends ging. Die Einwanderer aus dem Osten, die ihr Vermögen als Kriegsgewinnler, durch Schleichhandel, Kettenhandel und Schiebertum aller Art auf Kosten des Volkes errafft haben, mögen dies vielleicht vergessen haben, wenn sie sich heute als „treue Österreicher" gebärden und vor einer Entwicklung der Dinge wie in Deutschland zittern. Das bodenständige Volk Österreichs aber kann und wird nicht vergessen.

Daß das Verhältnis, das die Juden zu ihrem „selbständigen" Staat Österreich pflegen, oft nur ein sehr bescheidenes ist, geht deutlich aus den Polizeistatistiken hervor, nach denen das Judentum an allen unsauberen „Geschäftszweigen" den Hauptanteil hat, wofür Devisenschiebungen, Valutenschmuggel, Rauschgifthandel und sonstige „seriöse" Geschäfte aller Art einen ausreichenden Beweis erbringen.

Bank- und Börsenschiebungen (hier leuchten Namen wie Bosel, Castiglione, Ehrenfest), die auf Kosten der Gesamtwirtschaft gingen und den Zusammenbruch ganzer Industrien und damit Arbeitslosigkeit und Elend tausender deutscher Arbeiter zur

Digitized by Google

Folge hatten, bilden ein weiteres Kapitel jüdischer Betätigung im österreichischen Wirtschaftsleben. Auch hier bestand die größere jüdische Tüchtigkeit nur darin, sich selbst aus Bankgeldern jahrelang noch Gewinntantiemen auf Kosten der Einleger auszuzahlen, während die Bank schon längst keinen „Gewinn" mehr aufwies, die Not der Kriegstage dazu auszunützen, um sich selbst in der unverschämtesten Weise zu bereichern und Rechtskundigkeit dazu auszunützen, um aus der Kenntnis der Gesetzeslücken auf Kosten der anderen unmoralischen Gewinn zu ziehen.

Mit der gleichen „Tüchtigkeit" hat sich das Judentum in der Revolutionszeit seine politische Machtposition aufgebaut und unermeßliches Unheil auch auf politischem Gebiete über das deutsche Volk gebracht.

Schon der vom Judentum in das Volk getragene unehrliche Pazifismus trug die Hauptschuld daran, daß Österreich 1914 ungenügend gerüstet zum entscheidenden Waffengange antreten mußte. Jüdische Unterwühlung des Wehrwillens und Opferwillens, jüdische Zersetzung des wehrhaften Geistes und die von Juden organisierte politische Zersetzungsarbeit führten zum Zusammenbruch im Jahre 1918, weil jüdische Politiker und Hetzapostel die Not der deutschen Arbeiterschaft in der Kriegszeit dazu ausnützten, um mit zahllosen falschen und betrügerischen Versprechungen die politische Macht zu erschleichen. Die ungeheuerlichste Verantwortung für das maßlose Elend der Nachkriegszeit hat in erster Linie auch in Österreich das Judentum zu tragen, das seine politische Machtstellung ausnützte, um wieder Tausende und Abertausende von Artgenossen aus den Ghettos Galiziens und Polens in Österreich unterzubringen und die bodenständige Bevölkerung systematisch aus ganzen Berufszweigen nahezu vollständig zu verdrängen. Nachdem die Zahl der Existenzmöglichkeiten in jedem Lande naturgemäß beschränkt ist, bedeutete dies neuerlich die Vernichtung von tausenden Existenzen, für die österreichische Jugend aber die Hoffnungslosigkeit und Unmöglichkeit, sich eine Existenz zu gründen und damit Arbeitslosigkeit, Hunger, Elend und völligen Verfall.

Nicht genug mit der Verdrängung der angestammten Bevölkerung aus ihren Erwerbs- und Lebensmöglichkeiten ging man in Wien dazu über, durch eine sadistische Steuerpolitik das bodenständige Gewerbe, die bodenständige Industrie und Landwirtschaft planmäßig zu vernichten und buchstäblich auf kaltem Wege zu enteignen und vernichtete damit unzählige deutsche Unternehmen, an deren Stelle zugewanderte jüdische Günstlinge traten. Die durch die Wohnpolitik der Sozialdemokratie eingetretene Entwertung des privaten, städtischen Hausbesitzes wurde wieder von den Ostjuden dazu benützt, um für billiges Geld wertvolle Objekte zu erschachern und die bodenständige Bevölkerung auch um diesen Besitz zu bringen.

So hat das von keiner Regierung in seinem Treiben gehinderte Judentum nicht nur zahllose Existenzen vernichtet, sondern auch die wenigen, noch verbliebenen Existenzmöglichkeiten an sich gerafft, während die Jugend in grauer Hoffnungslosigkeit dahinsiecht und das Volk, das deutsche Volk Österreichs, in seinem eigenen Lande verurteilt ist, zu hungern und zu darben und zuzusehen, wie artfremde Eindringlinge und Schmarotzer aus Ostgalizien und Polen ein unerhörtes Wohlleben führen und die letzten dem Volke noch verbliebenen Güter an sich reißen.

Heute zetert und jammert die gesamte jüdische Weltpresse über das „furchtbare Unrecht", das dem Judentum in Deutschland angetan wurde. Um all die Hunderttausende aber, die von der jüdischen Machtherrschaft in der Nachkriegszeit zugrunde gerichtet und an den Abgrund der Verzweiflung getrieben wurden, um die ungezählten, bodenständigen Gewerbetreibenden, die von der Steuerpolitik der jüdischen Machthaber im Wiener Rathaus vernichtet wurden, um die Tausende und Abertausende deutscher Arbeiter, die durch die jüdischen „Wirtschaftsexperimente" um

Digitized by Google

Arbeit und Brot gebracht wurden, um die Unglücklichen, die tagtäglich dieserhalb zu Strick und Gasschlauch greifen, um die Jugend, die da hoffnungslos heranwächst und vor dem Tage zittert, da sie in das Meer der Arbeitslosen hinausgestoßen wird, um all diesen Jammer, dieses schreiende Unrecht und diese Erbarmungslosigkeiten, von Juden nicht nur verursacht, sondern auch noch schamlos ausgenützt, kümmert sich keiner dieser Vertreter des „Weltgewissens".

Daß die derzeitige österreichische Regierung in diesen entsetzlichen Zuständen einen fühlbaren Wandel zu schaffen imstande ist, dürfte wohl kaum zu erwarten sein. Daß nach der Niederwerfung des roten Aufstandes einer Reihe roter und daher auch jüdischer Krankenkassenärzte die Verträge nicht mehr erneuert wurden, hatte seinen Grund nicht in rassischen Erwägungen, sondern war in erster Linie von politischen Erfordernissen bedingt.

Von der Regierung kann keine Hilfe gegen das Judentum erwartet werden. Im Gegenteil. Gerade von maßgebenden Männern der derzeitigen österreichischen Regierung und der sogenannten vaterländischen Erneuerungsbewegung liegen Aussprüche vor, die dem „wertvollen Judentum", wie sich z. B. Starhemberg ausdrückte, allen Schutz und damit weitere Ausbeutungsfreiheit zusichern. Weil aber nur ein reinlicher und entschlossener Standpunkt in der Judenfrage Erfolg verbürgen kann, darf sich das österreichische Volk von der Regierung Dollfuß oder einer ähnlich gearteten keine Besserung der Lage auch in dieser Hinsicht erhoffen. Dies hat in allererster Linie das Judentum selbst erkannt, das sich mit allen Fasern an das heutige Österreich als jüdisches Naturschutzgebiet klammert und Schulter an Schulter mit der Heimatwehr und den Vertretern des politischen Katholizismus um seine Stellung in Mitteleuropa kämpft.

So ist es auch zu verstehen, daß die Regierung Dollfuß nicht nur durch das österreichische, sondern auch durch das internationale Judentum alle erdenkliche Unterstützung erfährt. So schließt ein Aufruf der legitimistischen jüdischen Frontkämpfer an die „staatstreu gesinnten Juden" mit der bezeichnenden Aufforderung, zum Nutzen der österreichischen und der jüdischen Sache zu kämpfen. „Ihr kämpft für Euch selbst, wenn Ihr für Österreich kämpft!"

Deutlicher ist die Verquickung der Interessen der Regierung mit denen des Judentumes niemals ausgesprochen worden.

Das selbstverständliche und angestammte Recht zu arbeiten und zu leben, kann daher dem österreichischen Volke nur eine nationalsozialistische Regierung wieder geben, die nicht wie die Regierung Dollfuß in persönlichem politischen und finanziellen Abhängigkeitsverhältnis zum Judentume steht und ihm gegenüber keine gebundenen Hände hat.

Österreich muß aber — in letzter Stunde — vor dem Zugriff des Judentumes gerettet werden. Das bodenständige Volk Österreichs hat ein heiliges, von Blut und Boden gegebenes Recht darauf, daß der jüdischen Überwucherung endlich ein schnelles Ende bereitet wird. Denn die heute herrschenden Zustände sind unhaltbar. Ihre Beseitigung ist die erste Grundbedingung, um wieder zu gesunden wirtschaftlichen und moralischen Verhältnissen zu kommen.

Wenn schon die ausgeblutete Kriegsgeneration außerstande war, sich gegen die ostjüdische Überflutung zu schützen, so kann doch die derzeitige Regierung der neu herangewachsenen und heranwachsenden Generation, der österreichischen Jugend, nicht zumuten, sich willenlos von der eigenen Heimatscholle und ihrem Anrecht auf Arbeit und Brot verdrängen zu lassen und im eigenen Heimatlande zum höheren Preise Judas und seiner Schützlinge widerstandslos zu krepieren.

Digitized by Google

Auch in Österreich wurde die Judenfrage nicht von den Nationalsozialisten und anderen Antisemiten, sondern durch die Juden selbst, durch ihr Verhalten zum Staate und im Staate, aufgerollt.

Es wird die erste und vornehmste Aufgabe eines nationalsozialistischen österreichischen Staates sein, der deutschen, bodenständigen Jugend wieder das Recht auf Arbeit und Leben in der eigenen Heimat zu verschaffen und damit das Deutschtum und die „Selbständigkeit" Österreichs dauerhafter zu sichern, als es die Freundschaftsbezeugungen fremder und selbstsüchtiger Mächte vermögen.

Digitized by Google

Deutsche Lyrik

Heinrich Anacker:

Flugsand

Ich wandre und suche die alte Spur.
Erinnerung flüstert: wo war es nur?
Der Flugsand wehte wohl drüber her —
Ich finde sie nimmer, nimmermehr . . .

Die Spur war so fein, und Sand gibt's so viel,
Und ewig treiben die Winde ihr Spiel —
Verlöschend machen sie alles gleich —
O Düne! O graues Totenreich!

Bald sind wir greis, und gestern noch Kind —
Wer weiß, wie schnell wir vergessen sind.
Von all unserm Sein ein Kreuz nur bleibt,
Am Weg, wo das Leben vorübertreibt.

Ich wandre, und suche die alte Spur —
Erinnerung flüstert: wo war es nur?
Was lachen uns und weinen gemacht —
Der Flugsand des Schicksals verweht's über Nacht.

Digitized by Google

Heinrich Anacker:

Alter Bernſteinſchmuck

Seltſame Wunderdinge
Hütet der Erde Schoß;
Über der Vorzeit Grüften
Bergende Schleier ſich lüften:
Funkelnde Bernſteinringe
Liegen dem Auge bloß:

Weiß nicht, wer ſie getragen —
Stumm iſt der Toten Gebein . . .
Nur die köſtlichen Funde
Flüſtern von bräutlicher Stunde,
Uralte Liebesſagen
Schimmern ins Heute hinein.

Und vom Schmucke des Leides
Aus dem vergeſſenen Grab
Gleiten ergriffen die feuchten
Blicke über das Leuchten
Sonnigen Bernſteingeſchmeides,
Das meine Liebe dir gab.

Und aus lächelnd-milder
Wehmut ein Fragen brennt:
Ob deine Ringe noch funkeln,
Wenn wir ſchon lange im Dunkeln,
Wenn unſre Namen und Bilder
Niemand auf Erden mehr kennt?

Digitized by Google

Heinrich Anacker:

Die Gezeichneten

I.

Sie tragen auf der Stirn geheime Zeichen,
Die wie ein unauslöſchlich' Brandmal brennen.
Doch wenn ſich zwei an dieſem Mal erkennen,
So dürfen ſie ſich groß die Hände reichen.

Dann fallen Schranken, die ſonſt drohend trennen;
Jahrtauſendalte Kerkerwände weichen,
Und Arme werden über Nacht zu Reichen,
Die niebetretne Königsgärten kennen.

Ihr äußres Leben aber bleibt voll Leid,
Und ihrer Mühſal graue Nebelſchleppe
Bewahrt ſie vor der Leichten böſem Neid.

Nur heimlich wandelt ſich zur Flut die Ebbe,
Und Kronen ſchimmern durch das Bettelkleid —
Aus Tränen ſteigt die goldne Himmelstreppe!

II.

Sie ſind die Beute aller wirren Hetzer;
Sie ſind das immerdar gejagte Wild.
Im Aug' der Menge ſchwankt ihr Spiegelbild
Vom hohen Heil'gen bis zum üblen Ketzer.

Nur ſelten finden ſie ein ſanft' Gefild,
Wo ſie verſchont der Sturm, der Laubzerfetzer,
Und immer droht ein naher Senſenwetzer
In ihre Träume, die geſtirnt und mild.

So ſteigen über Dornen ſie die Stufen
Zum ewig-blauen Himmelsdom empor,
Und folgen ihres Schickſals Flammenrufen.

Und bleibt verſchloſſen leichten Glückes Tor —
Sie wiſſen, daß ein Größrer ſie berufen,
Und ſie zu unerhörtem Glanz erkor!

Digitized by Google

Kurt Max Grimm:

Kohlenſchachthalden

Dort, wo die Schächte ſich erdeinwärts bohren,
wo rauchend Schlot an Schlot geſtellt,
dort ſchieben ſich wie graue Sorgen
die Halden in den Lärm der Welt.

An ihren Hängen krankt der Sommer
und fiebert zwiſchen Schlacken und Geſtein —
die Halden wachſen. Neuer Schotter
frißt ſich von oben her in grünes Feld hinein.

Und abends, wenn die Winde ſchlafen
und ſtiller auch die Förderräder gehn,
wenn ferne Lampen ihre Bogen ſchlagen,
wird nur die Einſamkeit da oben ſtehn.

Und wird des Nachts den Schoß der Erde ſuchen,
manchmal bei eines Feuers trübem Schein. —
Doch morgens, wenn die Dampfſirenen rufen,
frißt neuer Schotter ſich in grünes Feld hinein.

Digitized by Google

Ständischer Aufbau

Ständige Beilage der Nationalsozialistischen Monatshefte
Leitung: Dr. Max Frauendorfer

Einsendungen sind zu richten an das Amt für Ständischen Aufbau der N.S.D.A.P., Dienststelle Berlin, Berlin SW 19, Wallstraße 65. Fernruf: Jannowitz F 7 0201

Alfons Weber:

Nahziele des organischen Aufbaues

Jede Idee schafft sich die ihr art- und zeitgemäße Organisationsform, wenn sie nicht Gefahr laufen will, daß sich aus ihr Kräfte emanzipieren, die schon alle Voraussetzungen zu ihrer Ablösung in sich tragen. Daher lag in der Forderung der Organisationslosigkeit der im wirtschaftlichen Leben stehenden Menschen durch den Liberalismus, die dem Leben nicht Rechnung trug, bereits der Keim zu seiner Zersetzung. Die Spannungen, die sich aus der liberalistischen Verneinung von organisatorischen Verbindungen ergaben, mußten notwendig trotz aller Koalitionsverbote und aller kartellfeindlichen Einstellung zur Bildung von Gruppen führen, die den Verfall der liberalistischen Staatlichkeit beschleunigten. Denn sie hatten nicht nur öffentliche Machtstellungen inne, *die vom Staate weder abgeleitet, noch überwacht waren*, sondern sie zerstörten auch seine Autorität, indem sie ihn zum Spielball ihrer Gruppeninteressen degradierten.

Anders die nationalsozialistische Idee. Sie erkennt die Bildung von Gruppen im Wirtschaftsleben unter der Voraussetzung an, daß sie *aufeinander abgestimmt* werden und unter der Kontrolle des Staates stehen. Die ihr artgemäße Organisationsform ist die Bindung aller Teile an das Ganze, also auch eine einheitliche Organisationsform für die wirtschaftlichen Seiten des Menschen, für die drei große Gesichtspunkte ausschlaggebend sind: *Erwerbsform, Betriebsart und Berufsart.*

Diese drei Komplexe hängen so sehr miteinander zusammen, daß es eine Unmöglichkeit ist, sie organisatorisch zu trennen. Man kann — auf die Dauer gesehen — nicht jeder dieser wirtschaftlichen Eigenschaften des Menschen eine *eigene* Organisation zubilligen, ohne durch diese organisatorische Aufblähung *gegensätzliche Überschneidungen* des wirtschaftlichen Apparates und *unproduktiven Leerlauf* herbeizuführen. Deshalb war der Nationalsozialismus von allem Anfang an gewillt, eine Bereinigung des im Liberalismus anarchisch gewachsenen Verbands- und Organisationswesens herbeizuführen. Adolf Hitler sagte einmal, daß die nationalsozialistische Erziehung der Arbeitnehmer und Arbeitgeber nicht durch theoretische Belehrungen, Auf-

Digitized by Google

rufe und Empfehlungen erfolgen könne, ſondern durch den Kampf des täglichen Lebens. An ihm und durch ihn werde die Erziehung der wirtſchaftlichen Gruppen gewährleiſtet. Daher richtet ſich die erſte Forderung des Nationalſozialismus auf korporative Zuſammenſchaltung der Erwerbsformen, alſo der Unternehmer, Angeſtellten und Arbeiter, da es von nationalpolitiſcher Bedeutung iſt, daß die wirtſchaftspolitiſche Miſſion des Unternehmertums in engſter Verbindung mit den übrigen Erwerbsformen durch Gemeinſchaftsarbeit erfolgt. Die nationale Solidarität ſetzt die ſoziale Hebung der breiten Maſſe voraus, wobei nicht nur der materielle Lohn, ſondern die ideelle Wertſchätzung maßgebend iſt. Aus der Summe aller Volksgenoſſen ſind die fähigſten Köpfe herauszuheben und zur Führung zu bringen. Wenn der Nationalſozialismus Betriebsrats-Organiſationen, die Einfluß auf die Produktion nehmen wollen, ablehnt, und hier die Entſcheidungen dem Unternehmer überläßt, ſo kann doch in der überbetrieblichen Organiſation der Arbeitnehmer nicht mehr bloß als Objekt betrachtet werden. Durch einen Vertretungskörper der Erwerbsformen muß auch den Köpfen der robuſteren unteren Schicht die Möglichkeit gegeben werden, zur Führung zu gelangen. Nur wenn man allen Gliedern eines Volkstums die Möglichkeit gibt, mitzuwirken am Aufbau der Nation, wird ſich für alle Glieder dieſes Volkstums ein Nationalſtolz entwickeln, der letzten Endes nur ein Sammelergebnis von Erinnerungen an Leiſtungen ſein kann, die man für dieſes Volkstum gebracht hat. Gerade die, die ein kärgliches Leben ertragen, der Geſamtheit aber die Grundlagen ihres Daſeins ſichern, haben als Beauftragte und Sachwalter der Volksgemeinſchaft das Recht, an der Überwindung des Klaſſenkampfes und der Ermöglichung einer auf Leiſtung eingeſtellten Wirtſchaftsführung teilzuhaben.

Der Nationalſozialismus ſieht aus dieſer Perſpektive auch den Betriebsbegriff nicht ſo ſehr charakteriſiert durch die Vorſtellung einer beſtimmten wirtſchaftlichen Tätigkeit mit techniſcher Apparatur, als durch ſeine Eigenſchaft als organiſatoriſches Element. Die Frage nach dem Betrieb iſt die Frage nach dem gemeinſamen Wirken der Produktionsfaktoren und nach der Arbeitsteilung in der Volkswirtſchaft. So erwächſt die Forderung der engen Verbundenheit im Betriebe, der all ſeine Glieder — Unternehmer, Angeſtellte und Arbeiter — umſchließt. Durch den Betrieb iſt eine Gemeinſchaft unter dem Geſichtspunkt des gemeinſamen Zweckes gegeben. Organiſatoriſch geſehen ergibt ſich alſo aus der Anerkennung des Betriebes als einem planmäßig kombinierten und funktionierenden Organismus eine Gliederung der Wirtſchaft nach dem Prinzip des Herſtellungsprozeſſes, alſo nach dem Geſichtspunkt, wie die Menſchen arbeiten. Die Menſchen in der Landwirtſchaft, in der Induſtrie, im Handwerk, im Handel, im Verkehr und den freien Berufen erhalten ſo zu ihrer Betreuung einen fachlich differenziert gegliederten und regional einheitlich aufgebauten organiſatoriſchen Apparat. Eine zweckmäßige Zuſammenfaſſung ſeiner führenden Spitzen ermöglicht die korrigierende Beſeitigung jener Spannungen und Reibungen, die immer wieder von neuem auftreten und ſelbſtverſtändliche Folgeerſcheinungen unſeres wirtſchaftlichen Lebens bilden.

Digitized by Google

Diese nationalsozialistische Einstellung zum Betrieb als der wirtschafts-organisatorischen Zelle, hat natürlich zur Folge, daß sich der Berufsbegriff weniger als Vorstellung einer bestimmten Tätigkeit, als ein sich aus der Zugehörigkeit zur Leistungsgemeinschaft des Betriebes ergebender objektiver Tatbestand darstellt. Arbeiter und Angestellte sind also auch von diesem Gesichtswinkel her gesehen in die Betriebsorganisationen einzugliedern, in denen sie gerade ihren Beruf ausüben, statt sie nach Maßgabe ihrer besonderen beruflichen und sozialen Stellung mit den gleichartigen Berufen anderer Betriebe zusammenzufassen.

Die berufliche Betreuung muß also durch die Betriebsgemeinschaften erfolgen, in die sich die bisher selbständigen Berufsorganisationen einzugliedern haben. Der wirtschaftliche Strukturwandel, der den Beruf vielfach vom Menschen auf die Maschine übergehen und Beruf und Betrieb auseinanderfallen ließ, ist die Ursache, daß der Berufsverband heute nicht mehr dauernde Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bedeuten kann.

Erst wenn also die einheitliche Organisation der drei großen zusammenhängenden Komplexe des wirtschaftenden Menschen, die in Erwerbsform, Betriebsart und Berufsart ihren Ausdruck finden, erreicht ist, ist jenes starke Zentrum geschaffen, das die einheitliche Linie der weiteren Gestaltung des organischen Aufbaus verbürgt.

Heinz Zilcher:

Das korporative Organisationsprinzip

(Zur Errichtung der italienischen Korporationen)

Seit Mai dieses Jahres sind in der „Gazzetta Ufficiale", dem italienischen Gesetzblatt, die Verordnungen des italienischen Regierungschefs zu lesen, mittels deren Zug um Zug 22 Korporationen errichtet werden. Am 9. Mai 1934 hatte das korporative Zentralkomitee den Plan des Korporationenministeriums kennengelernt und gebilligt, nach dem die Korporationen gebildet werden. Seitdem besitzt die Öffentlichkeit ein klares Bild über das Aussehen und die innere Struktur der Korporationen; ein Thema, das seit dem Mai 1933 leidenschaftlich in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Versammlungen und Beratungen erörtert worden war, ist gemündet in die Welt der Verwirklichung und praktischen Gestaltung.

Ohne den Gang der Idee der Korporation von Anbeginn des faschistischen Regimes ins Gedächtnis zurückzurufen und im einzelnen noch einmal die Meilensteine dieses Weges festzustellen, die durch Tafeln der Gesetzgebung bezeichnet werden, so erscheint es doch unerläßlich, die Problemstellung aufzuzeigen, wie sie vor etwa einem Jahr gegeben war und kurz die Phasen zu zeichnen, in denen sich die Diskussion abwickelte. Im Mai des Jahres 1933

Digitized by Google

wurde vom korporativen Zentralkomitee auf die Initiative Muſſolinis der Beſchluß gefaßt, in der nächſten Zukunft endlich in durchgängiger Weiſe die Inſtitutionen zu errichten, nach denen die Sozialordnung des Faſchismus ihren Namen trägt: die Korporationen. Um genauer zu ſein, war die Rede von der Errichtung ſogenannter Kategorie-Korporationen, der corporazioni di categoria, im Gegenſatz zu den allgemeinen Korporationen, corporazioni generali, von deren Exiſtenz in einem gewiſſen Sinne geſprochen werden mag. Als ſolche allgemeine Korporationen für Landwirtſchaft, Induſtrie, Handel uſw. können die Sektionen des Nationalrates der Korporationen angeſehen werden. Über den Sinn und die Tragweite der Paroleausgabe von Kategorie-Korporationen entſpann ſich eine langwierige und eingehende Erörterung, die in mehreren Etappen zur Klärung führte. Feſt ſtand von Anfang an, daß die neuen Einrichtungen Organe ſein würden, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleichberechtigt miteinander in Kontakt ſind; daß ſie jedoch nicht nur eine ſozialpolitiſche Bezugsebene im engeren Sinne darſtellen würden, ſondern vielmehr einen wirtſchaftspolitiſchen Sinn haben ſollten. Die Idee der Korporationen hatte wohl ihren juriſtiſchen Niederſchlag im Geſetzgebungswerk des Jahres 1926 zunächſt in einer arbeitsrechtlichen Bedeutung gefunden; jedoch ſchon die Carta del Lavoro des folgenden Jahres hatte eine Begriffsbeſtimmung der Korporationen gegeben, die in einem wirtſchaftspolitiſchem Sinn gedeutet werden muß. Danach erſcheinen die Korporationen als Elemente der Wirtſchaftsverfaſſung, als einheitliche und regelnde Zuſammenfaſſung von Wirtſchaftskräften mit dem Ziele der Stärkung der wirtſchaftlichen Leiſtungskraft der Nation. Die wirtſchaftspolitiſche Ausrichtung ſeines Verbandsweſens nach dem Ideal einer geregelten und geordneten Volkswirtſchaft hat der Faſchismus in der Folgezeit eindeutig vollzogen. Den im Jahre 1930 geſchaffenen Nationalrat der Korporationen nannte Muſſolini den Generalſtab der italieniſchen Wirtſchaft. Um bei dem militäriſchen Bilde zu bleiben, mögen die Korporationen die Stäbe der taktiſchen Einheiten genannt werden, mit denen die Wirtſchaftsſchlacht geſchlagen wird.

Mit der Bezeichnung Kategorie-Korporation war angedeutet, daß die zu ſchaffenden Inſtitutionen nicht in allgemeiner Weiſe zuſtändig ſein ſollten für große Wirtſchaftsgebiete, die einen weitgeſpannten Rahmen beſitzen, wie Landwirtſchaft, Induſtrie, Handel uſw., ſondern ſich im einzelnen enger anlehnen würden an Wirtſchaftsbetätigungen, deren Sonderheit gegenüber die Begriffe der Induſtrie, des Handels uſw. von allgemeiner Art ſind. Das Wort Kategorie iſt im Italieniſchen über einen Fachausdruck der Logik hinaus zu einem Wort der ſozialen Begriffsſprache geworden. Es dient zur Bezeichnung einer mehr oder weniger einheitlichen Menſchengruppe. Im wirtſchaftlichen Raume bezieht ſich der Ausdruck Kategorie auf Gruppen von Wirtſchaftstätigen, von Produzenten. Nach einer Begriffsbeſtimmung Bottais kann eine ſolche Kategorie von Produzenten definiert werden als „der ideale Zuſammenſchluß aller jener, die in einem beſtimmten produktiven Prozeß eine gleichartige Funktion ausüben.“ Dieſe

Digitized by Google

Begriffsbestimmung ist notwendigerweise allgemeiner Natur. Das Unterscheidungsmerkmal der Gruppen von Wirtschaftstätigen muß in jedem einzelnen Fall *aus der Wirklichkeit* gefunden werden. Die syndikale Erfahrung des Faschismus hat das Problem der Ermittlung und Abgrenzung, der individuazione, der Produzentenkategorien als in manchen Fällen schwierige Aufgabe erkannt. Die Unterscheidung der Produzentenkategorien hat in der faschistischen Ordnung einen *organisatorischen* Tatbestand zur Folge. Bei einem Verbandswesen, das, wie das faschistische, de facto in rationaler Weise geschaffen wird, von oben her, tut eine vorgängige Ermittlung und „individuazione" der Produzentenkategorien not. Manche faschistischen Theoretiker weisen allerdings mit Vorliebe auf die Tatsache hin, daß sich die Produzentenvereinigungen dem Gesetz nach in spontaner Weise bilden können. Tatsächlich jedoch ist die Formung des Verbandswesens *nicht von unten her* erfolgt, etwa so, daß zuerst den untersten Zellen des Verbandswesens, den Syndikaten als Vereinigungen ersten Grades, auf Antrag der Beteiligten die juristische Persönlichkeit verliehen worden wäre. Die primären Gebilde wurden die *Spitzenorganisationen*, die Vereinigungen *höheren* Grades, und vom Korporationen-*Ministerium* wurde die Verbandsbildung auf den unteren Stufen *dirigiert* und *überwacht*.

Wenn wir uns an die Begriffsbestimmungen der Kategorie, die Bottai gab, halten, so könnte es scheinen, als ob der Faschismus als Grundlage der in organisatorische Formen zu bringenden Gruppenbildung den *Beruf* sieht. In manchen Veröffentlichungen über das faschistische Verbandswesen der letzten Zeit ist auch die Meinung vertreten worden, daß es sich auf Berufsverbände im eigentlichen Sinne gründet. Die faschistische Produzentenkategorie stimmt jedoch nicht ohne weiteres mit dem eigentlichen Begriff des Berufes überein. *Auch der Faschismus hat dem Rechnung tragen müssen, daß für weite Gebiete der gewerblichen Wirtschaft die Wirklichkeit des Betriebes den alten Berufsbegriff überschatten.* Der Kategoriebegriff des Faschismus umfaßt zwar nicht Unternehmer und Arbeiter von Betrieben eines gleichen Wirtschaftszweiges als eine einheitliche Gruppe von Produzenten (Unternehmerschaft und Arbeitnehmerschaft gelten in jedem Falle als sich gegenüberstehende, wenn auch sich entsprechende Kategorien, categorie opposte); er faßt jedoch die Arbeiter der *verschiedensten Berufe*, sofern sie nur auf Grund des betrieblichen technischen Prozesses in einer *Leistungsgemeinschaft* miteinander stehen, als eine Kategorie auf. Das Definitionsmerkmal der Kategorie, die *gleichartige Funktion*, ist nicht in einem *strengen* Sinne gültig. Das Merkmal der Gleichartigkeit bezieht sich nicht so sehr auf die *Berufsleistung* der einzelnen, *als es rückwirkend vom fertigen Produkt auf die Teilarbeiten, die zur Fertigung notwendig waren, bezogen wird.*

In diesem Sinne hat die Arbeiterschaft der Textilindustrie die Bedeutung einer *einheitlichen* Kategorie, einer Gruppe *gleichgearteter* Wirtschaftspersönlichkeiten, obwohl die *verschiedensten* Berufsangehörigen, wie Spinner, Weber, Mechaniker, Maschinisten, Hilfsarbeiter usw. die Textilarbeiterschaft bilden. Der Kategoriebegriff, der sich in der syndikalen Praxis

Digitized by Google

ergeben hat, läßt die Kategorie innerhalb der großen Wirtschaftsgebiete, wie Industrie, Handel usw. bestehen. Einer bestimmten händlerischen Wirtschaftsbetätigung entspricht eine gewisse Kategorie von Wirtschaftstätigen und ebenso wird eine abgeschlossene Produzentenkategorie einer bestimmten industriellen Wirtschaftsbetätigung zugeordnet gesehen. Der Kategoriebegriff stößt nicht über ein gewisses Gebiet heraus, um sowohl Wirtschaftsbetätigungen der Urerzeugung, der Industrie und des Handels, die zur Konsumreifmachung eines Produktes dienen, als Tätigkeit einer einheitlichen Gruppe zusammenzufassen. An der Seidenherstellung ist die Urerzeugung beteiligt mit den Landwirten, die die Seidenraupen aufziehen. Die Industrie spinnt den Seidenfaden und stellt die Seidengewebe her, der Seidenhandel sorgt für den Absatz der Produktion: hier sind also verschiedene Kategorien von Wirtschaftstätigen auf den verschiedenen Wirtschaftsstufen tätig, es gelten nicht alle, die schlechthin mit der Seide zu tun haben, als eine einheitliche Kategorie.

Das Prinzip der Kategorie steht daher in einem Gegensatz zum Prinzip des Produktes. Grundlage des syndikalen Aufbaues sind Kategorie-Verbände; sollte nun die Forderung nach Kategorie-Korporationen bedeuten, daß die Korporationen ebenfalls dem Organisationsprinzip nach dem syndikalen Aufbau entsprechen würden, d. h. sollte es sich darum handeln, z. B. eine Korporation der Metallindustrie zu errichten, eine gemeinsame Korporation für die sich entsprechenden Kategorien der Metallindustriellen und der Metallindustrie-Arbeiterschaft? Und weiterhin im Bereiche des Handels eine Korporation für den Handel mit Metall und Metallprodukten? Die Diskussion wandte sich sofort zu einem Großteil gegen eine derartige Konzeption und bewegte sich in Gedankengängen, die auf der Vorstellung von Produkten-Korporationen beruhten. Danach hätte es sich gehandelt, z. B. eine Korporation der Seide zu errichten. Die Zweckmäßigkeit von solchen Produkten-Korporationen wurde begründet mit der wirtschaftspolitischen Zielsetzung, die die Korporationen aufweisen müßten. Denn die Korporationen erscheinen als die Instrumente einer regelnden und ordnenden Volkswirtschaftspolitik. Der Faschismus hat der liberalen Wirtschaftsauffassung eine klare Absage erteilt und strebt, wenn nicht zu einer vollkommenen Planwirtschaft, so doch zu einer Ordnung hin, in der regulierende Züge vorherrschen sollen. Wenn es also gilt Körperschaften zu errichten, die auf einen geordneten Ablauf der Wirtschaftsprozesse Einfluß haben sollen, so erscheint es zweckmäßig, ihre Zuständigkeit der Struktur des wirtschaftlichen Geschehens anzupassen. Die Wirtschaft ist ein Beziehungsgeflecht; die verschiedensten Wirtschaftsbetätigungen treten auf den einzelnen Märkten im wirtschaftlichen Austausch. Die korporative Wirtschaft hat die Aufgabe, diese Marktbeziehungen zu normieren und zu ordnen. Sie kann deshalb an der Erscheinung der Stufenförmigkeit der Wirtschaftsprozesse nicht vorüber gehen, muß acht haben auf die durchgängige Verbundenheit der Wirtschaftsstufen, die für das wirtschaftliche Schicksal eines Produktes, etwa der Seide, erheblich sind: Erscheinungen der Urerzeugung sowohl als des Handels und der Industrie.

Digitized by Google

Die Vorschläge, die in der Öffentlichkeit gemacht wurden, wiesen deshalb zum großen Teil auf die Einrichtung von Produkten-Kategorien hin. Die Erörterung hatte sich von der Vorstellung einer eigentlichen Kategorie-Korporation im engeren Sinne *entfernt*, trotzdem sie unter dem Motto der Kategorie-Korporation entfesselt worden war. Die syndikalen Verbände arbeiteten die verschiedensten Vorschläge aus; im Nationalrat der Korporationen fand in den ersten Tagen des November 1933 eine großzügige und inhaltsreiche Auseinandersetzung statt, die in einer grundsätzlichen Rede *Mussolinis* ihre Krönung erfuhr. Der *Duce* beendete die Diskussion über das Für und Wider von Produkten-Korporationen mit der Einbringung einer Tagesordnung, auf der das Korporationen-Gesetz vom 7. Februar 1934 beruht.

Die Tagesordnung besagt unter anderem: „Der Nationalrat der Korporationen bestimmt die Korporationen als das Werkzeug, das unter der Führung des Staates die integrale, organische und einheitliche Ordnung der produktiven Kräfte verwirklicht in Hinsicht auf die Entwicklung des Reichtums, der politischen Macht und des Wohlstandes des italienischen Volkes. Er erklärt, daß die Zahl der Korporationen, *die für große Zweige der Wirtschaft* errichtet werden, grundsätzlich den wirklichen Bedürfnissen der Volkswirtschaft angeglichen sein muß."

Das Organisationsprinzip, das Mussolini für die Errichtung der Korporationen angewendet sehen will, ist also das des großen Wirtschafts*zweiges* (grande ramo di produzione). Die Anwendung des Prinzips des *Produktes* hätte zweifellos zu einer *zu großen* Anzahl von Korporationen geführt. Auf das Problem der Zahl hat nun Mussolini entscheidenden Wert gelegt, da es gilt, jede *einzelne* Korporation *schlagkräftig* zu gestalten und ihre Gesamtheit nicht zu einer *unübersehbaren Vielheit* werden zu lassen. Die Zahl 22, wie sie im Mai 1934 bekanntgegeben wurde, dürfte als eine glücklich gewählte Zahl angesprochen werden. Mit dem Ausdruck grande ramo di produzione wurde dagegen nicht so sehr deutlich, daß auf der anderen Seite über das Prinzip der Kategorie *hinausgegangen* wurde. Erst der tatsächliche Plan über das Aussehen der 22 Korporationen gibt darüber Aufschluß, was unter grande ramo di produzione zu verstehen ist. In 16 Fällen haben die Korporationen ein sozusagen *überkategoriales* Gefüge, und zwar sind in acht Korporationen Wirtschaftsbetätigungen der *Landwirtschaft*, des Handels und der Industrie vertreten. Die weiteren acht Korporationen weisen eine Zusammensetzung von nur *industrieller* und *händlerischer* Wirtschaftsbetätigung auf. In der italienischen Ausdrucksweise sind die ersten acht Korporationen als Korporationen mit landwirtschaftlich-industriell-händlerischem Wirtschaftskreislauf (*ciclo di produzione*) benannt worden; die weitere Gruppe von acht Korporationen ist gebildet nach industriell-händlerischen Wirtschaftszyklus. Als Beispiel der ersten Gruppe sei die Getreidekorporation genannt, die sowohl für *Getreideerzeuger* als auch *Mühlen*industrie, *Bäckereien* und den Getreide- und *Mehlhandel* gebildet ist. Eine Korporation der zweiten Gruppe, wie die der Textilprodukte, ist gebildet sowohl für die *eigent-*

Digitized by Google

liche Textilindustrie als auch den Textilienhandel. Die dritte Gruppe von sechs Korporationen wird die Gruppe der Korporationen für wirtschaftliche Dienstleistungen genannt. Unter ihnen gibt es Korporationen des Kreditwesens und des Verkehrs, von Wirtschaftszweigen also, deren Leistungen allen Teilen der Volkswirtschaft zugute kommen, und die deshalb nicht einem bestimmten Sektor der Wirtschaft einseitig zugeordnet werden können.

Die Korporationen werden als Vertretungskörperschaften errichtet. Es sind zentrale Einrichtungen, die ihren Sitz beim Korporationenministerium haben, und nicht von sich abhängige regionale Untergliederungen aufweisen. Die Korporation stellt nichts anderes dar als einen Rat. Die Mitgliederzahl in diesen Korporationsräten ist in den einzelnen Fällen verschieden gehalten. Die größte Mitgliederzahl weist die Korporation der metallschaffenden und metallverarbeitenden Industrie auf mit 63 Mitgliedern außer dem Vorsitzenden. Die Mitglieder der Korporationenräte werden benannt von den syndikalen Vereinigungen, die der Korporation zugeordnet sind. Diese syndikalen Vereinigungen sind nun nicht ausschließlich nach ihren Korporationen hin orientiert, sondern bleiben in konföderalem Zusammenhang des ursprünglichen Verbandswesens. Auf diesen Punkt muß einiges Gewicht gelegt werden, da es vielfach in der ausländischen Darstellung der neuen Korporationenordnung übersehen wird. Die Korporationen sind nicht Gebilde, die das gesamte Verbandswesen nach ihrem Organisationsprinzip radikal umgestalten. Die Zellen auch der neuen Ordnung bleiben die Kategorieverbände. Der Charakter der Korporationen als Vertretungskörperschaften läßt die Unterscheidung der Kategorien unberührt. Daß in der Textilien-Korporation Vertreter der Textilindustrie zusammensitzen mit Vertretern des Textilienhandels, bedeutet nicht, daß beide Kategorien sich nun ausschließlich nur im organisatorischen Rahmen der Korporation befinden sollen und eine Verbindung mit den übrigen Verbänden händlerischer oder industrieller Wirtschaftsbetätigung ausgeschlossen sei. Alle händlerischen Wirtschaftsbetätigungen finden z. B. einen gemeinsamen Ausdruck in den beiden Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkonföderationen des Handels. Ebenso ist es bei der Industrie und bei der Landwirtschaft. Während jedoch bisher die Konföderationen die Politik der angeschlossenen Kategorieverbände weitgehend bestimmten, wird eine bedeutsame Auflockerung betrieben dadurch, daß nun den Kategorieverbänden eine sogenannte syndikale Autonomie gewährt wird, d. h. eine größere Handlungsfreiheit in der Verbandsbetätigung, in Lohnpolitik, usw. Während bisher die Konföderation der Industrie-Arbeitnehmer eine zentrale und über alle Gliederungen gebietende Macht darstellt, wird ihr gegenüber die Bedeutung der Föderationen der Kategorieverbände gesteigert. Die Föderation der Metallindustrie-Arbeiter z. B. wird relativ unabhängig in ihrer Gewerkschaftspolitik dastehen. Zufolge dieser Unabhängigkeit kann diese Föderation in der neuen Korporation der metallschaffenden und metallver-

Digitized by Google

arbeitenden Industrie durch ihre Vertreter als eine selbständige Produzentenkategorie in Erscheinung treten. Die Konföderation der Industrie-Arbeitnehmerschaft bleibt jedoch erhalten, und wird eine gewisse verbindende Tätigkeit für alle Industrie-Verbände der Arbeiterschaft insofern entfalten, als sie gemeinsame Einrichtungen schafft, z. B. das Krankenkassenwesen vereinheitlicht.

Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft sind in den Korporationen in gleicher Weise vertreten. Es scheint uns von positiver Bedeutung zu sein, daß auf diese Weise die Arbeitnehmerschaft zu einem Subjekt der Wirtschaftspolitik geworden ist. Nicht mehr bloßes Objekt der Marktbeziehungen, sondern als verantwortungsreifer Mitgestalter des volkswirtschaftlichen Schicksals hat die Arbeitnehmerschaft in der korporativen Ordnung ihren Platz. Zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft glaubt der Faschismus ein eigenes Element, die Technik, in die korporative Ordnung einführen zu müssen. In den Korporationen sitzen neben Arbeitgebern und Arbeitnehmern aus der Industrie, Landwirtschaft, Handel, sogenannte technische Vertreter. Von der Gesamtzahl der 739 Mitglieder von Korporationenräten werden 137 als „technische Vertreter" gezählt. Darunter werden nicht nur eigentliche Techniker, wie Architekten, Chemiker, Ingenieure usw. begriffen, sondern Vertreter von Genossenschaften und sonstigen Körperschaften; auch die Interessen des Handwerks werden auf diese Weise vertreten. Sie kommen nicht in einer einheitlichen Handwerkskorporation zur Geltung, sondern dadurch, daß in gewissen Korporationen ausdrücklich ein Handwerker (unter den Vertretern der Technik) aufgeführt ist. Diese etwas eigenartige Auffassung der „Technik" läßt also die Geltendmachung aller möglichen Sonderheiten und Interessen im Schoß der Korporationen zu.

Auch das politische Element ist in die Korporationen eingebaut. Es zeigt sich hier deutlich, daß der Faschismus auf die enge Verbindung von Politik und Wirtschaft bedacht ist, wobei der Politik nicht nur der theoretische Primat, sondern eine wirkliche und konkrete Vorherrschaft zukommt. Den Vorsitz führt in jeder Korporation der Korporationenminister. Eine Streitfrage, die sich bei allen aus verschiedenen Kategorien zusammengesetzten Gebilden erhebt, die Frage, wer den Vorsitz stellen soll, wird dadurch auf einfache Art gelöst. Die Gefahr der Majorisierung einer Gruppe durch die zahlenmäßig stärkeren Gruppen ist dadurch umgangen. Die innere Verhandlungs- und Abstimmungsweise sorgt dafür, daß nicht eine Kategorie der anderen ausgeliefert erscheint. In der Getreide-Korporation z. B. sollen nicht die industriellen oder händlerischen Kategorien durch die zahlenmäßig stärkeren landwirtschaftlichen Interessen-Vertretungen sich in die Minderheit versetzt fühlen. Für die Abstimmungsordnung wird vorsehen, daß verschiedene Abstimmungsarten angewendet werden können, kraft deren ein getreues Spiegelbild der inneren Meinung erreicht wird. Neben einer Abstimmung nach Einzelköpfen ist eine Abstimmung nach Kategorien möglich.

Digitized by Google

Jede Korporation enthält außerdem drei Vertreter der faschistischen Partei. Eines dieser drei Parteimitglieder hat die Vizepräsidentschaft zu führen. Mit diesem Einbau der Kräfte der Partei in die Ordnung der Korporationen hat das faschistische Regime eindrucksvoll zu bedeuten gegeben, daß die Partei, die Bewegung, der Träger des völkischen Schicksals ist und den Motor des Geschehens darstellt. Auch die Wirtschaft darf sich ihr gegenüber nicht ablapseln, sondern ist im Gegenteil unter ihre Führung gestellt.

Ständisches Schrifttum

Friedrich Bülow: **„Der deutsche Ständestaat. Nationalsozialistische Gemeinschaftspolitik und Wirtschaftsorganisation".** Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1934.

Das Buch des Leipziger Privatgelehrten Dr. Friedrich Bülow gibt einen Beitrag zu der heute in starkem Maß gepflegten Erörterung über den ständischen Gedanken. Es beschäftigt sich mit den Grundlagen und Voraussetzungen, auf denen die nationalsozialistische Anschauung von ständischer Ordnung beruht. Die Wahl des Titels „Ständestaat" für eine solche Einführung hätte allerdings unterbleiben sollen. Der Autor sagt selbst, daß dieses Wort vom Ständestaat Mißverständnissen ausgesetzt ist. Nun, der Sinn, der mit ihm unwillkürlich verbunden wird, ist der Begriff eines Staates, dessen Wesenheit aus den Ständen entspringt. Erinnerungen an geschichtliche Vorbilder stellen sich ein, da die Stände in der Tat in privatrechtlicher Weise durch Vertrag untereinander oder mit dem Fürsten den Staat konstituierten. Für den Nationalsozialismus ist eine solche Rückkehr zum Mittelalter und zu derartigen patrimonialen Auffassungen des Staatswesens ausgeschlossen. Politik und die Einrichtung des Staates als Instrument haben vor allem Gesellschaftlich-Ständischen den Vorrang. Das Handeln in ihrem Bereich ist autonom und darf nicht aus anderen Bezirken abgeleitet sein.

Abgesehen von dem Mißgriff bei der Wahl des Titels, der jedoch im Terte selbst seine Berichtigung erfährt, stellt das Buch eine sehr gute Einleitung in die Probleme des Ständischen Aufbaues dar. Die Gedankengänge des Buches entsprechen zum großen Teil den Positionen, die der Nationalsozialismus aus seinem Ursprung und seiner Gesamthaltung heraus auf diesem Gebiet einnehmen muß. Ständische Ordnung des Volkskörpers im nationalsozialistischen Sinne beruht nicht ohne weiteres auf vorgegebenen Tatsachen, sondern birgt erst noch zu erobernde Ziele und Aufgaben in sich, an denen in täglichem Kampfe gearbeitet werden muß. Die ständische Ordnung kann nicht, wie es philosophische Schulen verkünden mögen, als eine Emanations- und Ausgliederungsergebnis des absoluten Geistes begriffen werden, auf einer Konzeption beruhen, die mit dem Satze, daß das Ganze vor den Teilen sei, die gesellschaftliche Wirklichkeit erklärt und eingefangen zu haben glaubt. Bülow zeigt in dieser Hinsicht gewisse Ansätze zu einer Kritik des universalistischen Denkens, wie er sie stärker schon vor einiger Zeit in den „Deutschen Blättern für Philosophie" geübt hat. Der Nationalsozialismus kann auch nicht als weltanschauliche Begründung einer ständischen Ordnung das System Ottmar Spanns entlehnen. Der Nationalsozialismus ist eine eigenständige Erscheinung und hat es nicht nötig, in ausgiebiger Weise mit geistigen Vorfahren versehen zu werden. Mit dieser Feststellung soll nicht die Frage eines „Vorläufertums" abgetan sein, denn geschichtlicher Sinn ist dem deutschen Wesen immanent. Es soll nur auf die Notwendigkeit einer vorsichtigen und pfleglichen Behandlung dieser Frage hingewiesen werden. Eine „geschichtliche Besinnung", wie sie Bülow anstellt, kann dafür Muster sein. In die-

Digitized by Google

sem Abschnitt der Schrift erweist sich die gute Kenntnis, die der Verfasser von soziologischem Schrifttum besitzt. Die Fingerzeige, die er gibt, können sicherlich vielen Lesern Anregung geben. Von den Namen, die Bülow anzuführen weiß, dürfte vor allen der treffliche Wilhelm Heinrich Riehl mit seiner „Naturgeschichte des Volkes" noch der positiven Auswertung harren.

In vorsichtiger Form behandelt Bülow auch die Organisations-Grundsätze, die bei der praktischen Durchführung der ständischen Ordnung in Frage kommen. Aus gewissen Ausführungen erscheint es allerdings so, als ob er das Organisationswesen des Ständischen Aufbaues auf Berufsverbänden im eigentlichen Sinne begründet sehen möchte; was zum Beispiel bedeuten würde, daß man alle Schlosser oder Maschinisten in einheitlichen Organisationen zusammenschließt: Ein Unterfangen, das dem einzigmöglichen ständigen Organisationsprinzip widerspricht, das nach konkreten Wirtschaftszweigen organisiert und in einheitlichen Verbänden alle Angehörigen eines Wirtschaftszweiges erfaßt. Für die nationalsozialistische Durchführung des Ständischen Aufbaues kommt nur dieses Organisationsprinzip in Frage. Dies schließt nicht aus, daß auch das eigentliche Berufsinteresse mehr technischer Art, das sich horizontal durch verschiedene Berufszweige erstrecken kann, in geeigneter Weise seine Pflege im Organisationswesen des Ständischen Aufbaues erhält.

Die neue Ordnung muß einheitlich sein. Der Verfasser weist mit Recht bei der Besprechung von Einzelmaßnahmen und Teileinrichtungen auf dem Gebiete des Ständischen Aufbaues auf die Notwendigkeit einer Gesamtordnung hin.

Alles in allem: Bülows Schrift ist als positive Erscheinung im Bereiche des politisch-soziologischen Schrifttums zu werten, auf einem Gebiete also, das leider in letzter Zeit eine Überschwemmung von Druckerzeugnissen erfahren mußte, deren Gehalt in umgekehrtem Verhältnis zu ihren Vorhaben und Ansprüchen stand.

Cyriacus.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Außenpolitische Rundschau

Nach langen Debatten ist die Abrüstungskonferenz in Genf auseinandergegangen, ohne ein praktisches Ergebnis zu zeitigen. Der von dem französischen Außenminister Barthou eingebrachte Entschließungsentwurf, den man als ein Verlegenheitsprodukt bezeichnen kann und schließlich angenommen wurde, kennzeichnet das Produkt der tagelangen Beratungen und besagt, daß eine Reihe von Kommissionen eingesetzt werden soll, denen die Aufgabe zufällt, das Abrüstungsproblem erneut einer Prüfung zu unterziehen, um dann die von ihr erzielten Ergebnisse dem Hauptausschuß der Abrüstungskonferenz zu unterbreiten.

Mit aller Deutlichkeit wandte sich der Vertreter Italiens, Marchese di Soragna, gegen diesen Entschluß, indem er hervorhob, daß die „Wiederaufnahme der Arbeiten der Konferenz nur dann zweckvoll sei, wenn dieselbe in Übereinstimmung mit den wirklichen Konferenzzielen geschähe". —

Zu gleicher Zeit, während man sich in Genf mit dem Problem der Abrüstung befaßte, brachte die französische Regierung in der Kammer einen Entwurf ein, der mehr als drei Milliarden neue Ausgaben für Rüstungszwecke vorsieht und der bereits wenige Tage später von derselben mit großer Mehrheit angenommen wurde. Bemerkenswert an dieser Tatsache ist der Umstand, daß sich bei der Abstimmung sowohl bei den Radikalsozialisten als auch bei den Neusozialisten eine Opposition bemerkbar machte, deren Sprecher eine genaue Nachprüfung der für militärische Zwecke verausgabten Gelder forderten, wozu sich die Regierung Doumergue bereit erklären mußte.

Die mit einem Aufwand ungeheurer Geldmittel vonstatten gehende fortwährende französische Aufrüstung hat in England wachsendes Unbehagen ausgelöst, wo man nun dazu übergeht, sechshundert neue Kampfflugzeuge zu erbauen, um wenigstens den Vorsprung, den Frankreich auf dem Gebiet der Luftrüstung besitzt, einigermaßen auszugleichen, während man in Italien als Gegengewicht für die Verstärkung der französischen Flotteneinheiten im Mittelmeer dazu übergeht, zwei neue Linienschiffe von 35 000 Tonnen zu erbauen.

Der Initiative des Vorsitzenden des Dreier-Ausschusses für die Saar-Abstimmung, Baron Aloisi, ist es zu verdanken, daß seitens des Völkerbundes nunmehr endlich die Abstimmungskommission eingesetzt wurde, der die Überwachung der am 13. 1. 1935 stattfindenden Volksabstimmung im Saargebiet obliegt. Dieselbe besteht aus dem Holländer de Jong, dem Schweden Rohde und dem Schweizer Henri. Sowohl von deutscher als auch von französischer Seite wurde in Genf eine Garantieerklärung abgegeben, vor der Abstimmung keinen irgendwelchen Druck auf die Saarbevölkerung auszuüben. Der benannten Kommission fällt die Aufgabe zu, die Vorbereitungen für die Abstimmung zu überwachen und gegen Verstöße einzuschreiten.

Als ein Geschehnis von größerer weltpolitischer Bedeutung ist die am 15. 6. in Venedig erfolgte Begegnung des Führers mit dem italienischen Ministerpräsidenten Mussolini zu erblicken. Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus wurde diesem Zusammentreffen eine Beachtung gezollt und die Tragweite derselben von seiten der Presse aller Länder unterstrichen. Diese Zusammenkunft, die den beiden führenden Staatsmännern Gelegenheit bot, sich über die wichtigsten Probleme der europäischen Politik in eingehender Weise auszusprechen, hat erneut dazu beigetragen, die seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus bestehenden guten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem faschistischen Italien zu festigen. Die Besprechungen von Venedig wurden im Geiste herzlichsten Einvernehmens abgeschlossen, und der Ausspruch Mussolinis „Wir haben uns zusammengetan, um dem Frieden zu dienen" ist der beredte Ausdruck für den auch in Zukunft einzuschlagenden gemeinsamen Weg der beiden Nationen.

Die deutsche Regierung hat an die Vertreter der Gläubigerstaaten eine Note gerichtet und darin die Einstellung der

Digitized by Google

Transferzahlungen angekündigt. Dieser Schritt war in Anbetracht der verminderten Gold- und Devisenvorräte der Reichsbank, der sich infolge der unsinnigen Politik der früheren Regierungen zwangsläufig ergeben mußte, erforderlich, wenn nicht gleichzeitig eine Entwertung der deutschen Mark eintreten sollte.

Der zu gleicher Zeit mit der Begegnung in Venedig erfolgte Besuch des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels in Warschau und dessen Rede über den Aufbau des neuen deutschen Staates hat in Polen, wie die Kommentare der polnischen Presse zeigen, einen starken Resonanzboden gefunden und dazu beigetragen, die guten nachbarlichen Beziehungen auch geistig zu unterbauen.

Das vor kurzem erfolgte ruchlose Attentat auf den polnischen Innenminister Pieracki, der zu dem Freundeskreis des Marschall Pilsudski zählte, hat auch deutscherseits stärkste Anteilnahme an dem Verlust ausgelöst, durch den der polnische Staat betroffen wurde. Man scheint bei den amtlichen polnischen Stellen davon überzeugt zu sein, daß bei dieser Mordtat rechts-radikale Kreise ihre Hände im Spiele hatten, und dadurch erklärt sich auch das scharfe Vorgehen gegen die Rechtsopposition, was aus zahlreichen Verhaftungen ihrer Anhänger sowie aus dem Verbot ihrer Zeitungen hervorgeht.

In Belgien reichte das Kabinett de Broqueville seinen Rücktritt ein, doch wurde der bisherige Ministerpräsident erneut vom König mit der Bildung der Regierung beauftragt. Anstelle des Außenministers Hymans trat Herr Jaspar, der bereits in früheren Zeiten mehrfach das Amt des Außenministers versehen hat.

Auch in Litauen kam es zu einer Kabinettskrise, nachdem der Putsch, den der frühere Ministerpräsident Woldemaras zu entfesseln suchte, sofort zusammenbrach. Das neugebildete Kabinett setzt sich aus einer Reihe von Persönlichkeiten, die bereits in der vorhergehenden Regierung vertreten waren, zusammen, während der bisherige Außenminister Zaumis, sowie der Kriegsminister ausschieden.

Für die zurzeit in Bukarest tagende Konferenz der Kleinen Entente, wohin sich auch der französische Außenminister Barthou begeben hat, sind eine Reihe von Punkten vorgesehen, die sowohl das Verhältnis zur Sowjet-Union, als auch das Verhältnis zu Italien betreffen. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen von seiten Rumäniens und der Tschechoslowakei mit Rußland, sowie die starken Bestrebungen Barthous, Rußland mehr und mehr in die Sphäre der europäischen Politik einzubeziehen, führen zu dem Schluß, daß nunmehr auch auf Jugoslawien, das sich der Anerkennung der Sowjet-Union bisher noch widersetzt, ein gesteigerter Druck ausgeübt werden soll. Die Rede Titulescus, der sich mit aller Schärfe gegen den „von Ungarn gemeinsam mit Italien betriebenen Revisionismus" aussprach und den Satz prägte „Wir wollen lieber einen Krieg, als einen erniedrigenden Frieden" sind ein Symptom dafür, daß Rumänien an seiner alten, bereits durch Bratianu bekundeten Politik, nach wie vor festhält.

Im Fernen Osten haben sich die Gegensätze zwischen Japan und China weiter verschärft. Die im Zusammenhang mit dem Verschwinden des japanischen Vizekonsuls von Schanghai von Japan geforderte Genugtuung seitens China ist von der chinesischen Regierung in einer Japan ungenügenden Form beantwortet worden, das sich zur Entsendung von Kriegsschiffen nach Schanghai entschloß, und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Japan immer mehr bestrebt ist, seine Machtstellung in China immer mehr zu festigen und auszubauen.

Abgeschlossen am 20. Juni.

v. Holst.

Fritz Neumeyer:

Alte Musik in unserer Zeit

Motto:

Wer die Reben pflanzt und hegt
Und den Weinberg wohl verpflegt
Den sein Vater ihm gegeben,
Der ist wert zu leben.

Hagedorn.

Die allgemeine Zersetzung, der das staatliche und kulturelle Leben der Allgemeinheit ebenso rettungslos verfallen

Digitized by Google

schien wie das in jeder Beziehung gestaltlos wuchernde Scheindasein des Einzelmenschen, äußerte sich in musikalischer Hinsicht auf zweifache Weise: in einem Tiefstand der Musikpflege im Volk und im Mangel an gesunder Produktivität beim Künstler. Seichte Schlagermusik, Verdrängung eigenen Musizierens durch Mechanisierung als Zeichen grauenhafter Vernachlässigung auf der einen Seite, Klang- und Gefühlsschwelgerei oder gar in jüngster Zeit konstruierte Intellekt-Musik als Zeichen von Überzüchtung und Instinktlosigkeit auf der anderen Seite sind die Ergebnisse dieser Zersetzung. Gegenseitiges Sich-Befruchten von Volks- und Kunstmusik fehlt, ja wird unmöglich: für das Volk, weil es seine Musiker nicht mehr versteht, weil es immer zur „Masse" wird, der künstlerische Instinkte überhaupt fehlen; für den Künstler, weil lebendige, volksverwurzelte Tradition immer mehr abstirbt, weil er den Sinn für noch lebenskräftige Keime, ja für solche Zusammenhänge überhaupt verliert. So betrachtet denn das Volk — und leider oft mit Recht — seine Künstler als Drohnen, der Künstler dagegen wundert sich: „Das Volk singt nicht mehr mit" und wird, falls er nicht dem „Zeitgeist" anheimfällt, in Einsamkeit, ja Verbitterung getrieben. Die sozialen Auswirkungen einer solchen Entfremdung hat wohl jeder Musiker, sei er schaffend oder nachschaffend tätig, erfahren: am Ende der geistigen Zersetzung steht auch hier das Gespenst der Sorge und der Not. Materielle Nöte lassen sich aber mit wahrem Erfolg nicht beheben, wenn nicht auch die ideelle Grundlage gesichert ist. Diese besteht in einer lebendigen und umfassenden Pflege des Bodens unserer musikalischen Überlieferung, denn nur auf ihm kann neues Schöpfertum mit all seinen Auswirkungen erwachsen.

Lebendige Pflege der Überlieferung ist gerade bei der Musik besonders wichtig, weil das musikalische Werk zu seinem vollen Dasein der Vermittlung, der Musikübung bedarf. Nicht nur das musikalische Werk, sondern das Wesen der Musik überhaupt ist in besonderem Maße traditionsgebunden, denn sie lehnt sich nicht, wie Plastik, Malerei und Dichtung unmittelbar an gegenständlich Gegebenes an, und muß deshalb nicht nur ihre Ausdrucksformen, sondern sogar ihr Material (Tonsystem) selbst schaffen. Schon bei der Entwicklung dieses musikalischen Materials zeigt sich eine Sonderung nach großen Kulturkreisen, die wieder ihrerseits blutmäßig, durch die Rasse, bedingt sind. Chinesische, siamesische oder arabische Musik etwa können wir schon aus dem Grunde nicht verstehen, weil unser Ohr, d. h. unser Tonbewußtsein, die betreffenden Intervalle gar nicht aufnimmt. Man versuche etwa, die Skala eines javanischen Gamelan-Orchesters nachzusingen — es wird nicht gelingen. Umgekehrt haben auch Exoten, die sich mit unserer Musik befassen, die größte Mühe, unsere Intervalle überhaupt zu hören und zu treffen. — Hier ist also der erste, weiteste Kreis der Tradition, in den unsere Musik schicksalhaft gebannt ist. Versuche, auf spekulativem Wege diesen Kreis zu erweitern, wie sie in den vergangenen Jahren gemacht wurden (Vierteltonsystem und ähnliches) sind unfruchtbar und erhellen die Instinktlosigkeit, mit der „musikalischer Fortschritt" gemacht wurde. Als Gegensatz hierzu halte man sich eine organisch gewachsene Veränderung des Tonsystems vor Augen, nämlich den Übergang von der sogenannten „reinen" zur gleichschwebend temperierten Stimmung um 1700, die sofort die schönsten Blüten treibt, wie Joh. Seb. Bachs „Wohltemperiertes Klavier" zeigt. Hier ist der Grund gelegt zu unserm Dur- und Mollsystem, sowie zu der Erweiterung der tonalen Beziehungen, wie sie das 19. Jahrhundert ausbaut. Schon bei dieser alleräußerlichsten Betrachtung der musikalischen Überlieferung wird uns ihre Bindung an ein blutmäßiges und an ein geistiges Prinzip klar: ein mathematisch-physikalisch fixierbares Tonsystem ist Ausdruck einer Rassenzusammengehörigkeit.

Der bluthaft-gebundene Charakter der Musik wird noch deutlicher, sobald wir eines ihrer wesentlichen Elemente, den Rhythmus, in den Kreis der Betrachtung ziehen. Wie Rhythmus und Körpergefühl zusammengehören, wird sofort klar, wenn wir an die körperlich „elektrisierende" Wirkung echter Marsch- und Tanzmusik denken. Das zündende Brio eines südländischen Marsches — der ruhig-feste Schritt eines altpreußischen Militärmarsches können zu Sinnbildern wesentlicher Charakterzüge ganzer Nationen

Digitized by Google

werden. — Einen „deutschen Rhythmus" haben auch unsere Tänze, vom Volkstanz angefangen bis zum stilisierten Suiten- oder tänzerischen Symphoniegesetz. Gerade auf rhythmischem Gebiet rächte sich der Mangel einer Pflege musikalischer Tradition bitter. Da die geschlossenen, rhythmisch-gebundenen Tanzformen in der Kunstmusik des 19. Jahrhunderts immer weniger wurden — Lichtblicke sind die Scherzi der Symphonien Anton Bruckners —, da mit den alten Volkstrachten und Volksbräuchen auch die alten Volkstänze dahingingen, so war es, bei dem Verlangen nach Tanzrhythmen überhaupt, art- und wesensfremder Jazzmusik ein Leichtes, das Volk zu verseuchen. Stellen wir uns die tänzerischen Bewegungen vor, die zu einer solchen Musik passen, stellen wir uns die Menschen vor, denen diese Musik auf den Leib geschrieben zu sein schien — so sind diese Menschen dem Volk ebenso fremd wie diese Musik unserer musikalischen Überlieferung. Was der deutsche Tanzrhythmus an Vielgestaltigkeit zu bieten vermag, wie er Tanzformen benachbarter Kulturkreise ein- und umschmilzt, das zeigen all die alten Meister der deutschen Instrumentalsuite und ihre Sammlungen, wie z. B. Haßlers „Lustgarten", Tänze von Melchior Franck und Val. Haußmann, J. H. Schein, Joh. Staden, die durch Neuausgaben wieder zugänglich gemacht sind. Mögen sie aus ihrem musikwissenschaftlich-musealen Scheindasein erwachen! Hier ist ein reiches Feld, dessen sich besonders die musikalische Jugend gern annimmt und annehmen soll. — Als Ausdruck dieses „deutschen Rhythmus" werden uns auch die tänzerischen Musiken der großen Tonmeister über Bach und Händel zur Wiener Klassik und Franz Schubert und ihre Pflege immer mehr ans Herz wachsen. Angesichts solcher Vorbilder werden die jungen Komponisten ihren Stolz daransetzen, ihr Bestes auch in der Tanzmusik zu geben. Der Adel tänzerischer Musik der alten Meister verpflichtet aber noch weiter: denken wir etwa an manche Tanzmusiken der Opern Glucks, so scheint es uns, als riefe solche Musik nach den edel gebildeten und zuchtvoll beherrschten Leibern der Besten der „heiligen Jugend unseres Volkes" und wiese ihr die Wege zu einem festlich-kultischen Tanz der Zukunft.

Tanz und Lied gehören ursprünglich zusammen. Wenn Tanz in seiner edelsten Form Ausdruck beseelten Leibes ist, so spricht im Lied diese Seele selbst. Alles Liedschaffen wurzelt im Volkslied. Meisterweise und Volksweise bedingen und ergänzen sich gegenseitig. Gerade auf dem Gebiete des Liedes gilt es wertvolles Gut alter Musik zu hegen. Wie sich in ihm kostbares Kulturgut durch alle Wirrsale bis auf unsere Zeit erhielt, zeigen heute z. B. die „Verklingenden Weisen" der Lothringer Volkslieder*, die man aus vielerlei Gründen nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legt. „Wie ein heiliges Erbe verpflanzten sich diese Lieder von Vater auf Sohn, von Mutter auf Kind. In den Wirtsstuben und Spinnstuben verkürzten sie die lange Winterszeit, erheiterten im Sommer den schwülen Feierabend und mischten sich überall in des Lebens Lust und Leid. Stolz war der junge Mann wie auch das Mädchen, der Lieder viele zu wissen, und manches Fest wurde zum reinsten Sängerwettstreit." — Nicht nur der Reichtum des gesungenen Liederschatzes in jeder Beziehung, sondern auch das Singenkönnen, die Sicherheit der Intonation, die Reinheit der Aussprache solcher Volkssänger zwingen zur Bewunderung. Hier haben wir die schönsten Früchte der tiefen Liebe des Volkes zur Musik. — Der gute „Papa Gerné", „s'Bickel-Kättel" und all die Volkssänger in deutschen Gauen und ihre Tradition sind bis auf spärliche Reste dahin. Liedersammlungen älterer und neuerer Zeit fristeten ein vom „kultur-historischen Interesse" kümmerlich gespeistes Scheindasein. Da kam die Jugend, die auf ihren Wanderungen solch „Verklingende Weisen" entdeckte und sich singend ihrer annahm. Ihr gesunder Instinkt entzündete eine Flamme der Begeisterung, die nicht mehr verlöschen wird. Diese Begeisterung und den Stolz auf solche Melodien, das Bewußtsein von Zusammengehörigkeit von Volk und Weise zum Allgemeingut zu machen, das ist eine der schönsten Aufgaben der Pflege alter Musik in unserer Zeit. Hier vermag die Musik ihre im besten Sinne werbende Kraft — wie etwa zur Zeit der Reformation — einzusetzen. Gemeinschaft zu bilden, wie Phantasten glaubten, das

*) Herausgegeben von Louis Pinck, Metz 1926.

Digitized by Google

vermag sie nicht. Vielmehr erhält sie erst durch die Gemeinschaft Sinn, Wert und Maß. Aber mit ihrer werbenden Kraft, durch ihre unmittelbar zum Herzen redende Sprache ein Gemeinschaftsbewußtsein zu vertiefen, Erkanntes im instinktmäßig Gefühlten zu verankern, das vermag sie, wie jeder weiß, der je durch ein deutsches Volkslied wahrhaft ergriffen wurde. — Zum unverlierbaren Besitz wird das Lied erst dem, der es selbst singt. Wir erleben heute ein Aufflammen der Lust am Singen. Marsch- und Kampflieder entstehen aus dem Erlebnis neuen Gemeinschaftsgeistes. Solche neu entstehenden Lieder werden um so würdiger der großen Tradition deutscher Musik sein, je mehr das Ohr des Volkes von unserem köstlichen alten Melodiengut durchtränkt ist. Hier ist die musikerzieherische Aufgabe von Schule, Jugendbund, Arbeitslager usw., die eine Ergänzung findet in der Pflege des Chorals, der ja in musikalischer Hinsicht ein Sammelbecken ältesten und schönsten Volksgutes ist.

Bei der Auswahl solcher Volksweisen strebe der Musikerzieher nach einer Pflege derjenigen, die höchste musikalische Qualität besitzen. Solche „ewigen" Melodien haben die Fähigkeit, uns ganz auszufüllen. Sie drängen sich nicht auf, wie üble Schlager, aber sie überfallen uns mit zwingender Gewalt, wo unsere Seele für sie bereit ist. Sie sind wie lebendige Wesen und gehen als Freunde bei uns aus und ein; die Worte sind nur ihr Gewand, das sie wechseln können, sei es von Strophe zu Strophe, sei es im Lauf der Jahrhunderte. Entsinnen wir uns der Tatsache, daß die Reformation unbedenklich solch altes Melodiengut zum werbenden Träger ihrer Ideen machte, so können wir uns gut vorstellen, wie auch heute plötzlich eine neue textliche Ausdeutung einer solchen Melodie entstehen kann.

Die schönsten musikalischen Qualitäten des alten Volksliedes sind sein rhythmischer Reichtum, seine harmonische Vieldeutigkeit und die Vielgestaltigkeit seines Periodenbaues. Die rhythmische Plattheit, die Mundharmonika-Tonika-Dominanten-Harmonik, die öde langweilige Regelmäßigkeit der neueren Schein-Volkslieder, mit denen etwa die Heilsarmee wirbt, sind Zeichen eines Verfalls auch auf diesem Gebiete.

Hier ist die Aufgabe des Musikerziehers, den künstlerischen Instinkt des Volkes zu schulen. Grundbedingung hierzu ist die Beherrschung des Tonsystems in Tonbewußtsein und Notenschrift, ist die Überwindung des musikalischen Analphabetentums, das einen Rückschritt in der Tradition deutscher Musikpflege darstellt. Was an Zeit und Kraft durch dieses musikalische Analphabetentum verloren geht, weiß jeder Chorleiter. Wie anders war es zur Zeit der alten Meister, wo der Junge im Knabenchor selbst im kleinen Dorf vom Blatt sang.

Vom-Blatt-Singen ist nur möglich, wenn Ton-Zeichen, Ton-Namen und Ton-Bewußtsein eine Einheit bilden. Der Stufenbau der Kirchentonarten war zu musikerzieherischen Zwecken in dem Ton-Wort-System der „Solmisation" festgelegt. Dieses System paßt nicht für unsere modernen Tonarten, auch sind die üblichen Bezeichnungen c, d, e, cis, dis, eis usw. keine Silben, auf die sich singen läßt. Das Fehlen eines singbaren, logisch aufgebauten Ton-Wort-Systems machte sich besonders bei der Erweiterung der tonalen Beziehungen (s. vorstehend) geltend. Das Tonbewußtsein des Volkes entsprach bald nicht mehr dem des Musikers! So hing denn die ganze Kunst-Musik gleichsam in der Luft, und wir haben hier den Keim für alle möglichen Verfallserscheinungen: nicht zuletzt für den faulen Genießer-Standpunkt des Bürgers der Musik gegenüber. Nicht faul genießen, sondern selbst singen und musizieren, das ist aber die Grundlage aller lebendigen Musikpflege.

Daß die Überwindung des musikalischen Analphabetentums möglich ist, das haben die Erfolge des Unterrichts nach dem Eitz'schen Ton-Wort-System bewiesen. Alle ähnlichen Systeme, die in letzter Zeit von sich reden machten, sind dagegen unvollkommen und letzten Endes unbrauchbar. Wir können diesem deutschen Schulmeister Karl Andreas Eitz (geb. 1848) für sein Geschenk gar nicht dankbar genug sein. Mit innerlicher Freude wird jeder Musiker den Gesang einer so gebildeten Schulklasse anhören, bei dem man die Lust verspürt, mit dem sich die Kinder in dem wohl bekannten Gebiet ihres Ton-Raumes bewegen. Mancher Opernsänger könnte beim Wettbe-

Digitized by Google

werb im Vom-Blatt-Singen von solchen Knaben besiegt werden.

Daß man jetzt beginnt, die Musikerziehung folgerichtig und allgemein auf dieser Basis aufzubauen, gibt zu einem weiten und hocherfreulichen Ausblick Anlaß. Die großen Tonmeister können singend erlebt werden, und es sind gerade die großen Meister der Vergangenheit, die die goldenen Fäden zwischen Künstler und Volk wieder anknüpfen und Wege weisen zu der großen deutschen Musik der Zukunft.

Halten wir auf dieser Sicht in weites Land inne, um die Erkenntnis für das Wesen unserer Musik zu vertiefen.

„Musik ist Gesang" — dieses Wort des alten Heinrich Bellermann (1823—1903), dessen urgesunde musikalischen Grundsätze von einer im falschen Fortschrittswahn dahintaumelnden Zeit als „veraltet" hingestellt wurden, ist der einzige Standpunkt fruchtbringender Musikbeurteilung. Der Gesang einer schöngebauten Melodie bedarf keiner harmonischen Stütze, und gerade die besten unserer Volkslieder können zu vollkommener und künstlerisch befriedigender Wirkung gelangen, wenn sie im Einklang von schönen Stimmen im Walde gesungen oder über den See herüberklingend, zu einem Stück der Natur, der Landschaft werden. Schon bei der einstimmigen Melodie kann schöpferischer Geist wahre Wunderwerke von Kunstformen schaffen, wie die gregorianischen Melodien, die lateinischen Hymnen und Sequenzen und die Weisen unserer Minnesänger und Meistersinger zeigen. Was aber die Musikentwicklung der Völker der arischen Rasse von aller übrigen Musik unterscheidet, ist die Mehrstimmigkeit, die Polyphonie, deren Entwicklung eines der glänzendsten Ergebnisse der Genialität des arischen Menschen darstellt, und zwar besonders des mittelalterlich-germanischen Kulturkreises. Während die leibgebundenere Entwicklung des hellenischen Brudervolkes ihren künstlerischen Schwerpunkt in Dichtung, Plastik und Baukunst fand, suchte die deutsche Seele, hierin unterstützt von den religiösen Wertungen der Zeit, ihr Wesen gerade auch in dem luftigsten, ätherischsten Material, der Tonkunst auszudrücken. Der rauschhaft-blutgebundene Charakter von Klang und Rhythmus schwingt als nur hellhörigen Ohren vernehmbaren Unterton mit: der schöpferische Geist ist es, der diesem Stoff die ganz eigene, neue Prägung gibt. Hier setzt der gewaltige Bauwille des germanisch-deutschen Menschen ein.

Wirkliches, dauerhaftes Bauen schöpferischen Geistes ist nicht zu verwechseln mit blutleerem, dürrem Konstruieren entwurzelten Verstandes. Wie die großen Bauten unserer Dome, Schlösser und Städte organisch aus der deutschen Landschaft hervorwuchsen, wie der Bau der Sprache, des Staates Ausdruck des Volkstumes ist, so stellt auch der Geist der großen musikalischen Baumeister eine Verkörperung des germanisch-deutschen Genius dar und ist als solcher in Blut und Boden verwurzelt. Um diese musikalische Genialität recht zu würdigen, müssen wir uns klar machen: Alle anderen Völker kennen nur Einstimmigkeit oder höchstens Heterophonie, d. h. Umspielung einer Grundmelodie durch Varianten ihrer selbst, etwa eines Gesanges durch Instrumente, wobei es bis zu einer Polyrhythmik kommen kann. In zäher Arbeit ringt sich der musikalische Genius, von Land zu Land wandernd, aber immer innerhalb des Bereiches der von Germanen durchsetzten Völker bleibend, von den Formen der Einstimmigkeit zur Mehrstimmigkeit durch und findet schließlich seine schönsten und edelsten Verkörperungen in unserem Vaterland als dem „heiligen Herzen der Völker". Betrachten wir in unserer Zeit unter diesem Gesichtspunkte unsere alte Musik, so werden uns nicht nur die fertigen Formen, sondern auch ihre Entwicklung als Ausdruck „deutschen Bauwillens" wertvoll. Von hier aus gewinnen wir die rechte Stellung zur Musikgeschichte: sie erfüllt uns mit Stolz, und sie verpflichtet uns, auch auf musikalischem Gebiete der Überlieferung nicht unwert zu sein. Von hier aus gewinnen wir auch den rechten Standpunkt für die Wertung und die Pflege der alten Meister und ihrer Werke.

Was im Volke gesungen und musiziert wird, das schafft gleichsam die musikalische Atmosphäre einer Zeit. In dieser Atmosphäre wachsen die Tonmeister heran. Sie schmelzen in der Glut ihrer Seele das musikalische Material von Schlacken frei, drücken ihm die Prägung ihres Geistes auf und schenken es in der Form der Vollkommenheit des echten Kunstwerkes

Digitized by Google

dem Volke wieder. — Zweifach ist die künstlerisch schaffende Tätigkeit des Meisters: er ist Melodienbildner und er ist Tonsetzer.

Wie der echte Melodiebildner sich das melodische Gut seiner Zeit zu eigen macht, es gestaltend zu Höherem umformt, ein und dieselbe Melodie immer wieder hervorholt und nicht ruht, bis er sie in seinem Werke dahingestellt hat, wo sie ihrem innersten Wesen nach zur vollsten Entfaltung kommen kann, das zeigt uns G. F. Händel. Ein Meister wie J. S. Bach vollbringt sogar das Wunder, eine bereits festgeprägte Choralmelodie in überraschender Weise durch Veränderung einzelner Töne zu vervollkommnen. Der riesenhafte Geist Beethovens ringt um die plastische Gestalt der Melodie „An die Freude". Dem frommen Herzen Vater Haydns entströmt die Melodie unseres Deutschlandliedes ...

Ob es sich nun um solche „ewigen Melodien", bei denen sich Melodie-Finden und Melodie-Bilden durchdringt und zu deren Erzeugung sowohl der berühmte Meister als auch der unbekannte Sänger aus dem Volke ausersehen sein kann — oder ob es sich um Meister-Weisen als Kunstformen im engeren Sinne handelt: überall fließt der köstliche Quell der Melodie und tränkt die Kunstformen zu natürlichem Wachstum. Zu diesem Quell wieder den Zugang zu finden, das ist für unsere jungen Tondichter wichtig und für den Musikfreund erquickend. Hier kann besonders die Pflege des deutschen Liedes in der Form der harmonisch gestützten Melodie, wie sie in der Zeit Heinrich Schützens entsteht, ungeahnte Schönheiten zu Tage zu fördern. Liedergenies wie Heinr. Albert, Adam Krieger, sangesfrohe Meister wie Ph. H. Erlebach, geistliche Lieder von J. W. Franck (einem der größten Melodiker aller Zeiten) und aus dem von J. S. Bach musikalisch redigierten Schemellischen Gesangbuch, ferner die besten Stücke aus Sperontes „Singender Muse an der Pleiße", aus denen oft schelmisch blitzend oder warm leuchtend das Auge des großen Thomaskantors hervorblickt, die anmutigen Oden Joh. Val. Görners, der bunte Liederstrauß des treuherzigen J. A. P. Schulz — um nur die Besten herauszugreifen: sie alle sind „herrlich wie am ersten Tag", atmen deutsche Lieder- und Melodienseligkeit und zeigen, wie man volkstümlich schreiben kann, ohne platt zu sein, wie das echte Lied ohne jede psychologische und musikalische Überladenheit ist, und wie allmählich das entsteht, was das Wesen des eigentlichen Kunstliedes ausmacht: die vollkommene Ausgewogenheit von Dichtung und Musik. Die hier gezeigten Vorbilder geben dem Komponisten Anreiz, sich schöpferisch mit der Form des Strophenliedes auseinanderzusetzen. Sie werden die Fruchtbarkeit einer solchen Auseinandersetzung verspüren und merken, wie sich echte Eingebung und strenge musikalische Zucht schon bei dieser scheinbar so anspruchslosen Form vereinigen muß. Der Musikliebhaber wird lernen, den Strophenliedern vom Melodisch-Musikalischen, statt vom Deklamatorisch-Sprachlichem nahezukommen und sie zum mindesten innerlich mitzusingen. Ist er stimmlich begabt, so findet er unter diesen alten Liedern reichlichen Stoff für häusliches Musizieren. Der Berufssänger vermag, ohne in übles Solistentum zu verfallen, mit ihnen seine Zuhörer hinzureißen. Dann wird das Vorurteil vom „Überlebtsein" dieser herrlichen und musikalischen Form schwinden, die dem Volkslied am nächsten steht, und wir werden es wieder erleben, daß Meisterweisen entstehen, die zu Volksweisen werden. Ein solch musikalisches Aufblühen wird auch unsern jungen Dichtern den Anreiz geben, liedmäßige Dichtungen zu schaffen und sich mit den durch die Musik bedingten Forderungen dieser Dichtungsart vertraut zu machen.

Der melodische Quell war zur Zeit der alten Meister Allgemeingut. Wie jeder die schönen Melodien sang, so schöpfte auch jeder Meister unbedenklich aus ihnen. Erst übertriebener Subjektivismus neuerer Zeit führte zu einer Eigenartigkeitssucht, von der die Alten nichts wußten. Hier könnte man an Hand der alten Meister das Problem des „geistigen Eigentums" und seiner sozialen Bedingungen und Auswirkungen untersuchen.

Wesen und Unterschied von Melodiebildner und Tonsetzer wird uns an einem Beispiel aus jüngster Zeit klar: an Max Reger. Ganz in dem Sinne der alten Meister greift er in den Themen seiner großen Variationswerke edles altes Me-

Digitized by Google

lodiegut heraus als Material für sein Schaffen.

Die alten Meister waren auch als Tonsetzer ihrem Volke nah. Das zeigt uns nichts besser als die Aussprüche Martin Luthers über die von ihm geliebte „Frau Musica". Aus solchen Aussprüchen können wir uns ein Bild sowohl von der polyphonen Form als auch von ihrer Wirkung und Wertung im Volk machen: „... da siehet man und erkennet man er zum Teil (denn gänzlich kanns nicht begriffen noch verstanden werden) mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werk der Musica, in welcher vor allem das seltsam und zu verwundern ist, daß einer eine schlichte Weise oder Tenor (wie es die Musici heißen) hersinget, neben welcher 3, 4 oder 5 andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlichte oder einfältige Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum her spielen und springen, und mit mancherlei Art und Klang dieselbe Weise wunderbarlich zieren und schmücken und gleich wie einen himmlische Tonreihen führen, freundlich einander begegnen und sich gleich herzen und lieblich umfangen. Also daß diejenigen, so solches ein wenig verstehen und dadurch bewegt werden, sich des heftigst verwundern müssen und meinen, daß nichts Seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang mit vielen Stimmen geschmückt. Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat, das muß wahrlich ein grober Klotz sein..."

Daß die Freude an der Polyphonie und ihren Formen auch heute im deutschen Menschen schlummert und nur geweckt zu werden braucht, das zeigt die Lust der Kinder etwa beim Canonsingen oder der Jugend beim Singen der herrlichen Tonsätze alter Meister. Hier liegen gewaltige Flächen brach, die vom musikalischen Erzieher urbar zu machen sind und durch geeignete Organisation des Chorwesens zum Allgemeingut des Volkes werden können. Musikalisches Material von unverwüstlicher Lebenskraft ist übergenug vorhanden. Man denke an Meister wie Heinrich Isaac (1440—1517), den Sänger und Tonsetzer des herrlichen „Innsbruck, ich muß dich lassen", Heinrich Finck, Ludwig Senfl, der mit seinen „feinen lieblichen Muteten", von Luther hochgeschätzt war, oder den wundervollen Hans Leo Haßler, um nur die glänzendsten Sterne dieses deutschen Chorstils zu nennen. Sie alle bedürfen keiner weiteren Mittel als der schönen frischen Menschenstimmen, verlangen allerdings, als „Figuralmusik", eine über das Singen der „schlichten Weisen" herausgehende gesangliche und musikalische Zucht.

Wer sich heute unter der Leitung eines von heiligem Ernst und von wahrer Liebe für diese Schätze durchdrungenen Musikers die alten Meister singend wiedererobert, der hat im Auf- und Abschwingen der Melodie im Tonraum, an der plastischen Entstehung der musikalischen Bögen und ihres lebendigen Kräftespiels im Gegeneinander der Mehrstimmigkeit das beglückende Erlebnis der „musikalischen Architektur" und nimmt somit teil an einer der schönsten Offenbarungen des germanisch-deutschen Genius.

Dem jungen Komponisten gibt die Beschäftigung mit diesen Meistern den Anreiz, sich zur Herrschaft im polyphonen Satz und seinen Formen heranzubilden, damit nicht „er es machen muß, wie die Noten wollen", sondern umgekehrt. Aus dem Erlebnis der musikalischen Architektur wird in ihm die Sehnsucht nach der innerlichen Größe eines neuen polyphonen Chorstils erwachsen als Ausdruck des gewaltigen Kräftespiels unserer Zeit.

Wie selbst in Zeiten, die ganz anderen musikalischen Stilprinzipien huldigten, die größten Meister immer wieder den Weg zur „musikalischen Architektur" der Polyphonie suchten, zeigt uns Mozart, besonders in seinem Stilwandel unter dem Eindruck Bachs; das zeigt uns später Beethoven (etwa in der großen B-dur-Fuge), ja, der gottbegnadete Melodiker Franz Schubert hatte kurz vor seinem Tode den ernsthaften Plan eines Contrapunktstudiums. Aus jüngster Zeit zeigt uns Reger, der sich selbst im Scherz den „Fugen-Karl" nennt, die Hinneigung des deutschen Tonsetzers zur Polyphonie.

Wir sehen hieran, daß es möglich ist, auch unser erweitertes und nach anderen Richtungen hin geschmeidig gemachtes Tonmaterial im Geiste der alten Meister zu verarbeiten. Daß es bei solchen neuen Tonsätzen sich nicht um klassizistisches Nachahmen handeln wird, ergibt sich aus der Aufgabe, eben dieses erweiterte Tonmaterial als Bausteine für eine neue mu-

Digitized by Google

sikalische Architektur zu verwenden; daß es sich nicht um papierne Konstruktionsmusik handeln wird, das brauchen wir auch nicht zu befürchten, denn erstens werden die trocknen dürren Papiermenschen in der neuen Jugend gar nicht wachsen können, und zweitens werden diese Komponisten wieder aus der musikalischen Praxis, und zwar aus der oben angedeuteten Praxis neuer Musikerziehung, hervorgehen und für sie schreiben. Neben der großen monumentalen Polyphonie ist auch die Entwicklung einer neuen vokalen madrigal-artigen Kleinkunst ein lockendes Ziel.

Aus der polyphonen Satzweise erwuchs allmählich das Bewußtsein für die Harmonie der Zusammenklänge so weit heraus, daß man die vertikal-geschichteten Klangreihen als „harmonische Einheiten" zu erfassen und auch musik-theoretisch und mathematisch-physikalisch zu begründen begann. Ferner wuchs ein selbständiger Instrumentalstil heran. In beiden Richtungen liegt etwas, das vom eigentlichen Wesen der Musik: „Musik ist Gesang" hinwegführt. Zunächst ist jedoch die formbildende Kraft unserer Meister so groß, daß auch die neuen Formbestandteile fast restlos in eine volksverwurzelte Musik eingeschmolzen werden, ja, diese Musik wird zur Zeit des Verfalls und der Zerrissenheit des Dreißigjährigen Krieges zum eigentlichen Träger und Hort deutscher Seele und schafft einen neuen musikalisch-architektonischen Stil, der verwandt ist mit dem der großen Bauten des deutschen Barock.

Hier ist der Einfluß außerdeutscher, besonders italienischer Musik auf unser Schaffen besonders deutlich, denn das neue Prinzip der harmonisch gestützten Melodie wird zum erstenmal von italienischen Meistern festgelegt. Halten wir uns aber bei solchen Einflüssen immer dies vor Augen: der deutsche Genius nimmt hier nur etwas auf, was als germanisches Blutserbe in diese anderen Völker hineingetragen worden war oder was sich in diesem Falle als kulturelles Erbe durch das Wirken niederländischer, also (damals) deutscher Meister an Beherrschung des Tonmaterials gebildet hatte. Halten wir uns auch immer vor Augen, daß solches von außen her aufgenommenes Gut von unseren großen Meistern in einer Weise in ihr Schaffen eingefügt wurde, daß etwas Neues, Eigenes und Gesteigertes entstand.

Denken wir zunächst an die edle Gestalt des großen Lehrmeisters der Deutschen: Heinrich Schütz, so müssen wir ihn heute nicht nur als den großen Kirchenmusiker, sondern als den großen deutschen Meister und Menschen bewundern und lieben. Wie durch sein Wirken das deutsche Lied aufblühte, haben wir angedeutet. Aber noch eine andere neue Möglichkeit haben wir ihm zu danken: es ist die der Gedankenlyrik, der musikalischen Deklamation als melodiegestaltendes Prinzip einer neuen Durchdringung unserer Sprache — des Lutherdeutschs — mit Musik. In dieser Sprache tönt es in seinen kleinen geistlichen Konzerten, den Sinfoniae sacrae, den großen mehrstimmigen Formen seiner Oratorien und Passionen, von Menschen- und Instrumentenstimmen gesungen, in reichen architektonisch-festgefügten Formen aufgebaut, voll von sinnigen Einzelzügen und immer erfüllt von dem mitreißenden Schwung des Genius, am schönsten da, wo er den Herrn als den Schöpfer preist, dessen Hauch er in der eigenen Brust verspürte.

Denken wir an all die anderen Meister, die deutschen Organisten und Kantoren, deren Wirken zu dem bisher höchsten Gipfel alles musikalischen Schaffens, zu Joh. Seb. Bach hinführte, so scheint es heute, als wachse über die ursprünglich kirchliche Zweckgebundenheit vieler ihrer Werke eins immer herrlicher heraus: ihre Gottverbundenheit, und ihre gläubige Zuversicht, wie sie sich in ihrem Rhythmus, in Melodie und musikalischem Formwillen offenbart, wird uns zum Ausdruck dessen, von dem der Dichter sagt: „Glaube ist Kraft von Blut, ist Kraft des schönen Lebens."

In der Musik Joh. Seb. Bachs sind außer den bisher angedeuteten formbildenden Elementen noch die des jungen selbständigen Instrumentalstils vereinigt. Sein schöpferisch-bildender Geist ist so gewaltig, daß er für Goethe zum Abbild des Schöpfertums Gott-Vaters wird. Die Mystik uralter Tonsymbolik, des tönenden Weltalls, lebt in seinen Werken, und das Zusammentreffen des Meisters mit dem Großen Friedrich in Potsdam (1747) und sein Denkmal, das „musikalische Opfer", wird für uns zur sym-

Digitized by Google

bolischen Bedeutung: dieselbe lebendig-schöpferische Kraft, die Sonnen und Erden nach ewigen Gesetzen kreisen läßt, die sich in allem Wachstum des Organischen offenbart, schwingt auch im Geiste des großen Tonbildners und des großen Staatenbildners.

Der mehr der Seele des Südens, der Antike, verwandte Meister Georg Friedrich Händel, an Vereinigung formbildender Elemente und innerer Größe der Bruder Sebastians und eine der erhabensten Verkörperungen des germanischen Genius, zeigt uns in den besten seiner letzten großen Werke die Verleiblichung dieses schöpferischen Geistes in der Gestalt des Helden, der sein Volk aus Knechtung und Götzendienst zum Siege führt.

„Ich möchte auf seinem Grabe niederknien" sagt sein geistiger Erbe Ludwig van Beethoven. Er hatte das Verpflichtende einer solchen Gestalt erlebt, wie es am Bilde Beethovens selbst der Dichter in den Worten ausdrückt:

Eh ihr zum Kampf erstarkt auf eurem Sterne,
Sing ich euch Streit und Sieg von oberen Sternen.
Eh ihr den Leib ergreift auf diesem Sterne,
Erfind ich euch den Traum bei ewigen Sternen.

Wenn die Aufführung einer Bachschen Passion, eines Händelschen Oratoriums, einer Beethoven-Sinfonie weder durch die Interpretation vertrottelter Bürger noch durch die Sensationsmache intellektueller Juden den Glanz ihrer Größe verlieren konnte, so ist durch solche Ausnahme-Tatsachen das Problem der musikalischen Ausdeutung unserer alten Meister nicht beseitigt. Als segnende Geister um uns sein, das können sie nur, wenn ihre tönende Erscheinung in ihrer höchsten Steigerung eine kultische Würde besitzt. Dies ist nur möglich durch strenge musikalische Zucht und durch eine Gesinnung des musikalischen Leiters und Erziehers, der nicht nach „Wirkung" strebt, sondern selbst erfüllt ist von Ehrfurcht vor dem Eigenleben des Kunstwerkes und von dem bauhaften Gestaltungswillen der Meister. Aus dieser Gesinnung kommt dann auch die Liebe und das Sich-Hineinversenken in die Verschiedenheit und Einheit der Interpretationsstile, wie sich der noch nicht einmal zu ahnen vermag, der von dem engen Horizont des „Espressivo um jeden Preis" im 19. Jahrhundert ausgeht. Er wird auch die Belebung der alten Instrumente, des silberklaren Klanges der alten Orgeln und des Cembalos, der intimen Welt des Clavichords, verschiedener Streich- und Blasinstrumente nicht als Spekulation auf die Sensationslust des Publikums oder künstliches Hervorzerren einer nur geschichtlich zu wertenden Vergangenheit, sondern als notwendig im Dienst an der Kunst der alten Meister und ihrer ewig jungen Werke empfinden. Auf das beglückende Wiedererwachen eines vertrauten Verhältnisses zwischen Künstler und Instrumentenbauer sei nur kurz hingewiesen, ferner kurz, aber nachdrücklich, auf das Problem der Neuausgaben älterer Werke nach „Was" und „Wie", ferner auf das der Notwendigkeit textlicher Neugestaltung einzelner Werke.

Wer einmal erlebt hat, wie der Adel der wahrhaft königlichen Musik alter Meister in ihrer Vereinigung von Tiefe und Klarheit beispielsweise in einem Bergmannsdorf zu wirken vermag, dem ist nicht bange darum, daß die Mahnung Richard Wagners einmal zur Selbstverständlichkeit wird:

Ehrt eure deutschen Meister!

Dr. Fritz Stege:

Vom Wesen und Wert musikalischer Kritik

Kritik? Wozu brauchen wir eigentlich noch Kritik? Ist sie nicht überlebt, veraltet, gebunden an eine hinter uns liegende Zeit, die den Meinungskampf aller gegen alle sanktionierte? Hat sich die Kritik nicht wiederholt als Feind des Künstlers, als Schädling des Kunstlebens erwiesen? Soll die Freiheit der künstlerischen Entwicklung dem mehr oder minder persönlichen Urteil einzelner Kunstrichter unterworfen sein, die mit einem Wort Hoffnungen zerstören, Existenzen vernichten können?

In der Tat — was wir in den vergangenen Jahren an kritischen Äußerungen auf dem Gebiet der Musik erlebt haben, das spottete mitunter jeder Be-

Digitized by Google

schreibung. Eine gewisse, noch heute nicht völlig überwundene Asphaltpresse, die mit der ätzenden Schärfe der Satire jedes deutschgesinnte Musikbekenntnis mit Hohn und Spott verfolgte, übte in der Kunst eine verantwortungslose Diktatur aus. Als ich vor Jahren angewidert meinen Austritt aus dem inzwischen aufgelösten, marxistisch verseuchten „Verband deutscher Musikkritiker" erklärte und nun begann, die marxistische Kritik mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und boshafte satirische Skizzen gegen die musikkritischen Methoden zu veröffentlichen, da war ich mir wohl bewußt, auf einem einsamen, verlorenen Posten zu stehen, verfemt und angefeindet von der Meute der sogenannten Kollegen, die mich in spaltenlangen Artikeln zu diffamieren suchten. Erst die nationalsozialistische Revolution hat hier Wandel geschaffen.

Aber die Nachwirkungen jener Zeit, in der deutsches Wesen von undeutschen Kunstrichtern geknechtet wurde, werfen ihre Schatten auch noch auf die jüngste Gegenwart in Verkennung der kulturellen Aufbauarbeit, die der musikkritische Berufsstand eingeleitet hat. In einer menschlich durchaus verständlichen Weise glaubt sich der Musiker durch die Kritik benachteiligt, er wittert Feindschaft auch dort, wo sich ihm bereits helfende Hände entgegenstrecken, um ihm die verlorene Position im deutschen Kulturleben zurückzuerobern. Der Musiker, von Vorurteilen befangen, übersieht hierbei, daß auch die Musikkritik einer inneren Wandlung unterworfen ist, parallel zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus.

Die Grundsätze einer nationalsozialistischen Musikkritik, wie ich sie in Vorträgen in der Fachgruppe Musikkritik des „Reichsverbandes deutscher Schriftsteller" wiederholt ausgeführt habe, lassen sich auf die einfache Formel bringen: Aufbau anstelle von Vernichtung, Betonung der vorhandenen Werte anstelle verletzender satirischer Ablehnung. Der Musikkritiker weiß, daß auch ihm ein Platz im Gefüge des Kulturstaates gebührt, daß er seinerseits dazu beitragen muß, die von mir schon immer geforderte Einheit von Kunst, Kultur und Staatspolitik zu unterstreichen. Der Kritiker, dem Nationalsozialismus Herzenssache ist, wird in seelischer Verbindung mit dem Volke jene tiefschürfende Betrachtungsweise bevorzugen, die von unten herauf die Brücke zu den höchsten Werten und Wertkündern der Kunst schlägt. Jene „Kritik des Herzens", die Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser unlängst im „Völkischen Beobachter" (Süddeutsche Ausgabe) als den „richtigen Weg" bezeichnete, um „fortzukommen von jenen bequemen, überschwenglichen Hymnen auf einige wenige Prominente, die auf Kosten aller sonst Mitwirkenden angestimmt zu werden pflegen". Zu der sozialen Seite der Musikkritik, die in Abkehr von einer intellektuellen Überheblichkeit auch den primitiveren Äußerungen volkstümlicher Musikpflege ein Herz entgegenbringt, tritt die nationale Gesinnung, die auch auf musikalischem Gebiet bedacht ist auf eine Steigerung der nationalen Volkskräfte in charakterfester Abwehr aller Einflüsse, die einer nationalen Musikkultur hindernd im Wege stehen. Gestützt auf eine gründliche praktische und theoretische Ausbildung in jahrelangem Studium wird der Musikkritiker dazu befähigt sein, seinen Ansichten den notwendigen, überzeugenden Wert wissenschaftlicher Erkenntnis zu geben. Instinktives Feingefühl, einwandfreie charakterliche Gesinnung sind die selbstverständliche Voraussetzung, um die Rolle des Mithelfers, Kunstförderers und Kunsterziehers, des Mittlers zwischen Publikum und Künstler, verantwortungsvoll durchzuführen

In Hallers „Tagebuch" 1737, IX. Stück „Das Recht des Rezensenten" findet sich die Äußerung: „... mit dem Tadeln, oder, wie man es eigentlich gelinder, obwohl undeutsch heißt, Kritisieren ..." Die Meinung, daß Kritisieren und Tadeln dasselbe seien, hat sich mit größter Hartnäckigkeit Jahrzehnte hindurch erhalten. Sie kann erst durch das verantwortungsbewußte Verhalten des Musikkritikers überwunden werden, der in der Form der kritischen Äußerung den praktischen Beweis für seine stete Hilfsbereitschaft und seinen selbstlosen Dienst an der Kunst erbringt, unter einer oft mit seelischen Opfern erkauften unnachsichtigen Zurücksetzung eigenen persönlichen Ehrgeizes — sei es als Komponist, sei es als ausübender Künstler. Und der Musiker, der Musikfreund muß seinerseits den ehrlichen Versuch wagen, in ein Vertrauensverhältnis zum Kritiker zu gelangen und das auf Sachkennt-

Digitized by Google

nis beruhende Urteil des Kritikers auch dann anzuerkennen, wenn es seiner eigenen Meinung widerspricht. „Es ist wahr, die Kritik tut der Eigenliebe des Verfassers wehe. Aber sie ist wie ein aufrichtiger Freund, dessen Tadel viel nützlicher als das Heucheln eines Schmeichlers ist. Der einzige Weg, seine Fehler zu bessern, ist, sie kennen zu lernen", schreibt der eben genannte Schweizer Dichter in seinem Tagebuch. Künstler und Kritiker — nicht mehr zwei gegensätzliche Parteien, sondern gemeinsam nebeneinander in einer Kulturfront, beide an gleichen Zielen interessiert, verbunden durch gegenseitiges Vertrauen — das ist das Ideal, das es zu erstreben gilt.

Ist Kritik in der Kunst wirklich überflüssig? Wer dieser Frage nähertreten will, der muß sich einmal in die Geschichte der Kritik vertiefen, muß erst aus den historischen Zusammenhängen ersehen, welch eine wichtige Bedeutung die Kritik im Zeitalter der Aufklärung gewonnen hat, wie es allein der Kritik zu verdanken ist, wenn im 19. Jahrhundert das Nationalbewußtsein in der Musik erwachte, wie sodann die künstlerische Leistungsfähigkeit im Kampf mit der Kritik gesteigert wurde, wie erst die Kritik durch empfehlende Worte zu einer Belebung der öffentlichen Musikpflege beitrug, das Musikleben reinigte von talentlosen Schädlingen, ehrliches künstlerisches Streben förderte, mit Rat und Tat zur Errichtung deutscher Musikkultur beitrug. Es ist leicht, mit dem Hinweis auf den berüchtigten „Kompler" Hanslick-Wagner-Bruckner ein „Pereat!" über die gesamte Musikkritik auszusprechen. Mühevoller, aber lohnender ist die Aufgabe, unter den Tausenden von Kritikern der letzten zweihundert Jahre die Fälle herauszusuchen, in denen der Kritiker gewissenhafte, segensreiche Aufbauarbeit in wertvoller Förderung von Kunst und Künstlern geleistet hat.

Solche Fälle dringen nur selten an die Öffentlichkeit. Warum? Der echte Kritiker ist ein Opfer der ihm auferlegten Selbstlosigkeit, er wirkt in der Stille, er arbeitet nach innen, ihm fehlt das laute Echo des Beifalls, der dem Künstler den Erfolg kündet. Und doch: Gibt es etwas Herrlicheres als die Aufgabe, mitschaffen zu dürfen an der Errichtung eines Gebäudes deutscher Musikkultur? Etwas Beglückenderes als das Gefühl, Talente zu fördern, Kunstwerte anzuerkennen, etwas Niederdrückenderes als die Enttäuschung über künstlerische Minderwertigkeit und Mittelmäßigkeit?

Kritik ist Herzenssache. Kritik ist eine Charakterfrage. Kritik ist ahnendes Wissen, denkendes Fühlen, ist unablässiges Werben um Verständnis, um Glauben und Vertrauen. Kritik ist das künstlerische und kulturelle Gewissen der Nation. Schärfere Handhabung des Auswahlprinzips, höhere Anforderungen an Leistung und Charakter des Musikkritikers sind die einzigen Wege, um das Vertrauen zwischen Musiker und Kritiker herzustellen und zu befestigen. Hier, deutscher Musikkritiker, zeige dich würdig deines Amtes!

F. Domes:

Der Ritter des Nordens

Zu Verner von Heidenstam's 75jährigem Geburtstag.

Am 6. Juli dieses Jahres wird der größte lebende schwedische Dichter, der große und edle Mensch, der Freund Deutschlands, Verner von Heidenstam, 75 Jahre alt. Bande des Geistes und Bande des Blutes verbinden uns mit ihm. Karl Gustaf Verner von Heidenstam's Geschlecht stammt aus Dithmarschen. Um 1600 finden wir Johann Peters in Norderdithmarschen beheimatet, sein Urenkel Peter Peters (Petersen) wurde am 11. August 1708 in Heide geboren, also in jener Stadt, aus der auch Johannes Brahms und Claus Groth stammen, aus jener Stadt, die unweit Wesselburen, dem Geburtsorte Hebbels liegt. Peter Peters, der um 1744 Physikus an der Universität Kiel war, wurde 1745 als Leibarzt des damaligen schwedischen Königs Adolf Friedrich, dem früheren Fürstbischof von Lübeck-Eutin, aus dem Hause Holstein-Gottorp, nach Schweden berufen. Für seine großen Verdienste wurde er 1770 in den Adelsstand mit dem Prädikat von Heidenstam erhoben. Die weiteren Familienangehörigen waren alle hervorragende Männer im schwedischen Staatsdienst, weitgereist und treue Diener der schwedischen Herrscher. Sie waren mit Frauen aus guten alten Adelsgeschlechtern verheiratet; und wenn wir

Digitized by Google

Heidenstam's Werk durchblättern, so schlägt uns Seite auf Seite diese stammesmäßige erdgebundene Adeligkeit entgegen. Heidenstam's Werk und Persönlichkeit sind eine Einheit, die uns bestes Schwedentum vermitteln, darüber hinaus aber auch Künder, Erhalter und Förderer des nordischen Gedankens sind. Es wäre müßig, an diesem Tage des Lebenswerk Heidenstam's kritisch zu durchblättern oder zu analysieren. Es ist ja gleich, ob wir seine herrlichen Gedichte, die leider kaum übersetzbar sind und deshalb in Deutschland unbekannt bleiben mußten, ob wir seinen großen nordischen Roman, Hans Alienus, betrachten oder die wundervolle Geschichte von der heiligen Birgitta lesen oder uns an jeder Zeile der wunderbaren Schilderung über Folker Fylbitter und St. Georg mit dem Drachen erfreuen, immer wieder legen wir die Bücher mit dankbarer Erschütterung über dieses adelige nordische Menschentum, das uns daraus entgegenschlägt, aus den Händen. Und wie ist es erst, wenn wir die herrlichste Geschichte, die je ein Dichter seinem Volke schrieb, „Die Schweden und ihre Häuptlinge", zur Hand nehmen oder gar sein größtes, tiefstes und stärkstes Werk, das einer Apotheose nordischen Menschentums gleicht, die „Karolinger". Kaum, daß die edle Streitergestalt Karls XII., dieses letzten großen nordischen Wikings und Volksführers, in dieser Schilderung selbst erscheint. Und doch lebt dieser Mensch, der die Kriege nur verlor und trübe Zeiten über das schwedische Volk brachte, immer dort auf, wo zwei oder drei Schweden zusammenstehen. Und man denkt mit Liebe an diesen mutigen Heerführer. Wir jungen Deutschen haben gerade die beiden letzten Werke Heidenstam's verschlungen und uns in trüben Jahren an ihnen aufgerichtet und dafür danken wir ihm und wissen, daß auch heute die deutsche Jugend zu diesem Buch finden wird, nicht, weil es das Buch eines Nobelpreisträgers und eines Ehrendoktors ist, sondern weil es von dem Menschen stammt, der in seinem Werk immer seine adelige Seele erkennen läßt. Wir haben im nordischen Raum nicht viele Dichter, die so, wie er, mit tiefer Liebe zu ihrem Volk und mit so großer Kunst die Heldengeschichten eines Volkes lebendig erhalten haben. Auch nur wenige sind es, die auf den Pulsschlag der neuen Zeit verständnisvoll hingehorcht haben; als endlich die Zeit des neuen Deutschlands heranbrach, war es der Ritter von Ovralid, der den Blick der schwedischen Jugend auch südwärts über die Ostsee lenkte. Dem wahrhaftigen, treuen Schweden, dessen Stammsitz im revolutionären Dithmarschen steht, dem Nachkommen des alten Feldmarschalls Blücher, grüßt und dankt heute Deutschland für sein großes Werk, das er seinem Volk, uns und der Welt geschenkt hat, und für das jugendliche Verständnis des deutschen Aufbruchs.

Richard Pfeiffer:

Prof. Dr. Schultze-Naumburg

wurde am 10. Juni 1934 65 Jahre alt.

Wenige haben ein Bild davon, wie stark die Einwirkung war, welche das Schaffen von Schultze-Naumburg ausgelöst hat. Denn vieles, was uns heute selbstverständlich erscheint, ist der Energie seiner Tätigkeit zuzuschreiben. Vielleicht gerade darum dankt man ihm nicht genug und hat keine rechte Vorstellung von der Intensität und Leidenschaft dieses Kulturpioniers.

Wer heute z. B. die Korsettmode mit mitleidigem Lächeln betrachtet, sollte wissen, wie groß das Verdienst Schultze-Naumburgs daran ist, daß unsere Frauen heute sich schönerer und natürlicherer Kleidung erfreuen, als ihre Mütter. Und die, welche die Forderung des sachlichen Bauens als Ausgangspunkt einer neuen Welt betrachten, mögen sich erinnern, was er in Beispiel und Gegenbeispiel in so lebendiger Weise der Welt hierüber gelehrt hat. Er, der allem technischen Fortschritt innerlich so weit geöffnet war, daß er immer der erste war, welcher ihn sich zu Nutze machte, hat sich freilich von einer Vergötzung der Technik ferngehalten. Das nahmen ihm die Anbeter der Wohnmaschine übel, denen die Probleme des Bauens längst nicht mehr Sache des schöpferischen Gefühles, sondern nur noch Angelegenheit technischer Berechnungen waren.

Schultze-Naumburg konnte solche Irrwege nicht gehen. Denn wer so tief, wie er, die Formen der Dinge betrachtete, wem das Wesen des Stiles so aufgegangen war, wie ihm, der in einem

Digitized by Google

ständigen heroischen Kampf gegen die Zersetzung des allgemeinen Lebensgefühles lebte, der mußte von der Betrachtung der Form fortschreiten zu dem Wesen, dessen Ausdruck diese Form wurde. Und so kam er dazu, den Menschen und seine Gesamtartung in den Mittelpunkt seiner Betrachtung zu stellen.

Sein rassebewußtes Denken hat ihn zu einem Klassiker des Nationalsozialismus gemacht. Zu der Erkenntnis vom Wesen der Rasse kam Schultze-Naumburg durch die Betrachtung der Kunstformen. Diese stellen gleichsam eine Volkshandschrift dar, deren Entstellungen ihm dieselben Krankheitserscheinungen deutete, deren Beseitigung der Inhalt des politischen Strebens des Nationalsozialismus ist. Denn wie dieser gegen die Meinung kämpft, daß die Wirtschaft den Menschen gestalte und nicht der Mensch die Wirtschaft, so kämpft auch Schultze-Naumburg gegen die Anschauung, daß der Zeitgeist oder der Unterschied der Generationen die Kunst mache.

In seinem Buch „Kunst und Rasse" hat er die alles überflutende Herrschaft des Untermenschen erschütternd aufgezeigt und damit die tiefsten Zusammenhänge der Kunstkämpfe in ihrem einfachen biologischen Tatbestand aufgedeckt. Die, welche es traf, haben ihn aus Rache dafür zum romantischen Reaktionär stempeln wollen. Das ist verständlich, aber wir Nationalsozialisten müssen wissen, daß hier ein Mann am Werke ist, der weiter blickt als die heutige braungetarnte Kunstjournalistik des Durchschnittes.

Er hat mit all seinen kulturellen Kampfforderungen bisher Recht behalten.

Wir wünschen dem tapferen Kämpfer, daß er die Verwirklichung seiner Ziele noch erleben möge!

Das Buch

Soldatendeutsch, herausgegeben von Hauptmann a. D. Haupt-Heydemarck, mit 40 Abbildungen von Döbbrich, Eggers, Thomas. Nationaler Freiheitsverlag, Berlin SW. 68. 200 Seiten. Preis: Leinwand RM. 4.80.

Ein Wörterbuch der Soldatensprache, wie man es sich nicht besser wünschen könnte. Prächtige Zeichnungen, urwüchsiger Humor. Dem Frontsoldaten ist es eine Sammlung alter Erinnerungen, der jungen Generation in S.A., S.S. und H.J. ein wertvoller Spiegel lebendiger Frontüberlieferung. M. Z.

Das Schrifttum des Nationalsozialismus 1914–1934, zusammengestellt von Dr. Erich Unger, erschienen als Heft 1 der Forschungsberichte zur Wissenschaft des Nationalsozialismus. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin-Steglitz, 1934. 187 Seiten.

Die umfassendste der bisher erschienenen Bibliographien des nationalsozialistischen Schrifttums. Sie greift sogar weit zurück vor das Jahr 1919 auf die Wegbereiter der geistigen Grundlagen des Nationalsozialismus. Sorgfältig nach Sachgruppen geordnet werden 2981 Titel aufgeführt. Sehr wertvoll ist die als Anhang gebrachte Zusammenstellung der nationalsozialistischen Tageszeitungen und Zeitschriften.

Bei der Hochflut an Schriften, die vorgeben, auch nationalsozialistisch zu sein, empfinden wir es jedoch als einen Mangel, daß der Herausgeber dieses Kataloges darauf verzichtet hat, das Schrifttum nach Freund und Feind zu ordnen. Eine dankenswerte Aufgabe für eine Neuauflage. M. Z.

Weippert Georg: **Umriß der neuen Volksordnung.** Hamburg 1934. 72 S. 1.80 RM.

Der Verfasser ist durch sein 1932 in Hamburg erschienenes Buch: Das Prinzip der Hierarchie, 168 S., 5.30 RM., auf dem Gebiet des ständischen Schrifttums bekannt. Er hat darin unter Stellungnahme zum Universalismus und Individualismus und in metaphisischer Orientierung sein hierarchisches oder ständisches Prinzip entwickelt. In dieser Broschüre faßt er nun das Verhältnis von Staat und Stand näher ins Auge. In der Einleitung behandelt er das Problem Staat-Gesellschaft und dessen Lö-

Digitized by Google

sung durch Individualismus, Kollektivismus, Faschismus. Dann sucht er aus dem Wort und Wesen „Stand" die gegenseitige Abgrenzung und Zuordnung von Staat und Stand zu bestimmen. An Klarheit und Logik der Begriffsscheidungen mangelt es den Ausführungen nicht. Im Begriff „Stand" ist enthalten die Vorstellung und das Bewußtsein des Eigenseins, Teilseins, Ungleichseins, der Unterordnung, des Miteinander, der Selbstverantwortung, der selbstbeschränkten Freiheit gegenüber der selbstbeschränkten Macht des totalen Staats. Manchmal scheinen diese begriffs- und wesensmäßigen Formulierungen zu abstrakt und zu wenig realistisch. Erst am Schluß gibt Weippert eine kurze Übersicht über die bisherige ständische Neuordnung.

Th. Miller.

Lenze Otmar: Das Ende des politischen Liberalismus, seine Überwindung durch den Nationalsozialismus. Gegenwartskritik des politischen Liberalismus. Münster i. W. 1934. 124 S. 3.— RM.

Dieser Arbeit kommt keine selbständige Bedeutung zu. Sie ist eine geschickte und nach Problemen geordnete Auswahl aus anderen Büchern. Lenze will bei der Schilderung der Ideen des politischen Liberalismus und dessen Kritik von seiten der antiliberalistischen Richtungen und vorrevolutionären Parteien (Nationalsozialismus, Konservativismus, Solidarismus, Klassensozialismus) die Hauptvertreter des betreffenden Schrifttums selbst sprechen lassen, ohne selbst irgendwie Stellung zu nehmen. Das ideologische Gebäude des Liberalismus sieht folgendermaßen aus: Harmonie des Ganzen trotz unbeschränkter Autonomie des individuellen Handelns — infolge rational bestimmter Ordnung des menschlich-gesellschaftlichen Bereichs, reiner Rechtsstaat, Gleichheit vor dem Recht ohne Rücksicht auf die Stellung im gesellschaftlich-politischen Bereiche, dagegen keine Gleichheit in der Güterverteilung und vor allem unbeschränkte Freiheit des Handelns in Staat, Kultur und Wirtschaft. Durch reichliche Zitierung Gertrud Bäumer's („Der liberale Staat ist national", „Demokratie ist die soziale Form des Liberalismus" u. a.) gelingt es dem Verfasser, dem Liberalismus fast ein Ehrendenkmal zu setzen. Am Schluß schildert Lenze den verspäteten Wandel der Ideologie des Liberalismus, der schon kein Liberalismus mehr ist.

Th. Miller.

Justitiam populis nostris — pereat pax dictatorie facta! (Unseren Völkern Gerechtigkeit! Nieder mit den Friedensdiktaten!) Herausgegeben im Auftrage der Internationalen studentischen Liga für die Neugestaltung Europas von Klaus Schickert, Deutsche Studentenschaft, Berlin. 84 Seiten.

Die in vier Sprachen, deutsch, englisch, italienisch, französisch hier zum Abdruck gebrachte Entschließung einer im Sommer 1933 in Sofia stattgefundenen Tagung der studentischen Jugend der mitteleuropäischen Länder stellt eine glänzende, scharfsinnige Leistung dar, die größte Beachtung verdient. In klassischer Kürze werden behandelt: der Vertrag von Neuilly und seine Folgen für Bulgarien, die mazedonische Frage, Lebensfragen des deutschen Volkes in Deutschland und Österreich mit dem wesentlichen Inhalt der Verträge von Versailles und St. Germain, der Trianoner Friedensvertrag und seine Folgen, Albanien, der Freiheitskampf des ukrainischen sowie des kroatischen Volkes.

Die Entschließung enthält eine Anklage sondergleichen, ja, eine der größten Anklagen der Weltgeschichte. Sie weist aber auch Wege zum Aufbau und verweist hierbei auf die Jugend. Diese hat sich in der Tat durch diese Entschließung der studentischen Jugend Albaniens, Bulgariens, Groß-Deutschlands, Kroatiens, Mazedoniens, der Ukraine und Ungarns selbst bereits ein hoffnungsvolles Denkmal gesetzt.

Dr. Marhefka.

Diplomkaufmann Curt Sandig: Bedarfsforschung. (Verlag C. E. Pöschel, Stuttgart. 1934. 180 Seiten.)

Die in der Schriftenreihe „Organisation" als Band XVIII zum Abdruck gebrachte Abhandlung geht von der zweifellos richtigen Erkenntnis aus, daß es mit der landläufigen, von den Vätern überkommenen Art des rein in der Erfahrung orientierten Disponierens in der Wirtschaft auch in den Zeiten des Wirtschaftsaufstieges nicht mehr allein getan

Digitized by Google

sein wird. Der Kaufmann muß sich als Glied der Gesamtwirtschaft, als Glied einer Gemeinschaft fühlen. Bei der ständig zugenommenen Kompliziertheit der Wirtschaft darf er sich daher dem systematischen Denken nicht verschließen. Das überspitzte Streben nach Produktionsrekorden war einer der größten Wirtschaftsfehler der letzten Jahrzehnte. Der Weg zur Heilung und Verbesserung wird zur intensiveren Beachtung der Markt- und Bedarfsverhältnisse führen müssen. Sicherlich stellt die Arbeit Sandigs auf dem Gebiete der Bedarfsforschung eine gewissenhafte und anregende Leistung dar. Leider ist sie jedoch zu wenig unter den Gesichtspunkt einer praktischen Wirtschaftspolitik gestellt. Die Ergebnisse, zu denen die Arbeit auf umständlichen Wegen kommt, sind infolgedessen verhältnismäßig spärlich. Auf dem Gebiete des deutschen Außenhandels ergeben sich heute mit zwingender Gewalt Notwendigkeiten, die Berücksichtigung hätten finden müssen. Leider vermißt man jedoch jeglichen praktischen Hinweis auf die Bedarfsumstellung beispielsweise in der Wolleinfuhr, die einen der größten Posten in der deutschen Außenhandelsbilanz darstellt. Wenn die im Verhältnis zu anderen Wissenschaften junge Wirtschaftswissenschaft sich mehr als bisher Ansehen erringen will, so wird sie dazu nur dann imstande sein, wenn sie sich nicht langatmige Papierakrobatik, sondern nüchternes praktisches Denken zum Ziel setzt.

Dr. Marhefka.

Ferner gingen uns zu:

Ewiges Deutschland. Hymnen der jungen Nation. Von Kurt Maßmann. 40 S. Preis: Pappband: RM. 1.—. Verl. Wilhelm Gottl. Korn, Breslau I.

Soldatendeutsch. Von Hauptmann a.D. Haupt-Heydemarck. Nationaler Freiheitsverlag, Berlin SW. 68, Wilhelmstraße 42.

Zehn Lehrbriefe für die freie Rede und das schöpferische Denken. 3. Aufl. Von E. Paquin. Verlag E. Paquin, Hösel, Bez. Düsseldorf, Preußenstr. 1. Preis: bei Voreinsendung des Betrages RM. 1.60, per Nachnahme RM. 1.90.

Vererbungslehre, Rassen-, Bevölkerungs- und Familienkunde. Von Bauer. 78 Seiten. Preis: Kartoniert RM. 1.40. Verlag G. Freytag A.G., Leipzig, Hospitalstraße 10.

Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung. Tatsachen und Probleme der Verhandlungen über Abrüstung und Gleichberechtigung 1933/34. Herausgegeben von Richard Schmidt und Adolf Grabowsky. Berlin 1934. Carl Heymanns Verlag. 298 Seiten. Preis: RM. 3.—.

Gedanken zur friedlichen Verständigung in Europa. (Revision — Gleichgewicht—Friede) von Géza Lukacs. Preis RM. 3.—. 128 Seiten. Saarbrücker Druckerei und Verlag A.G., 1934.

Deutscher Gottglaube von der Mystik bis zur Gegenwart. Von Universitätsprof. D. Hermann Mandel, Prof. für systematische Religionswissenschaft an der Universität Kiel. 160 Seiten. Preis: RM. 4.20. Armanen-Verlag.

Geist und Blut. Grundsätzliches um Rasse, Sprache, Kultur und Volkstum. Oktav, 170 Seiten. Preis: Kartoniert RM. 2.60, in Leinen RM. 3.50. Von Oswald Menghin, o. ö. Prof. für Urgeschichte an der Universität Wien. Verlag Anton Schroll und Co. Wien V.

Führer, Schwärmer und Rebellen. Von René Fülöp-Miller. 470 Seiten. Mit 13 Bildern. Preis: In Leinen RM. 7.80. Verlag F. Bruckmann, A.G., München.

Deutsche Heldendichtung. Von Mirko Jelusich. Preis: RM. 4.80. Verlag Das Neue Deutschland, Leipzig C 1.

Geschichte Rußlands. Band 2. Von der Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Stählin. Band 2: Von Peter d. Gr. bis zum Ende Katharinas II. 752 S. 2 Kartenbeilagen. Preis: Geheftet RM. 20.—, Halbl. RM. 24.—. Osteuropa-Verlag, Berlin W 35 und Königsberg.

Völkerbund und Völkerrecht. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Völkerbundfragen herausgegeben von Prof. Dr. Freiherr von Freytag-Loringhoven, Preuß. Staatsrat, M. d. R., Mitgl. der Akademie für deutsches Recht.

Digitized by Google

1. Jahrgang 1934. Monatlich 1 Heft. Bezugspreis jährlich RM. 6.—, Einzelheft RM. 0.60. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

Die Schutzhaft. Von Dr. W. Spohr. Heft 1 der Schriftenreihe „Unser Recht", Sammlung gemeinverständlicher Führer. Verlag Soziale Gemeinschaft, Düsseldorf. Preis RM. 1.25.

Die Urväterſage. Von Hans Friedrich Blunck. Preis: Leinen RM. 4.80. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Zwiſchen Dorn und Korn. Lebenserinnerungen von Heinrich Sohnrey. 400 Seiten. Preis: Leinen RM. 4.80. Verlag Deutſche Landbuchhandlung, Berlin SW.

Deutſchland, geſtern und heute. Von Johannes Schmidt-Wodder. 122 S. Preis: RM. 2.40. Verlag Wilh. Braumüller, Wien-Leipzig.

Deutſche Kulturpolitik. Von Hans Friedr. Blunck. Preis: Kartoniert RM. 1.—. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1934.

Katholiſche Kirche und deutſches Volkstum. Von Dr. Wilh. Berning. Biſchof von Osnabrück, Preuß. Staatsrat. Preis: kart. RM. 0.90.

Hitlers Deutſchland von außen. Von Prof. Fredrik Böök-Lund. Preis: kart. RM. 0.90.

(Beide im Verlag Georg D. W. Callwey, Schriftenreihe „Das neue Reich", herausgegeben von der Deutſchen Akademie, München, unter Förderung des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß.)

Von Schelmen und braven Leuten. Von Heinrich E. Kromer. Anekdotenbuch. Verlag L. Staackmann, G.m.b.H., Leipzig 1934.

Grundfragen der Religion. Von Dr. Rudolf Viergutz. Adolf Klein Verlag, Leipzig, Kantſtr. 59. Preis: Reichsmark 1.50.

Altgermaniſche Kulturhöhe. Von Dr. Max Wieſer. Heft 2 der Reihe Literaturführer zum nordiſchen Gedanken. Adolf Klein Verlag, Leipzig, Kantſtr. 59. Preis: RM. 1.—.

Deutſche Denkerſprache. Von Theodor Matthias. Verlagsbuchhandlung Felix Meiner, Leipzig C 1, Inſelſtr. 23—25. Erſcheint in 5 Vierteljahreslieferungen zum Preiſe von je RM. 4.—.

Weltwende. Der Kampf um die Zukunft und Deutſchlands Geſtaltwandel. Von Hermann Stegemann. Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart 1, Neckarſtr. 121/3.

Untergang des Marxismus. Von F. O. H. Schulz. Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, Silberburgſtr. 189. Preis: kart. RM. 4.—, Leinen RM. 6.—.

Korreſpondenz der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft. Reichskolonialbund. Berlin W 35, Am Karlsbad 10.

Der Erbhof. Von Hans-Jochen Kehrl. Reihe: Nationale Zeitfragen. Verlag Schroll & Co., Leipzig C 1. Preis: 0.40 Reichsmark.

Kultur und Macht. Von Jakob Burckhardt. Verlag Alfred Protte, Potsdam, Viktoriaſtr. 39. Preis: RM. 2.—.

Letizia. Die Mutter Napoleons. Von R. Mc Nair Wilſon. Mit 20 Bildſeiten in Kupfertiefdruck, 280 Seiten. Societätsverlag, Frankfurt a/Main, 1934. Preis: Ganzleinen RM. 5.40.

Sommer-Sonnenwende. Von Will Reeg. Reihe: „Deutſche Feierſtunden", Heft 4. G. Danner's Theaterverlag, Mühlhauſen in Thüringen. Preis: RM. 1.—.

Vorwärts - Attacke! Hurra! Ein Schillroman. Von Hans Lehr. Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München. Preis: Leinen RM. 2.85.

Frauenaufgabe — Frauenarbeit im Dritten Reich. Von Magiſtratsſchulrätin Anna Zühlke. In Sammlung „Das Dritte Reich". 63 Seiten. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig. Preis: RM. 1.60.

Das Geſetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. Von Prof. Dr. jur. A. Nikiſch. In Sammlung „Das Dritte Reich". 76 Seiten. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig. Preis: kart. Reichsmark 1.60.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift

der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 33. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 53 August 1934 5. Jahrgang

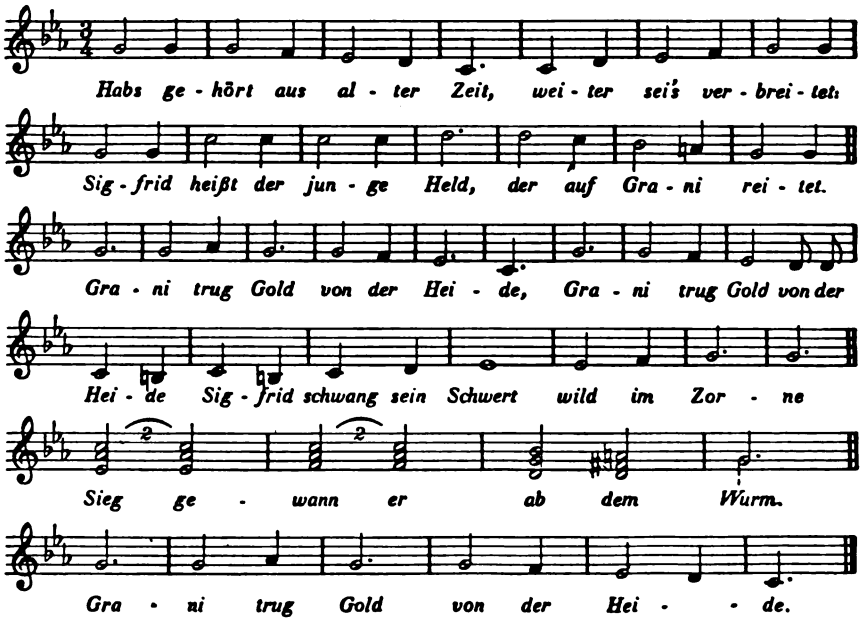
Aus dem Inhalt:

Dr. Wolfgang Schultz: Das färöische Lied von Sigfrid dem Drachentöter / Matthes Ziegler: Volkskunde auf rassischer Grundlage / Prof. Dr. Lutz Mackensen-Riga: Gedanken zur Großstadtvolkskunde / Prof. Dr. Wolfgang Schultz: Seht an, die Fahne weht! / Dr. Hans Strobel: Eine ostfränkische Kirchweih und ihre Sinndeutung / Plattdeutsche Schwänke / Wilhelm Scheuermann-Freienbrink: Großmutter verstand es besser / Johannes Linke: Das Brot / Otto Weber-Krohse: Friedrich Wilhelm, König in Preußen / Dr. Heinrich Bauer: Luther von Braunschweig / Dr. Fred H. Domes: Knut Hamsun / Das Deutsch-Nordische Schriftstellerhaus grüßt Knut Hamsun / Alfons Weber: Nationalsozialistische organisatorische Gestaltung / Tagung des Sozialpolitischen Ausschusses / Kritik der Zeit / Das Buch

Digitized by Google

Das färöiſche Lied von Sigfrid dem Drachentöter

Auf Grund der färöiſchen Ballade und des Eddaliedes von der Tötung des Fafnir neu gedichtet von Profeſſor Dr. Wolfgang Schultz.



1. Habs gehört aus alter Zeit / weiter ſei's verbreitet:
Sigfrid heißt der junge Held / der auf Grani reitet.
Grani trug Gold von der Heide. Sigfrid ſchwang ſein Schwert wild im Zorne.
Sieg gewann er ab dem Wurm. Grani trug Gold von der Heide.
2. Sigmund, Sigfrids Vater, ſaß / in der Halle ſchaltend;
Hjördis hieß das junge Weib / ihm zur Seite waltend.
3. Unfried ging die Halle an / Hundings Söhne heerten;
groß war da der Mannen Gang / die nach Kampf begehrten.
4. Wund im Felde Sigmund lag / keiner kehrte wieder;
Hjördis nahm den Mantel um / ſtieg zum Gatten nieder.
5. Hjördis, höre meinen Rat / wie ich Rache habe:
was in Hoffnung du jetzt trägſt / iſt ein Heldenknabe.
6. Nenn ihn Sigfrid, zieh ihn auf / Ruhm er ſich erwerbe.
In zwei Stücke brach mein Schwert / wahre ſie als Erbe.

Digitized by Google

7. Regin heißt der kluge Schmied / jenseits von dem Strome —
raten kann ich weiter nicht / denn mein Tod ist kommen.

8. Hjördis wankte weinend heim / in der Halle saß sie;
Neun der Monde gingen hin / Sigfrids dann genas sie.

9. Sigfrid wuchs bei Hjalprek auf / trefflich unterwiesen;
alle Künste lernte er / die die Kämpen kiesen.

10. Stark war er im Kampfesspiel / allen Mannen über;
Eichen riß er aus im Zorn / schlug gar viele nieder.

11. Ei, was bist du gar so grob / schlägst uns alle blutig;
räche erst den Vater dein / zeige, ob du mutig!

12. Fahl ward Sigfrids Angesicht / wollte nicht mehr raufen;
nach der Rache stand sein Sinn / ist zur Mutter laufen:

13. Wer erschlug den Vater mein? / Mir die Wahrheit sage!
Bin zur Rache stark genug / daß ich ihn erschlage.

14. Deinen Vater schlugen tot / Hundings Söhne beide;
manche Mannen blieben dort / vielen wards zu Leide.

15. Sigmund war es nicht gegönnt / daß er Sieg erwerbe;
in zwei Stücke brach sein Schwert / wahrte sie als Erbe.

16. Regin heißt der kluge Schmied / jenseits von dem Strome;
raten konnt' er weiter nicht / denn sein Tod war kommen.

17. Sigfrid sprang auf Granis Grat / eines Morgens frühe;
mitten durch den Strom er ritt / hin vor Regins Türe.

18. Regin, schmieden sollst du mir / dieses Schwert von neuem,
daß ich beides spalten kann / Stahl und Stein entzweien.

19. Regin griff zum Schwerte schnell / legt es in die Gluten;
zehn der Nächte hatte er / Arbeit da zu tuen.

20. Sigfrid sprang auf Granis Grat / eines Morgens frühe;
mitten durch den Strom er ritt / hin vor Regins Türe.

21. Sigfrid, hab geschmiedet dir / dieses Schwert von neuem;
beides kannst du spalten jetzt / Stahl und Stein entzweien.

22. Sigfrid ging zum Amboß schwer / schwang das Schwert ohn' Zagen,
mitten brach das Schwert entzwei / konnt' es nicht vertragen.

23. Schmieden mußt ein ander Schwert! / schmied' es nicht wie eben;
wissen sollst du's Regin, sonst / kostet es dein Leben.

24. Schmied' ich dir ein ander Schwert / besser als wie eben,
mußt des Wurmes Herz du mir / hin zum Lohne geben.

25. Fafnir heißt der grause Wurm / auf der Gnitaheide;
Regin ist ein guter Schmied / schmiedet er ihm zu Leide.

26. Regin griff zum Schwerte schnell / legt es in die Gluten;
dreißig Nächte hatte er / Arbeit da zu tuen.

Digitized by Google

27. Sigfrid sprang auf Granis Grat / eines Morgens frühe,
mitten durch den Strom er ritt / hin vor Regins Türe.

28. Sigfrid, hab' geschmiedet dir / dieses Schwert von neuem;
beides kannst du spalten jetzt / Stein und Stahl entzweien.

29. Sigfrid ging zum Amboß schwer / schwang das Schwert ohn' Zagen,
Amboß barst und Stein entzwei / konnten's nicht vertragen.

30. Sigfrid ritt auf Grani aus. / Hundings Söhne beide
fällte er im Kampf und brach / auf zur Gnitaheide.

31. Auf dem Golde Fafnir schlief / bei dem Wasserfalle;
Wasser dreißig Klafter hoch / stürzte dort zu Tale.

32. Drunten bäuchlings lag der Wurm. / Laßt euch das nun sagen:
Höher als der Wasserfall / seine Kiefer ragen.

33. Fafnir schritt vom Gold herab / weithin ward des Kunde.
Sigfrid rüstete zum Streit / Grani stampft' im Grunde.

34. Baum und Berg erfaßte da / alle Welten Beben;
Sigfrid stach den Wurm so gut / bracht' ihn um sein Leben.

35. Fafnir schwamm im Blute rot / dachte sich zu rächen.
Sterbend öffnete der Wurm / seinen Mund, zu sprechen:

36. Ei, wer ist der kühne Held / mutig mir das sage,
dessen Schwertes Heft ich tief / jetzt im Herzen trage?

37. Unkund ist mein Name mir / weite Wege ging ich.
Vaterlos und mutterlos. / Lebens Los empfing ich.

38. Welcher Zauber zeugte dich? / Wuchst du ohne Samen?
Einen Lügner heiß ich dich! / Nenn mir deinen Namen!

39. Sigfrid heiß ich, Sigmunds Sohn / keinem sei's verborgen.
Hjördis heißt die Mutter mein / zog mich auf mit Sorgen.

40. Sag, wer reizte dich, Gesell / diese Tat zu wagen?
Schwerlich hast aus eigner Kraft / Fafnir du erschlagen.

41. Mannesmut, der reizte mich / Rosses Rücken trug mich,
Schwertes Schärfe half mir viel / daß mein Arm erschlug dich.

42. Und wer schmiedete dein Schwert / gab von mir dir Kunde?
Nimmer stund allein bei dir / meine Todeswunde.

43. Regin schmiedete mein Schwert / wies den Weg zur Heide,
ist fürwahr ein guter Schmied / schmiedet er dir zu Leide.

44. Regin ist ein Ränkeschmied / trau nicht seinem Eide,
will verderben dich wie mich / und beerben beide.

45. Meines Lebens Ende naht / achte meine Worte:
Fluch liegt auf dem Heidegold / hüt dich vor dem Horte!

46. Feindes Rat, der rührt mich nicht / daß den Fluch ich fliehe;
und das Schicksal scheu ich nicht / richt hinein ich ziehe.

Digitized by Google

47. Fafnirs Herz schnitt Sigfrid aus / mit der scharfen Klinge;
Regin trat vor Sigfrid hin / daß er Lohn empfinge.

48. Heil dir, Sigfrid, Sigmunds Sohn / höchster du an Ehre!
Gib als Lohn mir Fafnirs Herz / daß ich es verzehre.

49. Gerne geb ich dir zum Lohn / Fafnirs Herz zu speisen,
doch nur ungern laß ich mich / übermäßig preisen.

50. Mancher mag mir über sein / könnte er's bewähren;
Feind und Tat, die bringen erst / jeglichen zu Ehren.

51. Regin briet des Wurmes Herz / Schaum lief von dem Spieße;
Sigfrid lüstete so sehr / nach des Saftes Süße.

52. Mit dem Finger kostete / er vom Blut, dem heißen,
und im Baume er vernahm / das Gespräch der Meisen:

53. Regin will dem Helden wohl / Wurmbluts Kraft verschweigen?
Wer das Herz gegessen, dem / ist der Hort zu eigen.

54. Unklug ist der kühne Held / Weisheit mag er zeigen,
kürzt er um den Kopf den Schmied / nimmt den Hort zu eigen.

55. Hat er erst das rote Gold / findet kaum er Frieden,
doch ist Brunhild hold und hehr / ihm dafür beschieden.

56. Hat er auch die lichte Braut / wird er sie behalten?
Höchster Ehre aber wird / Sigfrid immer walten.

57. Sigfrid schlug den Regin tot / vogelsangberaten
und verzehrte selber dann / Fafnirs Herzensbraten.

58. Sigfrid, Sigmunds Sohn, hat so / sich den Hort errungen;
Wurmessiegers Ruhm ist weit / in die Welt erklungen.

59. Gold lud Sigfrid Grani auf / mußte schwer ihn drücken,
drei der Goldeslasten trug / Grani auf dem Rücken.

60. Drei der Goldeslasten trug / Grani von der Heide;
Fluch lag auf dem Heidegold / vielen ward's zu Leide.

61. Grani brach im Grunde ein / grimmig sprengt er weiter;
schwerer als am Heidegold / trug das Roß am Reiter.

62. Schwerer als des Helden Leib / war das Los des Helden;
vieles werden noch davon / euch die Lieder melden.

Zur Ausführung.

Die färöischen Balladen wurden gesungen und getanzt, und zwar im Färöer-Schritt. Männer und Frauen hielten einander in langer Reihe angefaßt. Ein Vorsänger führte so, daß die Reihe die Verschlingungen des Wurmes nachahmte. Er sang den Text aus innerer, ergriffener Schau; die Tanzenden antworteten nach jedem Vers mit dem Kehrreim. Gesicht, Haltung, Gebärden, verzögerter und beschleunigter Schritt, Aufspringen, Stamp-

Digitized by Google

sen und Klatschen, gedämpfter und lauter Gesang, ja Jubel, drückten den gefühlsmäßigen Anteil der Tänzer aus. Man tanzte nicht für Zuschauer, sondern für sich. Obgleich diese stark zerdehnten Dichtungen meist mehrere hundert Verse hatten, ermüdete man nicht im stundenlangen Tanze, und der stets wiederholte Kehrreim hämmerte sich in die Gemüter. Uns wäre es schon schwer, in der obigen, auf 62 Verse verdichteten Fassung mit dem Kehrreim durchzuhalten. Für Vorführungen empfiehlt sich daher eine Auswahl, etwa Vers 1 und 30 bis 62. Der Kehrreim kann bei Rede und Gegenrede (also in Vers 30—46, 48—50, 53—56) wegbleiben, diese auf verschiedene Sänger verteilt, das Gespräch der Meisen (Vers 53—56) von vier Mädchen gesungen werden.

Digitized by Google

Matthes Ziegler:

Volkskunde auf rassischer Grundlage

Der Nationalsozialismus zwingt die Volkskunde zu einer grundsätzlichen Besinnung auf ihr Wesen und ihre Aufgabe als Wissenschaft. Gerade die Volkskunde kann heute weniger denn je mit einem „loyalen Bekenntnis" zum Staate die politische Neutralität einer sich allein verantwortlichen und sich selbst Ziel und Weg setzenden bloßen Wissenschaft aufrechterhalten und rechtfertigen. Die deutsche Volkskunde ist heute entweder nationalsozialistisch und damit Trägerin einer ungeheueren politischen und weltanschaulichen Verantwortung oder sie schaltet sich selbst aus dem Leben der Nation aus.

Die volkskundlichen Problemstellungen der vergangenen Jahrzehnte erscheinen heute unter dem Blickwinkel rassenkundlicher und rassenseelenkundlicher Betrachtungsweise in ganz neuer Beleuchtung. Noch vor einem Jahr konnte Georg Schmidt-Rohr, der Verfasser des umstrittenen Buches „Die Sprache als Bildnerin der Völker" (Eugen Diederichs, Jena) unter völliger Verkennung der Spannweite volkskundlicher Arbeit in der „Täglichen Rundschau" (1. Februar 1933) schreiben: „Es ist ein dringendes Bedürfnis der Stunde, daß neben die Wissenschaft der Volkskunde, die Märchen, Volkslieder und Volksbräuche sammelt, bald die Volkslehre als anerkannte Wissenschaft tritt, die die Ursachen für die Formung der Volksseele, das Lebensgesetz, die Wesens- und Lebensbedingungen des Volkes unter Völkern untersucht." Zum Wesen der Volkskunde gehört eben jene umspannende Ganzheit des Volksbegriffes, um die bereits Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl wußten, und die sich keineswegs in Lied-, Märchen- und Brauchtumsforschung erschöpft.

Die Problematik der modernen Volkskunde liegt entscheidend im Begriff „Volk" selbst. Die sogenannte romantische Volkskunde beschränkte sich auf das Bauerntum als den zuverlässigsten Träger der Volksüberlieferung. Die moderne Volkskunde macht dagegen den von der vergleichenden Völkerkunde geprägten Begriff der Primitivität zum Kriterium der „Volks"kunde. „Volk", das ist demnach nicht die ganze Nation, sondern der vulgus in populo, die Unterschicht im Gegensatz zur gebildeten und kulturtragenden Oberschicht; es steht geistes- und entwicklungsgeschichtlich auf der gleichen Stufe wie die „Natur"völker in Übersee.

Hans Naumann, einer der hervorragendsten Vertreter dieser modernen Volkskunde, schreibt in seinen „Grundzügen deutscher Volkskunde" (Leipzig 1929, 2. Auflage): „Man braucht Europa nicht zu verlassen, um das primitive Gemeinschaftsleben, d. h. das Leben der Träger einer noch individumslosen Kultur lebendig kennen zu lernen. Auch bei uns bewahrt die bäuerliche Bevölkerung noch in vieler Beziehung den primitiven Gemeinschaftsgeist, dessen Reste auch in den Oberschichten der Nation noch hundertfältig weiterleben, und sie ist deshalb das Hauptobjekt der Volkskunde" (S. 57).

Digitized by Google

„... Da der Zustand der absoluten Primitivität in unserm Volkskörper und in unserm Volksleben heute kaum mehr vorhanden ist, abgesehen etwa von dem wandernden landfremden Zigeunervolke, so bildet die bäuerliche Gesellschaft notwendig das Hauptobjekt der deutschen Volkskunde; aber hundertfältig leben Reste und Rudimente der primitiven Gemeinschaftskultur in den städtischen und gebildeten Oberschichten der Nation noch weiter" (S. 10).

Die Arbeitsweise der modernen Volkskunde ist nach Naumann mit folgender Fragestellung gegeben:

„Handelt es sich bei jeder auch noch so geringfügigen Einzelheit um von unten gekommenes primitives Gemeinschaftsgut oder von oben gekommenes gesunkenes Kulturgut? In welchem der beiden Bereiche, im Bereiche der Völkerkunde oder im Bereiche der Geistes- und Kulturgeschichte, liegt die Herkunft aller Dinge, deren Darstellung und Beschreibung notwendig ist, um das Volksleben widerzuspiegeln? Die Zerlegung und reinliche Scheidung dieser Dinge in dieser Hinsicht, sowohl auf dem Gebiete der Wörter wie der Sachen, der Dichtung wie der Gegenstände, stellt sich unseres Erachtens als das Hauptarbeitsziel der modernen Volkskunde dar. Ursprung, Alter und meist auch Erklärung der Dinge ergeben sich so, und es muß sich aus allem zuletzt eine Art System der Volkskunde entwickeln" (S. 8).

Es ist keineswegs eine bloße Frage des Geschmacks, ob man, wie Hans Naumann, von den deutschen Bauern als von „unseren Primitiven" (Grundzüge S. 141), von „sozial gebundenen Herdentieren" (Grundzüge S. 58) spricht oder sie gar mit den „Wilden" (Grundzüge S. 70) vergleicht. Sondern es ist einzig und allein eine Frage der Weltanschauung.

Nicht zufällig gilt gerade der Jude Levy-Brühl als der Vater des volkskundlichen Primitivitätsdenkens, auf das nur eine in ihrer Grundhaltung liberalistische Wissenschaft aufbauen konnte. Das liberalistische Entwicklungsschema, das in der säkularisierten Gestalt der christlichen Heilsgeschichte oder als naturschwärmerische Gesellschaftslehre eines alles gleichmachenden Menschheitsglaubens ebenso begegnet wie in der Form aufgeklärter Naturwissenschaftlichkeit, muß letztlich theoretische Konstruktion bleiben, weil es die Tatsache der Rassenverschiedenheit leugnet. Die utopistische Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, hat sich in unserer Frühgeschichtsforschung und Volkskunde in gleicher Weise verhängnisvoll ausgewirkt.

Erst vor einem halben Jahre verstieg sich ein römischer Kardinal auf deutschem Boden unter Berufung auf Tacitus zu folgenden Behauptungen über unsere Vorfahren: „Tatsache ist die sprichwörtliche Faulheit der alten Germanen. Die Feldarbeit überließen die Männer den Sklaven und Frauen. In Friedenszeiten waren sie entweder auf der Jagd oder sie lagen auf der Bärenhaut zum Schlafen, Essen und Trinken." Hans Naumann zeichnet das deutsche Bauerntum mit genau den gleichen Zügen: „Wir werden Sinnesart und Charakter des Bauern nicht schlecht nennen, sondern primitiv ..." (Grundzüge S. 64). „Noch unsere Primitiven arbeiten nicht gern und nur das allernotwendigste, leben noch am liebsten von der Hand in den Mund, treiben noch weit Bedarfs-, nicht Erwerbsarbeit. Jedenfalls glaubt

Digitized by Google

man noch gern, daß Arbeit schändet ... Im Grunde ist die bäuerliche Gesellschaft viel zu bequem, die langandauernden Anstrengungen einer Kriegerkaste und deren konstante Energie an Mut, Tatkraft, Zielbewußtsein auf sich zu nehmen" (Grundzüge S. 63).

Die Ausführungen des römischen Kardinals gipfeln in den Sätzen: „Von einer eigentlichen Kultur der vorchristlichen Germanenzeit kann nach Tacitus nicht die Rede sein ... Die Germanen sind erst durch das Christentum Volk und Kulturvolk im vollen Sinn des Wortes geworden."

Der säkulare Wissenschaftler sieht in Humanismus und Renaissance die eigentlichen Epochen deutscher Kultur. Damit aber niemand auf den Gedanken kommen könne, sie seien Zeiten der besonderen Blüte gerade deutsch-germanischen Geistes und nordischem Wesen entsprungen, fügt er zugleich verallgemeinernd hinzu: „Sie sind der Gipfel jeder Kulturentwicklung überhaupt, und wir erblicken in ihnen durchaus die festen Grundlagen wirklicher Bildung des Geistes und der Seele ... Sie überhaupt sind die Merkmale für die Kultur einer gebildeten Oberschicht" (Grundzüge S. 9). Die „Unterschicht" aber, d. h. auf deutsche Verhältnisse angewandt, das geschichtliche deutsche Bauerntum ist genau so kulturlos wie es die Germanen nach der Ansicht des römischen Kardinals vor der Christianisierung waren. Alles was in der „Unterschicht" nach Kultur aussieht, ist nicht etwa dort gewachsen, sondern aus der Oberschicht gesunkenes Kulturgut. Denn: „Volksgut wird in der Oberschicht gemacht" (Grundzüge S. 11). Das kann auch nach Naumann gar nicht anders sein; denn der deutsche Bauer, um wieder von Deutschland zu sprechen, ist nicht etwa konservativ, d. h. er bewahrt nicht alte Überlieferung, sondern er ist rückständig, d. h. er hinkt langsam hinter der Kulturentwicklung her (Grundzüge S. 61). Naumann spricht es zwar nicht aus, aber für ihn beginnt wie für den römischen Kardinal die deutsche Kultur, oder dieser Geisteshaltung gemäßer: die Kultur auf deutschem Boden, erst mit der Christianisierung. Denn erst seit der Stabilisierung der Mittelmeerkultur auf deutschem Boden durch die christliche Kirche, die ja nicht nur das religiöse Sein, sondern alle Lebensäußerungen des deutschen Menschen in ihren Bereich zog, könnte Naumann von einer „Ober"schicht einerseits und einer „Unter"schicht andererseits sprechen; wobei unter Kultur der Oberschicht die landfremde christlich-lateinische Bildung mit all ihren Entwicklungsformen bis zur Gegenwart zu verstehen wäre, und unter Primitivität der Unterschicht die von den christlichen Bekehrern vorgefundene germanische Geisteswelt.

So wenig es angeht, die Religion unserer Vorfahren mit den Worten des Kardinals als „wilden Aberglauben" zu werten, so wenig kann man die deutschen Bauern als „primitiv" bezeichnen. Wer es angesichts der künstlerisch geradezu unerreicht hochstehenden Funde aus unserer Frühgeschichte wagt, unsere Vorfahren der Kulturlosigkeit zu bezichtigen, spricht sich selbst sein Urteil.

Es ist nicht angängig, den durch die Christianisierung geschaffenen Zustand mit „Bildung" und den vorchristlichen mit „Unbildung" oder „Primitivität" zu benennen. Es ist aber noch viel weniger statthaft, das Bauern-

Digitized by Google

tum, das durch die landfremde Kultur bildungsmäßig entrechtet wurde, dessen Weltanschauung und Sittlichkeit, Brauchtum und Sitte, ja, dessen ganzes Leben dem christlichen Bildungseifer als an sich falsch, zweitrangig und besserungsbedürftig galt, heute nachträglich für primitiv zu erklären, weil weder die Zerstörung seiner alten Weltanschauung, noch die Erziehung im Geiste der neuen Bildung vollkommen gelungen ist. Nachdem das bauernfeindliche Mittelalter und der kapitalistisch denkende Liberalismus den Bauern zum dummen Tölpel und zur lächerlichen Bühnengestalt gestempelt haben, und nachdem dem „modernen Gebildeten" das Verständnis für den Bauern systematisch aberzogen worden ist, ist es zur Not verständlich, aber niemals entschuldbar, wenn eine „moderne" Volkskunde den deutschen Bauern mit jedem Südseeinsulaner und Bantuneger auf die gleiche Stufe stellt.

Auch die Scheidung in Ober- und Unterschicht ist kein Naturgesetz, das für ewige Zeiten gilt; noch viel weniger fällt sie mit der durch die Christianisierung geschaffenen Kulturspaltung zusammen. Diese ist ebensowenig eine unabänderliche Gegebenheit, sondern vollzog sich in jenem schmerzvollen Werden, das heute noch keineswegs abgeschlossen ist.

Naumann betont ausdrücklich, daß er den Begriff der Primitivität nicht auf das Bauerntum beschränkt, sondern weiter gefaßt wissen wolle: Auch in der gebildeten Oberschicht lebten „Rudimente der primitiven Gemeinschaftskultur" weiter. Das ist wohl so zu verstehen, daß die Oberschicht entwicklungsmäßig noch bis zu einem gewissen Grade der Unterschicht verhaftet sei und noch hier und da trotz aller Erziehung und Bildung die Spuren ihrer Herkunft an sich trage. Zunächst sei festgestellt, daß nach dieser Anschauung die Zugehörigkeit zur Oberschicht ausschließlich auf Erziehung beruht. Jede Erbmasse kann durch geeignete Erziehung der Oberschicht zugeführt werden, während umgekehrt der Nachwuchs der Oberschicht bei fehlender oder mangelhafter Erziehung ganz oder bis zu einem gewissen Grade in der Unterschicht verbleibt. Das heißt, nach Naumann ist das Kriterium für die Scheidung in Oberschicht und Unterschicht nicht Vererbung oder Veranlagung, sondern Erziehung! Es ist erklärlich, daß Naumann von diesem liberalistischen Erziehungs- und Vervollkommnungsstandpunkt aus Dinge als in einer Ebene liegend erscheinen, die in Wirklichkeit durch Wesensklüfte voneinander getrennt sind. Zwischen der Primitivität der Naumannschen Oberschicht und der Primitivität der bäuerlichen Unterschicht besteht ein grundsätzlicher Unterschied, der durch keinen kausalen Zusammenschluß überbrückt werden kann. Die landfremde Bildungskultur hat ihre eigene Primitivität ebenso wie die landeigene „Primitivität" ihre besondere Kultur in sich trägt.

Wir stellen die Unmöglichkeit fest, mit den Naumann'schen Begriffen und damit mit den Methoden der sogenannten modernen Volkskunde eine deutsche Volkskunde aufzubauen, die imstande wäre, ein artgetreues Bild der deutschen Vergangenheit zu geben und ein Wegweiser für unsere nationalsozialistische Zukunft zu sein.

◆

Digitized by Google

Das rassenbewußte Denken befreit die Volkskunde aus ihrer Schattenstellung einer Hilfswissenschaft, die die Lücke zwischen Völkerkunde und Kultur- und Geistesgeschichte schlecht und recht auszufüllen hat, und gibt ihr Daseinsrecht und Aufgabe als eigenständige Wissenschaft; es allein kann auch ferner nur bestimmend sein für die volkskundliche Arbeitsweise.

Die Naumann'sche Scheidung in Ober- und Unterschicht gründet sich auf einen Tatbestand, der erst durch die rassenkundliche Betrachtungsweise recht erschlossen werden kann. Es ist das methodische Verdienst Naumanns, die Einwirkung der sogenannten Oberschicht auf die von ihm als Unterschicht bezeichnete Gruppe erkannt und den Begriff des gesunkenen Kulturguts als ein entscheidendes Ordnungsprinzip in die Volkskunde eingeführt zu haben. Er verbaute sich jedoch die Auswertung dieser Erkenntnis, weil er das Verhältnis der beiden Gruppen horizontal sah und trotz aller anderslautenden Beteuerungen mit der Gleichsetzung „Ober"schicht = Kulturträger und Unterschicht = absoluter primitiver Urzustand eine Wertung verband.

Eine deutsche Volkskunde, die auf dem Rassegedanken aufgebaut ist, denkt nicht in Ober- und Unterschicht, sondern geht aus von dem Gegensatz arteigener Wesenhaftigkeit und artfremder Einflußnahme, dem Geschichte gewordenen Widerstreit des nordischen Kulturbereiches im allgemeinen und des deutschen Seelentums im besonderen, mit den Überfremdungen durch andersrassische Gesittungen.

Die horizontale Betrachtungsweise in Ober- und Unterschicht beschränkte sich darauf, jedwede Volksüberlieferung zu sammeln und von Volk zu Volk zu vergleichen. Sie war letztlich reine Bestandsaufnahme um ihrer selbst willen. Sie war nicht geboren aus den Lebensnotwendigkeiten des Volkes heraus, sondern ihr Ethos war das Ethos der unpolitischen Wissenschaft. Diese Haltung blieb auch da unpolitisch, wo sie sich national gebärdete; wo man das Wort von der „letzten Stunde", den Ruf, alles Volksgut, dessen man habhaft werden konnte, noch in letzter Minute wissenschaftlich „aufzunehmen", gebrauchte, weil man glaubte, mit Hilfe solcher Sammlungen neues Brauchtum „machen" zu können. Mag die Arbeit der Brüder Grimm in vielen Einzelheiten durch die Ergebnisse der modernen Forschung überholt sein, so steht sie uns doch näher als die Volkskunde von gestern und vorgestern, weil sie nicht im Dienst des Phantoms der objektiven Wissenschaft stand, sondern weil sie den ungeschriebenen Lebensgesetzen des Volkes gehorchte.

Die nationalsozialistische Volkskunde kann Volk niemals mehr einer „Unterschicht" gleichsetzen. Ihr ist Volk die Ganzheit der Nation. „Volks"kunde ist die Kunde von der Wirklichkeit, die in den wesensgemäßen Formen völkischen Gemeinschaftslebens in Erscheinung tritt. Sie beschäftigt sich mit den geistigen und stofflichen Schöpfungen der Gestaltungskraft, die jeder völkischen Gemeinschaft innewohnt. Das unterscheidet sie von der Soziologie oder Gemeinschaftskunde, die die Gesetze der Gemeinschaftsbildung und Aufbau und Werden des Gemeinschaftslebens zum Gegenstand hat; das unterscheidet sie aber auch von jeder Individualkultur. Aber eben so starr und künstlich wie

Digitized by Google

die Scheidung in Ober- und Unterschicht ist die Parallelsetzung Oberschicht = Individualkultur und Unterschicht = Gemeinschaftskultur. Individualkultur und Gemeinschaftskultur gibt es sowohl in der sog. Oberschicht wie in der sog. Unterschicht.

Die Volkskunde, die die Scheidung in arteigene Wesenhaftigkeit und artfremde Einflußnahme als ihren von dem rassenbewußten Denken bedingten methodischen Ausgangspunkt hat, umgreift die in allen Formen des völkischen Gemeinschaftslebens lebendigen Äußerungen des Schöpferwillens einer Nation. Die sachlich-klare Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Gegensatzes von arteigener Wesenhaftigkeit und fremder Einflußnahme ist nicht nur von grundsätzlicher methodischer, sondern darüber hinaus vor allem von überaus politischer Bedeutung. Einem Staat, der ganz bewußt in rassischem Denken gründet, ist die Geschichte der völkischen Wesenshaltung die große Schule, um aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und Erfahrung für die Zukunft zu sammeln. So kann Erneuerung völkischen Brauchtums nur so vorsichgehen, daß man aus der Kenntnis der Gefahrmomente in der Fülle unserer volkskundlichen Überlieferungen den Strom artfremder Überlagerungen langsam aber stetig ableitet und vorbeugend zu erwartende und immer wieder begegnende Überfremdungserscheinungen abhält. Es ist bedenklich, allein mit Hilfe der heutigen volkskundlichen Sammelwerke, die ohne Rücksicht auf den Überfremdungsprozeß, dem unser Volk seit dem Einbruch der Mittelmeerkulturen ausgesetzt ist, „objektiv" angelegt sind, völkisches Brauchtum erneuern zu wollen. Es ist aber ebenso bedenklich, an die germanische Vorzeit anzuknüpfen ohne die Kenntnis unserer Geschichte bis zur Gegenwart; denn ohne diese Rüstung ist die Marschführung in die Zukunft unmöglich. *Die politische Aufgabe nationalsozialistischer Volkskunde besteht darin, den vielfach verschütteten und irregeleiteten Born arteigner Volksüberlieferung frei zu legen und sein ungestörtes Fließen zu sichern.* Wird diese Aufgabe tatkräftig angepackt, dann braucht kein neues Brauchtum gemacht oder befohlen zu werden, dann gestaltet die ewige Schöpferkraft unseres Volkes frei und ungehindert in den Formen, die unsere Zeit braucht.

Eine derart umfassend angelegte Volkskunde braucht sich die Spannweite ihres Volksbegriffes nicht erst durch die Ausweitung des Begriffes der Primitivität auf die „Ober"schicht zu erschleichen. Die moderne Volkskunde betont stets ihre Fortschrittlichkeit, die sich darin zeige, daß sie im Gegensatz zur romantischen Volkskunde auch die Volkskunde des Arbeiters, die Volkskunde der Großstadt und der „höchsten" Bildungsschichten in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Wir urteilen nicht nach horizontal gesehenen Bildungsschichten und sittlichen Entwicklungsstufen, sondern stellen das Gemeinschaftsleben des ganzen Volkes unter die vertikal gesehene Scheidung von arteigener Wesenshaftigkeit und artfremder Einflußnahme. Wenn wir dabei trotzdem das Bauerntum in den Vordergrund unseres volkstümlichen Denkens stellen, so nicht aus einer wirklichkeitsfremden Romantik heraus: sondern weil der blut- und bodengebundene Bauer arteigner Wesenhaftigkeit am nächsten steht; denn Blut und Boden sind die beiden Quellströme völkischer Wesens-

Digitized by Google

haltung. Ist die Kette volkstümlicher Überlieferung abgerissen, so besteht am ehesten Aussicht, die verlorenen Fäden im bäuerlichen Brauchtum wiederzufinden. Aber noch aus einem zweiten Grunde steht das Bauerntum am Anfang jeder volkskundlichen Arbeit: die Neubildung deutschen Bauerntums aus Blut und Boden ist der Bürge der deutschen Zukunft. Es wird daher die Aufgabe der Volkskunde sein, durch Reinigung und Sichtung des bäuerlichen Brauchtums diese Neubildung entscheidend zu fördern.

Was jedoch für das Bauerntum gilt, das gilt in gleicher Weise auch für das Arbeitertum. Der Führer hat es als die vornehmste Aufgabe des Nationalsozialismus bezeichnet, den deutschen Arbeiter der Nation wiederzugewinnen. Das ist nur möglich, wenn der deutsche Arbeiter mit der deutschen Volkstums- und Brauchtumsüberlieferung wieder eine ganz feste und lebendige Verbindung bekommt. Daß der deutsche Arbeiter wieder Anschluß an die deutsche Rechts-, Kunst-, Kult- und Feierüberlieferung, ja vor allem an den Schatz deutscher Volksdichtung bekomme und ihn behalte, das ist eine Seite der politischen Aufgabe nationalsozialistischer Volkskunde.

Arteigene deutsche Wesenhaftigkeit ist nordische Wesenhaftigkeit. Sie ist auch für das volkskundliche Denken Maßstab und Marschziel. Es ist daher selbstverständlich, daß eine deutsche Volkskunde auf rassischer Grundlage mit den Völkern nordisch-arischer Rasse in erster Linie Verbindung zu halten hat. Die Fühlungnahme mit den rasseverwandten Völkern kann die Kenntnis des eigenen Wesens in hervorragender Weise vertiefen. Aber auch die vergleichende Volkskunde mit den Überlieferungen der Völker anderer Rasse kann die eigene Arbeit nicht zuletzt durch das Mittel der Gegenüberstellung, ungemein befruchten.

Wie soll sich das Verhältnis von Volkskunde und „Vor"geschichte gestalten? Wir schreiben bewußt „Vor"geschichte, da wir die Benennung des vorchristlichen germanischen Zeitraumes als „Vor"geschichte anprangern wollen, um sie schärfstens abzulehnen. Man sage Frühgeschichte und Urgeschichte, aber man rede nicht gedankenlos von „Vor"geschichte. Unsere Geschichte beginnt nicht erst mit der christlichen Zeitrechnung, sondern führt zurück in das Dämmerlicht der Jahrtausende und Jahrzehntausende. Für uns ist die bisherige Grenzziehung zwischen Frühgeschichte und Volkskunde gegenstandslos geworden. Die Frühgeschichte ist genau so Geschichte unseres Volkes und die Scheidung in arteigene Wesenhaftigkeit und artfremde Einflußnahme gilt genau so für unsere Frühgeschichte wie für unsere Volkskunde. Daß sie mit der Christianisierung und mit Karl dem Franken schärfer wurde, liegt nicht an unserer nach wie vor bestehenden arteigenen Überlieferung, sondern an dem Grade der verstärkten fremden Einflußnahme.

Deutsche Volkskunde auf rassischer Grundlage beginnt mit dem frühesten Auftreten der nordischen Rasse. Ihre Einteilung in verschiedene Zeiträume ist mit den Entwicklungsstufen der nordischen Rasse und der Herausbildung des deutschen Volkes aus den Völkern nordischer Rasse gegeben.

Digitized by Google

Prof. Dr. Lutz Mackensen-Riga:

Gedanken zur Großstadtvolkskunde

Die humanistische Entdeckung der Taciteischen „Germania" hatte in Deutschland ein erstes Ahnen von der Bedeutung des Wissens um das eigene Volkstum geweckt; aber erst nach jahrhundertelangem planlosen Tasten bot der Herdersche Volksbegriff den vielen drängenden Versuchen die gemeinsame wissenschaftliche Grundlage. So entstand die deutsche „Volkskunde", namenlos zwar zu Beginn und ganz ohne den Ehrgeiz, eigene „Disziplin" zu sein, aber, wie das Wirken der Grimm, Arnim, Brentano, Goerres, Jahn und ihrer Helfer ausweist, in großer Geschlossenheit. Die Zerfaserung der Herderschen Volksidee durch die nüchternen Epigonen des 19. Jahrhunderts hat diese ursprüngliche Geschlossenheit rasch und, wie es schien, endgültig zerstört; nun der verbindende Grundgedanke fehlte, sank die „Volkskunde" zum locker gefügten Gattungsbegriff herab, unter dem eine Vielheit von Einzelfächern lose aneinandergereiht wurden. Und schon schwand auch die letzte imaginäre Einheit: die vom Philologen (meist nebenher, als „Hilfswissenschaft") betriebene „Folkloristik", wiederum zerspalten in zahlreiche Sonderstränge (Märchen-, Volkslied-, Rätsel-, Sagenforschung usw.), schied sich von den „Realienwissenschaften" (Trachten-, Haus-, Siedlungs-, Gerätekunde usw.), deren jede für sich das Recht eigener Methoden und Betrachtungsweisen in Anspruch nahm. Der einzige Große, der die verlorengegangene Einheit sah und in unerreichter Meisterschaft darstellte, Wilhelm Heinrich Riehl, stand außerhalb der Zunft und wurde von ihr kaum beachtet.

Erst das 20. Jahrhundert suchte sich, geschult durch die Erfahrungen der Vorgänger und auf ihren emsigen Sammlerergebnissen fußend, langsam wieder zur notwendigen inneren Einheit der Volkskundewissenschaft zurückzutasten. Herders Begriff vom Volkstum, von der geheimen, mit naturnotwendiger Stetigkeit kulturschaffenden völkischen Kraft, war zerfasert und zerflogen; ein neuer Volksbegriff mußte gefunden werden, wollte man den auseinanderstrebenden Einzelfächern der Volkskunde einen innerlich begründeten, gemeinsamen Rahmen geben. Es begannen die langen Erörterungen darüber, was das eigentlich für ein „Volk" sei, mit dem es die Volkskunde zu tun habe — Erörterungen, deren Ergebnisse immer wieder hart umstritten wurden und wenig überzeugend wirkten. Denn die Erkenntnis der Zweigliederung unseres völkischen Kulturaufbaus in eine Oberschichts- und eine Unterschichtskultur machte es unmöglich, hier dem allgemeinen Sprachgebrauch zu folgen und das ganze deutsche Volk in die volkskundlichen Untersuchungen einzubeziehen: ohne Zweifel, so meinte man, gehören die Gegenstände, mit denen es die Volkskunde zu tun hat, samt und sonders der sogenannten Unterschicht des Gesamtvolkes, dem „vulgus in populo" an. Volkskunde wurde zur Volksteilkunde, und wer sich ihr mit heißem Herzen nahte, sah auf Schritt und Tritt die Spaltungen und Risse im eigenen Volkstum, erkannte,

Digitized by Google

wohin er blickte, die tiefe Fragwürdigkeit des Sprachgebrauchs, der mit dem Worte „Volk" eine Einheit vorspiegelte, die sich gerade volkskundlicher Betrachtungsweise versagte.

Bei der erneut gewonnenen Erkenntnis ihrer Grundlage blieb die Volkskunde als Volksteilkunde nicht stehen. Sie suchte tiefer zu schürfen; sie stellte die Frage nach dem Warum? Warum ist die Kultur, mit der es die Volkskunde zu tun hat, von der sogenannten Oberschichtskultur so sehr verschieden? Es ist das Verdienst von Hans Naumann, hier neue Wege gezeigt zu haben. Man erkannte die Gegensätzlichkeit der beiden Kulturprägungen, deren Summe die nationale Kultur ausmacht, in der Verschiedenheit ihrer Kulturarbeitsmethoden: die Leistungen der Oberschicht sind, so stellte man fest, Individualschöpfungen, die der Unterschicht Gemeinschaftsschöpfungen. Das Lied des Dichters wird dadurch zum „Volkslied", daß es in Bewußtsein und Übung einer traditionsbewußten Gemeinschaft eingeht, die es nun nach ihren Bedürfnissen und Gegebenheiten umschafft, „zersingt", neu macht. Und indem man diese Entdeckung näher durchdachte, begann man allmählich die Zweischichtentheorie zu überwinden. Denn Gemeinschaft, auch schöpferische Gemeinschaft ist, das stellte man immer wieder am volkskundlichen Stoff (z. B. am sogenannten „Aberglauben") fest, keineswegs auf die „Unterschicht" beschränkt. Die Volkskunde wurde zur Gemeinschaftskunde; wo schöpferische Gemeinschaften am Werke waren, tat sich ihr Arbeitsfeld auf.

Es zeigte sich nun weiter, daß schöpferische Gemeinschaften zugleich immer unter der Macht der Überlieferung stehen, daß sie traditionsgebunden, traditionsbewußt und traditionsfroh sind und sein müssen, um eigene Kulturleistungen schaffen zu können. Daß solche Traditionsgemeinschaften am ehesten in bodenständigen Kreisen erwachsen, liegt auf der Hand; so wurde der Bauer und die bäuerliche Kultur zum bevorzugten Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen. Volkskunde als Gemeinschaftskunde wurde weithin zur Bauernkunde, und es fehlte nicht an ernsten Stimmen, die sie zur Bauernkunde schlechthin machen wollten.

Aber an diesem Punkte schieden sich die Geister. Gerade die Volkskundler, die sich nicht mit einer Volksteilkunde zufriedengeben wollten, begehrten auf. Der Bauernstand, sagten sie, ist nicht der einzige Raum im Gesamtvolkstum, dessen Kulturleistungen auf dem Gemeinschaftsleben in der Überlieferung fußen. Seine Bodenständigkeit begünstigt sein Gemeinschaftsleben; aber letztlich wächst jeder Stand, der seinen Angehörigen ein Standesbewußtsein schenkt, zur schöpferischen Gemeinschaft. Fischer und Waldarbeiter, Studenten und Seeleute, Jäger und Handwerker, ja selbst die Gauner auf der Landstraße bilden in und durch ihre Gemeinschaften ihr besonderes, überliefertes Brauchtum aus, sind kulturell eigenständig. Und was für die Bauernsiedlung richtig ist, muß, wenn Volkskunde nicht nur Volksteilkunde ist und ihren schönen Namen nicht zu Unrecht trägt, auch für andere Siedlungsformen Geltung haben. So entstand, für manches Empfinden eine unbillige Überspitzung, die Forderung nach einer „Volkskunde der Großstadt".

Digitized by Google

Die Forderung ist wiederholt erhoben worden, aber sie ist bislang Forderung geblieben. Die Schwierigkeiten, die sich ihrer Verwirklichung entgegenstellten, waren zu groß, als daß eine rasche Erledigung möglich gewesen wäre. Sie waren nicht nur stofflicher Art; Sammlungen hätten — zumal im Zeitalter des Volkskundeatlasses — diesem Mangel verhältnismäßig schnell abhelfen können. Die grundsätzlichen Hemmungen waren entscheidender. Es galt, die schöpferischen Gemeinschaften in den Großstädten aufzuspüren. Dabei gelangen aufschlußreiche Einzelbeobachtungen: man wies auf die Handwerker und die Studenten hin, auf die Vereine und Verbände, auf die Jugendbewegung und die Sportgemeinschaften, auf die Dienstboten und die Schrebergärten. Ein Gesamtbild wollte sich dennoch nicht ergeben; die Andersartigkeit der großstädtischen Gemeinschaftsbildungen verwirrte den Blick der am Bauerntum geschulten Volkskundler. Und die Feststellung, daß vieles von dem, was draußen auf den Dörfern lebendig ist, auch in den Großstädten gelegentlich angetroffen werden kann, daß auch hier manchmal „richtige" Märchen erzählt werden, daß auch hier manchmal Straßenzüge oder Stadtviertel zu nachbarschaftsähnlichen Verbänden zusammengeschlossen sind, konnte die Fragestellung nur verschieben: denn bei diesen Dingen handelt es sich augenscheinlich nicht um großstädtische eigenständige Kulturformen, sondern um Resterscheinungen, die landflüchtige Großstädter überlieferungsgewohnt weiterüben, bis der Geist der neuen Siedlung auch diese noch brauchmäßig gehegten Dinge ummodelt und einschmilzt. Die Stadt, auch *die Großstadt als Rückzugsgebiet landständiger Kulturformen*, das ist ein Fragenkreis für sich; aber für die Volkskunde der Großstadt ist er nur von nebengeordneter Bedeutung. Für sie ist ungleich wichtiger der Hinweis etwa auf die großstädtischen Entsprechungen und Ersatzformen dörflicher Gemeinschaftsunterhaltungen, die im Aufbau und Stil den gleichen Grundgesetzen folgen, die etwa Märchen und Schwank beim Bauern beliebt machten. *Eine Volkskunde der Großstadt muß aufzeigen können, daß die eigenständigen Kulturformen des Großstadtvolkes den Gemeinschaftsformen der Bauern, Fischer und Jäger parallel gelagert sind*, daß sie aus der gleichen, gemeinschafttragenden Haltung geboren sind. An diesem Beweis entscheidet sich das Schicksal der Volkskunde.

Wenn nicht alles täuscht, wird der gewaltige Umbruch, den der Nationalsozialismus allem deutschen Denken bereitet hat, auch der Volkskunde die kopernikanische Umkehr, mehr noch: die Erlösung zu sich selbst bringen. Nationalsozialistisches Staatsdenken erklärt den vieldeutigen Begriff „Volk" durch die Wesensbestimmung „Volksgemeinschaft"; nationalsozialistische Staatsführung will und wird „Volk" zur „Volksgemeinschaft" steigern. Der klaffende Riß im Volkskörper, der in Oberschicht und Unterschicht zwei einander oft feindlich gestimmte, meist jedenfalls für einander verständnislose Kulturpräger gegenüberstellte, wächst zu; in Hitlerjugend, Arbeitsdienst und S.A. wird, wer sich zum deutschen Volkstum bekennt, zum Gemeinschaftsdenken erzogen. Individuum und Gemeinschaft bleiben nicht mehr zumeist ständisch verankerte Gegensätze, sondern werden zu Entfaltungsmöglichkeiten, die sich im freien, wechselvollen Kräftespiel ablösen und ergänzen. Volkskunde hört

Digitized by Google

damit auf, Volksteilkunde zu sein, und eine kommende Gelehrtengeneration wird es nicht nötig haben, vor ihre Arbeit langatmige Auseinandersetzungen darüber zu stellen, welche Art „Volk" sie bei ihrer volkskundlichen Betätigung im Sinne hat.

Es leuchtet ein, daß damit auch die Frage nach der Großstadtvolkskunde einer wesentlichen Schwierigkeit behoben ist. Die Berechtigung dieser Frage braucht nicht mehr erwiesen, noch weniger verteidigt zu werden; sie ist selbstverständlich und muß beantwortet werden. Nach langen Jahrzehnten, in denen ihr Blick wie gebannt auf den ländlichen Erscheinungsformen haftete, muß und wird die Volkskunde die Pflicht einlösen, die sie als Volkskunde der städtischen, der großstädtischen Gemeinschaftskultur gegenüber hat. Der Zeitpunkt ist günstig: die neuen Gemeinschaftsbildungen bieten in ihren Festsitten (Tag der nationalen Arbeit, Erntefest usw.) und ihrem Alltagsbrauchtum (Lagerleben, Sitten der N.S. Gemeinschaftskreise aller Art u. ä.) zahlreiche leicht faßliche Ansatzpunkte für erste Feststellungen und Erkenntnisse. Hier müßte die Arbeit einsetzen; die notwendigen Stoffunterlagen sind durch regelmäßige und folgerichtige Erhebungen mit geringer Mühe zu erwerben; hier kann die Straffheit der Organisationen der wissenschaftlichen Arbeit die Vorbedingungen schaffen. Die Errichtung eines solchen „Archivs für Großstadtvolkskunde", das berechtigt sein müßte, mit Unterstützung der fraglichen Dienststellen volkskundliche Erhebungen zu veranstalten, würde die notwendigen stofflichen Grundlagen verhältnismäßig schnell und ohne großen Aufwand beschaffen können und damit der Forschung durch die Erschließung ganz neuer Gebiete einen unerhörten und, wie wir feststellten, entscheidenden Auftrieb geben. Ist der Grundstock einmal fest gefügt, werden dem geschärften Blick weitere Möglichkeiten zur Ergänzung und Abrundung des Bildes nicht entgehen: das Gemeinschaftsleben der Handarbeiter in den Fabriken, denen der neue Staat eine eigene, neue Standeswürde geschenkt hat, das Brauchtum der zahllosen Vereine aller Art, die durch die neuen bündischen Zusammenschlüsse viel leichter und klarer zu überblicken sind als bisher, die Fest- und Arbeitssitten der Schuljugend, der vom Staat im neuen Schulaufbau und in der H.J. reiche Möglichkeiten zur Entfaltung eines schöpferischen Gemeinschaftslebens gegeben sind, die Gemeinschaftsformen der Stadtrandsiedlungen und Schrebergärten, bei deren Erforschung sich am ehesten Brücken zu den ländlichen Kulturprägungen schlagen lassen — wohin das Auge sieht, bieten sich volkskundlicher Betrachtungsweise verheißungsvolle Ansatzpunkte.

Es soll nichts überstürzt werden; dazu ist das Ziel, dem wir zustreben, zu wichtig. Aber die Volkskunde ist auch nicht mehr in der Lage, sich nur mit Forderungen und gelegentlichen Hinweisen zu begnügen; diese Zeit muß vorüber sein. Es geht der Volkskunde, das versuchte ich oben zu zeigen, bei dieser Frage um den endgültigen Nachweis ihrer Daseinsberechtigung als Eigenwissenschaft. Wird er nicht erbracht, dann ist das Recht auf Seite derer, die in der Volkskunde nur eine Bauernkunde, nur eine Volksteilkunde sehen, dann haben die Nationen Recht, deren Gelehrte unsern Begriff der „Volkskunde" ablehnen und in „Folkloristik" und eine Reihe von getrennten Realienforschungen (Hausbau-, Trachten-, Gerätforschung usw.) auflösen. Mit ande-

Digitized by Google

ren Worten: an der Frage der Großstadtvolkskunde entscheidet es sich, ob die deutsche Auffassung von der Volkskunde richtig oder falsch ist. Es geht also nicht nur um die Erfüllung einer nationalen Pflicht, sondern auch um die Weltgeltung einer deutschen Wissenschaftsidee.

Diese Zeilen werden in Riga, mitten im Auslandsdeutschtum, geschrieben. Die Kultur des baltischen Deutschtums ist, besonders seit der Zerschlagung des deutschen Landadels im Baltikum, vorwiegend und heute fast ausschließlich eine Stadtkultur; die paar Hundert deutscher Bauern, die hier, z. T. erst seit wenigen Jahrzehnten, siedeln, bilden eine Sondergruppe für sich, die sich noch heute mit Betonung wohl stolz als „deutsch", aber keinesfalls als „baltisch" bezeichnet. Wäre Volkskunde nur eine Bauernkunde, könnte also von einer deutschbaltischen Volkskunde nicht gesprochen werden. Das aber ist mit nichten der Fall.

Einst zusammengeschweißt durch den alten Hansageist, gestützt auf das bis in die Gegenwart mit überraschender Zähigkeit festgehaltene Zunftbrauchtum, immer wieder durch die Betonung der eigenvölkischen Art zu den artfremden Landesherren, erst den Polen, dann den Russen, jetzt den Letten, über alle Standes- und Parteiunterschiede hinweg geeint, sind hier fest geschlossene Stadtgemeinschaften entstanden, die sich in Sprache und Umgang, in Festsitten und Alltagsbrauch ihre eigenen, immer wieder bewußt betonten Lebensformen geprägt haben. Baltische Volkskunde ist im wesentlichen Stadtvolkskunde, in Riga sogar Großstadtvolkskunde. Die Frage nach der Daseinsberechtigung einer Großstadtvolkskunde erledigt sich hier im Auslandsdeutschtum von selbst.

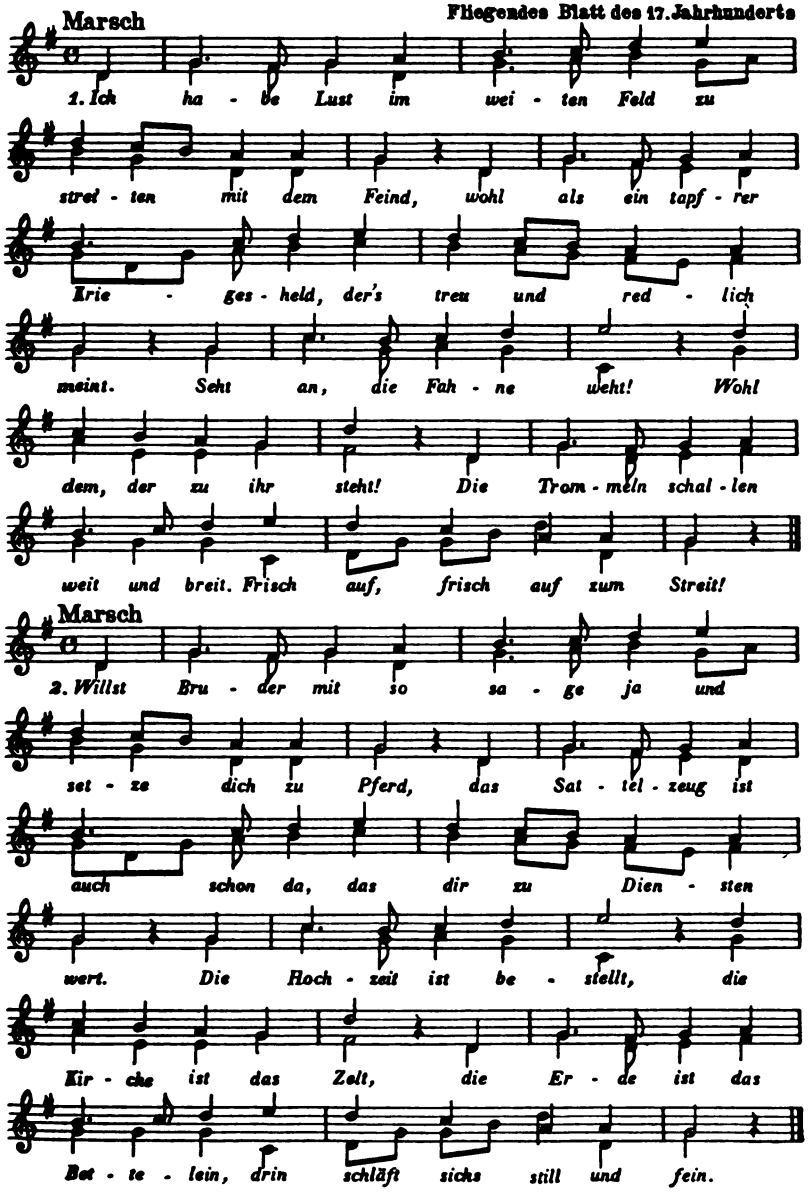
Mir scheint, dieser Sachverhalt gibt zu denken. Er ist grundsätzlich wichtig. Denn was für die auslandsdeutsche Volkskunde gilt, muß, unbeschadet der anders gelagerten Voraussetzungen und Lebensbedingtheiten, auch für die inlandsdeutsche Volkskunde richtig sein. Ist die volkskundliche Fragestellung, wie sie sich im Laufe der letzten drei Jahrzehnte herausgearbeitet hat, nicht völlig verfehlt, so ist es klar, daß die Volkskundewissenschaft Stückwerk bleibt, solange sie nicht auch die Volkskunde der Großstadt in ihren Betrachtungskreis mutig und folgerichtig einbezieht. Die deutsche Volkskundewissenschaft hat die Pflicht, dem Dritten Reich für ihre Erlösung von dem Fluche, Volksteilkunde zu sein, durch die Tat ihrer Arbeit zu danken.

Digitized by Google

Professor Dr. Wolfgang Schultz:

Seht an, die Fahne weht!

Fliegendes Blatt des 17. Jahrhunderts



Digitized by Google

Wie schön ist es, in der Reihe mitzuschreiten, mitzusingen, wenn ein helles Lied erklingt, das gemeinsame Lebensgefühl alle Schreitenden verbindet und emporhebt über sich hinaus zu etwas Unsagbarem, Ewigen. Das ist die erste Stufe: daß wir dabei uns selbst fühlen, uns selbst finden.

Die zweite Stufe ist, daß wir uns verbunden fühlen mit denen, in denen unseres Liedes Sinn wurzelt, von denen es zu uns kam — also beim Volksliede mit seinen Schöpfern, Vermittlern, Bewahrern. Diese Verbundenheit könnte oft viel weiter zurückreichen, viel tiefer ins Überzeitliche hineinreichen, als sie es jetzt meist tut. Unsere Lieder haben ihre Geschichte, es ist wie bei Menschen, hinter denen ein Lebensweg liegt, der sie hart mitnimmt. Manches gelingt, Etliches mißlingt; schwer ist es, Fehler gut zu machen.

Dafür ein Beispiel: „Ich habe Lust im weiten Feld". Wie stolz erhebt sich unser Gefühl zu innerer Weihe bei dem Stollen:

Die Hochzeit ist bestellt,
die Kirche ist das Zelt,
die Erde ist das Bettelein,
drin schläft sich's still und fein.

Und doch, etwas stimmt hier nicht und hat mich immer gequält, bis ich es hatte. Sichtlich schwebte dem Dichter ein Gleichnis vor, die Ähnlichkeit zwischen Grab und Hochzeitsbett, der Schlachtentod als Bluthochzeit, wahrscheinlich auch als Befruchtung der Erde, aus der neues Leben sprießt. Soll diese gar besondere Hochzeit wohl bestellt sein, dann muß das enge Bettelein, das Grab, auch ein Zelt über sich haben. Ja, aber welches denn? Und ich höre den Mißton, ja ich fühle ihn beklemmend, der jetzt auf mich eindringt: die Kirche ist das Zelt.

Etwas die Erde Überspannendes soll die Kirche als Gemeinschaft der ganzen Christenheit gewiß sein. Allein, war der Dichter dieser Stelle ein Eiferer für den letzten, theologischen Sinn der Kirche? Sicher nicht! Auch jetzt denkt schwerlich einer, der das schlichte Lied singt, an diese geistigen Ansprüche der Kirchen, sondern eher an die Kirche als Bau, wobei das Bild freilich aus den Fugen geht. Denn „Zelt" über dem Grabe ist die Kirche nur in jenen seltenen Fällen, in denen ein Standesherr sich das Begräbnis im Innern der Kirche zu sichern wußte. Doch der Dichter unseres Liedes war bloß ein einfacher Kriegsmann. Selbstverständlich denkt er, wie es in einem anderen Liede heißt, an den Tod „auf grüner Heid, im breiten Feld", im Gegensatze zum Strohtode „im engen Bett". Das breite, weite Bett, das ihm vorschwebt, das ist die ganze Erde. Und nun rate, lieber Leser, welches da das Zelt sein muß, das für diese über den Tod hinausführende Hochzeit mit der Leben spendenden, ewig wieder grünenden Erde reicht!

Wie eine Befreiung und Erlösung empfand ich es, als es mir vor mehr als einem Dutzend Jahren das erstemal aufging, daß es ja heißen muß:

Der Himmel ist das Zelt,
die Erde ist das Bettelein.

Digitized by Google

Das Bett und das Gezelt darüber, im Volksmunde oft geradezu der Himmel genannt, das ist jetzt nicht mehr ein lendenlahmes Gleichnis, in dem ein Menschenwerk, der Kirchenbau, mit einem anderen, geringeren, dem Zelte verglichen wird, sondern Zelt und Bett sind eine kleine Einheit, in der sich, ihr Sinn gebend, die große Einheit von Himmel und Erde abspiegelt. Der gefallene Krieger ist mitten hineingestellt zwischen Himmel und Erde, Nacht und Tag, den ewigen Lauf der Gestirne, den Wandel des Sprießens und Vergehens, Winter und Sommer, Sonnenschein, Regen und Eis. Das ist ein weltweites, anschauliches und überwältigendes Bild, denn es führt uns über die äußere Anschauung hinaus auf ein Inneres hin, das ein Unbedingtes und Ewiges ist.

Gar nie kann das in uns erstehen, solang wir singen: die Kirche ist das Zelt!

Und es war eigen! Als ich den andern sagte, wie es heißen muß, da meldeten sich alle Widerstände des Intellektualismus, sträubten sich alle Federchen und Härchen zugunsten eines gedruckten Wortes. Jedoch alsbald hörte ich da und dort auch schon richtig singen, das Echte hatte durch sein Gewicht ganz im stillen gewirkt und heute wird sich mancher vielleicht wundern, daß es in den Drucken noch immer anders dasteht.

Wir werden nicht verlangen, daß in wissenschaftlichen Ausgaben der Wortlaut des Liedes geändert werde, das nun eben doch in der entstellten Form auf uns gekommen ist. Aber *für uns* und unseren Gebrauch, zugleich für unser wahrhaftes Verstehen, *müssen* wir ihn ändern und werden, hoffe ich, stets nur mehr singen: der Himmel ist das Zelt.

Es gibt also hier noch eine dritte Stufe: das Ernstnehmen des Überlieferten seinem zwingenden Sinne nach, und daraus die Verpflichtung, sich an diesen Sinn zu halten und ihn im Notfalle dem Unsinne der Überlieferung gegenüber für uns wieder herzustellen. Wer in unserem Liede den Himmel in die Kirche verschlimmbesserte, der witterte Heidentum darin — nicht mit Unrecht, wie wir gleich sehen werden. Ein Anlaß, die Geisteswelt unserer heidnischen Ahnen auch in ihren letzten Resten und Ausläufen auszutilgen und durch künstliche Änderungen ihr selbst zu entfremden, liegt aber heute gewiß nicht mehr vor. Auch das gehört zu unserem Seelenheile, daß wir wahrhaftig sein wollen und Gewesenes, so wie es war, verstehen wollen und ihm über alles Zeitgebundene hinaus auch auf unser Inneres Einfluß gewähren wollen, wenn es Überzeitliches enthält, und daß wir das namentlich dann ihm zu verstatten bereit sind, wenn es nicht von uns fremden Menschen stammt. Wir haben den verschiedensten Völkern diesen Einfluß gewährt — nur den unseres eigenen Wesens auf früherer Stufe, den fürchtet man wie Gift und Feuer: schwerlich das Zeichen eines ausgeglichenen Empfindens, eines guten Gewissens.

Diese Ausführungen schienen mir nötig, ehe ich versuche, noch eine vierte Stufe zu zeigen: den Ausblick über die Stelle unseres Liedes hinaus auf ähnliche Vorstellungen germanischen Glaubens, mit denen uns meines Erachtens Ehrfurcht verbinden muß, wenn auch nicht Glaube. In dem Edda-Liede

Digitized by Google

„Balders Träume“ ſagt die tote Wölwa, die Odin wach ruft, um ſie über Balders und der Götter Schickſale zu befragen, von ſich ſelbſt:

Regen ſchlug mich, bereift war ich
und taubeträuft — tot war ich lange.

Auch hier iſt die Tote mitten in das himmliſch-irdiſche Geſchehen hineingeſtellt. Und noch an anderer Stelle beſchäftigt ſich die Edda mit dieſem Gedanken, und ſie findet für ihn ein noch ausführlicheres, großartigeres, völlig durchgeiſtigtes Bild. Im Himmelsbaume äſt der Hirſch und von ſeinem Geweih träuft der Tau, der in einem großen Keſſel zuſammenläuft, aus dem alle Flüſſe geſpeiſt werden. Oder es beißt eine Ziege in die jungen Sproſſen des Baumes und davon füllen ſich ihre Euter mit Met. Man melkt ſie in einen Schöpfeimer und es iſt ſo viel, daß alle Einherjer davon trunken werden. Die Einherjer aber ſind die ſchlachttoten Krieger. Sie trinken das Himmelsnaß, dem ganzen Weltall geheimnisvoll verbunden, in den ewigen Kreislauf ſeiner Säfte empfangend und, wir fühlen es, auch gebend hineingeſtellt.

Ehrfurcht verpflichtet uns, ſagte ich, nicht Glaube. Wir glauben nicht und können nicht glauben, daß der Himmel mit ſeinen Sternen ein Baum iſt mit goldenen Blättern, denn wir wiſſen es anders. Trotzdem bleibt der ewige Wert des großen dichteriſchen Bildes. Wir glauben auch nicht, daß eine Ziege in dieſem Baum ſteht, obgleich uns das Gehörn des Mondes auch heute noch ein faßbares Bild iſt. Auf den Mond geht auch das Gefäß, das ſich füllt und wieder leert. Der Glaube, daß die Ahnen, die Toten, es in der zweiten Hälfte des Monats austrinken, ſobald es ſich in der erſten wieder gefüllt hat, iſt ſehr urtümlich und dringt auch aus dem entfernten und doch weſensverwandten indiſchen Altertume zu uns. Wir wiſſen, daß von alldem nichts wirklich zutrifft, daß die Toten weder den Mond austrinken, noch überhaupt trinken, und daß der Mond die himmliſche Feuchtigkeit nicht abſondert, von der ſich die Ströme nähren. Wir wiſſen es ebenſo, wie daß die Sonne nicht aufgeht, ſondern daß ſich nur die Erde dreht. Wenn wir wollen, können wir aber trotz allem ſehr gut verſtehen, was mit dieſen Bildern an unvergänglicher, innerer Sehnſucht und Schau ausgeſprochen war, wenn es auch nicht leicht iſt, angemeſſene Worte dafür zu finden. Wonach dürſten die Toten? Wonach dürſten wir ſelbſt ſchon im Leben? Der Trank, der ſich da geheimnisvoll am Himmel erneut und die Welt durchflutet, galt als Weisheitstrank. Ein nüchterner Trank iſt dieſes Himmelsnaß, ein höchſt nüchterner; und doch macht es todtrunken. Verbundenheit mit den Kräften des All, Wiſſen um ſie, ſchweigende Erkenntnis und, ihr zu tiefſt vereint, neues Leben, das ſich aus dem alten entzündet: das ſind die ewigen Gedanken, die in ſolchen Bildern um Ausdruck ringen. Wir können auch ſagen: das unmittelbare Fühlen von der weltdurchflutenden, weltaufbauenden, weltverdankten Macht alles Geiſtigen und ſeiner darauf beruhenden Sehnſucht ſpricht ſich darin aus, und das iſt das, dem wir uns über alles Zeitbedingte hinweg in Ehrfurcht verbunden fühlen, alſo nicht ein Wahrheitsgehalt, ſondern ein Willensbekenntnis, nicht eine Lehre, ſondern

Digitized by Google

ein Lebensgefühl, nicht ein Dogma, sondern eine geistig-sittliche Grundhaltung.

So führt ein einziges Lied, an einer bedeutsamen Stelle seines Wortlautes ernsthaft erwogen und aus weit zurückreichenden Zusammenhängen verstanden und geklärt, wie alles Echte und Gehaltvolle weit über sich hinaus in unsere Geschichte und Vorgeschichte und dadurch tief in uns selbst hinein und ist im wahren und verpflichtenden Sinne des Wortes ein Stück zur Besinnung aufrufender Geistesgeschichte.

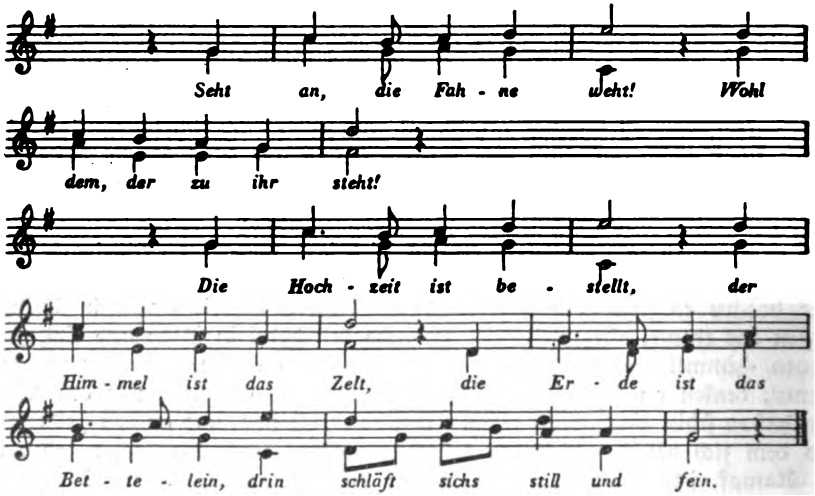
Es so werten und verstehen, das ist vielleicht, wenn man überhaupt noch weiter zählen will, eine fünfte und letzte Stufe. „Die Kirche ist das Zelt" — wer brächte es jetzt noch über sich? Und wieder schreiten wir in Reihen, singen das traute, alte, weltweite Lied, schauen dabei in Berg und Tal, zum blauen Himmel und zur dunklen Erde, sehen das ewige Zelt über uns gespannt, denken an sein geheimnisvolles nächtliches Gefunkel mit den Lichtbotschaften schier unausdenkbar weit entfernter Welten, und an den Heldentod, aus dem sich neues, grünendes Leben entzündet. Jedes wahrhafte Leben ist ein Kampf, jeder Tod in diesem Zeichen ein Schlachtentod. Die Entseelung des Krieges durch die Technik, des Friedens durch die Maschine, oder vielmehr der Technik und der Maschine durch armselige Menschen, sie können an dieser ewigen Wahrheit nichts ändern, sondern sie nur um desto zwingender vor uns hinstellen. Dieser Kampf um Sein und Recht und Licht verpflichtet uns immer tiefer, je schwerer er wird, und wir fühlen uns in ihm, in Gemeinsamkeit, singend und ihn bejahend einander und dem All verbunden und denen, in deren Geisteswelt dieses Lied wurzelt und die jetzt wieder Blut und Leben gewinnen in unserem Blute und Leben.

Und dann geht die Schar auseinander und jeder kehrt heim und versinkt wieder in seinen Alltag und auch in das, was man so das geistige Leben dieses Alltags nennt. Aber nur zu oft ist es die Schwundstufe oder gar die Nullstufe des höheren geistigen Lebens. Noch kann man an das Andere, das Unbedingte, dessen Zustrom man verspürt hat, denken, aber kaum mehr zu den andern davon sprechen. Alsbald verblaßt dann auch die Erinnerung und müde Zweifel steigen auf. Was war es doch nur, das uns da vorhin oder einst ergriff? Wahrscheinlich „Pantheismus", dazu „Romantik" oder etwas ähnliches. Sie kennen es natürlich, wie sie alles kennen, und wissen es auch zu benennen. Irgendein Schubfach findet sich schon, in das man es legen kann, wenn es auch nicht hineinpaßt, in das man es beiseite legen kann. Nur täusche man sich nicht: man legt damit sein besseres Ich beiseite und was bleibt, sind die Interessen und die Gebundenheit und die Hörigkeit, die aus ihnen folgen, ein bedrückender Zwang und Schein, für den weder zu sterben noch zu leben lohnt, obgleich er das einzig Reale zu sein beansprucht. Was kann ihm das helfen?

Öfter gehaßt und gefürchtet, selten Sehnsucht weckend, stets unterdrückt und zuletzt doch siegreich rauscht auch in die erstarrte Seele immer wieder hinein der Flügelschlag des erwachten, im Gesange erlösten, ewigen Geistes.

Seht an, die Fahne weht!

Digitized by Google



Digitized by Google

Kirchweihtanz im Hummelgau (Bayreuther Land)

Digitized by Google

Hummelbauern aus dem Hummelgau (Bayreuther Land) in Festtagstracht

Der Brustschmuck des linken Bauern
zeigt die alten Heilssymbole der Sonne als Speichenräder

Digitized by Google

Dr. Hans Strobel:

Eine oſtfränkiſche Kirchweih und ihre Sinndeutung

Zu jenem Teil des öſtlichen Frankenlandes führe uns unſer Weg, in dem vor tauſend Jahren deutſche Bauern in regſter Siedlertätigkeit ſich wieder ihre Heimat ſchufen, den kargen Böden der Fränkiſchen Alb die Ernte abrangen und in die Wälder des Fichtelgebirges und des Frankenwaldes wieder vorſtießen. Zu jenem oſtfränkiſchen Volksſtamm führe uns unſer Weg, der mit Pflug und Schwert die ſlawiſchen Eindringlinge überwand und uralten germaniſchen Boden unſerem Volke wiedergewann. Zu jenem oſtfränkiſchen Volksſtamm — der nichts gemein hat mit dem Frankenkaiſer, den man bislang den „Großen“ nannte, ſondern der vielmehr in ſeinen Adern das Blut jener Sachſen noch fühlt, die eben dieſer Kaiſer ihrer Heimat entriß, um ſie in fremden Gauen, ſo auch in Oſtfranken, anzuſiedeln.

Uraltes Brauchtum lebt vielgeſtaltig in dieſem Menſchenſchlage fort und wir wollen es in einem Orte etwas näher kennen lernen, der in jener letzten Siedlungswelle vor etwa tauſend Jahren von deutſchen Bauern gegründet wurde, der im Tale des Rotmains liegt und neben alten Bauerngeſchlechtern heute bereits ebenſo viel Arbeiterbevölkerung zählt, die in der nahen Stadt ihren Erwerb gefunden hat. Wenn in dieſem Orte aber Kirchweih iſt, dann iſt das ein Feſt für alle.

Am erſten Sonntag im Heuert, alſo knapp um die Sommerſonnenwende, erleben wir die Kirchweih, die „Kerwa“, wie ſie im Volksmund heißt. Wir wollen abſehen von all der Geſchäftigkeit, die Tage vorher ſchon allüberall feſtzuſtellen iſt; wir wollen auch abſehen von den vielerlei Vorkehrungen, die getroffen werden, um auch in leiblicher Hinſicht für groß und klein ein Feſt zu geſtalten. Wir wollen aber raſch einen Blick auf das Kirchweihgebäck werfen, auf die „Küchlein“, die einzig und allein für die Kirchweih und ſonſt niemals im Jahre gebacken werden: eine dicke runde Scheibe Teig von etwa Handtellergröße wird bis zu etwa doppelter Größe auseinandergezogen, ſo daß ſich ein Teigring bildet, während die Mitte nur von einem dünnen Teighäutchen ausgeſpannt bleibt. Das Ganze wird dann in kochendem Butterſchmalz tief gebräunt, „herausgebacken“. In etwas weſtlicheren Orten geſchieht das Ausziehen des „Küchleins“ über dem Knie der Bäuerin, wodurch das Gebäck oft größer als ein Teller wird. Überall aber ſetzt die Bäuerin ihren ganzen Ehrgeiz darein, möglichſt ſchöne, glatte und runde Küchlein zu erhalten.

Indeſſen ſticken und nähen die Mädchen des Dorfes ihren Burſchen weiße Schürzen, die ſie mit bunten Bändern zieren. Die Stickereien ſind durchaus beſcheiden und anſpruchslos und keineswegs überladen; meiſt finden wir nur einige vier- oder ſechsſtrahlige Sterne auf weißem Grund und häufig werden ſolche Sternchen aus farbigem Band auch aufgenäht.

Am Samstagabend beginnt nun das Feſt: nachdem die Burſchen des Dorfes ſich im Wirtshaus oder am Dorfplatz verſammelt haben, ziehen ſie unter den Klängen der Dorfkapelle zum nahen Wäldchen und holen Birken und friſches Grün. Mit lautem Jubel geht der Zug ins Dorf zurück, durchquert die ganze Siedlung und die grünen Birken werden dabei von ihren Trägern zum Takt der Muſik geſchwenkt. Mädchen und Kinder begleiten den nunmehr ſchon nächtlichen Zug. Die Birken werden alsdann an den Türen der Häuſer niedergeſtellt, vor allem aber am Wirtshaus, an der Kegelbahn und am Tanzſaal. Aus dem grünen Gezweig flechten kundige Hände Kränzchen und Girlanden.

In den Stunden des frühen Sonntagnachmittags rüſtet ſich alles zum großen Umzug. Es iſt eine Ehre, daran teilzunehmen; es iſt für alle Dorfbewohner immer

Digitized by Google

eine Selbſtverſtändlichkeit, wenigſtens auf der Straße zu ſtehen und freudigen Anteil zu nehmen. Langſam fügt ſich der Zug zuſammen. Voraus zieht die Muſikkapelle, hinter dieſer folgen die jungen Burſchen des Dorfes, in Hemdärmeln und mit den geſtickten weißen Schürzen. Auf dem Kopfe tragen ſie häufig grüne Kränze aus Laub mit bunten Bändern. Paarweiſe haben ſie ſich mit einem Arm gefaßt, die freie Hand aber trägt einen laubumwundenen Steinkrug mit Bier oder Waſſer und der Erſte von ihnen führt einen rieſigen, reichgeſchmückten Sprenger voll des edlen Naſſes mit ſich. Der Reihe dieſer Paare, die manchmal mehrere Dutzende umfaßt, folgen, in Gliedern zu ſechs, acht oder noch mehr und „eingehängt", die jungen Mädchen des Dorfes, während die Schuljugend ſamt den Kindern bis zum Kleinſten herab mit jubelnder Geſchäftigkeit das Ganze umſäumen.

Unter den ſchmetternden Tönen eines flotten Marſches ſetzt ſich die Menge in Bewegung. Die Burſchen jauchzen ihr lautſchallendes „Jujujujuhuh" unermüdlich in den hellen Sommerſonntag hinaus, daß weit durchs Dorf das Echo widerhallt. Dabei begleiten ſie im Hüpfſchritt den Takt der Muſik und ſchwingen die gefüllten Krüge, daß ſo alle Umſtehenden und auch die nachfolgenden Dorfſchönen von einem Sprühregen übergoſſen werden. Langſam nähert ſich der lärmende, fröhliche Zug einem Bauernhauſe, aus dem den Kirchweihburſchen nun ein über und über mit Laub und farbigen Bändern geſchmücktes Schaf, der „Kerwahoml", (urſprünglich alſo wohl ein Hammel!) übergeben wird, der mit laut-freudigem Jubel und einem kräftigen Duſch der Kapelle empfangen zu werden pflegt, um jetzt dem Zuge, der wieder zurück zum Wirtshaus lenkt, vorangeführt zu werden. Das Jubeln, Juchzen und Schwenken der Krüge wird immer heftiger und ausgelaſſener, bis ſchließlich das Wirtshaus wieder erreicht iſt. Hier nun, mitten auf der Dorfſtraße, wird alsdann Halt gemacht, die Muſikkapelle muß zur Seite treten, die Mädchen und all die Hunderte der übrigen Dorfbewohner umſtellen den freien Platz, auf dem ſich die Kirchweihburſchen zuſammenfinden und den „Hammel" in ihre Mitte nehmen. Was nunmehr folgt, wird heute immer als ein gewiſſer Höhepunkt des ganzen Feſtes empfunden: die Burſchen ſchicken ſich an, ihre Kirchweihliedchen zu ſingen. Mit ſtarker Stimme beginnt einer von ihnen in einfachem aber wohlklingendem Schnadahüpflton ein altüberliefertes oder ſelbſtverfaßtes Liedchen vorzutragen, das meiſt nicht mehr als vier kurze Zeilen umfaßt. Hat er geendet, ſo wiederholt die Muſik das Thema laut und ſchmetternd, während die Burſchen, paarweiſe gefaßt, dazu im Hüpfſchritt auf der Stelle tanzen, die Krüge ſchwenken und juchzen, dieweil die Umſtehenden laut ihren Beifall bezeigen. Iſt wieder Ruhe eingetreten, dann ſingt der nächſte Burſche ein Liedchen und ſo geht es fort, bis jeder von ihnen etwas zum Beſten gegeben hat, ja oft genug kommt es vor, daß der Einzelne mehrmals an die Reihe kommt und ſo zahlreiche Zeugniſſe ſeiner Sängergabe oder Dichtkunſt liefern kann.

Im Weſentlichen ſind wohl zwei verſchiedene Gruppen ſolcher Reime feſtzuſtellen: einmal die zeitloſen, volksliedhaften Verschen, die in jedem Jahre wiederkehren können, die aus dem Bauernleben und dem Menſchenſchickſal überhaupt gegriffen ſind — und dabei faſt immer Blüten des köſtlichſten und zugleich derbſten Witzes in ſich bergen.

Es ſingt etwa der Sprengerträger:

Heia is as erſchta Moll
daß ich na Schprenga trog,
do machn di Marla di Fenſta auf
und ſchaua ma alla noch.

(Heuer iſt's das erſte Mal
daß ich den Sprenger trage,
da machen die Mädchen die Fenſter auf
und ſchauen mir alle nach.)

Digitized by Google

Oder ein anderer Burſche ſingt:

Heint is Kerwa, morng is Kerwa
Jewamorng is Wochatog,
Tanzt da Kunz mit ſeina Bärbl
Drum na ewan Taumſchlog.

(Heut iſt Kirchweih, morgen iſt Kirchweih,
Übermorgen iſt Wochentag,
Tanzt der Konrad mit ſeiner Barbara
Droben auf dem oberen Taubenſchlag.)

Oder:

Mei Murra hots gſoggt
Mei Vorra ſoggs aa,
Du biſt a Lausbub,
Du brauchſt nu ka Fraa.

(Meine Mutter hat's geſagt
Mein Vater ſagt's auch,
Du biſt ein Lausbub,
Du brauchſt noch keine Frau.)

Oder:

Ka ſauaſch Kraut des mog i net,
Ka ſauaſch und ka ſieß,
Ka Bauanmarla mog i net,
Des hat za dreckata Fieß.

(Kein Sauerkraut das mag ich nicht,
Kein ſaures und kein ſüßes,
Kein Bauernmädchen mag ich nicht,
Das hat zu dreckige Füße.)

Dazu dann die Antwort:

Ka Keenigstochta krieg i net,
Des waaß i ganz gawieß,
Drum nimm i halt mei Bauanmarla
Und waſch ra ihra Fieß!

(Keine Königstochter krieg' ich nicht,
Das weiß ich ganz gewiß,
Drum nehme ich halt mein Bauernmädchen
Und waſche ihr ihre Füße!)

Die andere Gruppe dieſer Liedchen iſt die der Spottlieder, die ſelbſtverfaßt und zeitbedingt, einmalig ſind. In ihnen wird irgendein Mitglied der Dorfgemeinſchaft lächerlich gemacht, an irgendeinem unbeliebten Mädchen oder irgendeinem ſchrulligen Bauern gleichſam Rache genommen.

Etwa:

Da Schmieds Gotfried hots Haus vakaaft,
Hot ſeina Lieſa a Hietla kaaft,
A Bändla rim, a Schtraißla draaf,
Des ſetzt' ra alla Sunntog aaf.

(Der Schmieds Gottfried hat's Haus verkauft,
Hat ſeiner Lieſe ein Hütlein gekauft,
Ein Bändlein darum, ein Sträußlein darauf,
Das ſetzt er ihr alle Sonntage auf.)

Es iſt dies einer der ſchönſten Richtſprüche des Volkes, über ſolche gefällt, die ihre Tracht aufgaben und ſtädtiſche Kleidung anlegten und zugleich iſt dabei ſinnvoll ausgedrückt, wie Hand in Hand mit ſolcher Entwurzelung der Verluſt des Hofes gehen kann.

In einem anderen Fall wird eine neu ins Dorf gekommene Bäuerin, die ſich noch nicht recht ins Dorfgefüge und ſeine Sitten geſchickt hat, alſo gebrandmarkt:

Und di nei Baiara
Is a ganz extara
Hot a ganz extara
Zipflhaum aaf.

(Und die neue Bäuerin
Iſt eine ganz außergewöhnliche
Hat eine ganz außergewöhnliche
Zipfelhaube auf.)

Daß die Verslein für empfindliche und allzu feinfühlige Ohren natürlich nicht immer lieblich klangen, das möge zum Schluß ein Spottgeſang auf eine alte Jungfer zeigen:

Di allaſchenſt van ganzn Dorf
Des is di olt Madlena
Hintn hot ſa d'Miſtn dro
Und vorna di Fontäna.

Digitized by Google

Iſt nun das „Auffingen“ beendet, ſo wird der „Hammel“ mit einem ſchneidigen Marſch zur Kegelbahn gebracht und feſtgebunden. Während ſogleich ein Teil der Burſchen zu kegeln beginnt, zieht der größere mit der Muſik und den Mädchen zum Tanzſaal, wo feierlich die Tanzveranſtaltung eröffnet wird, die ſich meiſt bis nach Mitternacht hinzieht.

Indeſſen ſind aus den Nachbarorten die Burſchen und Mädchen herangekommen und die letzte große Welle des Beſuchs von auswärts trifft am Abend ein, wenn des Bauern Tagewerk verrichtet iſt.

Mit Feuereifer wird in der Kegelbahn um die Wette „geſchoben“, wer in einem käuflichen „Los“ von drei unmittelbar aufeinanderfolgenden Würfen die meiſten Kegel zu Fall bringt, iſt der glückliche Gewinner des Hammels.

Die Jugend umlagert „Reitſchule“ und Zuckerbuden, die ſich am Dorfplatz niedergelaſſen haben und ſelbſt die Alten können nicht gut umhin, dem Tanzboden einen Beſuch abzuſtatten oder gar das Tanzbein zu ſchwingen.

Daß all dieſe kräfteraubenden Beſchäftigungen an ſolch heißem Sommertag einen außergewöhnlichen Durſt im Gefolge haben, iſt nur zu ſelbſtverſtändlich und mittelbar in deſſen Gefolge wird über kurz oder lang eine kleine Rauferei im Gange ſein. Im allgemeinen handelt es ſich dabei zwar um harmloſe und nicht gerade gefährliche Auseinanderſetzungen, aber ab und zu kommt es doch vor, daß die Burſchenſchaft irgendeines Nachbardorfes ſeit langem den eingeborenen Burſchen grollt und nun die Kirchweih benützt, um ihrem Unwillen tätlich Luft zu verſchaffen. Daß ſich die Einheimiſchen tapfer ihrer Haut wehren, iſt dann natürlich ebenſo ſehr Ehrenſache, wie der Umſtand, daß ſie dem feindlichen Nachbardorf bei deſſen Kirchweih einen ebenſo kriegeriſchen Beſuch abſtatten werden.

Der Kirchweihmontag bringt meiſt noch einmal eine Tanzveranſtaltung (vergl. das Liedchen: „Heint is Kerwa, morng is Kerwa ...“), der Umzug aber wird gewöhnlich nicht wiederholt.

Den Abſchluß findet die Feſtlichkeit endlich am Abend des folgenden Tages: die verdorrten Kränze und Girlanden, die dürren Birkenzweige und die zerbrochenen Maßkrüge werden in einem Backtrog zum Dorf hinaus getragen — die „Kerwa“ wird „begraben“. Die Burſchen ſtellen den heulenden Leichenzug dar und einer von ihnen, in langem weißem Hemde, hält eine „erſchütternde“ Leichenpredigt. —

So geſchieht es Jahr für Jahr. Seit Jahrzehnten und Jahrhunderten lebt dieſer Brauch — ja, ich behaupte, ſeit Jahrtauſenden. Wohl hat er im Laufe der Geſchlechter vielerlei Veränderungen erfahren und wohl kennt heute von den Dorfbewohnern, die mit Begeiſterung die alte Form des Brauchtums erfüllen, kaum jemand mehr den Sinn des Brauches.

„Kirchweih“ — heißt das Feſt. Und eben das Dorf, in dem wir es erlebten, hat gar keine Kirche und hatte niemals in den kaum tauſend Jahren ſeiner Geſchichte eine Kirche in ſeiner Flur.

Man bringe jetzt nicht die Erklärung, daß die Bevölkerung eben das Brauchtum der Nachbardörfer, die eine Kirche ihr eigen nennen, übernommen hätte; denn mit derſelben Logik und Folgerichtigkeit hätten die Bewohner ja auch auf den Gedanken kommen können, eine Kirche, wie in den Nachbardörfern, zu bauen! Die oſtfränkiſche „Kirchweih“ hat mit der Kirche ſelbſt urſprünglich nicht das Geringſte zu tun. Die erſten Siedler des Dorfes hatten den Brauch als altvererbtes Vätergut ſchon mitgebracht! Und auch der Sprachwiſſenſchaftler wird zugeben müſſen, daß man mit Recht daran zweifeln darf, ob das Wort „Kerwa“ überhaupt mit „Kirche“ zuſammenhängt!

Das Feſt iſt einer der vielen Fälle, wo die hereinbrechende Kirche auf altes Brauchtum germaniſchen Urſprungs ſtieß, und da ſie nicht die Kraft beſaß, es aus-

Digitized by Google

zurotten, machte sie aus der Not eine Tugend, gab sie alten Frühlingsfesten etwa den neuen Namen „Pfingsten", nannte sie das alte Julfest etwa Weihnachten und ebenso einen alten Brauch der hohen Sommerszeit — „Kirchweih"!

Was aber war die „Kerwa" in ihrer Ursprünglichkeit? Zur Antwort führt uns der Zeitpunkt, auf den sie fällt: die Sommersonnenwende. Was heute noch als „Kerwa" lebt, das war vor Jahrtausenden bei den Urahnen der Heutigen ein hohes Fest zu Ehren der Gottheit und zu Ehren der Sonne. Der Ablauf des ehedem tief religiösen Festes stellt heute noch wie ehedem sinnbildhaft den Ablauf des Jahres, den Kreislauf der Sonne dar und ist zugleich das Sinnbild menschlichen Lebenslaufs. Schritt für Schritt läßt sich dieses Vätererbe wiedererkennen:

Das „Küchlein", das runde, scheibenförmige Kirchweihgebäck, war ein altes Weihegebäck, eine Opfergabe, das die Sonne selbst versinnbildlichen sollte. Und nicht aus Zufall legt die Bäuerin unserer Zeit noch Wert darauf, daß ihre Küchlein glatt und rund und leuchtend braun geraten.

Die Sterne, die die Mädchen den Burschen auf die Schürzen sticken oder nähen, sind nichts anderes, als das vier- oder sechsgeteilte Sonnenrad, das Sinnbild des Jahres, wie das Sinnbild göttlichen Lebens und göttlichen Rechts.

Die Birken und das frische Grün, die am Vorabend ins Dorf geholt werden, bedeuten den Frühling, das keimende Leben, stellen nichts anderes dar als „Maien", als „Lebensbäume", und Segen spenden sie dem Haus, vor dem sie stehen, Segen bringen sie dem Menschen, der sie trägt. Der Baum, der grünende Baum ist das Sinnbild des Lebens, das uns im Maibaum heute noch ebenso entgegentritt wie im Weihnachtsbaum, das wir in Jahrtausende altem Schmuck der Germanen schon ebenso finden, wie heute noch in bäuerlicher Stickerei!

Der Zug durch das Dorf ist nichts anderes, als der Nachklang eines altgermanischen Flurumgangs, und wenn am Sonntag heute das Fest den jubelfrohen Höhepunkt erreicht, dann ist das noch das Gleichnis des höchsten Sonnenstandes und der fruchtbringenden Ernte. Hüpfschritt und Juchzen der Jugend sind die letzten Ausläufer kultischer Tänze und segnender Freudengesänge.

Das Bier war in der Frühzeit, ebenso wie das Gebäck, als Opfergabe bestimmt; das Wasser aber, das man über Mensch, Tier und Erde versprühen läßt, gilt doch heute noch im Volke als Heil und Segen bringend; glaubt doch dasselbe Bauernvolk auch noch an die Heilkraft des Taues am Ostermorgen!

Der Hammel, oder das Schaf, dessen reicher Schmuck ursprünglich leicht aus Früchten des Gartens oder des Feldes bestanden haben kann — lebt doch in manchen Gegenden noch das ähnliche Brauchtum der „Weinbergsgeiß" —, ist von jeher Sinnbild der Fruchtbarkeit gewesen und fruchtbringendes Lebensglück sollte dem widerfahren, der das Tier führte, oder der es dann durch seine Tüchtigkeit (beim Kegeln) errang.

Der Höhepunkt des Sonnenstandes, des Jahreslaufes, ist in engste symbolhafte Beziehung zum Höhepunkt, zur Hoch-Zeit des Lebens getreten: die volksliedhaften Verse mögen in graue Vorzeit zurückreichen, denn das Lied von der Liebe ist so alt, wie die Menschheit selbst, und ein leichter, zarter Unterton des Werbens liegt darin, wenn sich der Bursche in seinem Liede freut, als Führer der anderen den Sprenger, das größte Gefäß des Segen bringenden Wassers, tragen zu dürfen.

Ein letzter Rest alter bewußter Zuchtwahl und Auslese hat sich darin fortgeerbt, daß nur der tüchtigste, der kräftigste und gewandteste Kegler das Sinnbild der Fruchtbarkeit — und damit das Anrecht auf fruchtbares Lebensglück — erwerben kann und dasselbe natürliche und gesunde Rassenempfinden spricht etwa noch aus dem Spottlied über die alte Jungfer, deren besondere „Reize" in so derber Form geschildert werden.

Digitized by Google

Es sei dahingestellt, wieweit in der üblichen Rauferei alte kultische Jugendwettkämpfe der einzelnen Sippen und Gaue nachklingen mögen — Tatsache ist, daß es solche Wettkämpfe gab —, aber sicher ist schließlich noch, daß das „Begraben" der „Kirchweih" und die „Trauer" auf eine Darstellung des sterbenden Jahres, der sinkenden Sonne und des sich neigenden Lebens zurückgehen müssen. —

Mit zwingender Klarheit enthüllt uns also das heute noch lebende „Kirchweih"-Brauchtum ein altgermanisches, tief religiöses Weihespiel von großem, feierlichem Rahmen.

Die Zeit hat viel an seiner Form verändert. Fremde Einflüsse haben ihm den neuen Namen gegeben. Fremde Einwirkungen haben die Handlung zerpflückt und zerrissen. Die vielgestaltigen Einzelheiten sind von Ort zu Ort verschieden. Dort ist irgendein Bestandteil verloren gegangen und hier ist aus einem anderen Brauche des Jahres- oder Lebenslaufes eine andere Gemeinschaftsäußerung aufgenommen worden. In manchen Gegenden, etwa in der Nordostecke Oberfrankens ist die „Kirchweih" in allen Orten zu gleicher Zeit, in anderen Gegenden wechseln die Orte von Sonntag zu Sonntag ab, so daß der Landstrich den ganzen Sommer über Kirchweihfeste hat und mitunter erlebt ein Dorf eine Wiederholung des Festes im Herbst: etwa zur Zeit des Erntefestes!

Das Brauchtum der Spottverse der Kirchweihburschen — die übrigens eine Entsprechung zu den Versen im oberbayerischen Haberfeldtreiben bilden — mag in späterer Zeit erst entstanden sein, als unter dem Einfluß der neuen Lehre dem Feste die Weihe und der sinnvolle Ernst bewußt genommen wurde.

Für uns aber ergibt sich nur wieder die Erkenntnis: alles altererbte Brauchtum wird zu neuer Blüte kommen, wenn wir ihm seinen Inhalt zurückgeben, indem wir dem Volke das alte Erlebnis und die rassengebundene Weltanschauung seiner eigenen Art wieder bringen, darin das Brauchtum seit Dutzenden von Geschlechterfolgen wurzelt.

Digitized by Google

Plattdeutsche Schwänke*)

De Suldat un de Jud'

Fröher, in ol'n Tiden, do hebbt de ol'n Juden se ümmer so smuchelt.

Nu is dar uk mal in so 'n Garnisonstadt, wo Suldaten sünd, dar is 'n ol'n Juden, de kümmt bi 'n Suldat an un snackt em vör, hê schall sik doch mal 'n beten Sülwertüg weg nehmen in sin Quartêr; hê will em dar gôt vör betahl'n.

Ja, secht de Suldat, hê will mal sêhn.

Do secht he to sin Quartêrsmudder, de Suldat, wat se em kênen olsülwern Lepel lehnen kann.

Ja, secht se, dat will se wul dôn.

Do geiht he hen na 'n Kopmann un köfft sik dar 'n tinnen Lepel, to 'n Groschen. Und den' winn't he in grad' so'n Papier as den sülwern.

As he nu bi den Juden kamen deit, do wis't he em den sülwern Lepel. De Jud' bekikt em: ja, de is gôt. Und se ward sik hannelsêns üm twê Daler.

Ja, secht der Suldat, wenn ik di den Lepel nu gew, un du giffs mi min Geld, denn môt wi awer flink vun ên lopen, dat de Lüd' dar kênen Vermak vum krie't.

Ja, secht de Jud'.

Do winn't de Suldat den sülwern Lepel wedder in Papier, und do gift he em awer den annern Lepel hen, den tinnen. Un de Jud' neiht dar je mit ut. Un högt sik je, wat he vör 'n Fang makt hett.

As he nu awer to Hus kümmt, un hê kricht dat Papier apen, au waih geschrie'n! röppt hê. Frau, halt mir fest bei Rock und West! Der Kerl hat mir betrogen. —

Inquisition

Dar is mal 'n lütt Dêrn weß, de hett sik verheiraten wullt. Un nu geiht se hen na 'n Prêster un mell't dat an.

Nu is de Prêster so nêli weß un hett ümmer gêrn weten wullt, wat se dat uk wul al mal dan hebbt mit ehr'n Brüdiam. Un denn is he ümmer mit ehr na de Kark herin gahn, dar hett de Köster sik achter 't Altar versteken müßt. Un denn hett de Prêster ehr utfragt. Und wenn se dat denn ne hebbt gestahn wullt, denn hett he den lêben Gott fragt, un denn hett de Köster lêw Gott spel'n müßt.

As he nu mit ehr in de Kark is, do fragt he ehr uk je, wat se dat uk mal dan hett mit ehr'n Brüdiam.

Ne, secht se, dat hett se noch ne dan.

Ja, secht he, se schall man de Wahrheit segg'n. Süß fragt he den lêben Gott; denn secht dê dat.

Ne, ne, secht se, se hett 't noch ne dan.

Do röppt de Prêster: Na, lieber Gott, dann sag' du's. Wie viel mal hat sie's schon getan?

Einmal! röppt de Köster achter 't Altar.

Ja, secht de Dêrn, denn will se 't man gestahn: ênmal hett se 't uk dan, awer mêhr mal nich.

Ja, secht de Prêster, wenn se 't ênmal dan hett, denn hett se 't uk al mêhrmal dan.

Ne, secht se, ênmal hett se 't man dan.

*) Entnommen der Sammlung „Plattdeutsche Volksmärchen". 2 Bände, gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1927.

Digitized by Google

Ja, ſecht he, wenn ſe 't ne ſegg'n will, denn fragt he den lêben Gott wedder. Lieber Gott, röppt hê, wie viel mal hat ſie's getan?

Zweimal, röppt de Köſter.

Ja, ſecht ſe, twêmal hett ſe 't uk dan. Awer mehrmal ganz gewiß ne.

Ja, ſecht de Prêſter, ſe ſchall man die Wahrheit ſegg'n. Süß fragt hê noch mal.

Ja, dat kann he gêrn dôn, ſecht ſe. Mêhrmal hatt ſe 't ne dan.

Na, lieber Gott, röppt de Prêſter, dann ſag' du's mal: wie viel mal hat ſie's ſchon getan?

Dreimal röppt de Köſter.

Och, ſecht de Dêrn, de lêw Gott lücht all', wat he ſecht. —

Pêtrus na Jeruſalem

Dar is mal 'n lütten Bur'n weß, ſo 'n ol'n Katenmann, de hett ên Köh hatt.

Nu is he mal na Kirch Sünndag's, un do predigt de Prêſter: Wer einfältig gibt, dem wird ſiebenfältig wieder vergolten werden.

As de Bur wedder to Hus kümmt meddag's, Mudder, ſecht he, weß wat?

Na, wat denn, Vadder?

Ja, de Prêſter, de ſe, de ênfölti gift, de kricht ſöbenduwwelt wedder. Nu hebbt wi je ên Köh: denn will ik dê den Prêſter hen bring'n hüt Namdag.

Denn kriegt wi je ſöben Kög' wedder.

O, Vadder, ſecht ſe, mêns dat?

Ja, ſecht he, de Prêſter hett dat je vun de Kanzel predigt: dat mutt je doch wahr weſen.

Ja, Vadder, ſecht ſe, wenn du dat mêns, denn dô dat.

As ſe wat eten hebbt, do kricht de Bur ſin Köh bi de Hörn un treckt dar je mit hen.

Gun Dag, Herr Paſtôr, ſecht he, Se hebbt je predigt hüt Morgen, de ênfölti gift, de kricht ſöbenfölti wedder.

Ja wul, ſecht de Prêſter, ſo heff ik predigt. Un dat is uk wahr.

Ja, ſecht de Bur, un nu dach'n wi, wi wull'n den Herr'n Paſtôr 'n uns' ên Köh geben; denn ſegen uns' Herrgott uns dat je ſöbenduwwelt wedder.

Süh, dat 's je ſchön, ſecht de Prêſter, vel'n Dank! Denn treck ehr man in 'n Stall un binn' ehr bi min Kög' an. De Prêſter hett ſöben Kög' hatt.

Abens, do lat ſe de Kög' je ut to 'n Börn'n, un do nimmt de frömm' Köh — de hett ümmer 'n beten Kantüffelſchell kregen to Hus un 'n beten in 't Emmer —, de nimmt den Stert up 'n Nacken, un dat vun den Hoffſted' raf, na ehr'n Stall' wedder hen. Un den Prêſter ſin ſöben Kög' — wo ên Köh hen geiht, dar gaht ſe je ümmer all' hen —, de lopt all' achter ehr an.

De Bur hett de Pört un de Stall'ndör al apen ſtell't vörher, un do je de ganz Schöw dribens na 'n Stall' herin. Un de Bur binn't ehr all' an.

Süh, Mudder, ſecht he, de Prêſter hett richti wahr ſecht. Nu hebbt wi uns' Köh al ſöbenduwwelt wedder.

Dat dur't ne ſo lang', do kümmt den Prêſter ſin Kötſch: ſe ſchall de Kög' wedder hal'n.

Ne, ſecht de Bur, ſe ſchall man to ehr'n Herr'n ſegg'n, de Kög', da wêr'n ſin, de gêw he ne wedder raf.

De Dêrn, de beſtellt dat je, un do kümmt de Prêſter je ſülb'n.

Na, ſecht he, wat hett dat denn to bedüden? So geiht dat doch man ne!

Digitized by Google

Ja, Herr Paſtör, ſecht de Bur, de Kög' kriegt Se ne wedder. De hett uns' Herrgott mi töſchickt. Se wet je doch, wat Se predigt hebbt.

Ja, ne, ſecht de Prêſter, ſo hett he dat je ne mênt.

Ja, ſecht de Bur, denn kann 'n dar je gar ne up to Wark gahn, wat Se ſegg'n dôt, wenn Se dat gar ne ſo mênt. Denn kann 'n Ehr na diſſen je niks mêhr tô glôben.

De Prêſter kann je niks mit den Bur'n upſtell'n, un ſin Wôrt kann he ut je ne unmünni maken: na, ſecht he toletz, denn wi' 't di wat ſegg'n. De morn fröh toêrs den annern 'gun Morgen' ſecht, den' ſchüllt de Kög' tôhörn. Hê denkt je, hê will den ol'n Bur'n anföhrn.

Ja, man tô! ſecht de Bur. Dat gah ik ünner.

Nu will de Prêſter je ne to lang' ſlapen, und do ſecht he to de Mamſell — dat 's ſo 'n ſmuck Dêrn weß, de hett em den Huſſtand föhrt —, ſe ſchall em morn fröh betits wecken.

De ol Bur is awer noch klôker: de geiht gar ne êrs to Bett, de makt ſik al um midd'n Nacht ut'n up 'n Stig.

Nu hett de Prêſter ſo 'n grot Linn'nbôm hatt vôr ſin Kökenfinſtern, un na de ên Linn', dar kladdert de Bur ſik herin, dat he grad' na de Kök rin liken kann, un dar geiht he in ſitten.

Klock hen to drê, do kümmt de Dêrn je up un weckt den Prêſter. Un do geiht ſe na Kök un bött Für an. De Prêſter ſchall je êrs 'n Taß Kaffi hebb'n.

As de Prêſter ſik antrocken hett, do kümmt he dar ut in de Kök an. Na, ſecht he, is de Kaffi bald trech?

Ja, glik in 'n Ogenblick, ſecht ſe.

Nu kricht he êrs dat Dammeln mit de Dêrn, un toletz, do ſecht he: Du, ſchall Pêtrus ne êrs mal na Jeruſalem fahrn?

Na, de Dêrn hett dar ut je wul öwer weſen mücht, un do lat ſe Pêtrus denn je êrs mal na Jeruſalem fahrn.

De ol Bur — de hett je vun baben tô in 't Finſter liken kumnt —, de ſücht ſik dat Spillwark je mit an. Un hett dat ut je all' mit anhört. Dat ên Finſter hett apen ſtahn.

As ſe dar mit dôr ſind, de beiden, do makt de Prêſter de Kökendôr apen und will mal utliken, wat de Bur ut wul al to ſêhn is.

Hê hett de Dôr man êrs half apen: gun Morgen, Herr Paſtôr! röppt hê baben in 'n Bôm.

Gun Morgen, gun Morgen! ſecht de Prêſter. Wat, büß du al dar?

Ja, ſecht he, ik wêr hier al, as Pêtrus na Jeruſalem fahrn dee.

Man ſtill, man ſtill! ſecht de Prêſter. Sech man niks na! De Kög' ſünd din.

Do hett de ol Bur den Prêſter ſin Kög' je all' ſöben behol'n kunnt. Do hett he ſin Köh je richti ſöbenduwwelt betahlt kregen. —

De ol Fritz as Valler

De ol Fritz hett mal as Schöſtergeſell reiſt, un do kümmt he mal abens lat in 'n Dörp an, dar ſünd de Lüd' al all' to Bett weß. Blot in ên Kat, dar hebbt ſe noch Licht an hatt.

Hê kloppt an un bidd't, wat he dar kên Nacht bliben kann. Regent hett dat ut.

Do ſecht de Fru to ehr'n Mann: Gott, lat uns em hier man behol'n öwernach. Wo ſchall de arm Minſch hen?

Digitized by Google

Ja, ſecht de Mann — dat is 'n Daglöhner weß — wenn de gnädi Herr dat awer to weten kricht, denn krieg' ik wat mit de Hunn'pitſch.

O, ſecht de Schöſtergeſell, darüm behol'n S' mi man. Dat is je düſter, dat ſücht je nümm's.

Na, ſecht de Daglöhner, denn kumm man rin; denn will ik dat wagen. Awer morn fröh mußt du betits wedder weg, dat de Herr dat ne to weten kricht.

Ja wul, ſecht he, ik gah in 'n Düſtern weg.

As ſe binnen ſünd, na, ſecht de Daglöhner, du büß ut je wul hungeri.

Ja, ſecht he, dat bün ik, ik heff den ganzen Dag noch ne recht wat hatt.

Ja, ſecht de Daglöhner to ſin Fru, dar is je wul noch 'n beten nableben hüt Abend, dat is je wul noch 'n beten warm. Denn hal dat man rin, dat hê 'n beten to eten kricht.

Nu hebbt ſe abens Rogg'nbri hatt mit Melk öwer, dat halt ſe rin, de Fru, un hê lett ſik dat je göt ſmecken.

Nu hebbt ſe dar 'n Kind ligg'n in 'e Wêg', dat is al ari danni weß.

Do fragt de Schöſtergeſell, wo dat Kind hêten deit.

Ja, dat is noch gar ne döfft, ſecht de Mann.

Noch ne döfft?

Ne, ſecht he. Ik wêt kên Vallern mêhr to kriegen. Denn dat geiht uns man arm, un wi hebbt 'n ganz Schôw Kinder. De Lüd', de wi wul bidd'n kunnen to 'n Vallerſtahn, de hebbt wi al all' hatt, un twêmal to ſtahn, dar gift ſik nümm's tô her.

Ja, ſecht de Schöſtergeſell, denn will ik Valler ſtahn Sünndag un bring' ut noch twê Vallern mit.

Annern Morgen kricht hê 'n beten Kaffi un Brot, un do geiht he je wider.

Do ſecht de Daglöhner to ſin Fru: Wenn de Mann doch man blot Wört höl, denn krêg' dat Kind doch Kriſſendom.

Sünndags morgens, do kricht de Daglöhner Oller, hê ſchall na 'n gnädi'n Herr'n kamen.

Hê mutt je hen.

As hê dar kümmt, do ſteiht de Vagt al dar mit de Hunn'pitſch, un de Herr ſteiht vör de Dör up de Tripp.

In 'n Ogenblick kümmt dar ſo 'n feinen Wagen anföhrn, da rid't Suldaten vörweg. Un twê Wagens kamt noch na. Un de Wagens föhrt all' drê na de Kat hen, dar hol't ſe ſtill. Und de Lüd' de kikt je all' wet je gar ne, wat dat to bedüden hett.

Fritz ſpringt heraf vun 'n Wagen un geiht na de Kat herin.

Do ſteiht de Fru dar un weent.

Do fragt hê, worüm as ſe weenen deit.

Ja, ſecht ſe, de gnädi Herr hett dat to weten kregen, dat ſe de Nacht dar 'n Schöſtergeſell harbargt hebbt. Un nu hett ehr Mann hen kamen müßt un ſchall wat mit de Hunn'pitſch hebb'n.

Do fragt hê, wo vêl Daglohn as ehr Mann kricht.

Acht Schilling, ſecht ſe. Awer ênen Schilling mutt he afgeben, den' kricht de gnädi Herr. Un ênen Schilling mutt hê afgeben, den' kricht de Herr Köni. Dat möt ſe all' afgeben, ſecht ſe, de annern Daglöhners ut.

Ja, wo krie't ſe den Schilling denn vör, ſecht he, de Köni un de gnädi Herr?

Ja, ſecht ſe, dat wet ſe ne, de gnädi Herr hadd' dat ſecht.

Do ſett je ſik to Pêr, de Suldaten mit, un dat na den Hoff herop, vör 't Herrenhus hervör. Un grad', as hê dar kümmt, do fangt de Vagt mit de Hunn'pitſch an to haugen op em.

Fritz, de is je in ſin Mandêrung, de bölkt: Holt!

Digitized by Google

Do verfêrt hê ſik, de Eddelmann.

Fritz ritt bet heran un fragt, wat de Mann verbraken hett.

Ja, hê hett 's Nachs 'n Strôpeler in ſin Kat hatt, un dar will hê niks vun weten.

Do ſecht he to twê vun de Suldaten, ſe ſchullt afſtigen.

De ſtigt je af. De annern môt ehr Pêr anfaten.

Do ſecht hê, nu ſchüllt ſe de Eddelmann fôftein op 'n Bünnel optell'n mit de Kling'.

De Eddelmann, de jammert ſe bêſti, awer de fôftein, de mutt he weg nehmen.

Do kêhrt Fritz üm, un dat wedder hen na de Kat. Und do fôhrt ſe mit dat Kind to Kark, un do ward dat dôfft.

Fritz hett Valler ſtahn. Un denn hett he noch twê Vallern mitbröcht, 'n Herr'n un 'n Dam, de hebbt in de annern beiden Wagens ſeten. Und de Daglöhner un ſin Fru ſünd ok mitfôhrt.

As dat Kind dôfft is, do fôhrt ſe all' wedder trüch na de Kat. Und do kricht de Daglöhner 'n Büdel vull Geld. Un vör dat Kind ward ok 'n ſchön Stück Geld dal ſett as Vallergeld. Und do fôhrt de drê Wagens wedder ut 'n Dörp herut.

Op den Hoff hett Fritz 'n ganz Kumpanie Suldaten lecht, de hett de Eddelmann dat ganz Jahr öwer kôſſen müßt. —

Digitized by Google

Wilhelm Scheuermann-Freienbrink:

Großmutter verstand es besser

Ein mahnendes Wort zur neuen Trachtengestaltung

Mit großer Freude beobachten wir die Ansätze zur Wiederentstehung bodenständiger Volkstrachten. Jahrzehntelang haben wir erfahren, daß dem Absterben der Tracht nur mühsam Halt geboten werden konnte. In weiten Gebieten war trotz mannigfacher Gegenwehr keine Rettung möglich, und wenn man nach den Gründen fragt, so waren sie nicht überall die gleichen. Zuweilen hatte man zwar volles Verständnis für die Schönheit der alten Tracht, aber man trug sie nur noch als Feiertagsstaat, weil sie bei der Arbeit behinderte. Es ist wirklich nicht möglich, in einigen der noch vor hundert Jahren gängigen Frauen- und Männertrachten heute Feldarbeit zu leisten, selbst wenn sie zufällig dem heutigen Träger wie angemessen paßt. In anderen Fällen war die Herstellung an den Hausfleiß und an örtlich begrenzte Hausindustrien gebunden. Seit man es aufgegeben hatte, selbst zu spinnen, zu weben und zu färben, seit der letzte Meister, der die benötigten Flitter und Perlen machte, seine Werkstatt geschlossen hatte, war man auf den Bezug seitens einer Konfektion angewiesen, die nach alten Mustern arbeitete, aber das so erstandene Trachtenstück war zu teuer, ohne daß es, wie die alten hausgemachten Gewänder, ein Menschenleben überdauerte. Vor allem war der Sinn der Tracht ins Schwinden geraten. Bauer und Bäuerin war im liberalistischen Zeitalter kein Ehrenname mehr, und die ländliche Jugend fühlte keinen Beruf, sich bei einem Besuch in der Stadt als Angehörige des Nährstandes kenntlich zu machen. Sie gab dem billigen Allerweltsrock aus dem Warenhaus oder dem „Modeatelier" den Vorzug. So glaubten viele zu zeigen, daß sie fortschrittlich mit der Zeit gingen. Und vielleicht war das noch richtiger, als die Entwürdigung der Tracht zur Ammen- oder Dienstbotenuniform, wie sie nicht selten gerade von „Herrschaften" verlangt wurde, die ihrerseits nie eine innere Verbindung mit der Volksgemeinschaft der Schaffenden besessen oder sie verloren hatten.

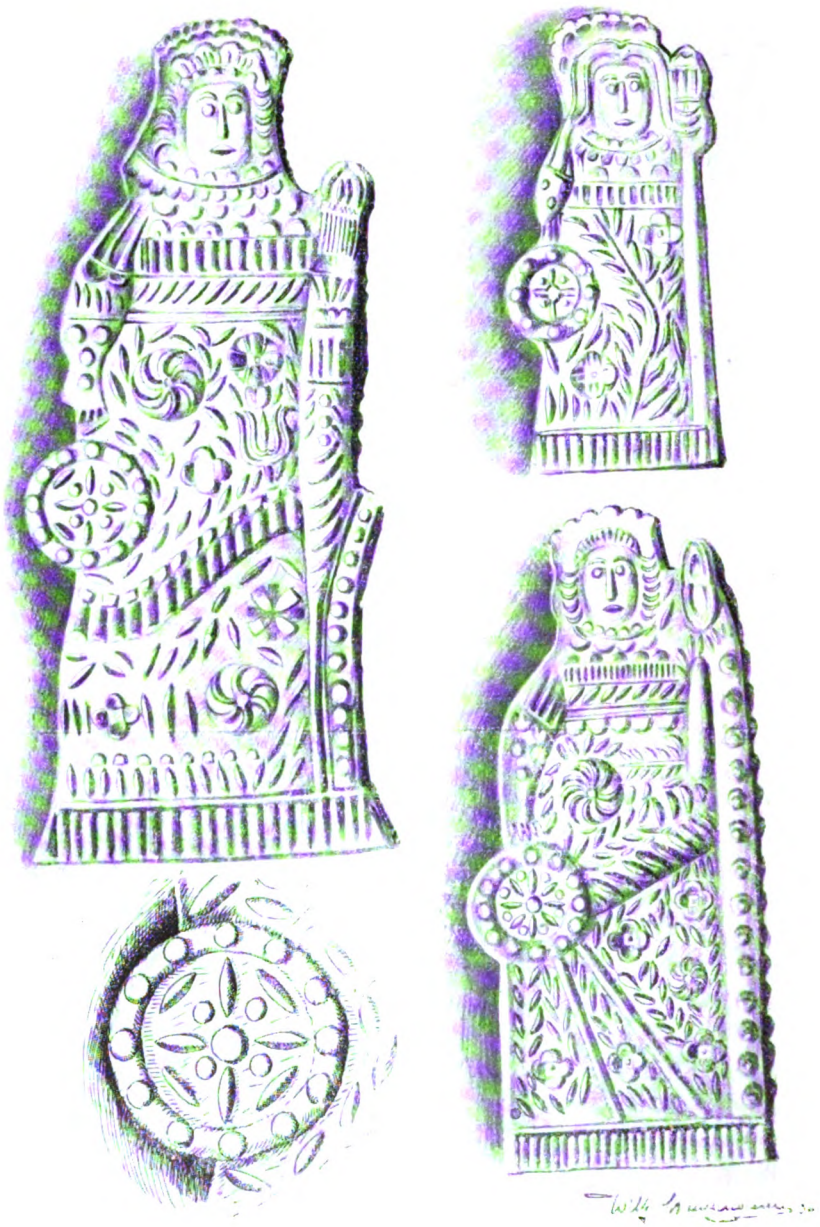
In diesen unaufhaltsam erscheinenden Verfall hat die Selbstbesinnung, zu der das Dritte Reich unser Volk wieder erweckt hat, mit einem mächtigen Ruck eingegriffen. Gerade beim ländlichen Jungvolk ist heute die Freude an der alten Tracht wieder überall lebendig geworden, und man hat ein volles Verständnis dafür, wie sehr sie der Eigenart, dem leiblichen wie dem seelischen Ausdruck der einzelnen Volksstämme und zuweilen sogar einzelner Gegenden, Täler und Dörfer angepaßt gewesen ist. Man ehrt die Vorfahren, indem man ihre Erinnerungsstücke aus der Truhe herausfucht und sie bei besonderen Anlässen, etwa beim großen Erntedank auf dem Bückeberge, vorführt. Man weiß indessen, daß sich diese Trachten, so lange sie noch lebendig waren, ständig entwickelt haben, und man sieht daher ein, daß wir nur bedingt an sie nach einem die Entwicklung unterbrechenden Zwischenraume von vier oder mehr Jahrzehnten wieder anknüpfen können. So erfreulich daher derartige Alttrachtenschauen sind, um so viel wichtiger sind die Bestrebungen, neue, zeitgemäße Trachten zu schaffen, und beide Erscheinungen gehen ja auch Hand in Hand.

Bei zahlreichen Gelegenheiten der letzten Zeit hat man einen Überblick über die werdenden neuen Trachten gewinnen können. Als ein besonders erfreuliches Erlebnis in dieser Hinsicht möchte ich unter anderen die Märkische Bauernwoche bezeichnen, die zu Pfingsten dieses Jahres in Friesack im Havel-

Digitized by Google

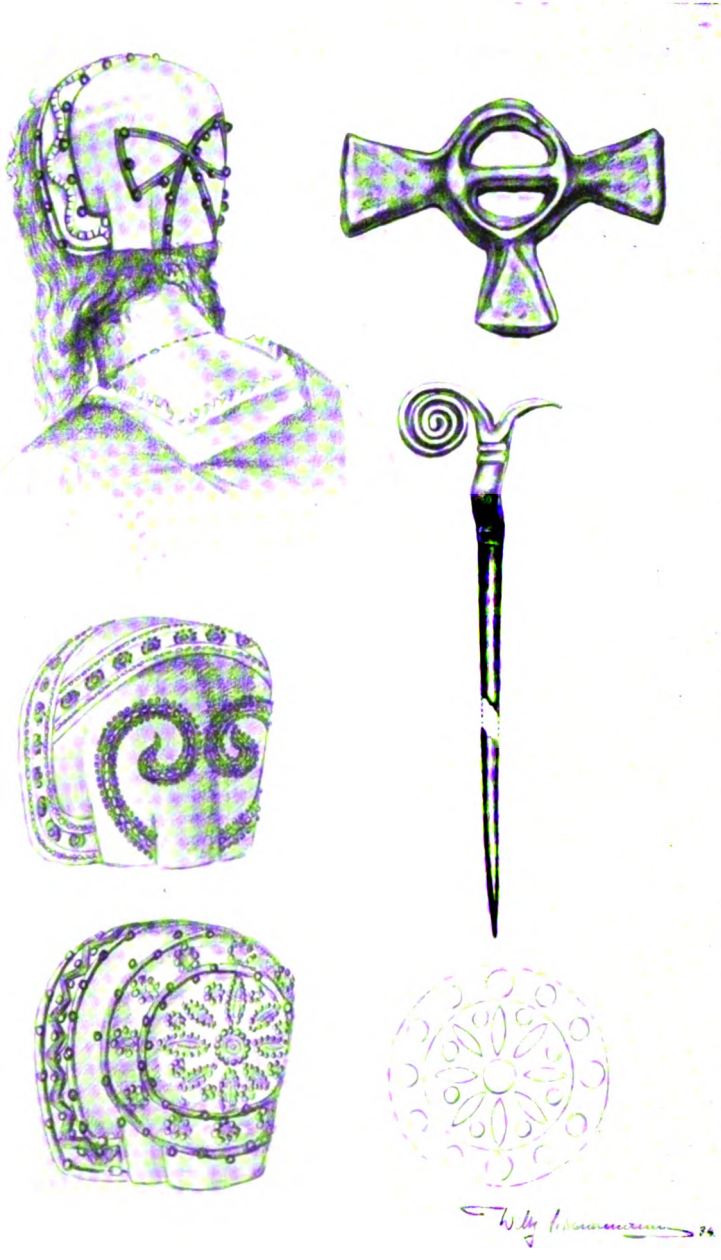
Tafel I: Gruppen von Havelländer Bäuerinnen und Jungbäuerinnen in ihrer neuen Tracht

Digitized by Google



Tafel II. Die havelländiſche Frau Harke, mit Sonnenrad, Sonnenwirbel und anderen ſinnbildlichen Zieraten auf dem Gewande. Kuchenmodel des 17.—18. Jahrhunderts aus dem Frieſacker Heimatmuſeum

Digitized by Google



Tafel III. Drei Hauben der neuen havelländischen Tracht, deren Trägerinnen es gelungen ist, unbewußt an uralte Sinnbilder ihrer Ahnen anzuknüpfen, an Zierstücke der Bronzezeit und an Frau Harkes Sonnenrad in der besonderen havelländischen Ausprägung

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lande stattfand. Gerade die Mark Brandenburg gehört zu den Gebieten, die am trachtenärmsten geworden waren. Nur an zwei Stellen, im Fläming und im Spreewald, ragen noch alte Trachteninseln in die Provinz. In dem sonst durch seine altdeutsch-kernfeste Bäuerlichkeit ausgezeichneten Havellande sind die letzten Trachten wohl vor etwa zwei Menschenaltern untergegangen, ohne eine außerhalb der Museen wirksame Erinnerung hinterlassen zu haben. Hier nun hatte der Kreisbauernführer zur Schaffung einer neuen märkischen Tracht angeregt. Als man sich am Pfingstsonntagsmorgen zum Festgottesdienste unter freiem Himmel versammelte, konnte man den Erfolg sehen. In langen Reihen waren im Vordergrund der Gemeinde die neuen Trachtenträgerinnen vereinigt, wohl zwei- bis dreihundert an der Zahl, ältere Frauen und junge Mädchen. Es wären ihrer, so sagte man mir, noch viel mehr geworden, aber es hatte sich ein Hindernis für die allgemeine Begeisterung ergeben. Da das Hausspinnen und Hausweben, vom Hausfärben gar nicht zu reden, erst allmählich wieder aufkommt, war man genötigt, die „Hauswebe-Stoffe" aus der Fabrik zu beziehen. Auf diesen plötzlichen Bedarf jedoch war die Textilindustrie nicht eingerichtet.

Die Glücklichen, die rechtzeitig zu einer Tracht gekommen waren, wurden beneidet, und dazu war auch Anlaß vorhanden. Man brauchte die Trägerinnen nur selbst anschauen, um zu sehen, daß sie fühlten, wie gut ihnen die neue Tracht stand. Trotz ihrer Einfachheit stach sie jede Modefahne aus, und trotz ihrer Gleichförmigkeit betonte sie den Wuchs und den Bewegungsausdruck jeder einzelnen Trägerin, was schon bei den lagernden Gruppen, erst recht bei den Volkstänzen auf grüner Wiesenfläche in Erscheinung trat. Die Havelländerin war mit einem Schlage gekennzeichnet. Ausländerinnen, die im modischen Promenadenkostüm völlig zwischen ihnen untergetaucht wären, hätten, in dieselbe Tracht gesteckt, sofort als nicht dazu gehörig auffallen müssen. Solche Beobachtungen führen uns am besten auf den Sinn der Tracht zurück.

Die neue Kleidung besteht, um mit dem wichtigsten Teil zu beginnen, zunächst in einer eng um das Haar geschmiegten Kappe. Am besten paßten zu der neuen Kopfbedeckung recht schöne lange Zöpfe, das brauchten nicht wir Männer den Trägerinnen zu sagen, sondern das betonten diejenigen, die es konnten, ganz von selbst. Die Tracht bestand weiter aus einem kurzen, miederartigen Jäckchen und einem bequemen, weiten, fußfreien Rock. Dieser ist auf dem hellgrünen Grund, der die ganze Tracht einheitlich stimmte, nach Art der Hauswebemuster mit breiteren und schmäleren Streifen in unaufdringlichen Farben durchzogen.

Diese Tracht erfüllt die Bedingungen, die heute in erster Linie gestellt werden müssen. Sie ist kleidsam, so daß man sich in ihr jederzeit sehen lassen kann. Man kann Sonntags Staat in ihr machen und sie Wochentags zu jeder Arbeit, auf dem Feld und in der Küche, im Stall und bei der Hausarbeit tragen. Sie ist wetterfest, ausdauernd und leicht zu waschen, nicht kostspielig, und sie bringt durch Schnitt und Farbe das Zusammengehörigkeitsbewußtsein zur Geltung, ohne zur öden Uniform zu werden, die die Tracht niemals gewesen ist. Für die Mannigfaltigkeit in der Einheit sorgen die Webemuster und die Kappen.

Diese letzteren verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Sie sind in ihrer Form genau der alten havelländischen Tracht entnommen, wie sie zuletzt noch die Großmütter der heutigen Trägerinnen gekannt haben. Sie geben die größte Gelegenheit zu unterscheidenden Merkmalen nach eigenem Geschmack, denn hier ist nur die hellgrüne Grundfarbe und die äußere Form vorgeschrieben, den Zierrat aber hat sich jede der Trägerinnen nach eigenem Entwurf aufgestickt. Sie haben gewetteifert und jede etwas besonderes zustande gebracht, so daß man eine Kappenschau hätte veranstalten können,

Digitized by Google

wobei keine der anderen ganz geglichen hätte und jede sofort als zu ihrer Herstellerin gehörig erkannt worden wäre. Sie waren so verschieden ausdrucksvoll, wie die Augen, unter denen sie entstanden waren.

Aber gerade hier merken wir, daß wir noch nicht ganz auf dem rechten Wege sind. In der alten Landschaftstracht sind es auch immer nur gewisse Teile, die das einzelne Stück aus der im übrigen geltenden und vorgeschriebenen Einheitlichkeit herausheben, etwa der gewirkte Bandsaum unten am Rock, oder das „Vorsteckerle", welches das Mieder vorn schließt, oder die Stickerei der Kappe. Aber immer sagen uns diese Schmuckteile etwas, und zwar reden sie in der Sprache der Jahrtausende. Sie haben uns Sinnbilder aufbewahrt, deren Geltung bei unseren nordischen Ahnen wir bis in die Bronze- oder sogar bis in die Steinzeit zurück verfolgen können. Freilich sieht das mit wissendem Auge nur der Fachgelehrte, aber das ist ja gerade das Wunder: die Großmütter dieser heutigen Trachtenstickerinnen hätten den Zusammenhang auch nicht erklären können, und doch wußten sie ihn im Unterbewußtsein. Sie verloren sich niemals in tändelnden Zierrat, immer sprach in ihren Entwürfen das Sinnbild mit, das uns seit Jahrtausenden im Blute steckt.

Seither sind dann zwei deutsche Geschlechterfolgen aufgewachsen, denen die Sprache des Sinnbildes so entfremdet war, daß wir zu so abscheulichen „rein dekorativen" Veräußerlichungen entarten konnten, wie dem berüchtigten Jugendstil. Es wäre ungerecht, der heute erwachsenden Jugend den Vorwurf zu machen, daß sie auf diesem Gebiete nicht mehr Verständnis hat, als die Leute, die ihnen als Lehrer gesetzt waren.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die Kappen zu einer Schau zusammengestellt hätte, so hätte die Mehrzahl der mit so viel Liebe gestickten und gewiß nach landläufigen Begriffen recht geschmackvollen Dingerchen übel bestanden. Es waren eben wirklich nur rein ziermäßige Formen, so wie sie das Stickmusterbuch und die Modezeitschriften seit langen Jahren in öder Erfindungslosigkeit aufwärmen und abwandeln. Dennoch brauchen wir die Betrachtung nicht mit dieser Feststellung zu schließen. Sondern es ergab sich, daß eben doch noch mehr in unserem Blute schläft, als die meisten von uns ahnen. In vier Fällen ließ sich erkennen, daß die Herstellerinnen der Kappenstickereien auf Motive verfallen waren, die ihren Großmüttern alle Ehre für die getreue Bewahrung des Ahnerbes gemacht hätten. Zwei hatten die uralte arische Sonnenspirale in wundervoller Ausbildung auf diese Kappe gesetzt, die ursprünglich doch nicht umsonst die Sonnenhaube geheißen und in vielen deutschen Landschaften diesen Namen bis heute bewahrt hat. Sie erklärten mir, daß sie es ganz unbewußt und ohne fremde Anregung getan hatten. Wie sie dazu gekommen waren, wußten sie nicht, und das ist das Richtige. Noch erstaunlicher waren zwei andere Kappen, deren eine das bis in die Bronzezeit zurückgehende dreischenkelige „Eiserne Kreuz" aufwies, während die andere das Sonnenrad ausgerechnet in der Form, wie es als Beizeichen der Frau Harke im Havellande auftritt, gewählt hatte, wobei sie ganz überrascht war, daß man in ihrer „Spielerei" mehr sah, als sie sich selbst dabei gedacht hatte. Das Kind, welches das Himmel- und Hölleſpiel auf das Pflaster zeichnet, denkt sich dabei auch nichts, weiß nicht, daß in diesem Augenblick viel tausendjähriges Blutserbe der nordischen Ahnen in ihm wach wird, und daß es eine Erinnerung an die Trojaburgen der versunkenen Vorzeit erlebt, von denen ihm von tausend Erwachsenen kaum einer Kunde geben kann.

Immerhin, vier auf zwei- bis dreihundert, das ist eine magere Ausbeute. Sie zeigt, wie sehr die Schulung noch mangelt, die nötig ist, um mit unseren neu erstehenden Volkstrachten an die alte Überlieferung würdig anzuknüpfen. Diese Beobachtung wird man allgemein bestätigt finden, und hier gilt es, mit sachgemäßer Aufklärung noch viel nachzuholen.

Digitized by Google

Johannes Linke:

Das Brot

Ein Erntechor

Rodung

Gott vergelt es den Männern,
Die unſern Acker der Wildnis entriſſen
Tauſend Jahre vor dieſer Zeit.
Unſere Ahnen ſind ſie:
Wir hüten ihr Erbe.

Kriegriſche Siedler kamen vom ebenen Land,
Wo ſie die Enge austrieb, und der Drang
Nach Wundern und Taten.
Wald war, wohin ſie wanderten,
Dem Wolf gehörig, und im Geſpreng
Dem Bären und ſeiner Zucht.
Im Wipfel thronte der ſegelkundige Geier;
Zwiſchen den Riegeln
Wand ſich Schlange und Molch.
Nie zuvor trat ein Mannsfuß
Den üppigen Grund in Wildnis und Wald,
Der ſich unendlich über Halden und Berg,
Täler und Schluchten wuchernd verjüngte.

Im Wildwaſſer wateten ſie und hieben ſich Wege
Mitten durch Dickicht und wirres Geſtrüpp,
Umſchlichen das Moor und erklommen den Fels,
Bis ſie am Sommerhang eine Mulde fanden,
Einen brunnreichen Fleck,
Der ihren Kindern zur Heimat taugte.

Genügſam wie das Tier im Wald,
Das ſich die bittere Wurzel zur Speiſe ſucht
Und das verfallene Laub zur Liegeſtatt,
Zäh und geduldig begannen ſie,
Die erſten Männer am Berg,
Ihren mühſamen Dienſt.

Stämme umſtanden ſie. Aſtwerk und Laub,
Wipfel und Kronen verbargen das Sonnenlicht
Und die Wolken am Himmel.
Riegel fanden ſie, Fels und Geröll
Und die Rieſennattern der Wurzeln
Im ſpärlichen Grund.

Digitized by Google

Sie gingen mit friedlichen Waffen
Mühselig mutig zu Werk.

Sie gruben die Wurz aus dem Grund,
Trieben die Art in das Holz,
Rissen mit Seil und Kette
Den Stamm zu Boden.
Blöcke wühlten sie aus dem Land
Und zertrümmerten sie und schleiften die Brocken
Gegen das Tal und häuften die Steine zur Mauer.
Sie faßten den wilden Quell
Und schürten das Feuer unter Stauden und Kraut.
Um ihre Rindenhütte
Schwelte der Brandgeruch.
Traumlos ruhten sie nachts in kurzem Schlaf
Auf ihrem Lager von Farn.

Aber ehe der Winter vom Grat in das Tal drang,
Standen die Männer frei unter Sonne und Windflut,
Lobten Gott und die Kraft des Mannes,
Knieten nieder und berührten voll Demut
Ihren steinreichen, aschengedüngten Grund,
Ihr Eigentum,
Und schöpften mit beiden Händen
Die braune Erde.

Acker

Lehm klebt dem Bauern am Schuh,
Wenn er im späten Jahr,
Leicht zur Erde geneigt,
Das Leitseil fest in der Hand,
Hinter dem Pfluge schreitet,
Die Ochsen treibt, und mit den Fäusten die Schar
Tief in den Boden drückt,
Der sich in dunklen Schollen entfaltet.

Hart lenkt er das stählerne Schiff,
Das der Schmied im rauchlosen Feuer
Wölbte und schärfte,
Zu Land auf gerader Bahn,
Und wo er fuhr, wirft die Erde
Mächtige Wellen voll dunklem Glanz.
Schon ahnt der Pflüger im tätigen Traum
Darüber die goldenen Wogen des Korns.
Denn er gräbt das lebendige Gold,
Das nährt und wächst und Wachstum bewirkt.

Digitized by Google

Der Bergmann, der in die heißen Tiefen taucht,
Die Schätze der Erde im Schacht erschöpft,
Erz und das tote, heillose Gold
Oder das edle Gestein und den zu Kohle
Verwandelten Urwald der Vorzeit:
Mit jeder Schaufel,
Die er gefüllt zu Tage fördert,
Beutet er aus und entwendet
Und mindert den Reichtum im Grund.

Aber der Pflüger verwandelt ihn nur.
Er lockt die ewige Urkraft,
Die kein Ende nimmt und sich nie erschöpft,
Aus dem Dunkel ins Taglicht.
Er reißt das Land mit der blanken Schar
Aus dem dumpfen Schlaf
Und wendet die Tiefe zu Sonne und Wind.

Aussaat

Ruhigen Schwungs,
Wie Gott seine Sterne
Allnächtig neu in den Himmelsacker wirft,
Streut aus gefüllten Händen der Säemann
Die Körner ins wartende Land.

Mit toten Wesen
Hat er die hungrigen Gründe gespeist
Und mit Verwestem die magren gemästet,
Die rauhe Scholle geschlichtet
Und mühvoll den Boden bereitet,
Daß nun der Same,
Den er aus prallem Fürtuche schöpft,
Ein nährsames Heim in der Erde finde.

Denn er liebt das Korn,
Das er nun, da die Gipfel mit Schnee verschüttet
Und die Wälder von Nebeln durchraucht sind,
Mit vollen Händen an seinen Acker verschwendet.
Er hat es erspart und erkoren,
Und lieber leidet er Mangel
Wochenlang und begnügt sich mit spärlicher Kost,
Als daß er das Saatgut
Vermahle und backe,
Das ihm im künftigen Sommer,
Dreißigfältig zu Frucht gereift,
Im Erntesegen jahrlange Nahrung gewährt.

Digitized by Google

Jedes Körnlein iſt ihm ein koſtbares Gut.
Mag ſchon das eine oder das andre
Auf Steinen verdorren
Oder den hungrigen Vögeln
Willkommenes Futter ſein:
Er muß die Saatfrucht,
Die Gott ſeinen Händen anvertraute,
Sparſam bemeſſen,
Denn Äcker ſind nicht wie der Wald,
Der verſchwenderiſch wuchert
Und erſt in hundert Jahren ſich ſelbſt erneut.

Vielleicht, daß von tauſend Kernlein der Tanne
Ein einziges keimt und eine Weile
Im Dickicht wächſt,
Bedroht von Schatten und Dürre, Tier und Geſtrüpp,
Und unter tauſendmal Tauſend
Samen nur einer zum Baume gedeiht,
Indeſſen die andern
Verweſen, verwehn und verdorren
Oder den Tierlein im Walde
Zur Speiſe dienen,
Denn unermeßlich iſt der Reichtum des Schöpfers.

Wenn aber der Bauer den Samen zu Grund ſinken läßt,
Dann muß er weiſe zu Werke gehn
Und jedes Körnlein ſorgſam behüten,
Denn ſeine Scheunen ſind nicht wie Gottes Speicher
Ohne Mauern und Dach.

Er ſtreut ſeine Saat in den wohlbereiteten Acker.
Dort mag ſie ſtill unterm Schnee
In erquicklichem Winterſchlaf ruhn,
Aus dem ſie gekräftigt zur rechten Zeit
Ins ſtrahlende Frühlingslicht aufwacht.
Er hat gebaut: Nun muß er vertrauen.

So gibt er die letzte Handvoll Korn
In Gottes Obhut.

Wetterſegen

Nun, da es Abend wird und die Amſeln im Laubdach
Schläfernd voll Wohllaut flöten,
Rufen die Glocken, in plötzlicher Brandung
Voll Flehn und Beſchwörung zuſammenbrauſend,
Den himmliſchen Segen auf unſere Heimatflur.

Digitized by Google

Da tritt der tagmüde Bauer
Über die Schwelle vor seine Tür.
Barhäuptig kommt er, daß nichts seine Seele von Gott,
Nichts seinen Acker vom Sonnenlicht trenne,
Lauscht ins Geläute und wirft sein Gebet
Mit in den Glockengesang,
Der seinen Feldern die Saat
Und seinem Tische den Brotlaib schirmt.

Die Uralten wissen, die vor ihrem Leibtum
In ewigem Feierabend müd auf dem Bänklein hocken,
Wieviele Not die Frucht gefährdet,
Wenn Gottes Gnade nicht überm Dorfe schwebt.
Manch liebe Saat ist unter verknöcherter Schneewaht
Ausgewintert, und manche kornvolle Ähre
Ist im Kote verfault.
Sie kennen den Tag, da die Lüfte erhitzt
Unruhig atmen
Oder die gelbe Wolke anschwillt,
Hagelträchtig,
Sturzregen das Korn in der Blüte zerschlägt.
Sie denken zurück, wie im spröden Glutlicht
Der Halm unzeitig gilbte,
Die Wurzel im trockenen Grund
Durstig verdorrte.
Wahrlich, der Widersacher geht allenthalben
Über die Felder und stört das heilige Werk.

Ehedem standen Hirten am Grat,
Zauberkundige, wo er die Täler scheidet,
Und jagten unter zerrissenem Ahorn,
Erregt, wenn der Wolkenbaum wuchs
Und Blitze schüttelnd der Wind durch seinen Wipfel stieß,
Ihren Atem mächtig ins Wetterhorn
Gegen das unheildrohnde Gewölk,
Daß dann ihr eherner Ruf
Wie Wolfsgeheul im brennenden Wald,
Den Himmel erschütternd, übers Gebirg fuhr.
Darauf, erzählen die Alten, sei das Gewölk
Jähe gewichen und auf dem Wege,
Den es genommen, zurückgekehrt;
Die Schwalben aber, die eben bestürzt
Hinjagend die Schwüle durchzuckten,
Seien besänftigt
In ruhiger Flugbahn ums Dorf gesegelt
Und weithin durch kühlere Luft
Übers verschonte Feld.

Digitized by Google

Kornblüte

Buntblütig nicht
Zur Freude des gaukelnden Falters
Wie die Blume, die feurig im Garten,
Im Wiesgrund oder am Bach
Ihr leuchtendes Fähnlein aufzieht,
Bienen verlockend,
Blüht auf den Feldern das Korn.
Kühl und ins Innre gekehrt,
Spröde in Grannen,
Den tanzenden Tierlein verschlossen,
Mücken und Hummeln,
Denn alles gilt ihm die Frucht,
Die sich im Geheimen bereitet,
Aber wenig die Lust.

Die farblosen Kölblein stehn
Offen einzig dem Wind,
Dem allumwehenden,
Der vom Gebirge kommt,
In den Wäldern braust
Und über Halden dahinspringt
Tanzend und herrlich.
Leicht biegt sich, wenn er dahinfährt, jeglicher Halm,
Und es hebt ein Rauschen an, und es streichen Wellen
Weit wandernd durchs sanft berührte Meer
Der Halme, das sich wiegt und erschwillt
Und aufgewühlt wird oder leis
Unterm Wehen atmet,
Wenn mächtig im Hauche des Schöpfers
Goldschwaden die silbern wogende
Halmflut bewölken,
Aufsteigen wie Rauch, und sich niedersenken
Zu jeglicher Ähre.

Herb ist der Duft, der dem Kornfeld entsteigt.
Kein Tröpflein Saft oder Honig
Perlt hier im Kelch.
Bitter schmeckt die Blüte des Korns,
Denn die Erde spart ihre Süße
Einzig fürs Brot.

Und trotzdem: noch immer hat
Der Boden Kräfte und Raum
Für wildes Gewächs,

Digitized by Google

Das nur ſich ſelber zur Freude
Nutzlos wuchert,
Ackerwinde und Diſtel,
Rade und Mohn.

So ziehen Kinder dahin auf dem ſchmalen Rain
Von Halmen umwogt, das Haar voll Wind,
Spielen und ſingen,
Den bunten Strauß in der Hand
Oder feſtlich die Stirne bekränzt
Schon vor der Ernte.

Ernte

Der Halm ward falb.
Granne und Korn ſind vergilbt.
Von Ähren ſchwer überhängt
Iſt der Feldrain.
Goldflammend brennen
Die reifenden Felder im Widerſchein
Der Sonnenfackel, die rot und voll Feuer
Überm Gebirg ſchwingt,
Aus deſſen waldblauem Hang
Der Kornſtrom quillt,
Sich in die Täler ergießt und die Halden beſpült,
Den Grund überſchwemmt und weithin die Ebene durchflutet.

Am hellen Abend klingt
Und unter den erſten Sternen zur Nacht
Stählernes Dengelgeläut
Zum unbewölkten Gewölb
Durchs Dorf und über die Fluren.

Demütig neigt
Sich jede Ähre vorm Schnitt,
Wenn am taureichen Morgen durchs Dickicht der Halme
Die blitzende Senſe fährt
Und die geflochtene Wachel
Schwade um Schwade faßt,
Der Wetzſtein mit dem ſchartigen Stahlblatt
Frohlockend zwitſchert
Und Bäurin und Mägde glühend in Sonne und Blut
Die raſchelnden Büſchel erraffen,
Mit ſtröhernem Seil
Die Garben binden.

Digitized by Google

Es ſtehn die Heere der Mandl
Mit hängenden Ährenhäuptern
Zur Ernteſchlacht auf den Stoppeln
Gewaltig als Wächter im Glied,
Bis die Körner in Hitze und Wind
Den Saft ihres Wachstums verloren,
Der Bauer die Roſſe ins Kumt ſchirrt
Und der Knecht an die Leitern den Wiesbaum bindet.

Da ſtürzen die Zelte von Stroh
Unterm Arme der Magd.
Die Gabel greift in die Garben, und übermächtig
Befrachtet wächſt das Gefährt
Kunſtreich getürmt
In golden gemauerter Laſt
Der tauſend und tauſend Halme
Zu einer Burg, die der Wiesbaum als Firſt
Bindet und krönt.

Mit heiligem Brote beladen
Steht nun das Fuhrwerk,
Das wie ein ſchamhaftes Herz
Seine Fülle ſpröde verbirgt
Und den Reichtum nach innen kehrt.

Dann aber beginnt in ruhig ſchwankender Fahrt
Der Wagen heimwärts zu rollen.
Was gilt es ſchon,
Wenn er von ſeiner Ladung
Hundert Halme verliert,
Die ſich im Aſtwerk zu Seiten des Wegs
Loſe verhängen,
Leicht wie die Wildſpur im Schnee
Die Fährte des Korns vom Feld bis zum Hofe
Dem Wanderer zeigen.

Mit dem entſchlungenen Seil
Donnert vom Strohdach des Wagens
Der Wiesbaum zur Tenne.
Von der ſchwindenden Fuhrlaſt
Rauſcht das reſche Getreid auf den Kornſtock,
Der ſchwer vom Segen beſonnter Erde
Im Stadel ſchwillt,
Der immer ſteiler von neuen Wagen erhöht wird,
Die bis zur letzten Garbe
Die Felder leeren.

Digitized by Google

Nun iſt ein Jahrwerk vollbracht, und der Bauer hat
In friedlicher Feldſchlacht geſiegt,
Aber dem Sieger ziemt
Ruhe und Übermut nie.
Im Überfluß ſeiner Scheune
Steht er voll Demut und Dank;
Dann aber reißt er den angeroſteten Pflug
Aus der ſchattigen Schupfe
Und geht erneut in den Kampf
Um die Erde.

Ährenleſer

Nicht bis zum letzten Halme,
Ihr Bauern, räumt eure Felder rein!
Denn in den Hütten wohnen heute wie je
Die Armen, die weder Senſe noch Pflug
Zu eigen haben.
Die leiden Hunger wie ihr und müſſen auf fremder Flur,
Auf Gottes eigenem Grund
Ihre Ernte halten.

Wie Vögel in Schwärmen vom Himmel
Sich niederſenken auf das gehauene Feld
Und an dem Körnlein, das aus der Ähre fiel,
Sich ſättigen, unverwehrt,
Und wieder in zwitſchernder Wolke
Dankſingend weiterziehn und auf anderem Grund
Sich niederlaſſen:
So kommen, ihr Bauern, bedürfnisarm
Die Hungrigen auf eure abgeernteten Felder
Und leſen nach, was ihr von der Fülle
Am Boden vergeſſen.
Armut beugt ihren Rücken zur Erde,
Die ihre Mühe nur kärglich lohnt,
Denn das Büſchel, das ihr mit einem Hieb
Der Senſe in eure Arme rafft,
Iſt ihre Ernte nach einem hitzigen Tag.

Zieht nicht zu ſtrenge, ihr Bauern,
Den Rechen über den Stoppelhang,
Daß den Bedürftigen
Die Not nicht zu hart, und der Brotlaib nicht bitter werde!

Digitized by Google

Ausdrusch

Polternd dröhnt es durchs Dorf, wenn im Herbſt
Unter dem Fall der Driſcheln
Das Korn aus den Ähren ſpringt.
In gleichmäßig hartem Takt fällt das eichene Holz
Auf die Lage von Stroh und befreit
Die Körnlein aus Hülle und Grannen.

So taucht der Sinn aus den Hülſen des Worts —
So ringt ſich das Weſen
Unter den Schickſalsſchlägen
Aus dem tagtäglichen Tun.
Wenn uns die Driſchel der Not und des Leidens
In hartem Niederfall trifft,
Bricht aus vergänglicher Spreu
Das Echte, das Reine.
Grannen tun not, und die Schalen
Hüten das Körnlein, das unbeſchirmt
Verdorren müßte, ehe es reif,
Wenn es im ſtröhernen Bett nicht geborgen ruhte
Wie unter Wimpern das Auge.

Nun aber iſt ihre Zeit vorbei.
Mit Poltern und Sturm lärmt der Spätherbſt
Durch Tenne und Hof
Und reißt die Spelzen vom Korn.

Wie übers blühende Ährenfeld
Muß durch den Stadel ein Brauſen gehn,
Daß ſich nach Schlag und Geklopf
Im leichten Mühlwind die Brotfrucht klärt
Und die Spreu wie beizender Staub
Hin über die Tenne zum offenen Tore hinausweht.

Da blinkt nun den Bauern zu Wintersbeginn
Der Reichtum des Jahres an,
Und es rinnt ihm die kniſternde Flut
In leichtem Gerieſel
Zwiſchen den kaum geſpreizten Fingern,
Wenn er mit hohlen Händen
Das Korn aus dem Haufen ſchaufelt,
Darin er kniet,
Und den ſtraff gewobenen Sack füllt.

Dann ſchleppt er gebeugt, aber ſtark,
Die Laſt ſeines Ackergoldes

Digitized by Google

Über den Hof und die knackende Stiege
Zum Kornboden auf,
Und während verfrühte Flocken
Auf Rauchfang und Firstschindel fallen,
Häufen sich Hügel von lauterm Getreide
Unter dem Walm.

Mühlwerk

Wasser tränkte den Grund,
Eh der Bauer die Saat in die Erde senkte,
Schnee lag über dem Feld und sickerte schmelzend
Zu den Wurzeln hinab,
Regen erquickte das Land, und in der wolkenlosen
Dürftigen Zeit labte der Tau
Blättlein und Halm.

Unter Feuchte und strömender Nässe
Gedieh das Korn.
Unter dem Werke der Wasser
Erstirbt der Same.

Rumpelnd bebt das Gebälk, und im Umlauf des Rades,
Das von Nässe trieft und besonnten Tropfen erflimmert,
Zittert der alte Bau.

Wahrlich, erfindungsreich sind die Männer,
Die am Berghang gebaut und mit Stürmen und Erde
Ruhelos kämpften,
Die das Wasser gezähmt und die stürzende Flut
Ins Bachbett banden
Und seine mühsam gebändigte Kraft
Dem Werke dienstbar aufs Mühlrad zwangen,
Wo es mit seinem uralten Trotz
Unendlichen Segen stiftet,
Die Steine antreibt und das häutige Korn
Knirschend zermahlt.

Schäumend und brausend in die gezimmerte Rinne
Und auf die hölzernen Schaufeln des Rades
Wirft sich der Bergbach,
Der aus dem Moosbrunn im Hangwald
Vielstrahlig quillt,
Gesammelt dem Tale zudrängt,
Die Weide durchschwillt, wo der Jungstier grast,
Im Wiesental natterhaft spielt,

Digitized by Google

Bis ſich ſein Übermut endlich
Von feſten Händen gefangen
Dem Menſchen fügt
Und er das Mühlwerk treibt,
Wo grau das Korn in den Trichter rieſelt
Und als ſtiebender Schnee
Unter dem Mahlſtein hervorquillt.

Nimmermehr wird das Getreid
In der Erde keimen,
Blühend im Halme ſtehn und Körner bewahren.
Unbändige Erdenkraft
Und bindender Menſchenwille
Haben ſein ſtrotzendes Leben zerdrückt,

Aber an manch liebem Tag
Wird es Kinder erquicken und Hungrige nähren,
Dürftigen Troſt ſein, und neue Kraft
In Händen und Herzen erwecken.

Backtag

Zur Morgenfrühe ſchon im ſpärlichen Licht
Knetet die Bäurin mit nackten Armen
Das ſchneeige Mehl mit dem Waſſer vom Hofgrant
Kräftig zum weißen Teig,
Schüttet, nachdem er geſäuert
Und mit der Gabe der Wieſen
Sparſam gewürzt,
Salz aus dem Berg
Und läßt ihn dann in der Ahornmulde
Ruhn wie das Kindlein im Bett,
Das ſtill unter weißen Polſtern
Atmet und wächſt.

Von der geheimen innewohnenden Kraft
Emporgetrieben regt ſich und gärt,
Schwillt und wölbt ſich der Teig
Als ein trächtiger Tierleib
In ſeinem hölzernen Haus.
Bis ihn die Bäurin packt und zerreißt
Und ins Körblein ſchmiegt, das ihm Halt und Geſtalt leiht.
Dann drückt ſie leicht mit dem eichenen Model
Die Zeichen des Heils in jeden gewölbten Laib
Zu Schutz und Segen.

Digitized by Google

In der Höhlung des Herds
Glimmt und schwelt schon das Backwit,
Quillt der silberne Qualm
In dicken Schwaden durch Mauerritzen und Tür,
Denn wieder wie übers reifende Feld
Muß um den Teig im engen Gewölb
Die sengende Hitze streichen.
Eh es zur Speise taugt,
Muß das Korn mit dem Wasser und Salz
Das treibende Feuer bestehn.

Vermischt mit dem Holzruch
Duftet im Ofen das Brot,
Birgt sich wie Bäume im Wald
In braune Rinde,
Atmet, regt sich und schwillt,
Wächst und erhärtet.
Nun sind die Brote gar, sind locker und mürb.
Rasch fährt das Buchenholz ins heiße Gehäus
Und reißt das Backwerk ans Licht.
Unter dem feuchten Strohwisch
Knistert und dampft es auf.
Schwitzend glänzt es die Bäurin an.
Mag nun der Frost die Gefilde fesseln:
Rund, und knusprig gebräunt
Prunkt auf dem mehlweißen Brett
Der heilige Brotlaib.

Mahl

Dunkel und rund wie eine reife Frucht
Liegt in der herdwarmen Stube
Das Brot auf dem Tische.

Fruchtkahl starrt jeder Baum,
Unbelaubt, und kein Korn und kein Kernlein mehr
Klappert in dürrer Rispe.
Es schwanken die nackten Dolden
Vom Winde entbeert im Gestäud.
Kraftlos verwesen die Halme
Braun unterm Schnee.

Aber die Ernte des Felds
Liegt hinter eisverkrusteten Scheiben
Duftend in Lade und Truhen
Reichlich gehäuft.

Digitized by Google

Wo doch der Star,
Schwalbe und Vögel des Walds
Mittäglich wärmerem Land
Nahrung ſuchend entgegenflogen!
Häslein und Hirſch und das hungrige Reh
Den Harſch von den Wurzeln ſcharren
Und auf der Suche nach kärglicher Koſt
Die bitteren Rinden benagen!

Jegliches Weſen in Wald und Gebirg
Muß Mangel leiden und findet im Schnee
Kaum mehr das ſpärlichſte Futter —

Doch in den Bauernſtuben
Liegt unterm Heilandsbilde im Eck
Auf dem Tiſche, den der Vorfahr gebaut,
Das Hausbrot zum Mahl bereit.

Hier ſaßen Eltern und Ahnen,

Und Enkel werden hier einſt,
Mit den Abgeſchiednen vereint,
Vor dem Brotlaib ſitzen
Und hungrig vom Tagwerk dem Hausvater zuſchaun,

Der fromm, wie 's der Brauch heiſcht,
Mit ſchweren Fingern das heilige Kreuz
Über die braune Rinde ſchreibt,
Eh er das Meſſer anſetzt,
Die Gottesgabe zerteilt
Und Keil und Scheibe
Den Knechten und Kindern darreicht.

So ſitzen auch heut,
Da der Sturm in den Rauchfang brüllt
Und der Schnee die hölzernen Hütten vermauert,
Bauern und Hofgeſind
Am brotbeladenen Tiſche
Und eſſen bedächtig und ſchweigſam
Biſſen für Biſſen den Vorrat des Sommers,
Tupfen ein Krümlein auf,
Neigen ſich ſtill vor dem Herrn und der Speiſe
Und danken im heiligen Gebet
Dem Vater im Himmel.

Digitized by Google

Gabe

Ob im Märzen der Schnee in den Gründen ſchmilzt:
Auf deinem Tiſche liegt Brot!
Ob Ernteſonne das Land überglüht:
In deiner Truhe liegt Brot!
Ob herbſtlich das Laub von den Äſten fällt:
In deiner Lade liegt Brot!
Ob der Winterfroſt die Gefilde verſchließt:
In deinen Händen liegt Brot!
Jahraus, jahrein, bei Arbeit und Raſt
Hältſt du das liebe Brot im Haus,
Das du dir bauteſt, das Gott dir gab.
Du biſt der Erbe des Ackers,
Der dir zuteil ward und dir doch nicht gehört.
Denn er iſt der Ahnen, von denen du ſtammſt,
Er iſt der Kinder und Enkel,
Er iſt des Volks, das dich hegt und bewahrt.

Digitized by Google

Otto Weber-Krohse:

Friedrich Wilhelm, König in Preußen

(Schluß.)

So war auch seine „Auffassung von Obrigkeiten". Die Verwaltung war dazu da, dem Volke zu dienen, es zu ernähren und zu mehren. Hier galt ganz unbedingt sein schöner und klargesprochener Grundsatz: „Menschen achte ich vor den größten Reichtum." Die Bevölkerung wiederum war dazu da, diesen Staat zu verteidigen oder aber ihn in der Fruchtbarkeit seines Bodens zu heben. So kannte er nur drei Berufe: den Soldat, den Landwirt und den Beamten, aber eigentlich nur die beiden ersteren (und er verstand von beiden Berufen gleichviel) waren in seinen Augen das tragende Fundament des Staates. Die Beamtenschaft und das Gewerbe waren mehr die Mittelfunktionen, die dafür da waren, daß der Landwirt und der Soldat auskommen konnten und Rückhalte hatten. Aber er hätte natürlich niemals einen Stand nur als solchen und für sich gesehen. Er übersah von seiner Warte aus den ganzen Staat, er fühlte sich legitimiert, in jeden Winkel dieses Staates hineinzuleuchten. Da er ja nur wiederum Gottes Statthalter war, maßte er sich auch jedes Recht an. Er war sich bewußt, daß Menschen den größten Reichtum ausmachten, also war er auch berechtigt, von sich aus Ehen anzubefehlen und er hat viele durch seinen Befehl geschaffen. Aber er sah in seinen Gesetzen zugleich seine eigene Schranke. Es wäre ihm niemals eingefallen, sich selbst oder irgendeinem, den er gern hatte, eine Ausnahme zu bewilligen. Als einst ein weitherumgekommener Abenteurer, ein gewisser Clement, wegen Diebstahls (und auf Diebstahl stand bei ihm ohne weiteres der Tod) in Verbindung mit einigen betrügerischen Machinationen verurteilt wurde, ritt er nach Spandau herüber, um sich von ihm berichten zu lassen, wo er gewesen sei und was er alles zu erzählen hätte. Und Clement wußte viel und interessant zu erzählen. So lehrreich waren seine Berichte, daß Friedrich Wilhelm zwei Wochen hintereinander täglich nach Spandau ritt, um sich belehren zu lassen. Kein Wunder, daß Clement ihn um Begnadigung anging, der König hatte ja die Macht dazu. Aber dem König, der mit einer einzigen Ausnahme niemals in seinem Leben ein Urteil verschärft oder gemildert hat, fiel es gar nicht ein, von solchen Rechten Gebrauch zu machen. Und so verabschiedete er sich denn von Clement mit dem bezeichnenden Spruch: „Wenn ich dich retten könnte (!), so machte ich dich zum Geheimen Rat, so aber muß ich dich leider rädern lassen." Und so geschah es anderen Tags.

Nur wer versteht, daß dieser König ganz einfach in jedem Urteilsspruch ein Faktum sah, das er nicht umstoßen könne, ohne zugleich sehr viel mehr umzustoßen, kann auch den Konflikt zwischen ihm und seinem ältesten Sohn verstehen. Und wer diesen Konflikt versteht, wird dem König und Vater in allen entscheidenden Fragen rechtgeben müssen. Es ist nicht nötig, daß hier

Digitized by Google

die ganze Tragik dieser Affäre nochmals aufgerollt wird. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn war schon damals eine alte Geschichte für das Hohenzollernhaus. Wir haben ja gesehen, wie schlecht sich der König selbst mit seinem Vater gestanden hatte und zwischen diesem Vater, dem späteren Friedrich I., wiederum, und dem Großen Kurfürsten hatte es noch ernstere Zerwürfnisse gegeben, bei denen der Prinz geflüchtet war, auf der Flucht eine geheime Ehe geschlossen hatte und was dergleichen Abenteuer mehr waren. Es kann auch kein Wunder sein, daß zwischen dem spröden, in sich verschlossenen, sich selbst immer aufs neue auf Härte drillenden Friedrich Wilhelm, der (auch wenn er in seinen Mußestunden Soldatenbilder malte) doch ein unkünstlerischer Mensch war und dem Sohn, in dem viel mehr welfisches und oranisches als hohenzollernsches Blut lebte, der eine Sophie Dorothee zur Mutter, eine Sophie Charlotte und eine Luise Henriette als Vorfahrinnen hatte, ein naturgegebener Gegensatz bestand. Der Vater haßte das Französische, der Sohn war davon begeistert, weil er nur über Frankreich und über das Versailler Rokoko die Kunst erreichen zu können glaubte. Der Vater ging auf in Dienst und Reglement, der Sohn manierte ein intellektuelles Getue, „Bleckscheißerei", wie „der Alte" es nannte. Es braucht uns alles nicht sehr zu rühren, wir können unsere Sympathien verteilen wie wir mögen. Aber dann kommt dieses Katteſche Fluchtprojekt. Der Kronprinz, der im letzten Augenblick ergriffen wird, ist immerhin schon 18 Jahre. Er ist Offizier.

Es kann nicht der mindeste Zweifel daran sein, daß, wenn das unter dem Vorsitz des Generals Grafen von der Schulenburg zusammengetretene letzte Kriegsgericht nicht nur gegen Katte, sondern auch gegen den Kronprinzen auf Tod erkannt hätte, der Vater dieses Urteil vollstreckt haben würde. Nirgends tritt die Ehrauffassung als absoluteste, ausschließlichste Grundlage des Preußentums klarer in Erscheinung als bei dem Zusammenstoß des Königs mit seinem überführten Sohn.

> Der König: „Sie sind ein feiger Deserteur, der keine Ehre im Leibe hat."
>
> Der Kronprinz: „Ich habe so viel Ehre wie Sie und habe nichts getan, was Sie in meiner Stelle nicht auch getan hätten."

Dieser Schuß ist gut berechnet. Friedrich Wilhelm bekommt einen der fürchterlichsten Wutanfälle seines Lebens, er zieht seinen Degen, und wäre nicht General von Mosel dazwischen getreten, so hätte er den eigenen Sohn wahrscheinlich niedergeschlagen.

Über Treuenbrietzen und Mittenwalde wird Friedrich nun als Gefangener nach Küstrin überführt. Das, was in Steinsfurth bei Heilbronn geschehen war, wurde nun Gegenstand des Kriegsgerichts. Vorher läßt Friedrich Wilhelm Katte zu sich kommen. Er reißt dem Offizier, der sich vor ihm zu Füßen geworfen hat, den Johanniterorden vom Halse und dann kommt es zu einer der schlimmsten Szenen königlichen Jähzorns, bei dem Stockschläge und Fußtritte eine Rolle spielen. Das erste Kriegsgericht in Köpenick trat zusammen mit den Generalen Graf Schwerin, Döhnhoff und von Linger, den Obersten von Derschau, von Steding und von Wachholz. Fontane weist darauf hin,

Digitized by Google

daß die Mitteilung der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, wonach „Döhnhoff und Linger für Pardon, die anderen aber für den Tod sowohl Kattes wie des Kronprinzen stimmten", nicht richtig ist. Das Kriegsgericht verurteilte vielmehr Katte zu lebenslänglicher Festungsstrafe und gab über den Kronprinzen das Gutachten ab, er „läge jenseits seiner Kompetenzen". Es ist eigenartig, daß das Urteil auch für Katte nur auf lebenslängliche Festung lautete, aber anscheinend wollten die versammelten Offiziere vermeiden, daß der König dann nachher Katte und den Prinzen verschieden verurteilte. Der König wünscht zunächst das Urteil gegen Katte in ein Todesurteil umzuändern. Es ist der einzige Fall, wo er ein Urteil verschärft; aber es ist ein militärisches Urteil und es ist nicht bestimmungsgemäß, denn nach seiner eigenen Ordre steht unzweifelhaft Tod auf Offiziersdesertation. Das Kriegsgericht, dem außer den erwähnten sieben Offizieren noch acht Majore und Kapitäne angehören, tritt erneut zusammen. Ihm liegt nun der Königliche Befehl vor: „Sie sollen Recht sprechen und nicht mit dem Fiederwisch darüber gehen. Das Kriegsgericht soll wieder zusammenkommen und anders sprechen. 5. Buch Moses Kap. 17 Vers 8—12." Dort steht in der Bibel: „Und du sollst dich halten nach dem Gesetz, das sie dich lehren und nach dem Recht, das sie dir sagen, daß du von demselben nicht abweichst, weder zur Rechten noch zur Linken."

Der nunmehrige Vorsitzer ist der General Graf Achaz von der Schulenburg. Er zeigt samt seinen Offizieren Rückgrat. Sie sprechen entgegen der königlichen Direktive nochmals das Urteil der ersten Instanz. Schulenburg begründet es schriftlich:

> „Nachdem ich nochmals reiflich erwogen und überleget, finde ich, in meinem Gewissen überzeuget, daß es dabei (bei dem Urteil des ersten Gerichts) bleiben müsse und solches zu ändern ohne Verletzung meines Gewissens nicht geschehen kann noch in meinem Vermögen steht."

Darauf nun stößt der König das Urteil von sich aus um und spricht gegen Katte aus eigener Macht auf Tod. Die Begründung ist einzigartig. Darin stehen Sätze wie:

> „dieser Katte ist nicht nur in meinen Diensten Offizier bei der Armee, sondern bei der Garde Gens d' Armes und da bei der ganzen Armee mir meine Offiziers treu und hold sein müssen, so muß solches um so mehr geschehen von denen Offiziers solcher Regimenter, indem bei solchen ein großer Unterschied ist, denn Sie immediatement Sr. Königlichen Majestät und dero Königlichen Hause attachieret sein, vermöge eines Eides!"

Dann geht es, nach dieser Festlegung des ganz besonders gehärteten Ehrbegriffs für die Garde, weiter, daß „dieser Katte mit der künftigen Sonne tramiret", dann

> „denn solche Sachen können öfters geschehen. Es würden dann alle Täter den Prätext nehmen!" und an anderer Stelle:

Digitized by Google

„S. K. M. seind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprichwort gelernt: fiat justitia pereat mundus! Allso wollen Sie hiermit und zwar von Rechtswegen! daß der Katte, obschon er nach denen Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen Laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, Er dennoch nur in Konsideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle! Wenn das Kriegsrecht dem Katten die Sentence publicirt, soll ihm gesaget werden, daß es S. K. M. sehr leid täte, es wäre aber besser, er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme F. Wilhelm."

„Die Welt" — hieß Preußen. Und wir können vielleicht sagen, daß mit dem Tage, wo Katte auf den Kasematten von Küstrin enthauptet wurde, dieses Preußen als Großmacht seinen Anfang nahm.

Dieses Preußen ist damals schon ein in sich geschlossener Begriff. Siebzehn Jahre Friedrich Wilhelm haben ausgereicht, um eine Ehre, eine Staatsehre zu schaffen, die ihresgleichen vielleicht nie wieder gehabt hat. Katte an sich war ein leichtsinniger Mensch, aber in seinen letzten Briefen an seinen Vater, den Generalleutnant von Katte in Königsberg, und an seinen Großvater, den Generalfeldmarschall Graf Wartensleben, spricht auch er als Preuße. An den Vater schreibt er:

„Die verdammte Ambition ... würde immer weiter gegangen sein und zuletzt dem eitlen Verstande zugeschrieben haben, was doch allein von Gott kommt."

Über die Hinrichtung, der Kronprinz Friedrich aus guten Gründen zusehen mußte, schreibt Major von Schack, der das begleitende Detachement kommandierte:

„Seine présence d'esprit bis auf die letzte Minute kann nicht genug admirieren. Sein Standhaftigkeit und Unerschrockenheit werd mein Tage nicht vergessen."

Der Vater aber schreibt seinem Bruder, der Kammerpräsident in Magdeburg war, einen Brief, in dem er sich völlig auf die Seite des Königs stellt. „Ich hab es als meine Pflicht erachtet, meinen Sohn zu abandonnieren und meinen Eid und meine Schuldigkeit vorzuziehen." Er blieb im Dienst. Der König aber erwies ihm dafür militärische Gnaden und ließ ihm mitteilen, daß es „ihm sehr leid täte, daß ihnen beide die Söhne so ungeraten seien". — Zwei Jahre später macht er den Sohn, dessen Haft er schon nach einem halben Jahre mildern ließ, und der sich ihm nun unterworfen, auch aus Gründen der Staatsraison eine ihm anbefohlene Prinzessin, wiederum eine Welfin — Elisabeth Christine von Braunschweig — geheiratet hatte, erneut aktiv und zum Regimentskommandeur eines aus zwei Bataillonen bestehenden Regiments in Neuruppin.

Gegenüber seiner Beamtenschaft geht er nicht weniger streng vor, wie gegenüber seinen Offizieren. Als er in Königsberg einst bei einer seiner persönlichen Kontrollen einem seiner Räte, einem gewissen von Schlubhut, eine

Digitized by Google

nicht einmal sehr erhebliche Ungenauigkeit nachweist, läßt er ihn unverzüglich hängen; befiehlt, daß sofort draußen der Galgen aufgestellt wird und behält den Delinquenten, der die Sache bis zum letzten Augenblick als Scherz ansieht, solange bei sich im Zimmer.

Er läßt verkünden, daß er jeden seiner Beamten bei der geringsten Unregelmäßigkeit in Eisen legen, jeden höheren Beamten sogleich aufhängen wird. Nicht weniger haßt er die Unwahrheit. Jeder Beamte, der in einem dienstlichen Bericht eine falsche Angabe macht, wird in Ketten gelegt. Nun macht er selbst den derben Spaß: „In Preußen ist der am glücklichsten, der möglichst weit von mir ab ein Amt innehat.“ Aber man kann nicht gut weiter ab sitzen als in Gumbinnen, wo er eines Tages die Räte unversehens überrascht und ihre Sachen nicht in Ordnung findet. Wieder bekommt er einen seiner Jähzornsausbrüche — die sich übrigens fast immer nur dann ereignen, wenn er in der Sache im Recht ist — wieder setzt es Stockschläge; aber auch diesmal wieder können wir das Entsetzen der Welt über diesen König nicht teilen. Er ist an sich nicht grausam, nachträglich ist er nur dann, wenn — wie im Falle Katte — ein Staatsprinzip auf dem Spiele steht oder — wie im Falle Georgs II. von England — seine persönliche Ehre betroffen wird. Dann allerdings kennt er keine Bedenken. Aber das ist seinem Staate nur gut. Weil er selbst so viel Ehre hat, billigt er sie auch allen seinen Offizieren und Beamten zu. Es wird bei ihm niemals möglich sein, daß einer seiner Beamten und Offiziere „in Ehrenfragen tangieret wird, ohne unverzüglichst Klärung zu haben“.

Seine Beamtenschaft hat in jeder Hinsicht propper zu sein. Er verbietet ihnen nicht nur das Annehmen von irgendwelchen noch so verschleierten Zuwendungen, sie dürfen sich nicht einmal einladen und umsonst bewirten lassen. Ein weiterer Hauptgrundsatz ist die Genauigkeit und Eile, mit der sie ihre Sachen erledigen sollen. Seine große Verwaltungsreform von 1723, die Schaffung seines Generaldirektoriums, hat alle Instanzenfeldzüge beseitigt. Es ist schlechterdings nicht vorstellbar, daß sich innerhalb dieses Staatsorganismus die Behörden und Instanzen noch untereinander befehden. Er haßt alle Bequemlichkeit, wehe, wenn ihm ein „Bernhäutter“ begegnet; er selbst liegt ja auch nicht auf der Bärenhaut, warum sollen es dann seine Untertanen tun! Zwar ist das Ergebnis der Reformentwürfe, die er in seinem Schönebecker Jagdschloß in der Schorfheide ganz allein und hinter verschlossenen Türen zu Papier gebracht hat, im Titel etwas langatmig geworden (General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektion), aber die Arbeit dieser Behörde ist alles andere als langatmig.

Er hat in ihr nur fünf leitende Beamte, die Oberleitung hat er selbst in der Hand. Allen wirklich wichtigen Sitzungen wohnt er selber bei. Im übrigen ist er der Ansicht, daß Sitzungen und Kolloquien den Menschen das Blut verderben. Er will eine klare und offene Geschäftsführung. Es ist bezeichnend, wenn er verfügt, daß ihm als Leiter seiner fünf Hauptabteilungen nur Evangelische, nur wirkliche Protestanten vorgeschlagen werden dürfen. Bezeichnend ist auch, daß das Generaldirektorium angehalten wird, jeweils sämtliche vorliegenden Sachen in einer Sitzung zu erledigen, es dürfen auf

Digitized by Google

keinen Fall Reste entstehen, „wenn auch selbst bis in den Morgen getagt werden muß". Wer von diesen oberen Beamten zu spät kommt, muß dafür bezahlen (hier wieder eine hübsche Erwerbskalkulation) — jede angefangene Verspätungsstunde kostet dem Betreffenden hundert Golddukaten.

Als ihm einst gemeldet wird, eine verwaltungsrechtliche Frage sei schwierig gelagert, es bedürfe erst noch weiterer Erhebungen, macht er einen seiner revolutionären Ausfälle gegen die Bürokraten:

> „Die Herren sollen die Köpfe daran stecken und Wir befehlen es ihnen, sogleich sondern Raisonnieren möglich zu machen!"

Als bei einer anderen Gelegenheit einige Beamte der Königsberger Regierung sich unterstehen, gegen eine ihnen befohlene Versetzung nach Gumbinnen Vorstellungen submissest zu erheben, bekommt er wieder einen seiner — wie gesagt — im Kern berechtigten Wutanfälle; er läßt sie gleich auf Festung bringen!

„Wind, vite, vite!" unzähligemal schreibt er es auf die Aktenvorgänge, die ihm zu langsam gehen. Es erinnert ein wenig an das napoleonische „activité, activité vitesse!" oder auch an Bismarck, der darauf drang, alle Eingänge binnen 24 Stunden erledigt zu haben. Er bringt Tempo in die Verwaltung, er reguliert dieses Tempo, wie er alles reguliert, bis ins Kleinste. Auf Dienstreisen haben die Wagen stündlich eine Meile zu fahren, die Reiter 10 Kilometer die Stunde zu reiten, was bei den damaligen Wegeverhältnissen eine ganz ansehnliche Leistung ist.

Wenn er sieht, daß jemandem durch seine Vorgesetzten unrecht geschieht, dann ist er bereit, einzugreifen. In Stettin hat der Präsident von Massow einen seiner Beamten wegen saumseliger Innehaltung von Terminen denunziert; auf königlichen Kabinettsbefehl wird der Beamte sofort entlassen. Auf der nächsten Pommernreise aber tritt der Gemaßregelte an den königlichen Wagenschlag mit einer Hand voll Akten. „Was willst du, Taugenichts?" Worauf der Amtmann sagte: „Herr, ich bin gerecht!" und die Zettel vorwies. Als der König nun aus den Belegen sieht, daß die Termine alle eingehalten sind, läßt er sich Massow kommen, eröffnet ihm, daß er weiteres zu gewärtigen habe, zu dem Amtmann aber sagt er: „Ich sehe, du bist gerecht, Massow ist dein persönlicher Feind, du sollst deine Stelle wieder haben!" Die Chronik berichtet nichts, daß Massow daraufhin sein Amt verloren hätte oder strafversetzt sei. Vielleicht — aber das ist nur eine Mutmaßung — war er einer von denen, die sich damals ihre Stellungen erkauft hatten. Denn, ähnlich wie mit den Inhaberstellen der Regimenter, konnten Standespersonen noch unter Friedrich Wilhelm große Ämter erkaufen, sie mußten allerdings Vorbildung und unbescholtenen Ruf nachweisen können. Aber unzweifelhaft lag doch hier der einzige wirklich große und entscheidende Mangel, den der Verwaltungsorganismus Friedrich Wilhelms noch in sich trug.

Doch braucht man deshalb nicht zu glauben, daß er ständische Gesichtspunkte in irgendeiner Weise dominieren ließ. Sein ganzes großes Kolonisationswerk — neben der Armee und der Verwaltungsreform entschieden die

Digitized by Google

größte seiner Leistungen — ging eigentlich gegen die Interessen der Stände. Andererseits wollen wir uns hüten, seinen Satz:

„S. K. M. haben in Erwägung gezogen, was es für eine edle Sache sei, wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen"

in einem falschen Sinne zu sehen, wie das leider sehr oft geschehen ist. An sich war schon der Gedanke, den Bauern und zumal den Bauern des Ostens, an den er immer in erster Linie dachte, zu befreien, zu seiner Zeit eine völlig revolutionäre Idee. Wie denn überhaupt alle seine Gedanken etwas voraussetzungslos Neues an sich hatten und insoweit sein ganzes Werk eine der vollendetsten bis auf den heutigen Tag spürbaren Revolutionen der Geschichte umreißt.

Seine Revolution war deshalb so echt, weil sie unmittelbar vom Boden ausging. Friedrich Wilhelms Religion war erdhaft und seine Staatsauffassung war von seiner Religion kaum auseinanderzuhalten. Er war evangelisch, er zitierte die Bibel, aber am liebsten die Stellen, in denen er von der Erde und der Ernte, von Recht und Gerechtigkeit etwas fand, das er auf seinen eigenen Protestantismus bezog, der im Grunde mit dem südlichen Werdegang der Christianität sehr wenig zu tun hatte. Mit August Francke in Halle hat er eng zusammengearbeitet, der mußte ihm die Lehrer und die Geistlichen liefern, ohne die das große Werk, diese gewaltige Schöpfung des preußischen Ostens, nicht gedeihen konnte. So setzte er denn über das Ganze seinen Spruch:

„Meine Regierung will das arme Land in der Barbarei erhalten, ich aber will erklären: wenn ich baue und das Land verbessere und mache keine Christen, so hilft es alles nichts."

Er hatte das klare Gefühl eines von unten nach oben gegliederten Staatsaufbaues, bei dem Landwirte und Soldaten die Grundlage bildeten, auf der dann Beamte und Gewerbetreibende leben konnten, der sich dann fortsetzte in seinen ständischen Geschlechtern, die wiederum dem Boden ganz nahe und „keinesfallsig Höflinge" sein sollten; an der Spitze des Staates sieht er dann sich selbst, als Statthalter Gottes, besser würde man schon sagen: als Gottes Amtmann. Er selbst muß nun den Kreis schließen, der über dieses erdhafte Königtum zum Boden geht. Er selbst muß von den Landwirten als Landwirt, von den Soldaten als Soldat genommen werden und er erreicht es, weil er von echter Bodenständigkeit ist, weil ihm — im Gegensatz zu dem faden Gottesgnadentum späterer Zeiten — die Gnade von der Erde kommt und von ihren Ernten, weil er das Halbschicksal so vieler Souveräne und Staatsmänner überwindet, die schon meinen, sie seien bodenständig, wenn sie vom Boden *sprechen*. Er weiß, daß er nicht die Landwirtschaft als Stand im Staate sehen darf, aber er weiß auch, daß alles Bodenständige Werk nur aus Zähigkeit und niemals aus irgendwelcher Reklame entsteht, er weiß, daß Demut dazu gehört, demütigste und gläubigste Unterordnung unter eine Sache und eine Idee. So sieht er den Osten, um den seine Gebete kreisen. Der Osten wird für ihn zur Empfängnis. Sein ganzes Staatsbild

Digitized by Google

ist auf ihn zugeschnitten und er selbst wächst immer stärker in ihn hinein, je mehr ihn im Laufe seiner Regierungszeit der Westen enttäuscht. Er weiß, daß dieser Osten eine breite Grundlage gesunden Bauerntums nötig hat, aber er weiß auch, daß in das organische Bild dieses Bauerntums die Herrenhäuser als lebendige Organismen gehören, er weiß um den inneren und alten Zusammenhang zwischen Gut und Dorf, zwischen Landmann und Landstadt. Vielleicht hätte auch er die Möglichkeiten gehabt, seinen Kolonisten zu sagen: „wartet nur, es kommt einst der Tag, wo ihr eure Stiefel in die Herrenhäuser setzt, die sich mir jetzt nicht fügen", aber da er ein gläubiger, ein vom Boden her gebundener konservativer Revolutionär, da er ein Sozialist der Erde war, konnte er niemals den anarchischen Gefahren des Revolutionären und Sozialistischen verfallen.

Seine ostpreußischen Stände lehnten sich gegen ihn auf. Er zwang sie in seinen Organismus hinein, indem er sie selbst auf sich verpflichtete und ihre Söhne in seine Kadettenhäuser steckte. Er wußte, daß der östliche Adel seiner Monarchie sehr stark slawisch untermischt war, er wußte, daß er auch den slawischen und östlichen Menschen für seine Arbeiten brauchte, so dachte er gar nicht daran, mit irgendeiner Nationalität zu arbeiten, — sein Staat lebte ja von einfacheren und zugleich besseren protestantischen Gesetzen. Er sah, daß das Bauerntum in Ostelbien zu Beginn seiner Regierungszeit von den Ständen maßlos ausgenutzt wurde. Deshalb sah er — wenn es auch unter ihm nicht mehr zur vollen Durchführung kam — die Notwendigkeit, dieses Bauerntum zu entlasten, es zu freien Untertanen zu machen, aber er dachte nicht daran, ihnen etwa für ihre Höfe und Stellen ein freies Umsiedlungs- und Verkaufsrecht zu geben. Er hat schon damals gesehen, daß die Herausnahme des Bauern aus dem Risikoschutz der Gutswirtschaft ihn in die Unterlegenheit der geldbesitzenden Aristokratie gebracht hätte. Er wollte aber gerade unter allen Umständen vermeiden, daß sich der große Grundbesitz noch stärker ausdehnte; eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Festsetzung der Unveräußerlichkeit staatlicher Domänen.

Gerade in den Domänen sah er die Vorbilder, in denen er durch seine eigene Landwirtschaft auf die umliegenden Landwirte wirken wollte. Seine Einführung einer geordneten Fruchtfolge, seine starke Verlagerung der Gutswirtschaft auf eine leistungsfähige Milchviehherde, seine sinnvollen Maßnahmen für Pferdezucht (so baute er in Preußen die alten Gestüte des Ordens wieder auf und ließ seinen Trakehner Landstallmeister Graf Schwerin, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, so doch viele Tausende von Talern zum Aufbau einer Landespferdezucht anweisen) endlich seine klare Absatzregelung für das nun nicht mehr wahllos, sondern in reineren Rassen gebaute Getreide haben seine Domänen so auf die Höhe gebracht, daß er gegen Ende seiner Regierungszeit die Hälfte der gesamten Staatsausgaben aus ihren Einnahmen decken konnte.

Er hat den Markt weitgehend geschützt, schon 1722 verbot er die Einfuhr polnischen Getreides, es sei denn, daß es durch Königsberger Kaufleute weiterverschifft werden solle. Die Produktionskosten seiner Domänenpächter, die er sämtlich genau kontrollieren ließ, dienten ihm dazu, den inländischen

Digitized by Google

Getreidepreis zu normieren. Endlich schuf er die großen Getreidemagazine. Stand der Preis schlecht, so kaufte er zu guten Preisen massenhaft Getreide in seine Lager und hob dadurch den Preis nach oben, stand der Preis hoch, so stieß er Getreide aus seinen Magazinen ab und normierte dadurch die Preise nach unten hin auf ein erträgliches Maß. Schon 1720 hatte er ausdrücklich angewiesen, daß aus seinen Magazinvorräten keinerlei Getreide an Kaufleute oder Reiche oder Adelige abgegeben werden solle, sondern nur an „Unvermögende und Arme". Wobei bemerkt sein soll, daß dieser sozialistische und planwirtschaftliche König mit Recht dagegen eintrat, daß sich sein Adel mit Geschäften abgab. Seine Adeligen hatten für seine Armee und Beamtenschaft da zu sein, ein jeder in diesem Staat hatte die besondere Stelle, an der er zu stehen hatte, die besondere Aufgabe, für die er von früh auf an vorgeschult wurde.

Seine große Armee war einer der besten Selbstversorger und Konsumenten seiner Nationalwirtschaft. Er ließ die Verpflegungsgelder direkt an die Regimenter überweisen, die dann ihrerseits kauften und dadurch zu wirtschaftlichen Mittelpunkten ersten Ranges wurden. Man muß bedenken, daß zu seiner Zeit in Potsdam fast jeder zweite, in Berlin jeder dritte Einwohner entweder selbst Soldat war oder doch mit dem Militärstande zu tun hatte. Um diese große Agrarwirtschaft, in deren Mittelpunkt er selbst als „erster Landwirt seines Staates" stand, gruppierten sich dann alle anderen Erwerbszweige und sie wurden alle miteinander nicht minder scharf von dieser bedingungslos sozialistischen, aber auch bedingungslos autoritären Staatsgewalt angefaßt. Für Wolle und Leinen erließ er Ausfuhrverbote, für die technischen Gewerbe setzte er seine Fabrikinspektoren ein. In der Acta Borussica heißt es über seine Behördenorganisationen:

> „Das neue Unternehmertum ruht auf dem Rechtsboden monarchischer Konzessionen und Privilegien. In diesen waren zugleich die Handhaben geboten für die gewerbepolizeiliche Aufsicht der Staatsbehörden, die das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern ebensowenig aus den Augen ließ, wie die Qualität der Arbeit, die Absatzverhältnisse und das Interesse der Konsumenten."

In den Rahmen dieser fast noch patriarchalisch wirkenden und doch bei näherer Betrachtung durchaus revolutionären Staatswirtschaft fügt sich die große Kolonisation gerade des preußischen Ostens ganz außerordentlich sinnvoll ein.

Er selbst griff überall ein, fast täglich befaßten sich seine Kabinettordres mit seinen vier Lieblingsaufgaben: der Reorganisation von Armee und Verwaltung, der Kolonisation des Ostens, dem Aufbau Potsdams und der Reform der Justiz (für die er — nicht, wie man so oft meint, sein Sohn — in den letzten Jahren Cocceji berief). Seine preußischen Stände hatten sich gefallen lassen müssen, daß er ihnen jeden Einfluß auf die Verwaltung nahm. Ebenso mußten sie es sich gefallen lassen, daß er ihnen Land wegnahm, weil er siedeln wollte. Dabei stellte er übrigens fest, daß sie ihm allein in Ostpreußen 35000 Hufen aus der Vermessung entzogen hatten. Mit den ein-

Digitized by Google

geborenen litauischen und masurischen Bauern der Provinz führte er einen erbitterten Kampf, weil er ihnen einen neuen Pflug anbefohlen hatte, weil er den alten Holzpflug verbot, weil er verlangte, daß sie ihre Felder berieselungsfähig halten sollten und eine klare Fruchtfolge auch für kleine Betriebe vorgeschrieben wurde. In diesem Kampf hat es jahrelanger Energien gekostet, immer neuer drakonischer Maßnahmen, bis er dann endlich im wesentlichen Sieger blieb.

Seine Domänen in Preußen und Pommern verpachtete er grundsätzlich nicht an Eingesessene, oder doch nur in ganz besonderen Ausnahmen. Dafür holte er Musterlandwirte aus Holland, aus Niedersachsen, aus seinen eigenen sächsischen Gegenden, so vor allem aus dem Halberstädtischen, heran. Gelegentlich kam es vor, daß er besonders tüchtige Landwirte mit Gewalt aus dem Westen in den damals entsetzlich unpopulären Osten versetzen ließ. Sie mußten Saatgut mitbringen, sie bekamen benachbarte Güter mit unter ihre Aufsicht, sie wurden bei hoher Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß die Weizenschläge viermal, der Roggen dreimal gepflügt wurde. In ganz Ostpreußen, in Oletzko, in Ragnit, in Gumbinnen, in Königsberg ließ er seine Kolonistenzusammenkünfte abhalten. Wir können schon sagen, daß es nie wieder eine so geschlossene sozialistische Agrar- und Nationalwirtschaft gegeben hat wie hier.

Bewußt zieht er nach und nach über 15000 salzburgische Kolonisten in seinen preußischen Osten, die infolge der Differenzen mit dem katholischen Bischof dort ausgewiesen und ausgewandert sind! Differenzen mit einem katholischen Bischof?! Da nimmt er sie besonders gern! Er läßt sie mit Mann und Roß und Wagen wie eine Armee durch sein Land marschieren, weist alle Behörden und Garnisonen an, sie mit der „größtmöglichsten Freundwilligkeit zu behandeln", er reitet ihnen entgegen, begrüßt sie in seiner Oberstenuniform in seinem Potsdamer Lustgarten, hat für all und jedes Interesse, für die Art, wie sie ihre Pferde anspannen und ihre Wagen bauen, für die Nachrichten, die sie mitbringen, für ihre Familienverhältnisse. Dann zeigt er ihren Führern seine Potsdamer Kolonisationsarbeit. Sie sollen lernen dabei. Er ist ganz stolz darauf, mit Recht. Er erzählt ihnen, wie er viele tausend Taler schon ausgegeben hat, um einen Sumpf einzutrocknen, wieviel tausende Fuder Sand er hier hineinfahren ließ, wie ungezählte Bohlenstämme hier unter seiner täglichen ganz persönlichen Aufsicht eingerammt wurden und wie dann eines Morgens die ganze monatelange Arbeit samt Zehntausenden von Talern Kosten in Sumpf und Schlamm erneut versackte, aber er hat sich nicht irre machen lassen. Er hat gleich befohlen, nun wieder von vorn anzufangen, es soll ihm einerlei sein, was das kostet (er wird auch diese Rechnungen später, vor seinem Tode, vernichten lassen!). Und nun hat es sich auch schon gelohnt, nun ist hier und da schon fester Grund, hier und da steht schon ein kleines Häuschen mit dem Soldatenzimmerchen und dem Soldatengiebel oben am Dach. Er ist zufrieden. Er ist so guter Laune heute. Er reitet mit den Kolonisten hinaus, die ganz baff vor Staunen sind, er stimmt unterwegs einen Choral mit seiner hellen Stimme an. Wenn ihm heute abend in der Tabagie ein geschickter Günstling etwas geschickt vorredet,

Digitized by Google

dann kann es sein, daß er ihm ein Rittergut vermacht, dessen Rechtstitel noch gar nicht einmal klar sind.

Wenn er dann allerdings morgen oder übermorgen dahinter kommt, dann wird er wieder in der Zwickmühle sitzen, er kann doch nicht ein eigenes Geschenk rückgängig machen, das wird dann wieder Tausende von Talern und böse Klatschgeschichten kosten. Er läßt sich über seinen Wirtschaftsaufbau fast täglich berichten. „Wehe", wenn sich jemand widersetzt, dann kommt er auf Festung! 20 Gutsbesitzer hat er allein schon 1725 aus diesem Grunde eingesperrt.

Aber er hat Erfolg, immer wieder große Rückschläge, aber im Endergebnis doch Erfolg. Als er mit dem Regieren anfing, da lagen in seinem preußischen Osten 60 000 Hufen wüst, 1725 hat er schon 11 000 Neusiedler, als erst die Salzburger alle da sind, bringt er es im Osten auf fast 350 neue Dörfer und ein ganzes Dutzend neuer Städte. Dazu greift er dauernd mit seinen originellen Ideen ein. Der Pfarrer darf nun nur noch trauen, wenn der Bräutigam nachweist, daß er vor der Trauung 12 neue Obstbäume gepflanzt hat und alle seine Gräben auf seinem Grundstück vorschriftsmäßig reguliert sind und was dergleichen durchaus ernst zu nehmende Einfälle mehr sein mögen.

Diese zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts sind sein Höhepunkt in all und jeder Hinsicht. Alles was später Friedrich der Große in militärischen (Strategie der Evolutionen!), landwirtschaftlichen (Netzedistrikt!), wirtschaftlichen (Monopole!) und rechtlichen Maßnahmen (Justizreform!) unternehmen wird, hier hat es seinen Anfang, hier hat es seine Voraussetzung. Hier wird der preußische Osten erschlossen, wird die Verwaltungsreform durchgeführt (1723), ein Jahr danach die Steuerreform, in Halle wird nun die landwirtschaftliche Hochschule gegründet, das neue Exerzierreglement wird durchgesetzt, die ersten Anfänge des Kantonreglements fallen noch in diese glücklichen zwanziger Jahre. Dann gibt ihm der Fall mit seinem Sohn doch einen Stoß — 1730 kommt zum erstenmal ein Bruch in dies unheimlich produktive Leben. Da geht er in sich und sagt: „ich will fortab ein philosophisch Leben führen". Wenn auch 1732 die Sache wieder eingerenkt wird, wenn auch der Fall Katte eine wunderbare Bewährungsprobe für die Gesinnungen seines Offizierskorps ist, so hat es ihn doch mitgenommen, es ist ihm „an die Nieren gegangen". Er ist überhaupt nicht mehr so gesund wie er aussieht.

Nun kommt 1732 die große Felonie des Hauses Habsburg in der Jülich-Berger Sache. Seither werden ihn die Abdankungsideen nicht wieder verlassen. Gewiß, nach außenhin kann er zufrieden sein: er hat seinen Staat unversehrt erhalten, er hat Pommern und Stettin, er hat die beste Armee der Welt, er hat die besten Finanzen aller Staaten — was wiegen dagegen die teuren Passionen der Potsdamer Städtegründung und der langen Kerls —. er hat seinen Sohn gerettet — das Neuruppiner Regiment macht jetzt selbst dem Dessauer helle Freude — er hat eine ganze Provinz neugegründet, er hat einen großen preußischen Ostraum geschaffen, er hat auf seinen Domänen die Generalzeitpacht eingeführt, er hat die ständischen Rechte im wesentlichen beseitigt: nun läuft die große Maschine wie ein Uhrwerk, bei

Digitized by Google

dem alle Teile auf das Feinste zueinander abgestimmt sind. Niemand ist sein Lehrmeister gewesen. Er hat alles aus sich selbst, aus seiner Nähe zum Boden, aus seiner begnadeten Charaktermischung von Primitivem und Besessenem, von Ehrbarem und Schlauem, von Gläubigem und Skeptischem geschöpft. Er steht mit reinen Händen dabei, es ist sein ganz persönliches Werk. Es ist eins der größten Werke aller Zeiten. Er selbst ist dabei einsam geblieben, ganz auf dieses Werk gestellt, auf diese preußische „Sache", der er sich so bedingungslos untergeordnet hat, wie kaum je ein König zuvor und wie — ausgenommen der eigene Sohn — kaum je ein König nach ihm. Überhaupt dieser älteste Sohn! Sie fangen jetzt an, sich zu erkennen, wenn Friedrich Wilhelm auch wohl noch nicht weiß, daß Friedrich noch in den achtziger Jahren des Jahrhunderts alle Maßnahmen unter dem Aspekt betrachten wird: „Was hätte der Vater dazu gesagt? Wie wäre der Vater damit zufrieden gewesen?". Es ist nun das Jahr 1738. Friedrich ist schwer, auf Leben und Tod, an Krämpfen erkrankt, da kommen sie sich auch innerlich nah, ganz nahe sogar.

Aber erst muß der König den Becher des Bitteren noch einmal bis zur Neige leeren. Nein, es ist ihm nicht gelungen, Marienburg, Stargard und Berent für Jülich und Cleve zu bekommen. Und wenn er vermeiden will, daß die Habsburger jetzt die ganzen Differenzen mit Louis XV. auf seinem Rücken austragen, dann muß er sich mit Frankreich arrangieren, wo dieses syphilitische Ekel regiert, und obendrein auch noch in (wenn schon mittelbare) Beziehungen zu seinem maliziösen Vetter Georg in London treten. Es ist die tiefste Demütigung seines Lebens. Er unternimmt sie, wie zu allen Zeiten sehr große Menschen, deren Leben ihre Ehre war, eine Demütigung auf sich nahmen, an der sie zerbrachen, damit wenigstens ihrem Werke die Ehre erhalten bliebe!

So unterschreibt er denn noch 1739 diesen schmählichen französischen Allianzvertrag, er ist jetzt da, wo sein Großvater, der Kurfürst stand, als er die Worte exoriare aliquis aussprach. Er kann nicht mehr damit fertig werden. Der Mann, der den Osten erschloß, muß sich zum Schein dem Westen unterwerfen; wenn er wüßte, wie oft sich diese Tragödie in seinem Hause noch wiederholen wird! Er weiß vielleicht nicht, daß man zur Überwindung eines politischen Gegners Selbstüberwindung und Ironie nötig hat, an Selbstüberwindung hat es ihm nie gefehlt; zur Ironie ist er zu ehrlich gewesen, deshalb hat er wohl außenpolitisch so schlechte Bilanz machen müssen.

Es ist nun das letzte Jahr. Im Potsdamer Stadtschloß hat er sich, rasend vor gichtischen und Gallenschmerzen, eine Fahrbahn herstellen lassen, da kann er dann mit seinem Krankenstuhl in den Lustgarten rollen und wenigstens noch seine Leibkompagnie exerzieren, wo er schon nicht mehr reiten kann. Nun ist er eben fünfzig Jahre alt und doch ein steinalter Mann. Auch das wird der Junge mit ihm gemeinsam haben. Es ist schwer, König zu sein, aber in Preußen ist es doppelt und dreifach schwer.

In seinem Kantonreglement hat er 1733 gesagt: „Alle Einwohner seind für die Waffen geboren." Nun ist Georg II. in Hannover, nun spitzt sich

Digitized by Google

die französische Frage wieder zu. Wird das halten, was er geschaffen hat? Wird Friedrich das halten, was er verspricht? Er legt dem Dessauer beide Fragen vor und der bejaht sie beide unbedingt. Um ihn ist eine Fülle von Klatsch entstanden, was kümmert es ihn, was kümmert es uns. Der eigene Sohn wird später vom Vater sagen:

„Ich schweige von den häuslichen und politischen Ärgernissen dieses großen Fürsten. Man muß für die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben aus Rücksicht auf die Tugenden eines solchen Vaters!"

In Gegenwart von Minister von Podewils, der sie aufgezeichnet hat, findet eine letzte Unterhaltung zwischen Vater und Sohn statt. Der König ist wenige Tage vorher aus Berlin hierhergefahren unter großen Schmerzen: „Sterben will ich in Potsdam." Den Berliner Armen läßt er seine letzten Grüße sagen und zugleich 100 000 Taler zum Geschenk vermachen. Am Tage danach, am 26. April 1740, sendet Königin Sophie Dorothee eine Estafette an den Kronprinzen nach Rheinsberg, er müsse eilen, wenn er den Herrn Vater noch lebend treffen wolle. Am 27. früh steigt Friedrich bereits vor dem Potsdamer Stadtschloß von seinem dampfenden Pferde. Im Lustgarten ist eine große Menschenansammlung. In ihrer Mitte sitzt der König in seinem Stuhl, um Anordnungen für den Bau einer Kutscherwohnung am Marstall zu treffen. Wenige Tage vorher hat sein Jäger Wachs ihn gegen eine Türschwelle gefahren, er hat laut aufgeschrien vor Schmerz, ihm eines mit dem Stock gegeben und gesagt, der solle ihn nicht wieder fahren. Andern Tags läßt er ihm ein Patent über eine Försterei zukommen bei 600 Taler Gehalt. Beim Bedanken hat er ihm vorgehalten: er hätte noch die paar Tage länger bei ihm bleiben können, wann er vorsichtiger gewesen wäre!

So sitzt er nun nach endlosen schlaflosen Nächten in seinem Stuhl, bleich und mit gequollenem Gesicht. Wie der Sohn seiner ansichtig wird, fällt er vor ihm aufs Knie, da kann auch der Vater nicht an sich halten, da weinen sie beide und die Menge weint mit.

In der Nacht kommt Probst Roloff aus Berlin, nur Friedrich und der Minister von Podewils sind jetzt beim König. Da halten sie Abrechnung. Da spricht er mühsam und stockend über seine Außenpolitik, spricht über die hannoversche Allianz von 1725, meint, sie sei das Gegebene gewesen, wobei er wieder ausfallend gegen seinen Vetter Georg wird, in dessen Person er aber — originell bis zum Tode — sehr scharf die ihm an sich sympathische Gestalt eines hannoverschen Kurfürsten von der unsympathischen eines englischen Königs unterscheidet. Er spricht bitter und schwer über Habsburg, über 1732, 1738 und 1739, den französischen Vertrag:

„Du wirst alles in meinen Marginalia finden, alle Motive und Demarchen, weil ich in Allem, was ich getan, die Ehre und Mehrung des Hauses und die Wohlfahrt seiner Länder zum einzigen Augenmerk und zum Ziel aller Handlungen genommen."

Er warnt Friedrich vor Allianzen, die militärisch verpflichten können. Preußen könne dann dahin kommen „keine andere Figur zu machen als der Herzog von Gotha oder von Württemberg oder der Landgraf von Cassel". Dann

Digitized by Google

die bezeichnende Bemerkung, daß „der Frieden dem Kriege auf alle Weise vorzuziehen sei“ (über diesen Punkt dürfte der Erbe eine andere Meinung haben). Gewiß, seine Macht hätte 1720 Kurland, vielleicht 1725 Schlesien, vielleicht 1733 Westpreußen gewinnen können, es sind versäumte Gelegenheiten da, aber ihm fehlt, wie Droysen schreibt, in außenpolitischer Hinsicht der prometheische Funke. Und dann die Frage: war seine Macht nicht viel zu jung, um damals schon solche Entscheidung auf sich zu nehmen? Der Sohn mag sehen, was er nun mit dem Erbe tut, er hinterläßt ihm die Armee und bare 10 Millionen Taler im Schatz — mit 83000 Mann (die Garnisonreserven nicht eingerechnet) kann dieser Sohn jeden Tag marschieren, wann und wohin er mag. Die Staatseinnahmen hatten sich mehr als verdoppelt, er möge sehen, daß er sie nicht vergeude. Es wird eine lange Bilanz.

Podewils hat die Worte Friedrichs nicht verzeichnet, aber sie scheinen den sterbenden König beruhigt zu haben, denn als er nun, gegen Morgen, die Generäle und die übrigen Minister kommen läßt, sagt er zu ihnen:

> „Gott tut mir eine große Gnade, daß er mir einen so braven Sohn gegeben hat“ und, dann Friedrichs Hals umarmend, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Nachfolger hinterlassen kann!“

Schon vorher hatte er seine Frau wecken lassen: „Fieckchen, es ist Zeit!“. Nun bespricht er mit den Generälen den Plan, formell abzudanken, sie sollen es alle wissen, daß er Friedrich noch bei vollem Bewußtsein zum König gemacht hat. Aber da seine Stimme nicht mehr laut und deutlich genug ist, muß es einer der Offiziere wiederholen, daß „S. K. M. hiermit die Regierung niedergelegt, Staat, Land und Leute, die volle königliche Souveränität und Gewalt dem Kronprinzen überträgt“. Podewils muß eine Akte darüber anfertigen und sofort nach Berlin, um den Regierungswechsel anzukündigen. So mochte der Tod seines Amtes walten. Es war der 29. Mai.

Aber so leicht sterben die Könige von Preußen nicht. Noch hält das wache Leben einen ganzen Tag vor. Noch hat er die Kraft, seinen Offizieren Geschenke zu machen, aus seinem Stuhl, den er ans Fenster stellen ließ, hatte er noch am 28. Mai Ordre gegeben, die Pferde des Marstalls vorzuführen, die er seinen Offiziers zum guten Teil vermachte. Nun haben — am 29. — Roloff und die Königin ihn in der geschilderten Weise bewogen, auch Georg II. zu vergeben; er hat es getan, allerdings den ausdrücklichen Zusatz gemacht, die Bestellung solle erst ausgerichtet werden, wenn er schon verschieden sei.

Kurz bevor, in der Frühe des 30. Mai, die Agonien einsetzen, findet er noch die Kraft, der Königin und seinen Offizieren einige Bemerkungen zu machen. Er weist darauf hin, daß das Kriegs- und Militärjahr, das vom ersten Juni bis letzten Mai gerechnet werde, von ihm „ordnungsmäßig ausgedient“ sei.

Dann tritt der Offizier vom Dienst an ihn heran und fragt, ob nun die Wachvergatterung geschlagen werden solle; er verweist auf Friedrich, das sei nun der Herr, er habe nichts mehr zu befehlen. Danach tritt die erste Ohnmacht ein. Die Königin wird hinausgeleitet. Noch einmal wird er wieder wach. Er läßt sich einen Spiegel geben, betrachtet die schwarzen Flecken in

Digitized by Google

seinem Gesicht und an seinen Armen, fühlt einen Arm ab, sagt: „Bis hierhin bin ich schon tot", sieht sein Gesicht noch einmal im Spiegel an; sagt:

„So siehst du nun aus, Tod, ich graule mir nicht vor dir!"

Dann murmelt er etwas von „Jesus", von „Gewinn in Leben und Sterben", dann noch eine Ohnmacht. Erst am 31. Mai, mittags, ist es zu Ende.

Friedrich ist König. Er schreibt über alles dies:

„Mon père mourut avec la fermeté d'un philosophe et d'un chrétien. Il conserva une présence d'esprit admirable jusqu'au dernier moment de sa vie, ordonnant ses affaires en politique, examinant les progrés de sa maladie et triomphant de la mort en héros." An anderer Stelle spricht er hierüber vom „Héroisme d'un grand homme."

„Mein Vater starb mit der Festigkeit eines Philosophen und eines Christen. Er bewahrte bis zum letzten Augenblick seines Lebens eine bewundernswürdige Geistesgegenwart; er traf Anordnungen für seine Staatsgeschäfte, prüfte dabei den Fortgang seiner Krankheit und überwand heldenhaft den Tod." An anderer Stelle spricht er hierüber vom „Heldentum eines großen Mannes."

Preußen stand nun an der Wende. Vielleicht hätte Friedrich Wilhelm es nicht gerne gehört, daß der Erbe das Lob über ihn französisch formuliert. Aber was änderte das daran, daß dieser Erbe auch auf französisch eine preußische Sprache sprach, eine preußische Haltung lebte, wie er selbst es Zeit seines Lebens getan hatte. Dieser König hatte einen Bau gebaut, der von Dauer war, die Fundamente dieses Baues stehen heute wie einst zu ihm und seinem Werk. Selbst Seckendorff mußte nun staunend zugeben, daß Friedrich Wilhelm den „preußischen Osten in Kultur gebracht hat wie deutsche Reichslande". Alle Voraussetzungen zu Friedrichs Werk liegen in den Taten seines Vaters beschlossen.

Morgenstern schreibt zum Schluß seiner zeitgenössischen Chronik:

„Was aber mehr vom Leben des Königs Friedrich Wilhelm, dem ächten Vater seines Landes, zu sagen ist und wie er begraben ist in die zwiefache Höhle, die er sich selbst erbauet zu Potsdam, in der Hof- und Garnisonkirche, hinter der Kanzel, das ist zu lesen in dessen Vergleichung mit Trajan, welcher unter den Kayfern, die zu Rom regiert haben, gewesen und genannt ist der Beste!"

Was für ein eigenartiger Gedanke, diesen König mit einem römischen Kaiser zu vergleichen, wo sein ganzes Werk doch der lebendige Widerspruch zu Rom bis auf den heutigen Tag geworden und als solches eigentlich immer noch gewachsen ist! Der König hatte sich seinen Sarg selbst herstellen lassen, laut seiner Anweisung: „Von Eichenholz mit schlichten Griffen, dies ist das Bett, in dem ich ruhig zu schlafen gedenke." So hatte er gesagt, als er sich zwei Tage vor seinem Tode den Sarg noch einmal besah. Die Beisetzung war

Digitized by Google

feierlich, aber im übrigen nach des Königs Anordnung: „Sollen keine Facons mit mir gemacht werden.“ 46 Jahre stand der Sarg in der „zwiefachen Höhle“ allein, drei Menschenalter hindurch während derer sein Sohn regierte, während derer der Weg über Mollwitz und Hohenfriedberg nach Roßbach und Kolin, Kunersdorf und Leuthen, Hochkirch und Torndorf ging und wie diese gewonnenen und verlorenen Schlachten alle hießen, und von da über Hubertusburg in die Einsamkeit von Potsdam, bis dann endlich 1786, am 17. August, der zweite Sarg in die „zwiefache Höhle“ kam.

Auch andere alte Häuser mögen so viel innere persönliche Konflikte aufzuweisen haben, wie dieses Haus. Keins, mit Ausnahme der Vasas, hat so viel Heldenruhm gezeigt, wie das von Potsdam. Kaum gibt es ein Geschlecht, das noch auf die Jahrhunderte hin den fernsten Geschlechtern das zu sagen hat, was diese beiden Särge aussprechen.

Das Göttliche geschah in der Fügung des Hauses, dem diese beiden Könige gegeben wurden. Es ist falsch, es ist unverantwortlich, sich mit billiger Romantik auf eine Sentimentalität zu beziehen, die angesichts eines solchen Mythos frivol wirken muß. Aber es ist heute notwendig, den Fridericus-Rummel zu überwinden, indem wir neben die Größe Friedrichs die Größe seines Vaters stellen. Mochte in Friedrich der prometheische Funke lebendiger sein, so war der Vater der Erde und ihren Urkräften näher. Alles was Sozialismus heißen will, wird von diesen beiden Männern, diesen beiden Herren, Königen, Statthaltern und Amtmännern Gottes auf Erden gerichtet werden. Das hat auch der Nationalsozialismus empfunden, der seine erste große Weihestunde nach Potsdam legte, an die Gräber dieser beiden größten Könige. Hier haben wir Rechenschaft geschworen. Wir werden sie auch abzulegen haben. Hier ist die heiligste Stelle des Reiches, auch gerade des Dritten Reiches, dessen politische, sozialistische Voraussetzung immer die preußische und dessen Richtung immer die Richtung des preußischen Ostens sein wird, den Friedrich Wilhelm gegründet und Friedrich vollendet hat. Hier in dieser „zwiefachen Höhle“ liegt das Gegenstück zu Rom und seiner Peterskirche, das Gegenstück zu all den vielen Sakralitäten der westlichen und südlichen Völker. Solange wir diesen Mythos haben und ihn verstehen — und verstehen heißt in diesem Fall erleben — solange werden wir unbesieglich sein.

Denn das Revolutionäre war noch immer unbesieglich, wo es echt genug war, sich die Gnade des Bodens teilhaftig zu machen und das anarchische Kriterium zu verwinden. Friedrich Wilhelm war deshalb vielleicht noch stärker als Friedrich ein revolutionärer und sozialistischer Mensch, weil er voraussetzungsloser war. Das Voraussetzungslose tut uns auch heute noch not, nur dürfen wir es nicht mit dem Traditionslosen verwechseln. Wir dürfen nicht zu den Jakobinern des Preußentums werden, indem wir uns großsprecherisch auf diese Könige berufen, ohne ihre Forderungen zu verwirklichen. Diese Forderungen aber machen die Ehre zum Mittelpunkt menschlicher Existenz in der Politik. Sie verbieten alles Reklamehafte, weil sie vom Glauben ausgehen. Das Reklamehafte ist immer noch westlich und römisch gewesen, wie denn das Gläubige immer noch östlich und nordisch war. Diese preußischen

Digitized by Google

Forderungen lassen uns die Halbschicksale in und um uns überwinden und uns selbst zu neuen Diensten erziehen, die wir nicht nach außen hin, sondern in uns gelten lassen. Dazu gehört nicht nur die Absage an die Popularität, sondern auch der Mut zum Unpopulären. „Adolf Hitler erweckte in uns" — wie einer seiner Unterführer es nannte — „am Tage von Potsdam die Ahnungen, in deren Tiefe Preußen als ewige Fackel leuchtet." Wenn wir in diesem Sinne an das Erbe Friedrich Wilhelms und Friedrichs herantreten, bar aller Äußerlichkeiten, aller Paradekomplexe vom falschen Fridericusgeist und vom verfälschten Preußentum, dann werden auch wir die innere Kraft haben, uns an der preußischen Aufgabe im Dritten Reich zu verbrennen, um des Reiches willen, so wie ja auch die beiden großen Könige an Preußen verbrannt und vereinsamt sind. Denn nur wer die Kraft zu dieſem Nationalsozialismus hat, nur wer die echte Bodenständigkeit und aus ihr heraus den bedingungslosen Mut in sich spürt, nur der wird die politischen Kräfte schöpfen, aus erlebter Geschichte heraus den Bürger und Rom zugleich zu besiegen.

Digitized by Google

Dr. Heinrich Bauer:

Luther von Braunschweig,

der große Kolonisator und Kulturschöpfer des Deutschordenslandes Preußen

Eine der größten Gestalten des Deutschordensstaates Preußen ist Hochmeister Luther von Braunschweig, unvergänglich sowohl durch seine Kolonisationsleistung wie durch seinen entscheidenden Anteil an der Kulturschöpfung des Landes. Luther, der im Jahre 1255 in Braunschweig als Sohn des Herzogs Albrecht I. von Braunschweig, genannt des Großen, geboren wird, ist der Erbe einer großen Tradition. In seinen Adern rollt das Blut der ältesten deutschen Kaisergeschlechter und der größten Eroberer und Kolonisatoren der deutschen und der europäischen Geschichte. Sein Urahn, der ihm den Taufnamen gab, ist der tapfere Lothar von Supplinburg, der von Ludwig des Frommen Tochter Gisela und durch sie von den Karolingern abstammt. Die Tochter des Supplinburgers aber wird als Gemahlin Heinrich des Stolzen von Baiern eine Stammutter des ganzen Welfengeschlechtes. Dem Welfenhaus entstammt Heinrich der Löwe, der größte Sproß des Geschlechtes, der überragende Kolonisator der Lande um Niederelbe und im ganzen Ostseebecken, der, aus dem welfischen Herzogtum Baiern stammend, durch seinen Kolonisationskampf gegen Wenden und Obotriten so fest mit seinem Herzogtum Sachsen verwächst, daß er aus dem Bewußtsein unentrinnbarer Verpflichtung heraus nach treuer Gefolgschaft zuletzt dem kaiserlichen Herrn, Friedrich I. Barbarossa, seinem Vetter, die Heeresfolge gegen die Lombarden verweigert. Seine beiden Herzogtümer werden ihm, der in die Reichsacht erklärt ist, genommen, die letzte, großartige Möglichkeit eines niederdeutschen, schollegebundenen Nationalreiches ist damit für immer zerschlagen. Aber während die Mittelmeerherrlichkeit der Staufer in nichts versank, ist das Werk der Ostschöpfung immer größer vor den Augen unseres Volkes erstanden und die Grundlage für ein neues Reich und eine Wiedererstehung des deutschen Bauerntums in der Staats- und Volksschöpfung der Gegenwart geworden.

Auch Heinrich der Löwe, diese unbändige Herrschergestalt und der echte Vorfahr Luthers, vereinigt die besten Kräfte seiner Rasse in sich und gibt sie mit denen seiner Gemahlin Mathilde den Nachkommen weiter. Mathildes Vater, König Heinrich II. von England, ist ein Urenkel Wilhelms des Eroberers und der Mathilde von Flandern. Zu den Ahnen Luthers (oder Lothars, auch Lüders) von Braunschweig gehören auch die großen Sachsenkönige und Schöpfer des Reiches, Heinrich I. und Otto I., sowie Markgraf Albrecht der Bär, den Kaiser Lothar 1134 mit der Nordmark belehnte. So standen dem jungen Luther seit frühen Kindheitstagen die größten Gestalten der deutschen Geschichte vor Augen, und unauslöschlich mag im Herzen des Kindes die mächtige Gestalt des bronzenen Löwen gelebt haben, die sein Vorfahr, der Welfenlöwe, vor seiner Pfalz Dankwarderode in Braunschweig für ewige Zeiten aufstellte.

Schon mit Heinrichs des Löwen Sohn, Herzog Otto dem Kind, der 1239 an einem großen Kreuzzug gegen die Preußen zur Unterstützung des Deutschritterordens teilnimmt, beginnt die lebendige Verbindung mit den großen Fragen des Ostens. 1256 kämpft Luthers Vater, Herzog Albrecht I. an der Seite des Markgrafen Otto von Brandenburg für die Deutschritter gegen die in immer neuen Aufständen sich

Digitized by Google

erhebenden Preußen und Litauer. Damals nimmt der Vater den zehnjährigen Luther in das Heerlager des Ordens nach Preußen mit, und hier hat das Kind die ersten, unauslöschlichen Eindrücke bekommen, die seinem ganzen Leben die entscheidende Richtung geben sollen.

Als Luther fünfundzwanzig Jahre alt ist, läßt Herzog Albrecht ihn in den Deutschen Ritterorden aufnehmen. Für immer hat er sich damit freiwillig der Dreiheit der Mönchsgelübde, die er in die Hand des Meisters abzulegen hat, unterworfen: „Das erste ist Keuschheit ewiglich, das andere ist Verzicht eigenen Willens, das ist Gehorsam bis in den Tod, das dritte ist Entheiß der Armut, daß der ohne Eigentum lebe, der diesen Orden empfange... In diesen drei Dingen: Keuschheit, Gehorsam, zu leben ohne Eigentum liegt dieser Regeln Kraft so gar und bleibt so unbeweglich, daß der Meister des Ordens keine Gewalt hat, jemand Urlaub zu geben wider diese drei Dinge; wenn man eines zerbräche, so wären alle Regeln zerbrochen."

Jahrzehntelang verrichtet Luther, der braunschweigische Herzogserbe, als einfacher Ritterbruder seine schweren Pflichten nach dem Grundsatz des Ordens, daß nicht Rang und Stand entscheidet, sondern die selbstlose Hingabe an die Idee und Aufgabe der Gemeinschaft. Langsam beginnt Luther in den Kämpfen gegen Preußen und Litauer durch Tapferkeit und Umsicht hervorzuragen aus den anderen, und im Jahre 1314 übergibt der Hochmeister Karl von Trier ihm eins der höchsten Ämter des Ordens, indem er ihn zum Obersttrappier und zugleich — beide Ämter sind verbunden — zum Komtur von Christburg macht. Sechzehn Jahre lang erfüllt Luther die vielseitigen, vor allem der Kolonisation gewidmeten Aufgaben des Komturs, und zahlreiche Handfesten, das sind rechtliche Ausstellungsurkunden aus dieser Zeit, geben uns ein Bild von der schöpferischen Siedlerarbeit des Nachfahren Heinrichs des Löwen. Die Komturei Christburg umfaßte in ihrem alten Umfang vor dem Bau der Marienburg die Bezirke Marienburg und Osterode mit. Die Westgrenze dieses Gebietes bilden die mächtigen Flußläufe von Weichsel und Nogat, einst eine unendliche Wildnis voller Sümpfe durch die jährlichen Überschwemmungen. Schon vor einem Menschenalter hat der Orden hier das Riesenwerk der Errichtung von Dämmen begonnen, die beide Ufer von Weichsel und Nogat eindämmen und das Land dahinter zu fruchtbarer Besiedlung schützen sollten vor Sturmflut und Eisgang. Als das Land gesichert ist, ruft Luther von Braunschweig immer von neuem Siedler ins Land, und außer vielen Holländern mit ihren reichen Erfahrungen in der Wasserwirtschaft strömen Scharen niederdeutscher Bauern herbei. Am reichsten vom ganzen Ordensland ist die Siedlungstätigkeit in dem Komtureibezirk Luthers, Christburg. Hier überwiegen die Dorfurkunden bei weitem die Gutsprivilegien, immer neue „Lokatoren", als Siedlungsunternehmer, sendet Luther ins Reich, um Siedler herbeizurufen und auf dem ihnen übergebenen Land zu selbständiger Ackernahrung anzusetzen. Drei bis vier Hufen — jede ist etwa 40 Morgen groß — erhält jeder Bauer als freies Erblehen zu ewigem Besitz für Kinder und Kindeskinder und hat dafür nach den ersten schweren Jahren des Überganges dem Landesherrn den Zins zu entrichten. Der Lokator erhält meist ein Zehntel der gesamten Feldmark abgabenfrei und wird zugleich Schulze der neuen Gemeinde, die aus freien Bauern, die im Besitz der Dorfrechte sind, besteht. Keiner darf mehr als ein Erblos kaufen, damit der Boden richtig verteilt und ausgenutzt wird, und nur in Fällen der Not ist der Erbhof verkäuflich, denn der Orden will einen vom Boden untrennbaren Bauernstand, der die einzige Grundlage einer dauernden Herrschaft ist.

Bald trägt Luthers unermüdliche Siedlertätigkeit ihre Früchte. Aus dem ganzen östlichen Nieder- und Mitteldeutschland, aus Thüringen und Meißen, aus Braunschweig, Niedersachsen und den Ostseeländern, dazu aus dem schon deutsch gewordenen Schlesien ziehen die deutschen Bauern mit ihren langen Wagenzügen, mit Weib und

Digitized by Google

Kind, unter dem frohen Gesang „Gen Ostland will wi fahren“ in seinen Komturei-bezirk, und zusehends wächst hier ein wehrhaftes Bauerngeschlecht heran, das seinen Besitz zu verteidigen weiß, rings wird das Land von deutschem Wesen erfüllt.

Am 17. Februar 1331 wählt das Ordenskapitel Luther von Braunschweig einstimmig zum Hochmeister und stellt ihn damit an die Spitze des ganzen Staates. Als Landesfürst führt Luther jetzt das Hochmeisterschild mit dem goldenen Mittelschild, das Kaiser Friedrich II. einst Herrman von Salza, dem Gründer des Ordensstaates, verlieh und das in Stellvertretung der kaiserlichen Macht den einköpfigen, schwarzen Reichsadler trägt. Als Hochmeister ist Luther jetzt der Führer dieser geistlichen Aristokratie, er ist Hüter und Verkünder der Gesetze, er übersieht den Staatsbereich, ob Verbesserungen in Rechtspflege oder Siedlungspolitik notwendig sind und ob die Gesetze richtig gehandhabt werden. Ihm schwört das ganze Land Treue und Gehorsam, und er vertritt den Ordensstaat, das größte, geschlossene, reichste und wehrkräftigste Rechtsgebiet des Reiches, vor dem Ausland, das hier noch einmal das Reich in seiner Größe erlebt.

Aber Luther erfüllt nicht nur das ganze Land planmäßig mit Ortschaften, er schafft Verkehrs- und Schiffahrtswege, die bis in unsere Tage bestehen bleiben und unverändert fortleben. Wassermühlen und Stauwerke entstehen. Entwässerungskanäle machen das sumpfige Land urbar, und ein kunstvolles Kanalsystem verbindet ganze Reihen höher und tiefer gelegener Seen, um das Wassergefälle zu nützen. Auf der großen Straße von Marienburg nach Osten, in Stuhm, legt Hochmeister Luther einen breiten Staudamm mitten durch den See und deckt den Anmarschweg zum Haupthause der Marienburg durch die Burg Stuhm, die mit ihren Pflanzen- und Tiergärten bald der Sommersitz der Hochmeister wird und in deren Vorburg eine Stadt entsteht. Ein kunstvoller Mühlengraben fließt vom Stuhmer- und Parlettensee durch den Conradswalder und Damerauer See hinab zu Königsbergs Mühlenteich und Schloßmühlen, zugleich eine Verbindung mit dem Pregel schaffend — eine Schöpfung von höchster Bedeutung für Burg und Stadt Königsberg.

Die ganze Liebe des schönheitsliebenden Luther gehört Königsberg und dem von ihm dort begonnenen Dom. Schon im Christburger Gebiet haben die Ordenskirchen aus den Elementen des Landes unter Luthers Teilnahme einen eigenen Ordensstil zu bilden gewußt, die aus Westdeutschland und selbst dem italienischen Süden herbeigerufenen Künstler haben mancherlei Stilelemente mitgebracht, die hier ihre endgültige, bodenständige Form finden. Vor allem fördert Luther diese Entwicklung und treibt den Bau des Domes zu Königsberg und der Marienburg voran. Schon 1333 erhebt sich nach dem Vorbild der Pfarrkirche zu Kulm mit zwei Türmen an der Westfront die Bischofskirche in der wichtigen Pregelstadt. Klare Gliederung, Wille zur Symmetrie erfüllt auch die anderen Ordenskirchen des Landes, aber das bauliche Wunder des Ostens, eine der großartigsten Schöpfungen der europäischen Baukunst, ersteht doch erst langsam in dem Haupthaus des Ordens, der Marienburg am Ufer der Nogat.

Noch um 1300 war sie ein Mauerkoloß nach Art der früheren sizilischen Kastelle. Erst als 1309 Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen den Ordenssitz von Venedig nach dort verlegt, entsteht im Mittelpunkt der Burganlagen das Hochschloß. Aber erst um 1330, zur Zeit Luthers, beginnt man mit dem Bau eines besonderen Hochmeisterpalastes. Meisters Großer Remter wird die edelste Verkörperung des Ordensstiles, alle Gesetze der Schwere scheinen in diesem lichtdurchfluteten Raume aufgehoben zu sein. Das schönste Denkmal aber setzt sich der greise, dem Tode nahe Luther von Braunschweig mit dem Bau des Chors von St. Marien über der alten St. Annenkapelle. Das Steingewölbe dieser bis in die Speicherzone hinaufreichenden Schloßkapelle ist von einem Netz schlanker Seitenrippen überspannt. Die Fenster besitzen

Digitized by Google

reichstes Maßwerk und halten den Raum in weihevoller Dämmerung, nur der aus sechs hohen Fenstern beleuchtete Hohe Chor erstrahlt in festlichhellem Licht. An der Außenseite des Chores erhebt sich das acht Meter hohe Mosaikbild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm und grüßt weithin sichtbar alle, die in den Frieden der Burg heimkehren.

Oft steht Luther, der auch die Musik über alles liebt, bei der sonntäglichen Messe singend unter den Geistlichen der Ordenskapelle. Sein Wunsch ist, die Marienburg zu einer Pflanzstätte deutschen Geistes und deutscher Kunst zu machen, zu einer Heimat für Dichter und Sänger, wie es die Wartburg unter Elisabeth war. Er selber verfaßt einen Lobgesang auf die heilige Elisabeth und Barbara, auch eine poetische Übersetzung des Propheten Daniel und eine Umdichtung des Buches Hiob läßt er verfertigen.

Aber nachdem der mehrjährige Krieg mit Polen zu einem Waffenstillstand geführt hat, der bis 1335 verlängert wurde, verlangt der greise, achtzigjährige Hochmeister nach Frieden. Das Ordensland zeugt von Werken seiner Friedensarbeit, zahllose Dörfer, Städte, Kirchen hat er geschaffen, Sümpfe urbar gemacht, gewaltige Strecken Landes unter den Pflug gebracht, gerechte Gesetze in der Landesordnung, die unter ihm vollendet wird, erlassen.

Als er 1335 seinen Tod nahen fühlt, ist es sein Wunsch, in dem geliebten Königsberger Dom bestattet zu werden. In der Mitte des Chores läßt er sein Grab herrichten, eine ewige Lampe soll dort brennen und sein Todestag jährlich mit einem frohen Gastmahl für die Brüder gefeiert werden. Anfang April 1335, gleich nach der Feier des Osterfestes, stirbt er auf dem Weg von der Marienburg nach Königsberg und findet dort, ein wahrer Vater des Ordenslandes, nach einem reich erfüllten Leben die ewige Ruhe.

Digitized by Google

Dr. Fred H. Domes:
(Leiter der Kulturabteilung der Nordischen Gesellschaft)

Knut Hamsun

Gedanken zu seinem 75. Geburtstag

An Wendetagen des Lebens großer Männer erinnert man sich gerne ihres Werks, schreibt schöne Worte, und gewöhnlich nehmen die Glückwunschadressen kein Ende. Ab und zu auch versucht man, an solchen Tagen früheres Unrecht gutzumachen oder einem sanften Erinnern Platz zu geben. Wenn wir heute Knut Hamsuns gedenken, so kann es sich dabei nicht um etwas Außergewöhnliches handeln; denn die Auseinandersetzung mit seinem Werk, die Achtung vor seiner Person gehören eigentlich zur täglichen Werkschaft des denkenden deutschen Menschen. Und nur schweren Herzens geht man daran, über jenen Großen zu schreiben, dessen Werk man auch in den Tagen der reifenden Jugend noch gar nicht bis in seine letzten Tiefen begreifen kann.

Wenn ein Mensch, der stets mit der Erde gerungen hat, und der tiefer in die Seele geschaut hat als andere, nie ermüdete, um sie reich und kostbar zu gestalten, und immer wieder aufs neue ans Werk geht, nie verzagend das Leben lebendig in seiner Kunst zu erhalten, dann ist es wohl richtig, kurz sein Leben zu betrachten und die Wurzeln seines Schaffens zu suchen.

In der herrlichsten Landschaft seines Vaterlandes, in Gulbransdal, dort, wo der Tessafall gigantisch in die Tiefe rauscht, liegt der kleine Ort Lomm, wo Knut Pedersen Garmotrædet am 4. August vor 75 Jahren geboren wurde. Eine prachtvolle, wuchtige steile Natur ist das erste, was das eben erwachende Auge erblickt — Brausen des Waldes und Sausen der Bergstürme, Zischen stürzenden Wassers nimmt das frühe Kinderohr auf. Und als die ersten Jahre des erwachenden Kindesalters vorbei sind, zu der Zeit, als sich im Kindersinn Wort und Begriff decken, zieht er ins Nordland nach den Lofoten, wo sein Vater in Hammerhöj den kleinen Hof Hamsun übernimmt, dessen Name später für die Welt von Bedeutung wurde. Nach dürftigen Kinderjahren kommt er in die Kaufmannslehre, lebt bei einem Verwandten, der Pfarrer ist, und lernt hier zum erstenmal das Leben von der schlechten Seite kennen:

„Es war eine harte Zeit für mich" (so schreibt er später über diesen Aufenthalt in einer norwegischen Zeitung. 1898.) „Viel Arbeit, viel Schläge und selten oder nie eine Stunde zu Spiel und Vergnügen."

Jahre der Entsagung treiben ihn zweimal nach Amerika, bis er endlich in Norwegen wieder seßhaft wird. Kurze Zeit zieht er dazwischen nach Paris, um hier seinen „Pan" zu schreiben; erkennt aber, daß er die eigene Erde braucht, um schaffen zu können.

Und in der Einsamkeit seiner meerumspülten Felsenheimat schreibt er dann das herrlichste aller Naturbücher. Als Fünfziger sucht er endlich die innere und äußere Ruhe und findet sie auch auf seinem eigenen Hof Nörrholmen in Südnorwegen.

Soweit uns dies Leben bekannt ist, zeigt es uns sein inniges Verhältnis zur Natur. Wie er es selbst einmal in einem seiner seltenen persönlichen Bekenntnisse ausgedrückt hat:

„Ich bin von der Erde und vom Walde mit all meinen Wurzeln. Man sollte nicht ohne weiteres davon ausgehen, daß ich nur d i c h t e, wenn ich von ihr schreibe."

Digitized by Google

Dieser Satz hellt aber auch alle Rätsel seiner Dichtung auf. Er ist der Glückliche, der stark erleben kann und diesem Erlebnis auch immer hohe Gestaltung zu geben vermag. Die Wurzel seines Schaffens ist seine Heimat. Und schon in seinem allerersten Werk „Aus dem Geistesleben des modernen Amerika" finden wir im Keim schon alles, was später in einzelnen Werken feiner geformt ist und endgültig wird. Er geht in diesem Werk dem amerikanischen Geistesleben sehr hart zu Leibe. Er tut es aber nicht, weil es gerade Amerika ist und vielleicht gar, weil er Amerika haßt, sondern im Grunde geht es ihm um Grundsätzliches. Es ist der Kampf gegen „eine Ziffer ohne Wert", es ist der Kampf gegen ein Pseudoleben, „die Schönliteratur hat nichts von dem roten Saft und Blutumlauf des Lebens, sie ist Mondscheinpoesie und Banditenpoesie".

Als er in den 80er Jahren auszog, gezwungen von jenem Drang des Blutes, das er als Wikingerbe erhielt, sehnte er sich Menschen zu erleben, die in einer Landschaft, in ihrer Landschaft wuchsen und aus dieser Landschaft gestalteten. Seine Enttäuschung und die harten Worte in seinem Buche entstanden, weil er statt dessen einen Klischeeabzug mit unnatürlichen Farben in die Hand bekam. In diesem Frühwerk, in dem er schon klar und deutlich gemeinschaftsverbundener Aristokrat ist, nimmt er auch Stellung gegen eine Staatsauffassung, die wir erst heute überwunden haben: „Was ist wohl diese gelobte Freiheit? — Unfreiheit, Pöbelherrschaft, die Schafskopfsweisheit der verfluchten kompakten Majorität." Klingen diese Worte aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht als ob sie erst vor einem Jahre geschrieben wären? Und denjenigen Verehrern Hamsuns, die seine positiven Worte für Deutschland nicht verstehen konnten, sei gesagt, er ist derselbe geblieben. Denn von diesen Zeilen bis zu dem Ausspruch: „Deutschland hat jetzt wohl von der Welt Gegenwind, aber es kreuzt ruhig weiter und wird schon gut in den Hafen kommen ... es wird der Tag kommen, wo die kleinen Nationen ihren Ton gegenüber dem Reich der Mitte ändern werden — alle Tage kommen", zeigt sich uns eine große geschlossene, aufrichtige Persönlichkeit. Wir wissen, daß Hamsun dem deutschen Geschehen lange Jahre abseits stand, aber das war darauf zurückzuführen, daß er eben „mit der Schafskopfsweisheit der verfluchten kompakten Majorität" nichts anzufangen wußte. Sein heutiger Gruß ist das Bekenntnis eines Menschen, eines Gestalters, der unbeirrbar seinen Weg ging und als ein germanischer Mensch sich vom ersten Tage seines Schaffens an bewußt war, daß das Leben nur groß ist, wenn es von innen wächst, und daß das Werk nur groß sein kann, wenn man auf dieses innere Leben im Baum, im Strauch und in der Seele hört.

Am Anfang unseres Jahrhunderts erschien in Deutschland eine Sammlung literarischer Essays, in der ein Felix Poppenberg Hamsuns Werk, nachdem er bereits „Hunger", „Pan" und „Viktoria" geschrieben hatte, folgendermaßen charakterisiert:

„Ein bitterer Narr ist auch Hamsun. Als Wehr und Tarnhülle seiner dünnen Haut, auf der die Nerven bloß liegen, entdeckt er in sich den Witz des Bizarren. Épater les bourgeois, das ist sein Spiel. Er verblüfft die Spießer, er überschlägt sich in Einfällen unglaublicher Maßlosigkeit, er läßt wie Hamlet das Gesindel tanzen und sticht es mit Pointen tot: der Hohn grinst aus ihm und sein wahnsinniges Gelächter übertönt den eigenen Schmerz. Das Hämische, Trollhafte wird übermächtig, aus der Zerrissenheit und der Vergiftung steigt das Böse mit verzweifelter Laune und die Lust am Grausamen. Dann wird er tückisch und boshaft gerade zu denen, die er liebt: er verzerrt sein eigenes Bild und das Bild der Geliebten, er besudelt, beschimpft es und tritt es in den Kot; das ganze Leben verstellt sich ihm zu einer ungeheuerlichen Grimasse."

Heute greifen wir uns an den Kopf und fragen, wie ein solches Wort überhaupt möglich war. Wie Menschen zu Urteilen herangezogen wurden, die überhaupt kein

Digitized by Google

Knut Hamsun im Kreise seiner Familie

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Verhältnis zur Dichtung hatten, Hamsun einen bitteren Narren zu nennen und seinen feinen Humor als wahnsinniges Gelächter zu bezeichnen. Gerade der heitere Ton, der uns immer aus seinen Büchern entgegenklingt, die doch das schwerste Thema: „Das Leben" behandeln, gibt all seinen Werken etwas Versöhnendes. Wie er die kleinen Fehler, die das Bild des Menschen mitformen, lachend beschreibt und im Grunde seiner Seele nicht grollt und nicht böse ist, sondern immer mit mildem Versöhnen Ausklang sucht, der streng mit Charakterfestigkeit verbunden ist, auch das ist nordisch. Aber dieses Nordische zu sehen war nicht jedermanns Sache. Wie oft waren seine Bücher in den Salons nur Modegespräche, weil man ihren Grund nicht verstand und sie falsch auslegte. Man vergaß über den Mittsommertag und das sinnliche Rauschen des nordischen Waldes das Heroische der Landschaft, die sich über die Bäume reckte und die Menschen so formte, daß sie Entdecker wurden, weil sie sich immer selbst entdeckt hatten. Sein Werk bedeutet uns heute mehr, als es uns je bedeutet hat; denn wir sehen aus seinem Leben, in der strengen Geradlinigkeit, mit dem sich Gedanken an Gedanken reiht, den großen Gestalter germanischen Menschentums und nordischer Landschaft. Wir lesen ihn nicht wegen der einen oder anderen amüsanten Kleinstadtschilderung, nicht, um von ihm das Spiegelbild des Großstadtlebens Christianias zu bekommen, wir lesen ihn auch nicht, weil er uns nach der Hetze des Tages durch seine Worte in die stille Einsamkeit führen kann, sondern wir lesen ihn, weil er der Offenbarer wahrhaft germanischen Naturgefühls ist, weil er nie Tendenz schreibt, sondern Richtung und Glauben verkündet. Was er uns bedeutet, wie stark sein Einsatz für neue germanische Lebensgestaltung ist, das hat Alfred Rosenberg in seinem „Mythus" über ihn gesagt: „Von keinem lebenden Künstler ist der mystisch naturhafte, willenhafte Zug großartiger gestaltet worden als von Knut Hamsun ... der Segen der Erde ist das heutige große Epos des nordischen Willens in seiner ewigen Urform, heldisch auch hinterm Holzpflug, fruchtbringend in jeder Muskelregung, gradlinig bis ans unbekannte Ende ... auch durch Hamsun wurde die Welt wieder einmal überwunden." Alle diese Worte sind nur ein bescheidener Gruß, der nichts weiter dartun soll, als dem Einsamen zu sagen, daß wir immer wieder aufs neue versuchen, sein Werk aus seinem Leben und aus seiner Heimat bis zum hohen Gewölbe und zur tiefen Wurzel zu verstehen. Ich glaube, damit ist es ein deutscher Gruß, den wir ihm bringen.

Digitized by Google

Das Deutsch-Nordische Schriftstellerhaus grüßt Knut Hamsun

Im Deutsch-Nordischen Schriftstellerhaus in Travemünde wohnen zur Zeit auf Einladung der Nordischen Gesellschaft fünf nordische und drei deutsche Schriftsteller. Ihre Grüße sind ein Ausdruck der jungen deutsch-nordischen Dichtergeneration.

Lassen Sie mich, verehrtester Knut Hamsun, nicht für dieses oder jenes Buch, auch nicht für alle Ihre Bücher heute danken — das geschieht aus dem festlichen Anlaß wohl hunderttausendmal — ich will Ihnen als Deutscher danken, daß Sie unsere große, aufrichtige und tief begründete Liebe zu Ihrem Werk einzuschränken versuchten durch den Hinweis auf unsere eigenen Meister der Erzählung. Es ist die Art eines „Gentleman", so zu handeln. Ihn grüße ich in treuester Verehrung.

Ludwig Friedrich Barthel, Deutschland.

„Der lange lange Pfad über das Moor in den Wald hinein — wer hat ihn ausgetreten? Der Mann, der Mensch, der Erste, der hier war. Vor ihm war noch kein Pfad —"

Diese lebendige Einleitung zu „Segen der Erde" gibt ein Bild von Ihnen selbst als den Mann, der einen neuen Pfad durch die abenteuerliche Wildnis geschlagen hat, wo es süß und würzig nach den herrlichsten Blumen der Sprache duftet. Und mit heißen Sinnen folgen wir Ihnen durch den Zauberwald Ihres Stiles, wenn Sie uns manchmal auch weiter von dem modernen Leben fortführen, als wir es eigentlich begehren.

Erik Bertelsen, Dänemark.

Hamsun bin ich vor allem dafür dankbar, daß er mir u. a. geholfen hat, das Leben als ein zerzaustes Abenteuer zu nehmen. Geist und Feuer seines Stils, das eigenartig Doppelsinnige seines Wesens, das spielerisch Trotzige, das lächelnd Wehmütige, aus dem sein Ich sich zusammensetzt, hört nie auf, mich zu verzaubern.

Johannes Edfelt, Schweden.

Mein erstes großes Erlebnis und die ständige Quelle stärkender Erfrischung in der Dichtung sind „Pan" und „Segen der Erde". Mein Glückwunsch zum Wendetag ist die sichere Hoffnung, daß Ihr Schöpfergeist uns weiterhin glückliche Werke erwarten lassen möge. Ich will Dank sagen für alles, was Sie der norwegischen Dichtung waren — sind — und sein werden.

Aasmund Sveen, Norwegen.

Digitized by Google

Als der Weltkrieg begann, hörte meine Generation, wie die Panflöte des Nordens von den Geheimnissen der Sommernächte und vom Segen der Erde sprach. Dieser Ton war gleich dem unserer Jugendsehnsucht, als wir in das Leben eines freien Finnland traten. Ich selbst werde wohl nie den feinen Frühlingsrausch vergessen, der meinen Sinn gefangen hielt, als ich in einem Aprilmonat „Viktoria", diesem stolzesten und hellsten nordischen Liebesgedicht, ein finnisches Kleid zu geben versuchte. Edevards Herz wurde früh ernst und die unermüdliche Schaffenslust August's verläuft scheinbar im Sande. Das machte uns wehmütig, aber auf jene wunderbare Art, wie das Leben selbst, von dem wir trotz allem denken, daß es wert ist, gelebt zu werden.

Lauri Viljanen, Finnland.

Digitized by Google

Ständischer Aufbau

Ständige Beilage der Nationalsozialistischen Monatshefte
Leitung: Dr. Max Frauendorfer

Einsendungen sind zu richten an das Amt für Ständischen Aufbau der N.S.D.A.P., Dienststelle Berlin, Berlin SW 19, Wallstraße 65. Fernruf: Jannowitz F 7 0201

Alfons Weber, Berlin:

Nationalsozialistische organisatorische Gestaltung

Der Nationalsozialismus sieht das Wesen jeder Organisation in der Zusammenfassung von Menschen, deren ungleichartige Interessen Differenzen auslösen. Durch Zusammenschaltung dieser Gruppen soll jenes gemeinsame Handeln erreicht werden, das zu gemeinsamen Leistungen notwendig ist. Die im Liberalismus ohne bestimmte Planung anarchisch entstandenen organisatorischen Gebilde, die in ihrem Aufbau jede Einheitlichkeit vermissen ließen, so daß regionale und sachliche Überschneidungen die Regel bildeten, waren daher einzugliedern in die großen neuen nationalsozialistischen Organisationen. So entstanden die Gruppen innerhalb der Deutschen Arbeitsfront, des Reichsnährstandes, der Reichskulturkammer und die Gliederungen, die auf Grund des Gesetzes zur Vorbereitung des organischen Aufbaues der Wirtschaft gebildet wurden.

Trotz dieser Zusammenfassung konnten sich bei dem Beharrungsvermögen, das organisatorischen Formen anhaftet und das selbst bei den kleinsten Veränderungen Schwierigkeiten auslöst, die nationalsozialistischen organisatorischen Tendenzen noch nicht restlos durchsetzen, so daß äußerlich zum Teil noch Formen der vergangenen Zeit erhalten blieben. Man versuchte diese Organisationen durch Einführung des Führerprinzips im Zuge der Gleichschaltung und eines einigermaßen einheitlichen regionalen Aufbaues den nationalsozialistischen Grundsätzen anzupassen. Es ist nun zu untersuchen, welcher Umbildungsprozeß noch vollzogen werden muß, um die endgültige organisatorische Ordnung, wie sie der nationalsozialistischen Auffassung entspricht, herbeizuführen. Dabei entsteht die Frage, wie es gelingt, Arbeiter, Angestellte und Unternehmer aller Tätigkeitsgebiete in einer Front zusammenzuschalten und welche Maßnahmen getroffen werden müssen, um die einzelnen großen nationalsozialistischen Organisationen in abgestimmte Beziehungen zueinander zu bringen.

Digitized by Google

Die nationalsozialistische Auffassung vom Wesen der Organisation geht nämlich davon aus, daß keinem organisatorischen Gebilde die volle Autonomie gewährt werden kann, da diese über kurz oder lang zwangsläufig zu einer gefährlichen Emanzipation führen müßte, daß vielmehr im Interesse der gegenseitigen Zusammenarbeit die Bindung an das Ganze durch einen gemeinsamen organisatorischen Rahmen zu erfolgen hat. So lehnt der Nationalsozialismus eine hierarchische Stufenordnung, die Urteile einer Höher- oder Niederwertigkeit einschließt, ab, und sieht in jeder Gruppe schaffender Menschen eine notwendige und an sich gleichwertige Einheit, die nicht auf Kosten, sondern mit Hilfe der anderen Gruppen lebt, also der Ergänzung bedarf.

Daraus ist die organisatorische Folgerung zu ziehen, daß die Hauptgruppen der Bauern, der Handwerker, der Industriellen, der Händler, der schaffenden Menschen im Verkehr und in freien Berufen nicht nur der ergänzenden Zusammenschaltung mit ihren Angestellten und Arbeitern bedürfen, sondern daß sie auch auf allen Organisationsstufen zueinander im Verhältnis einer festen organisatorischen Bindung stehen müssen. Betrachtet man unter diesem Gesichtswinkel die großen nationalsozialistischen Organisationen, so kann man feststellen, daß die Deutsche Arbeitsfront, deren organisatorische Ordnung der nationalsozialistischen Auffassung entspricht, als die Front aller schaffenden Deutschen, die geeignete Plattform für die Zusammenfassung der großen nationalsozialistischen Organisationen darstellt. Die Reichsbetriebsgemeinschaften der Deutschen Arbeitsfront und die Hauptgruppen des Führers der Wirtschaft sind organisatorisch leicht einander anzupassen. Die Aufgliederung der Angestelltenschaft vollendet die nationalsozialistische Form des Fachgruppenaufbaues. Dieselbe Lösung ergibt sich für das deutsche Bauerntum, das mit den landwirtschaftlichen Angestellten und Arbeitern zusammengeschaltet werden muß und für die Reichskulturkammer, deren Aufgabenkreis sich nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch durch die Eingliederung der freien Berufe erweitert.

Die Vorteile dieser Lösung bedeuten den endlichen Wegfall vieler Reibungen, die sich zwangsläufig aus der Selbständigkeit der einzelnen Gruppierungen ergaben. Denn nun ist der straffen Zentralgewalt, der nunmehr alle organisatorischen Einheiten in einem gleichartigen Aufbau mit genau abgegrenzten Kompetenzen unterstehen, die Möglichkeit gegeben, alle Spannungen finanzieller und aufgabenmäßiger Art zwischen den einzelnen Untergliederungen auszugleichen. Die nationalsozialistische Regierung verfügt damit über ein formvollendetes einheitliches Instrument, das aus sich selbst heraus die Kräfte erzeugt, die befähigt sind, alle Fragen fachlicher und sozialer Natur einer sachgemäßen praktischen Lösung entgegenzuführen.

Digitized by Google

Arbeitsgemeinschaft für Ständischen Aufbau:

Tagung des Sozialpolitischen Ausschusses

Am 30. Juni fand unter Vorsitz des Leiters des Sozialpolitischen Ausschusses der Arbeitsgemeinschaft für Ständischen Aufbau e. V., Pg. Dr. Hans Eger, Frankfurt a. M., eine bedeutsame Sitzung statt, zu der die nachstehenden Mitglieder des Sozialpolitischen Ausschusses erschienen waren:

Dr. von Bonin, Berlin-Siemensstadt, Leiter der Sozialpolitischen Abteilung des Siemenskonzerns;
Prof. Dr. Groh, Rektor an der Universität Heidelberg;
Dr. Hebestreit, Sächsischer Landesgewerbearzt, Regierungsrat im sächsischen Arbeitsministerium Dresden;
Walter Hepfe, Dipl.-Volkswirt, Gauinspekteur, stellv. Gauleiter, M.d.R., Frankfurt a. M.;
Dr. Krug, Halle a. Saale, Prokurist der Druckfarbenfabrik Gebr. Hartmann in Ammendorf b. Merseburg;
Dr. Niecz, Vizepräsident der Handelskammer, Vertreter des Treuhänders der Arbeit, Frankfurt a. M.;
Karl Peppler, Leiter des Sozialamtes der Deutschen Arbeitsfront, Berlin;
Dr. Heinrich Schild, Generalsekretär des Reichsstands des Deutschen Handwerks, Berlin;
Herm. Teitge, Gewerbeassessor, Mitarbeiter des Treuhänders der Arbeit, Verbindungsmann zum Preuß. Ministerium für Wirtschaft und Arbeit, Berlin-Charlottenburg.

Ferner waren anwesend:

Pg. Max Frauendorfer, Führer der Arbeitsgemeinschaft für Ständischen Aufbau und Leiter des Amtes für Ständischen Aufbau;
Pg. Claus Selzner, Leiter des Organisationsamtes der Obersten Leitung der P.O. und der D.A.F.

In seinen einleitenden Worten betonte Pg. Dr. Eger, daß sich gerade auf dem Gebiete der Sozialpolitik zeigt, wie sich die wirtschaftspolitische Betätigung unserer Bewegung von Erscheinungen früherer Zeiten unterscheidet. Der wichtigste Faktor in der Wirtschaft ist der Mensch. Die nationalsozialistische Weltanschauung hat ihn in den Mittelpunkt gerückt. Das erste Problem, das gelöst werden muß, ist die Menschenführung in der Wirtschaft.

Pg. Dr. Max Frauendorfer führte im wesentlichen aus:

„Wir haben uns heute zu der ersten Tagung des Ausschusses für Sozialpolitik unserer Arbeitsgemeinschaft für Ständischen Aufbau zusammengefunden. Es ist nun notwendig, daß wir uns auch heute wieder klar vor Augen führen, welchen Rahmen unsere Arbeit hat und welches Ziel diesem ganzen Werk, dem auch diese Arbeit auf einem bestimmten Arbeitsgebiet dienen soll, vor Augen schweben muß. Dabei muß man sich immer des ungeheueren Umbruchs, der sich in der Nation vollzieht, bewußt und darüber im klaren sein, daß eine neue Weltanschauung durch die Revolution zum Siege gelangt ist. Wenn diese Weltanschauung auch noch nicht vollendet dasteht, so hat sich die Bewegung doch die Möglichkeit verschafft, auch das machtmäßig durchzusetzen, was sie all die Jahre hindurch als Forderung vertreten hat. Die erste gewaltige Aufgabe war, aus den zurückgelassenen, im Kampfe liegenden Gruppen wieder eine Einheit und dadurch erst wieder eine führbare Masse zu schaffen. Diese Aufgabe ist durch die Revolution zu einem gewissen Abschluß gelangt. Den Menschen ist dadurch wieder zum Bewußtsein gekommen, daß sie Angehörige einer bestimmten Nation sind. Es ist ganz klar, daß dieses Bewußtsein nun auch schon bei allen unterbaut ist, wie das stimmungsmäßige Bild zeigt. Wenn wir uns nun das Volk zusammengeführt haben, dann gilt es für uns, die zweite Aufgabe zu erfüllen, nämlich diesem wiedererstandenen Volk auch eine Form zu geben, eine Neuordnung zu schaffen, eine Neuordnung, die sich natürlicherweise entsprechend der Tatsache, daß der Nationalsozialismus als Weltanschauung auftritt, auf jedes Gebiet erstreckt. Nun heißt es, dem Volk auf allen Gebieten eine neue Ordnung zu geben, die ihren Ausdruck in der Neuformung, Neugestaltung und der Neubildung des einzelnen und gewisser Gruppen findet. Diese gewaltige Auf-

Digitized by Google

gabe ist das, was man als Ständischen Aufbau bezeichnet. Im Rahmen dieser Arbeitsgemeinschaft, die den Zweck hat, diese Gedanken zu vertiefen, wollen wir nun in diesem Rahmen und auf diesem Gebiet der Neuordnung dienen und ganz bestimmte einzelne Fragen so klären, daß sie tatsächlich in die Wirklichkeit umgesetzt werden können. Es ist ganz klar, daß diese Neuordnung alle Gebiete unseres Lebens berührt und aus dieser Erkenntnis heraus müssen Organe geschaffen werden, die die Dinge von unserem Gesichtspunkt aus behandeln. Es kommt darauf an, vom Blickpunkt der organischen Neuordnung diese Fragen zu sehen. Deshalb ist der sozialpolitische Ausschuß ins Leben gerufen worden.

Im Hinblick auf die organische Neugestaltung hat die Bewegung, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik eine Wandlung gebracht. Die Sozialpolitik stellt uns heute viel gewaltigere Aufgaben als früher. Wir müssen unter Sozialpolitik die Aufgabe verstehen, jeden einzelnen Menschen körperlich und geistig in die Verfassung zu bringen, in der er für die Gesamtheit das Beste zu leisten imstande ist.

Trotzdem wir noch mehrere Ausschüsse bilden wollen, glaube ich, daß dieser sozialpolitische Ausschuß vielleicht der wesentlichste ist. Er umfaßt alles, was die Bewegung letzten Endes auf diesem Gebiet schaffen will. Wenn keine Werte hervorgebracht werden, wird die Frage nach der Verteilung eine müßige sein. Wenn keine bestimmte geistige Zusammenarbeit möglich ist, werden keine Werte geschaffen. Als Nationalsozialist möchte ich, daß mein Volk nach außen hin so mächtig ist, daß es in der Lage ist, in der Welt sein Recht zu vertreten. Als Sozialist wünsche ich, daß es ihm innerlich gut geht. Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik stehen in einem ganz bestimmten Verhältnis zueinander. Es sind im eigentlichen Sinne zwei Bezeichnungen für die gleiche Sache, für eine Einheit, deren Aufgaben von der Sozialpolitik von innen, von der Wirtschaftspolitik in ihren Auswirkungen nach außen gesehen werden. Die beste Sozialpolitik ist daher auch immer die beste Wirtschaftspolitik und umgekehrt, die beste Wirtschaftspolitik wird immer die beste Sozialpolitik sein, von diesem Grundsatz aus müssen wir an unsere Arbeit gehen und niemals dürfen wir nur ein Arbeitsgebiet sehen, sondern müssen uns immer das Gesamtbild des Nationalsozialismus vor Augen halten. Es muß im Sinne des Nationalsozialismus gehandelt werden."

Pg. Dr. Eger ging davon aus, daß der Aufgabenbereich der Sozialpolitik organisatorisch in zwei Gruppen zerfällt.

Erstens in die Sphäre des Staates, als der politisch richtungweisenden und überwachenden Instanz.

Zweitens in die ständische Sphäre.

Die letzte gliedert sich wiederum in zwei Sachgebiete. Einmal in die Maßnahmen, die in der organischen Gliederung der Wirtschaft über ihre Zellen, den einzelnen Betrieben getroffen werden müssen, dann in die betriebliche Sozialpolitik.

Es ergeben sich bei der Betrachtung der drei Arbeitskreise, nämlich dem staatlichen, dem überbetrieblichen und dem betrieblichen Arbeitskreis, drei Grundsätze, die als Organisationsgrundlagen angesehen werden müssen. Die Aufgaben der staatlichen Sphäre werden auf dem Gebiet der Sozialpolitik erheblich verringert werden, weil der Staat nicht mehr darum zu kämpfen hat, daß Wirtschafts- und Sozialpolitik eine Einheit bilden: diese Einheit ist für uns selbstverständlich. Das Schwergewicht sozialpolitischer Betätigung liegt also im Rahmen der ständischen Sphäre.

In der überbetrieblichen Sphäre müssen wir — auch zielmäßig gesehen — zu einer einheitlichen Grundlage kommen, denn wir sehen gerade heute in der überbetrieblichen Sphäre, in der vorläufigen Neugliederung der Wirtschaft und daneben der Gliederung der Arbeitsfront einen Dualismus, der die Voraussetzung einer einheitlichen Willensbildung entfallen läßt; hier finden wir auch eine Aufgabe für die Arbeitsfront, denn nur sie kann eine vollkommene Einheit auf diesem Gebiet herstellen.

Für die Sphäre der betrieblichen Sozialpolitik ist zu betonen, daß, nachdem auch hier der Dualismus zwischen Wirtschafts- und Sozialpolitik entfallen ist, der Betriebsführer zu eindeutigen Beschlüssen kommen muß. Es gibt zwischen wirtschaftlichen und sozialen Entscheidungen im Betriebe keinen Unterschied. Fühlt ein Betriebsführer einen solchen Unter-

Digitized by Google

schied, und fühlt er sich dadurch in seinen Entschließungen gehemmt, so ist er eben noch nicht genügend mit nationalsozialistischem Gedankengut vertraut. Für das praktische Arbeitsprogramm des Ausschusses möchte ich die Frage der Sozialversicherung im einzelnen zunächst ausscheiden, da dieses Gebiet mit seinen zahlreichen speziellen Fragestellungen aus dem Gesamtrahmen herausfällt. Dagegen sollen die Fragen der Lohn- und Tarifpolitik uns hier beschäftigen, wenn auch dieses Gebiet von unserem Standpunkt aus nicht zur eigentlichen Sozialpolitik gehört. Die Unternehmer sahen früher vielfach in der Tatsache der Lohnzahlung eine soziale Handlung; für uns ist sie eine selbstverständliche wirtschaftliche Maßnahme.

Pg. Dr. von Bonin führte aus:

„Bei den Fragen der Sozialpolitik kommt es vor allem darauf an, aus welcher Sphäre man hervorgewachsen ist. In erster Linie liegt mir die betriebliche Regelung nahe, die heute praktische Bedeutung hat und gerade aus einer Erfüllung betrieblicher Regelung wird sich später das Gesamtgebäude aufrichten können. Es ist falsch, wenn man heute lediglich ein Gebäude schaffen würde, und sonst wäre noch keinerlei Ordnung vorhanden. Betrieblich habe ich die Sozialpolitik nach drei Richtungen hin aufgefaßt, und zwar in einer gewissen sozialethischen, sozialwirtschaftlichen und sozialfürsorgerischen Richtung. Bei all diesen Kreisen ist keine vollkommene Abgrenzung möglich, sondern es ergeben sich teilweise Überschneidungen. In das Gebiet der sozialethischen Richtung gehört heute in erster Linie der Aufbau des ganzen Betriebes, die Formung der wirklichen Betriebsgemeinschaft und dazu die Erziehung zu einer gewissen Arbeitsfreude, die dann wieder in Verbindung steht mit den ganzen Fragen der beruflichen Erziehung überhaupt. Das ist ein sehr großes Gebiet und das Gebiet, das in mancher Beziehung am schwierigsten zu regeln ist, weil keine Möglichkeit zu konkreten Anordnungen gegeben ist. Denn die Lösung der Aufgaben auf diesem Gebiet muß aus den Menschen selbst heraus geschaffen werden und zwar ist das nur bei einem Menschen mit nationalsozialistischer Gesinnung möglich, aber auch nur durch diese Arbeit sind erst alle anderen Fragen in entsprechender Weise zu lösen. Dabei muß natürlich immer darauf geachtet werden, daß es nicht zu einer Gleichmacherei in den Betrieben kommt, denn es gibt verschiedene Interessentenkreise, verschiedene Untergebene usw. Dann gibt es auf sozialwirtschaftlichem Gebiet betrieblich auch noch andere Dinge zu erfüllen, die uns heute am Herzen liegen, z. B. Verminderung der Arbeitslosigkeit. Eine vollkommene Steuerung dieser Dinge betrieblich ist unmöglich; das ist nur möglich, wenn sie durch die gesamte Wirtschaft erfolgt.

Der Leiter des Sozialamtes der Deutschen Arbeitsfront, Pg. Peppler, hob hervor, daß das Sozialamt der Deutschen Arbeitsfront nicht dazu da sei, sich um Einzelstreitigkeiten zu kümmern, sondern daß es als Dienststelle einer Gliederung der Partei Garant dafür ist, daß im Zusammenwirken mit den Behörden, insonderheit mit den Reichsministerien, nationalsozialistische Grundsätze verwirklicht werden. Pg. Peppler sieht in dem Ausschuß für Sozialpolitik einen wertvollen Arm für die Mitarbeit, da hier wirkungsvolle Vorarbeit geleistet werden kann, während die Sichtungen und Formulierungen des sonst in großem Maße an das Sozialamt herangetragenen Materials viel Arbeit erfordert.

Vor Beginn der Aussprache betonte Pg. Dr. Eger, daß für die inhaltliche Seite zwei Dinge zu beachten seien.

Einmal die Aufgabe, die im Sinne der Ausführungen von Pg. Dr. Frauendorfer zu stellen ist und die zu einer einheitlichen Linie der gesamten Weltanschauung hinführen muß. Zum anderen dürfen wir uns in der Arbeit natürlich nie von den praktischen Vorgängen des Alltags entfernen.

In der nachfolgenden Aussprache wurde in erster Linie zu den in den Einleitungsreferaten aufgeworfenen Grundfragen der Sozialpolitik Stellung genommen, insbesondere Fragen der Lohn- und Tarifpolitik eingehend besprochen.

Dr. von Bonin hielt eine Übersichtsdarstellung zum Zwecke einer Gesamtdarstellung der Sozialpolitik im nationalsozialistischen Sinne, der sozialethischen, sozialwirtschaftlichen und sozialfürsorgerischen Maßnahmen für erforderlich.

Dr. Hebestreit betonte, daß auch eine

Digitized by Google

Übersichtsdarstellung der Aufgaben der Sicherung des Arbeiters durch Sicherstellung seiner Arbeit und seiner Arbeitsfähigkeit geschaffen werden muß.

Nach Beendigung der äußerst anregend verlaufenen Aussprache stellen der Leiter des Amtes für Ständischen Aufbau, Pg. Dr. Max Frauendorfer und der Leiter des Sozialpolitischen Ausschusses, Pg. Dr. Eger, fest, daß schon durch die erste Sitzung eine gemeinsame Grundlage für die Weiterarbeit des Ausschusses geschaffen worden sei und daß es nunmehr Aufgabe des Ausschusses sei, weitere Probleme der Sozialpolitik im einzelnen zu erarbeiten und dadurch die notwendigen Grundlagen für die künftige organische Neugestaltung zu schaffen. Insbesondere richtete Pg. Dr. Eger an die Herren von Bonin und Hebestreit die Bitte, die Ausarbeitung der angeregten Referate bis zur nächsten Sitzung zu übernehmen.

Zum Schluß hob Dr. Eger hervor, daß für die weiteren Arbeiten des Ausschusses die durch die Sitzung bereits angebahnte Zusammenarbeit mit dem Sozialamt der Deutschen Arbeitsfront von ganz besonderer Bedeutung ist.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Außenpolitische Rundschau

Die starke Aktivität, die man französischerseits auf außenpolitischem Gebiet betreibt, findet erneut ihren Niederschlag in den Reisen des französischen Außenministers Barthou nach dem Balkan und nach England. In Bukarest, wo kürzlich die Konferenz der „Kleinen Entente" nach deren unmittelbarer Beendigung der französische Außenminister eintraf, stattfand, nahm Herr Barthou die Gelegenheit, sich mit den Außenministern Rumäniens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei über die Absichten der französischen Balkanpolitik auszusprechen, um sie sowohl für eine engere Zusammenarbeit mit der Sowjetunion als auch für den Abschluß regionaler Sicherheitspakte zu gewinnen. Die Rede, die Herr Barthou aus Anlaß der ihm durch die Verleihung des rumänischen Ehrenbürgerrechts zuteil gewordenen Ehrung vor der rumänischen Kammer hielt und sich mit aller Entschiedenheit gegen eine Revision der Friedensverträge wandte, ist in Ungarn, dem seine Ausführungen galten, mit stärkster Empörung aufgenommen worden. — Bemerkenswert im Zusammenhang mit der Balkanreise Barthous sind die Ausführungen in der italienischen Presse, die gegen die von Frankreich gemachten Vorschläge zu neuen Blockbildungen und Sicherheitspakten von einer „Pakt-Manie" spricht und demgegenüber den Grundsatz einer moralischen Verständigung Europas stellt.

Der Aufenthalt, den Herr Barthou auf seiner Rückreise in Belgrad nahm, wo er u. a. auch eine Konferenz mit König Alexander hatte, scheint nicht die Früchte gezeitigt zu haben, wie man sie sich in Paris versprach. Man scheint sich in Belgrad darüber klar geworden zu sein, daß die Frage eines Mittelmeer-Paktes in der von Frankreich gewünschten Form in Rom ein gewisses Befremden auslösen müßte, zumal, wie bekannt, Italien den französischen Vorschlägen skeptisch gegenübersteht. Ein anderer Punkt, nämlich die Anerkennung der Sowjetunion durch Jugoslawien ist, trotzdem sowohl die Tschechoslowakei als auch Rumänien den diesbezüglichen Wünschen Frankreichs Rechnung trugen, bis heute nicht erfolgt, so daß der Belgrader Besuch des französischen Außenministers sein eigentliches Ziel nicht erfüllt sah.

Der erfolgte Besuch des französischen Generalstabschefs Weygand in England wurde in London als reiner Höflichkeitsbesuch angekündigt, während die Reise des Generals Debeny nach Polen zu dem Zweck geschah, die Frage der Erneuerung des polnisch-französischen Militärvertrages zu prüfen. Man hat in Warschau General Debeny nicht darüber im unklaren gelassen, daß auf Grund der veränderten außenpolitischen Lage sich eine Reihe neuer Gesichtspunkte für eine Verlängerung der Verträge ergeben würden und es dahingestellt sein lassen, ob Frankreich bereit sein würde, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. — Ohne Zweifel zeigt man sich in Polen über die Bukarester Beschlüsse der „Kleinen Entente" sehr ungehalten und erhebt gegen die Tschechoslowakei, insbesondere gegen den tschechoslowakischen Außenminister Benesch den Vorwurf, zwischen Polen und Rumänien einen Keil zu treiben und außerdem den Forderungen der polnischen Minderheit in Tschechisch-Schlesien nicht genügend Rechnung zu tragen.

Ehe Herr Barthou gemeinsam mit dem französischen Marineminister Piétri seine Reise nach London antrat, nachdem die englische Presse schon geraume Zeit zuvor sich in Mutmaßungen über den eigentlichen Zweck des Besuches erging und mit besonderer Betonung darauf hinwies, daß England an sich keine Veranlassung empfände, neue, über den Locarno-Pakt hinausgehende Verpflichtungen einzugehen, hatte er eine Aussprache mit den französischen Botschaftern in Rom und Brüssel, wobei die Frage der Sicherheitspakte wieder im Vordergrund stand. Als Barthou in London eintraf, wurde alsbald in Unterhandlungen eingetreten, an denen sich u. a. von englischen Persönlichkeiten neben Sir John Simon und Lordsiegelbewahrer Eden, Henderson, sowie der frühere englische Botschafter

Digitized by Google

in Paris, Lord Tyrrell, beteiligten, bei denen ein von Barthou formuliertes Paktprogramm im Vordergrund stand. Dasselbe sieht vor:

1. einen nordost-europäischen Pakt der gegenseitigen Unterstützung, in den Deutschland, die Sowjetunion, die Tschechoslowakei, Polen und die baltischen Staaten einbezogen werden sollen,

2. einen Mittelmeer-Pakt, der Frankreich, Italien, die Balkanstaaten und die Türkei umfassen würde und

3. die Unterzeichnung eines „Acte Générale", den die Unterzeichner der Locarno-Verträge und der beiden neuen Regional-Pakte zu unterzeichnen hätten, der die Hauptpunkte dieses Vertrages mit ihren Beziehungen zu den Klauseln des Völkerbundes verkörpern würde.

Nach dem amtlichen englischen Communique, das nach Abschluß der Besprechungen ausgegeben wurde und in dem lediglich von einer Erörterung der oben angeführten drei Hauptpunkte, sowie von der Zukunft der Abrüstungskonferenz und den Vorbereitungen für die im nächsten Jahr stattfindende Flottenkonferenz die Rede war, hat sich das Ergebnis der Londoner Verhandlungen doch dahin ausgewirkt, daß die englischen Botschafter in Berlin, Rom und Warschau die Anweisung erhielten, den dortigen Regierungen, drei Vertragstexte zu unterbreiten, die

1. den Entwurf eines Ost-Locarno-Vertrages,

2. den Entwurf eines russisch-französischen Bündnisvertrages und

3. den Entwurf eines Dachvertrages (acte générale), der im wesentlichen den im französischen Paktvertrag vorgesehenen gleichzukommen scheint.

Wie aus den Worten des englischen Außenministers Sir John Simon im Unterhaus hervorging, glaubt England, daß bei einer Teilnahme Deutschlands an einem Ost-Locarno-Pakt, Deutschland durch eine solche Kombination sehr wertvolle zusätzliche Versicherungen unter dem System der Sicherheit erhalte, und ihm aus diesem Grunde das Eingehen einer Kombination schmackhaft zu machen. Ob jedoch dieser Paktplan greifbare Formen annehmen wird, wird sich erst nach eingehender Prüfung desselben durch die deutsche, sowohl als auch die polnische Regierung zeigen.

Die Überreichung dieser Vertragsentwürfe in Berlin erfolgte am Vorabend der denkwürdigen Reichstagssitzung, in der der Führer in umfassender Weise einen Rechenschaftsbericht abgab über die von ihm getroffenen Maßnahmen zur Niederschlagung der „Röhm-Schleicher-Revolte" und schonungslos die Mißstände aufdeckte, wie sie von Kreisen betrieben wurden, die sich innerlich von dem großen Ideengut des Nationalsozialismus vollkommen losgelöst hatten. Es hat nicht an Stimmen gewisser Kreise des Auslandes gefehlt, die glaubten, das Ihrige dazu beitragen zu müssen, um der geplanten Meuterei den Boden zu bereiten und sich nunmehr bitter enttäuscht sehen, daß ihre Spekulation, das deutsche Volk in zwei feindliche Lager zu spalten, durch die unvergleichliche Entschlußkraft des Führers innerhalb eines Tages zunichte wurde. Die große Reichstagsrede des Führers hat der Welt aufs neue bewiesen, daß es in Deutschland keinen Raum mehr gibt für politische Geschäfte von Berufsintriganten, Heuchlern und charakterlosen Subjekten, die glauben, ihre egoistischen, gemeingefährlichen Ziele zum Durchbruch bringen zu können und das ganze Volk fühlt sich eins in dem Bestreben des Führers, dazu beizutragen, Geschwüre am Volkskörper unnachsichtlich auszurotten.

Besonders in Österreich glaubte man durch die Lügennachrichten des Wiener Rundfunks über die Verhältnisse im Reich dazu beizutragen, das Ansehen Deutschlands in der Welt zu schmälern. Man scheint in Wien besonders großes Gewicht darauf zu legen, durch die Verbreitung von Falschnachrichten über Deutschland sich bei gewissen Kreisen des dem Reiche nicht wohl gesonnenen Auslandes erneut in Empfehlung bringen zu müssen. Nach der Auflösung der Christlich-Sozialen Partei, die durch den Staat aufgesogen wurde, ist die Umbildung des Wiener Kabinetts erfolgt, in dem der bisherige Bundeskanzler Dollfuß nicht weni-

Digitized by Google

ger als vier Portefeuilles einnimmt. Nachdem man in Österreich auch jetzt keine Anstalten zu machen gedenkt, das neue Kabinett durch eine Volksbefragung bestätigen zu lassen, ist keineswegs damit zu rechnen, daß sich die Unruhe im Innern legen wird. Die Befehle des Herrn Starhemberg an die ostmärkischen Sturmscharen, die mit Roheitsakten ein mittelalterliches Terrorregiment aufrecht erhalten, sowie die zwangsweise Eingliederung intellektueller Schichten in die vaterländische Front, sind ein Eingeständnis der inneren Schwäche, wie sie nicht deutlicher zum Ausdruck kommen kann.

Die gleiche Erscheinung wie in Österreich vollzieht sich im Memelgebiet, wo man litauischerseits täglich mit neuen Gewaltmaßnahmen gegen das Deutschtum vorgeht. Nachdem erst vor kurzem der Landespräsident Dr. Schreiber durch den litauischen Gouverneur durch einen Willkürakt seines Amtes enthoben wurde, um an seine Stelle einen Litauer zu setzen, wurden neuerdings eine Reihe von Beamten, darunter drei Landräte, sowie der Oberbürgermeister von Memel ihrer Ämter enthoben, wobei der Zweck verfolgt wird, das Memelland planmäßig zu entdeutschen und aus ihm eine litauische Provinz zu machen. Trotzdem auf Grund des im Versailler Vertrage verankerten Memelstatuts die Signatarmächte verpflichtet sind, über den Ereignissen, die sich im Memelgebiet abspielen, zu wachen und trotzdem von seiten der deutschen Regierung die Vertreter dieser Mächte auf die Unhaltbarkeit der Zustände aufmerksam gemacht wurden, ist bis heute kein Schritt erfolgt, der gegen die Maßnahmen der litauischen Behörden Einspruch erhoben hätte. Um so mehr aber wird sich Deutschland der Rechtsbrüche im Memelland annehmen und ihnen seine stärkste Beachtung schenken.

In Danzig wurde der Jahrestag der Übernahme der Regierungsgewalt durch den Nationalsozialismus festlich begangen und erneut unter Beweis gestellt, was eine zielklare, vom Aufbauwillen getragene nationalsozialistische Regierung vermag. Durch die von einem Verständigungswillen getragene Zusammenarbeit mit Polen ist es der Danziger Regierung möglich gewesen, eine Reihe von Schwierigkeiten, wie sie vorher bestanden hatten, aus dem Wege zu räumen und gleichzeitig durch eine im großen durchgeführte Arbeitsschlacht die Arbeitslosenzahl um fast zwei Drittel zu senken. Es bleibt außerdem das große Verdienst des Danziger Gauleiters, dafür Sorge getragen zu haben, daß der früher bestandene Parteienstreit durch die Ausschaltung der gegnerischen Gruppen aus dem Staatsleben sein Ende fand.

Nach dem vor einigen Wochen erfolgten Ableben der Königin-Mutter von Holland, ist durch das plötzliche Hinscheiden des Prinzgemahls der Niederlande erneut Trauer im Haag eingezogen. — Ebenso wie in Frankreich scheint der Kommunismus nunmehr auch eine starke Regsamkeit in Holland entfalten zu wollen, was die plötzlich auftauchenden, während mehrerer Tage andauernden Krawalle in Amsterdam zeigten, die auch auf einige andere Städte überzugreifen drohten, bis sie schließlich durch den rücksichtslosen Einsatz des Militärs unterdrückt werden konnten. Es läßt sich nicht von der Hand weisen, daß der internationale Kommunismus nach seiner Vernichtung durch den Nationalsozialismus in Deutschland den Versuch unternimmt, seine Zersetzungsarbeit in anderen Staaten in gesteigertem Maße zu betreiben.

Auch in Amerika macht sich infolge der angespannten Wirtschaftslage und der mit ihr in Zusammenhang stehenden Lohnkürzungen der Arbeiter eine starke Unruhe bemerkbar, die sich in Streiks und Unruhen in einem Ausmaße Luft macht, wie man es im Lande des Dollars bisher noch wenig kannte und diese in weiten Kreisen des Volkes erzeugte Spannung bildet einen vortrefflichen Nährboden für den Kommunismus, der auch hier seine starke Wühlarbeit aufgenommen hat.

In Japan ist die Regierung Saito infolge einer Finanzaffäre zurückgetreten und ein neues Kabinett unter Vorsitz des Admirals Okada, der als Anhänger einer starken Flottenpolitik gilt, gebildet worden. Durch die Wiederbetreuung des Ministers Hirota mit dem Ministerium des Äußern kommt zum Ausdruck,

Digitized by Google

daß man in Tokio die bisher eingehaltene außenpolitische Linie aufrecht zu erhalten wünscht.

Abgeschlossen am 18. Juli 1934.

C. v. Holst.

Ein Nachwort zum Gran-Chaco-Konflikt

(Betr. die Artikel „Der Kampf um den Gran Chaco" und „Hans Kundt, preuß. Generalmajor a. D.", von H. J. W., im Heft Nr. 48.)

Das Generalkonsulat von Bolivia in Hamburg hat bei der Schriftleitung der N.S. Monatshefte Einwände bezügl. der in Heft 48 erschienenen, mit H. J. W. gezeichneten Artikel „Hans Kundt, preuß. Generalmajor a. D.", und „Der Kampf um den Gran Chaco", erhoben. Dem Verfasser H. J. W. wird unter anderem, in Verbindung mit geographischen Irrtümern, geringe Landeskenntnis vorgeworfen, Voreingenommenheit gegen Bolivia zugunsten Paraguays, irreführende Darstellung der Kriegsursachen und Finanzverhältnisse Bolivias und schließlich ein ungerechtfertigter Angriff gegen die Person des Generalmajor Kundt.

Die Schriftleitung gibt zu, daß tatsächlich einige Druckfehler und geographische Verwechslungen unterlaufen sind. Was dagegen die Beanstandung sachlicher Art betrifft, so ersucht uns der Verfasser, H. J. W., mitzuteilen, daß ihm nichts ferner gelegen habe, als die Ehre des mit Deutschland in aufrichtiger Freundschaft verbundenen bolivianischen Volkes anzutasten. Allein die Anerkennung, die in beiden Artikeln dem heroischen Kampf der bolivianischen Armee in unbewohnten, von der Etappe weit entfernten Gegenden, sowohl als den Verdiensten des Generalmajor Kundt um die Organisation dieser Armee gezollt wird, widerspricht dem Vorwurf einseitiger Stellungnahme.

Die unmittelbare Veranlassung zur Veröffentlichung der Artikel boten dem Verfasser zahlreiche aus Paraguay und Argentinien einlaufende Nachrichten, die seine in Südamerika gefaßten Befürchtungen bestärkten, daß im Fall eines Verlustes des Krieges durch Paraguay, unverantwortliche Elemente der demobilisierten Soldateska, die in entlegenen Gebieten wohnenden deutschen Ansiedlern es entgelten lassen könnten, daß ein ehemals deutscher General auf bolivianischer Seite gekämpft hatte.

Zu den in den Artikeln erwähnten Vorkommnissen, die Generalmajor Kundt's Abreise von La Paz vorausging, teilt uns H. J. W. mit, daß sie keineswegs als persönliche Angriffe gegen Generalmajor Kundt aufgefaßt werden dürften, sondern daß er ihre Erwähnung insofern für notwendig hielt, als er auf Grund genauer Information den Eindruck gewonnen hatte, daß Generalmajor Kundt's Lage in La Paz damals äußerst schwierig und gefährdet war und somit auch hier auf die Beziehungen zu Deutschland nachteilig einwirken konnte.

Was schließlich die Motivierung der Kriegsursachen durch H. J. W. in seiner Behauptung anbetrifft, daß der verlorene Ausgang des Stillen Ozean für Bolivia eine Lebensfrage bedeute, so wird diese Behauptung vom Generalkonsulat von Bolivia durch die Erklärung bestärkt, daß es sich beim ganzen Chaco-Konflikt um den Zugang zum Rio Paraguay handle, d. h. zum Flußsystem, daß sich im Paraná und Uruguay zum La Plata entwässert.

Der Hinweis darauf, daß am Chaco-Konflikt internationale Erdölinteressen beteiligt wären, ist eine Vermutung, die in einem großen Teil der Weltpresse zum Ausdruck gekommen ist und durchaus nicht allein Bolivia, sondern auch Paraguay anbetrifft.

Wir sind aus Raummangel leider nicht in der Lage, die gesamten umfangreichen Einwände seitens des Generalkonsulats von Bolivia zum Abdruck zu bringen; führen aber aus ihnen die Erklärung an, daß von den 21 Millionen Hektar, die von der bolivischen Regierung für Ausschluß und Ausbeute von Petroleum konzessioniert sind, sich ungefähr zwei Drittel in Händen bolivianischer Industrieller befinden; daß die an die Compania Standard Oil de Bolivia übertragene Konzession kaum ein Fünfzigstel dieser Konzession beträgt und daß die größten, von der bolivianischen Regierung erteilten Petroleumkonzessionen sehr weit entfernt vom Chaco-Gebiet liegen.

Die Schriftleitung der N.S. Monatshefte spricht die Hoffnung aus, daß diese Notiz nunmehr eine endgültige Klärung der entstandenen Mißverständnisse herbeiführt.

Digitized by Google

Die Volkstumsarbeit in der Hitler-Jugend

„Es sind genug Anklagen gegen die deutsche Kulturentwicklung der letzten Jahrzehnte erhoben worden. Freuen wir uns endlich über unsere Kraft. Diese Freude hilft uns leichter und siegreicher vorwärts als die Klagen der rasenden Rolande."

(Hans-Friedrich Geist.)

Mit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Revolution sind auch die Aufgaben der Volkstumsarbeit anders geworden. Sie müssen liegen fernab jeder Romantik und im wesentlichen politische sein. Während früher diese Aufgaben durch Museen und schwärmerische Volkstümler erledigt wurden, werden sie heute von den politischen Menschen gelöst werden müssen, oder aber sie werden nie gelöst. Nur im Rahmen der gesamten volksdeutschen Arbeit kann die Volkstumsarbeit von der Hitlerjugend betrieben werden. Letztere kann nur den einen Zweck haben, die volksdeutsche Front seelisch zu vertiefen. Damit ist die Volkstumsarbeit von hervorragender Wichtigkeit für die gesamte deutsche Zukunftsgestaltung. Wir werden uns als Hitlerjungen gegen alle jene zu wenden haben, die sich uns in der Maske des Biedermannes nähern und uns mit Volkstumsproblemen von unserer gewaltigen, politischen Aufgabe abzubringen versuchen. Einerlei, ob sie hervorragende Könner und Wissenschaftler sind, einerlei, ob sie „schon immer national" gewesen sind, einerlei, ob sie durch die Machtergreifung (zu der sie wenig getan haben) erst die richtige Plattform für ihre Arbeit gefunden zu haben glauben.

Der Unterschied liegt schon in den beiden Worten: Volkstumspflege — Volkstumsarbeit. Man kann nur das pflegen, was krank ist. Wir treiben ja auch schließlich keine Jugendpflege, sondern harte Arbeit an uns und dem jungen Geschlecht. Uns ist es als einzige Jugendorganisation gelungen, den bäuerlichen jungen Menschen und den Jungarbeiter der Stadt ideell zu erfassen. Hier liegt unsere Stärke. Wir haben es also verhältnismäßig einfach, das Volk so zu sehen, wie es ist und bedienen uns dabei keiner intellektuellen Effekthascherei. Die Träger unserer Volkstumsarbeit müssen also von jenem revolutionären Geist des Nationalsozialismus erfüllt sein.

Wir müssen in dieser Arbeit ganz bewußt zusammen mit dem bäuerlichen Jungen Volkstumsarbeit betreiben. Abseits der Städte sammeln wir um uns alle die, die die Verpflichtung zu Volkstum und Heimat tief in sich tragen. Wenn wir in der Musikarbeit uns abwenden einmal von dem Persönlichkeitskult vergangener Jahre und ein andermal auch hier von dem Standpunkt von der Internationalität der Kunst, dann knüpfen wir wieder an jene Musik an, die das Volk sich erdacht und erfühlt hat. Das Volkslied in die breitesten Schichten des deutschen Volkes zu bringen, wird eine unserer ersten Aufgaben sein müssen. Diesem Zwecke dienen die Sing- und Abendsingwochen, ferner das offene Singen mit Publikum. Daneben hat eine intensive Pflege der Instrumentalmusik bereits eingesetzt.

In dem bäuerlichen Brauchtum des Jahreslaufes sehen wir die letzten ursprünglichen Rückverbindungen zu einer Zeit, die uns immer systematisch verfälscht dargestellt wurde. Alte Bräuche gilt es mit neuem Leben zu durchpulsen und in uns gemäße Formen zu gießen. Denn nur dann können wir sie in uns lebendig erhalten.

In den vielen kleinen Erzeugnissen der Volkskunst erblicken wir ein beredtes Zeugnis unverdorbenen, künstlerischen Empfindens. Hinter jedem Stück sehen wir den Künstler, der jenseits jeder Modernität hier ewige Werte geschaffen hat. Gewiß mag die Form oft unbeholfen und eigenwillig sein, wir verspüren überall jenen festen seelischen Halt, den nur der besitzen kann, der mit dem Blutkreislauf seines Volkes verbunden ist. Es gilt, Vorhandenes zu erhalten und Neues zu schaffen. Hier wird in besonderen Arbeitsgemeinschaften der Wintermonate die H.J. ein hervorragendes Beispiel zur Erhaltung einzelner Volkstumszweige geben. Aufs engste mit dem Gebiete der Volkskunst sind die heimatlichen Bauformen verbunden. Die Verschiedenartigkeit der einzelnen Haustypen erfordert schon ein Studium für sich und kann ein ganzes Leben ausfüllen. Wir können der H.J. die Augen öffnen für all dieses,

Digitized by Google

damit sie sich auf Fahrt aber auch wirklich ihre heimatliche Landschaft „erwandert".

Daneben wird sich ganz von selbst das Verständnis für die Siedlungsformen von Dorf und Stadt einfinden. Flur- und Gewanneinteilung, Geschichte der Landschaft und eine genaue Kenntnis von der Vergangenheit des Geburtsortes bzw. Wohnsitzes werden dazu beitragen, Jungens und Mädels stark an ihr Volkstum zu binden. Von unermeßlichem Wert wird schließlich im Rahmen der Volkstumsarbeit eine genaue Kenntnis der Familien- und Sippenforschung sein. Dieses Arbeitsfeld stellen wir von vornherein unter rassenkundliche Gesichtspunkte und beobachten dabei besonders die Vererbungslehre. Die Rassekunde selbst werden wir hier weniger vom Biologischen, als vielmehr vom Landschaftlichen her verstehen müssen und auf die engen Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Landschaft hinweisen.

Die germanische Früh- und Urgeschichte wird den Gesamtüberblick über diesen Ausschnitt vervollständigen.

Alles in allem ist es unser heißes Bemühen, die Probleme, die uns die Volkstumsarbeit bietet, in uns aufzunehmen. Wir sind das junge Deutschland. Das bedeutet nichts anderes, als daß wir die Verpflichtung in uns spüren, unser Volkstum auf die Generationen nach uns weiterzugeben. Unter diesem großen Verantwortungsgefühl steht die Volkstumsarbeit der Hitler-Jugend.

Hermann Hoppe, Berlin:

Der nachschaffende Musiker und seine Aufgaben

Die gewaltige innere und äußere Umformung, die Deutschland in den Monaten seit der nationalen Erhebung erlebt hat und noch weiter erleben wird, kann natürlich sowohl auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete als auch auf dem des Geisteslebens unmöglich ohne tiefgreifende Einwirkungen bleiben. Die Weltanschauung, die der Erneuerung unseres Vaterlandes zugrunde liegt, kennt überhaupt kein Gebiet, das nicht unmittelbar oder mittelbar von ihr in stärkster Weise zum mindesten beeinflußt wird. Wohin wir auch blicken, überall tritt uns ein von der bisherigen Norm völlig abweichendes Zielstreben entgegen.

Die Musik ist in ihrer Eigenschaft als unbestritten volksnaheste und weitesten Kreisen zugängliche Kunst naturgemäß auch am augenfälligsten von der Gesamtumformung betroffen worden. Sowohl der schaffende als auch der nachschaffende Teil der Musiker sieht sich vor völlig neue Probleme gestellt. Die Ausschaltung artfremder Kunst zog nicht nur die Notwendigkeit nach sich, dem schaffenden deutschen Musiker rein äußerlich weitere Wege zu ebnen, als das bisher der Fall gewesen war. Die Hand in Hand mit der nationalen gehende kulturelle Erneuerung bedeutet mehr als das: auch das innere Wesen der Musik wird zwangsläufig dem Naturgesetze folgen müssen, daß — genau wie jedes Menschenalter seine Ausdrucksformen, seine Neigungen und Besonderheiten hat — auch jede Kunstgattung ein Spiegelbild ihrer Zeit und ihres Zeitgeistes zu sein pflegt.

Wenn wir unsere Blicke in die Vergangenheit zurückwenden, so offenbart sich das am deutlichsten, und wir beobachten, daß natürlicherweise auch der ausübende Musiker als Typ sich entsprechend gewandelt hat. Die Bedingungen, unter denen er seine Arbeit gestaltete, sind zu allen Zeiten verschieden gewesen. Wenn das vergangene Jahrhundert eine Reihe von bedeutenden nachschaffenden Musikern hervorgebracht hat, — ich denke hierbei an Zeiterscheinungen wie Liszt, Chopin usw. — so ist unter ihnen die außergewöhnlich hohe Zahl rein virtuoser Typen zu augenfällig, als daß diese Tatsache bedeutungslos sein könnte. Genau wie ein Chopin z. B. sich nur in einer Umgebung entfalten und entwickeln konnte, die seinem Innersten, seiner gesteigerten Sensibilität entsprach, nämlich in der Welt der feinen Kultur der Salons, so mußte seine Kunst und damit auch sein Pianistentum sich naturnotwendig mehr nach der Seite des Virtuosenstils hin entfalten. Entsprechend der Linie, auf der die Klaviermusik weiterschreiten mußte, entwickelte sich auch der Typus des nachschaffenden Künstlers jener Zeit. Eine Erscheinung von der Bedeutung eines Franz Liszt wäre außerhalb jener Epoche undenkbar. Seine Klavier-

Digitized by Google

werke zeigen in stilistischer Hinsicht die direkte Weiterentwickelung derjenigen Chopins, allerdings weit mehr als jene aufs Höchst-Virtuose hin angelegt. Seine Bearbeitungen z. B. Bach'scher, Schubert'scher, Verdi'scher Originalwerke sind so ausgesprochen vom Standpunkte des zur höchsten manuellen Vollendung strebenden nachschaffenden Pianisten aus entstanden, daß allein hierdurch das Aufgabengebiet der nachschaffenden Musiker auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht noch auf länger, zum Teil festgelegt worden ist. Liszt selbst, den seine Konzertreisen im dritten und vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts durch fast alle Länder Europas führten, ist als Vorbild für alle nachfolgenden und auch mit ihm gleichzeitig auftretenden Virtuosen anzusprechen. Er ist der typische Repräsentant jener Epoche. Namen wie Henselt, Field, Hummel, Thalberg, Taussig auf dem Gebiete des Klavierspiels sind ebenso unvergessen wie die Violinisten Paganini, Ole Bull, Spohr, Wieniawski usw. Sie alle sind Vertreter jener Art von „Reise-Virtuosentum", wie es gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zur höchsten Entfaltung kam. Nicht vergessen seien außerdem die zahllosen Vertreter der Gesangskunst, wie sie jene Zeit hervorgebracht hat. Die ausgesprochene Förderung aller Musikausübung von oben her, das Zentralisieren des Kunstlebens auf die Residenzen, der Umstand, daß erst später die Musik und damit auch das Tätigkeitsfeld des ausübenden Künstlers auf andere Kreise übergriff, ist ebenso bedeutsam wie eine naturnotwendige Folge der weltanschaulichen Einstellung jener Epoche.

Die Musik schritt in ihrer Entwicklung weiter vorwärts. In Richard Wagner wurde gewissermaßen der Höhepunkt der Spätromantik, der sogenannten „neudeutschen Richtung", erreicht. Der ganz neue Aufbau seiner Tondramen, der Übergang von der Nummernoper mit ihren Arien, Rezitativen, abgeschlossenen Ensembles zur Szenenoper mußte von nachhaltiger Bedeutung für die Aufgaben werden, die dem Vokalsolisten jener Zeit, soweit er Bühnensänger war, gestellt wurden. Der Übergang vom bisherigen Gesangsstil zu demjenigen des „singenden Schauspielers", wie man dies nicht unzutreffend bezeichnet hat, zeigt klar und deutlich die starken und umfassenden Änderungen, die die Schaffung des deutschen Tondramas mit sich gebracht hat.

Wir haben oben gesehen, wie, von Liszt ausgehend, die Spätromantik einesteils den Nachschaffenden zum Künder eines Stils werden ließ, den man als „unbedingt virtuos" bezeichnen kann. Daß einer solchen Entwicklung ihre natürlichen Grenzen gesetzt sind, liegt klar auf der Hand, zumal der Virtuosenstil eine in den meisten Werken seiner Art zutagetretende Abkehr von den architektonischen, den rein auf innerer Wesensart der Musik überhaupt basierenden Prinzipien in sich birgt. Der Umstand, daß eine Richtung, wie sie Johannes Brahms und seine Anhänger verkörperten, deutlich die Spätromantiker in zwei scharf getrennte Lager teilte, zeigt, wie notwendig diese Weiterentwickelung gewesen sein muß. Die Stilrichtung Brahm's ist so unbedingt „rückschauend", seine Schöpfungen stellen eine so ausgesprochene Wiederannäherung an die Polyphonie der Bach'schen Zeit dar, daß damit der Ausübende sich vor ganz neue Aufgaben gestellt sah. Die rein nordische Gefühlswelt (Brahms war Niedersachse!), die sogenannte „Kantigkeit" seiner Instrumentaltechnik, alles das stand in so krassem Gegensatz zu dem virtuosen Beiwerk um seiner selbst willen, daß es nicht wundernehmen kann, wenn dieser neue Stil sich nur langsam seinen Weg bahnen konnte. Auch der Umstand, daß er nicht allein auf der Polyphonie basiert, sondern darüber hinausgehend an seine direkten Vorgänger bzw. Zeitgenossen anknüpft (ich denke an den letzten Beethoven und besonders an Robert Schumann, dessen Romantik bei Brahms ihre Weiterführung im rein „nordischen" Sinne gefunden hat), hat es nicht verhindern können, daß bis in die neueste Zeit das Schlagwort von der „Sprödheit" immer noch nicht ganz verschwunden ist.

Die Rückkehr zum Polyphonen, das Wiederauftauchen alten Volksguts, alter Tonarten usw. als notwendige Gegenerscheinung zu einer überspitzten Virtuosenkunst und als Weiterentwickelung der Hochromantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist von fast unabsehbarer Bedeutung geworden, nicht nur für die gesamte Kunstausübung der letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnte, sondern wird es in Zukunft immer mehr und unzweifelhaft sein. Die folgerichtige Linie, die von Brahms bis zu Reger und Pfitzner führt, ist zu eindeutig in ihrer Konsequenz, als daß sie durch die fast zwei Jahrzehnte des „Musik-Experimentierens", die wir alle erlebt haben, in ihrer Notwendigkeit und Lebensfähigkeit überhaupt hätte gestört werden können. Gewiß haben wir vor kurzem noch Jahre gesehen, in denen das musikalische Neuschaffen von völlig „andersartigen" (und darum vielleicht gewissen Kreisen willkommenen) Klangidealen beherrscht war. Der Interpret solcher Kunsterzeugnisse sah sich vor Aufgaben gestellt, die ihm bei ihrer Grundregel der „kompromißlosesten Linearität" und der unbedingt erforderlichen Neuartigkeit eine Abkehr von Harmonie- und Tonkombinationen zumuteten, wie sie allein aus innerer Notwendigkeit entstehen können. Die „Linearität um jeden Preis", eine Struktur des musikalischen Gebildes, die meist nur für das Auge das Schulbeispiel einer Polyphonie sein konnte, machte den Reproduzierenden zum „ablaufenden Spielmechanismus", dessen einzige Entfaltungsmöglichkeit die äußerliche Steigerung in dynamischer und rhythmischer Hinsicht war. Daß diese Art von Fortentwickelung über kurz oder lang sich zum mindesten in gemäßigtere Bahnen fügen mußte, lag auf der Hand, und so haben denn auch die letzten Jahre gezeigt, wie wenig sich die Naturgesetze in diesem Punkte Zwang antun lassen. Betrachten wir nur einmal die Konzertprogramme der letzten zehn Jahre; nirgendwo tritt die Entwickelung ja klarer zutage als dort, wo die Lebensdauer der meisten Neuerscheinungen schon jetzt als „vergangen" bezeichnet werden kann, ohne daß man Grund hätte anzunehmen, daß eine spätere „Renaissance" sie wiedererwecken wird.

Jede Zeit hat ihr Gesicht und findet ihren Niederschlag in den Kunstprodukten, welche sie hervorbringt. Der schaffende Musiker ist heute mehr denn je der Künder einer klaren und unzweideutigen weltanschaulichen Richtung geworden, und mit ihm der Reproduzierende. Die Zeit hat gelehrt, daß sowohl die Epoche des Virtuosen im alten Sinne als auch die des rein intellektuellen Neutöners im wesentlichen vorüber ist. Die jüngste Vergangenheit, deren Tendenz es gewesen war, zugunsten einer wesensfremden, krampfigen oder — besser gesagt —: krankhaften und verzerrten Kunst die bodenständigen deutschen Musiker zu verdrängen, auch wenn sie bereits einen guten, ja außerordentlichen Namen hatten, hat viel zu deutlich den Weg gewiesen, den wir nicht gehen sollen.

Wir müssen uns das eine stets vor Augen halten: was wir heute, da der Umschwung sich vollzogen hat, an deutscher Kunst vorfinden, ist in keiner Weise etwas, das man leichtfertig und in völliger Verkennung seines inneren geistigen Gehaltes als „nicht fortschrittlich" bezeichnen könnte. Der ausübende Musiker, der es sich zum Ziele setzt, der zeitgenössischen deutschen Tonkunst zu immer weiterer Geltung zu verhelfen, steht einer großen und dankbaren Aufgabe gegenüber. Es ist ganz unverkennbar, daß die Zeit der „Sensationchen", des „Häßlichen-Kultes", vorbei ist. Die jedem ernsthaften Musiker innerlich widerstrebende Hinneigung zu jenen verzerrten Klangidealen und rhythmischen „Verjazztheiten" hat dem natürlichen Entwickelungsablauf, der Vertiefung auf Grund eines weltanschaulich völligen Umbruches, weichen müssen. Und das gibt auch uns allen, die wir die Nachschaffenden sind, den Raum und die Möglichkeit eines fruchtbringenden und im wahrsten Sinne segensreichen Vorwärts- und Aufwärtsschreitens.

Wunsch eines Auslandsdeutschen

Unsere Sprache, dieses köstlichste Volksgut, dieser erhabenste Ausdruck der Verbundenheit, sollte von allen Deutschen wie ein Juwel gehütet werden. Vor allem sollten die berufensten Hüter, die Schriftsteller und Schriftleiter, alles vermeiden, was der Sprache Abbruch tun könnte. Leider ist dem nicht so; und wenn wir hier im Auslande von der Schönheit und dem Reichtum der deutschen Sprache schwärmen, wenn wir darauf hinweisen, daß deutsch von mehr als 100 Millionen Menschen gesprochen wird, dann zeigt mir z. B. hier in Ägypten irgendein Efendi eine Briefaufschrift aus Deutschland mit „Assouan" oder „Le Caire" und „Egypte" statt „Assuan", „Kairo" und

Digitized by Google

„Ägypten", den Titel „Mr." statt „Herr" und meint, es könne mit der deutschen Sprache nicht weit her sein, da sie sich offensichtlich fremder Ausdrücke bediene. Oder man zeigt mir in deutschen Zeitungen „weekend", „happy end" usw. Das ist tief beschämend für mich. Kann man sich vorstellen, daß ein englischer Schriftleiter solch einen Satz aufnimmt: „he would be very glad, to have his weekend in a lighter suit!" Oder: „and now, our Lord gave us a glückliches Ende!" Unmöglich! Nur der Deutsche bekommt so etwas fertig. Er schreibt auch „Shanghai" statt „Schanghai" zur Freude der Engländer, „Geisha" statt „Gescha". In Japan hörte ich das Wort „Gescha" sprechen. Als Deutscher kann ich es nur Gescha schreiben! Wie kommen wir dazu, das Wort zu verengländern? Jeder ausländische Deutschenfreund wundert sich, wie wir so würdelos die englische Schreibweise übernehmen. Ebenso ist es mit dem Französeln. Weshalb findet man noch „Milieu" in den Zeitungen? „Umwelt" ist viel schöner und ausdrucksvoller. Und weshalb „Inspekteur"? Wenn schon, dann doch wenigstens eingedeutscht als „Inspektör". Aber schön ist es auch so nicht, zeigt die angebliche Schwäche der Deutschen die Stärke der französischen Sprache und hilft dem Franzosentum. In einer westdeutschen Zeitung fand ich „Grison" statt „Graubünden", in einem Danziger Blatt „Aix la Chapelle" statt „Aachen". Ja, da ist es schwer, im Auslande für das Deutschtum zu kämpfen!

Auch daß so viel lateinisch geschrieben wird, schadet dem Deutschtum. Leider benutzen auch die Behörden Schreibmaschinen mit lateinischen Typen, und sogar Erlasse an das Volk erfolgen in lateinischer Schrift. Was soll das Volk dazu sagen, wenn es sieht, daß alle mit dem deutschen „ß" geschriebenen Worte mit lateinischem „ss" erscheinen? Auch uns im Auslande wird dadurch die Arbeit sehr erschwert. Habe ich hier den Deutsch lernenden Ägypter mit Mühe und Not den Unterschied zwischen „ß" und „ss" klargemacht, dann zeigt man mir das Abbild eines Erlasses, in welchem „Masse" statt „Maße" steht, „muss" statt „muß" usw. usw. Auch die in deutschen Schulen geübte Lehre, Länder-, Orts- und Eigennamen lateinisch zu schreiben, schädigt das deutsche Ansehen und stärkt das Welschtum. Ich selbst schreibe meinen Namen als Deutscher selbstredend deutsch, bei Post und Bank quittiere ich deutsch, und weder hier noch in Indien, China, Japan, Amerika oder England hat man die deutsche Quittung beanstandet. Im Paß prangt der Name natürlich auch in deutschen Buchstaben. Es ist wichtig, sein Deutschtum in jeder Weise zu bekennen, und ich bitte die deutschen Volksgenossen, die Geschäftsleute, die Schriftsteller und Schriftleiter, uns hier im Auslande durch Vermeidung alles Undeutschen kräftig zu helfen. Mein Wunsch: Werdet deutscher, noch viel deutscher!

Dr. phil. Otto Krüger,
Assuan (Ägypten).

Das Buch

Rassenhygiene im völkischen Staat. Herausgegeben von Professor Ernst Rüdin. Lehmann-Verlag, München. 1934. Geh. 2,80, geb. 4.— RM.

Der Name des Herausgebers ist eine gute Empfehlung für dieses Buch. Es ist eine Zusammenfassung von sechs Aufsätzen bekannter Wissenschaftler, die in vorderster Front für Rassepflege und aktive Bevölkerungspolitik kämpfen.

Ministerialdirektor Dr. W. Schulz (München) behandelt „Die Bedeutung der Rassenhygiene für Staat und Volk in Gegenwart und Zukunft". Der Verfasser geht von dem ungeheuren Lebenswillen aus, der noch im deutschen Volk ist und den der Führer wieder geweckt hat. Diesem Willen kommt unsere Kenntnis von den Gesetzmäßigkeiten des biologischen Seins, den Erbgesetzen, entgegen. Die nationalsozialistische Rassenhygiene muß diese für eine positive Auslese unseres Volkes anwenden. Nicht einverstanden erklären wir uns mit der Anschauung des Verfassers, es müßte erst die Quantität der Bevölkerung gesichert sein, ehe man sich einer ausgesprochenen qualitativen Auslese zuwen-

Digitized by Google

den könne. Ganz richtig wird dann von der größeren Fruchtbarkeit Minderwertiger gesprochen, die eben ihre Unfruchtbarmachung zur dringlichen Aufgabe macht. — Unverständlich bleiben uns Ausführungen wie: „Nicht der äußerlich nordische Mensch schlechthin ist der nordische.“ Daß die Vererbung der äußeren Erscheinungsform eine sehr zweitrangige (von uns gesperrt) sei, ist doch wohl eine falsche Behauptung. Allerdings müssen Siedlungspolitik, Erbrecht und ähnliche Maßnahmen vorwärts getrieben werden. Doch macht die Umwelt keine Rasse.

Der zweite Aufsatz stammt von Fritz von Wettstein und behandelt die erbbiologischen Grundlagen der Rassenhygiene. Am Beispiel der Blütenfarbe des Löwenmauls wird die Mendelsche Spaltung in der ersten und zweiten Generation gezeigt. Vererbung der Eigenschaften durch Anlagen, Geschlechtsvererbung und Mutation erläutern den Erbgang. Bei der Beantwortung der Frage, wie die Anlagen nun wirken, kommt der Verfasser auf die Unterscheidung von Erbbild und Erscheinungsbild zu sprechen. Knappe Zusammenfassungen heben das Wichtigste immer hervor, so daß der Aufsatz für den, der schon etwas von Vererbung versteht, lehrreich sein kann.

Über „Rassenkunde und Rassenhygiene“ schreibt dann Theodor Mollison. In hervorragender Weise wird von ihm die Bedeutung der Vererbung für die Menschen hervorgehoben. Die Rassenunterschiede, die in geistigen Fähigkeiten und körperlichen Merkmalen bestehen, erklärt er eben aus der Vererbung und räumt den geographisch-klimatischen Verhältnissen keinen Platz ein. Mit den Worten „in der Mehrzahl der Fälle gehen körperliche und geistige Rassemerkmale zusammen“, deutet der Verfasser erfreulicherweise auf die Leib-Seele-Einheit hin. Unser Volk ist, wie alle anderen, mischrassig. Wir müssen endlich durch größere Geburtenhäufigkeit des nordischen Rassebestandteils zu einer Aufnordung kommen, sonst wird unser Volk rassisch bald ein sehr unerfreuliches Bild ergeben. Die Rassepflege muß vor allem dem Eindringen fremder Rassen einen festen Riegel vorschieben.

Wie schon oftmals, ist es auch hier von großer Wichtigkeit, daß Direktor Dr. Burgdörfer mit seinem umfangreichen Zahlenmaterial die Not unseres Volkes durch den rasenden Geburtensturz seit drei Jahrzehnten aufweist. Eine Reihe graphischer Darstellungen veranschaulicht die Ausführungen. Zweikindersystem und die Unfruchtbarkeit der Städte haben hauptsächlich die Unterbilanz unserer Bevölkerung geschaffen. Ihre verheerenden Wirkungen auf den Arbeitsmarkt und auf die hohe Belastung für Sozialversicherungen sind ja bekannt.

Die nationalsozialistische Regierung fordert durch ihre Gesetzgebung gesunden Nachwuchs und ermöglicht durch ausgleichende Steuerpolitik ausreichenden Nachwuchs (vgl. die Rede des Staatssekretärs Reinhardt).

Dr. Ruttke weist zunächst auf den Unterschied der Eugenik des vergangenen Systems und der Rassepflege des Nationalsozialismus hin. Ihr ist der nordische Gedanke Zielsetzung. Danach hat sich nun auch das Recht auszurichten; es soll „für die Erhaltung der Art“ da sein, wie Nicolai sagt. Um diese Aufgabe zu erfüllen, muß dem Familienrecht die größte Bedeutung beigelegt werden. Eine lebensgesetzliche Rechtsidee muß vorherrschend werden. Darum muß die Rechtsprechung von Rassehygienikern überwacht werden, die Dr. Ruttke Volkswarte nennen möchte. Es ist von großem Wert, wenn Fachleute die rassepflegerischen Gedanken in solcher Weise auf ihr Gebiet anwenden.

Über „Ausmerze und Lebensauslese in ihrer Bedeutung für Erbgesundheits- und Rassenpflege“ äußert sich Direktor Dr. Gütt. Da die Menschen natürliche Auslese, wie sie noch bei den Tieren vorherrscht, nicht mehr kennen, war es möglich, daß die Zahl der körperlich, charakterlich und seelisch Minderwertigen sehr groß wurde. Die Erbtüchtigen hielten ihre Familien aus gewissen Gründen klein. Der Verfasser kommt dann auf die Mittel zu sprechen, die einer negativen Auslese entgegenwirken sollen. Da ist das Gesetz vom 14. Juli zu nennen, das die Unfruchtbarmachung Minderwertiger festlegt und Maßnahmen gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher bestimmt. Der Aufsatz ist ein wichtiger Beitrag zur Orientierung über die rassepflegerischen Maßnahmen.

Digitized by Google

Ein Namen- und Schlagwörterverzeichnis vervollständigt das Buch. Es ist eine vortreffliche Zusammenfassung der verschiedenen Sachgebiete der Rassepflege und Bevölkerungspolitik.

Dr. Thoß.

Leitfaden der Vererbungslehre, Rassekunde und Erbgesundheitslehre. Von E. Willmann. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 74 S. Geh. 1,20 RM.

Das Büchlein bringt eine große Fülle von Tatsachen in klar durchdachter Reihenfolge. Dadurch kann es dem Lehrer einen wichtigen Anhalt für die Behandlung in der Schule geben. Den Schülern aber wird durch eine so verständliche Darstellung die Aneignung des Stoffes erleichtert, um so mehr, als vieles durch Bilder oder graphische Darstellungen veranschaulicht ist.

Am Schluß jedes Kapitels werden Beobachtungen und Aufgaben zusammengestellt, deren Durchführung tieferes Eindringen in den Stoff und selbständiges Denken erfordert. Mit Recht weist der Verfasser auf die Gefahren der Entartung durch Rassemischung hin, und mit Freude stellen wir fest, daß er als Aufgabe der Rassepflege die Erhaltung und Stärkung der nordischen Rassebestandteile sieht. Dr. Th.

Albert Bauer: **Vererbungslehre, Rasse-, Bevölkerungs- und Familienkunde.** Verlag G. Freytag, Leipzig. 1934. 78 S. — Das Buch ist für die Abschlußklasse der Mittelstufe höherer Lehranstalten gedacht.

Der Verfasser hat eine große Menge Stoffmaterial zusammengetragen und bringt das auch in klarer, leicht verständlicher Form. So unterrichtet das Büchlein über Vererbungslehre, Rasse-, Bevölkerungs- und Familienkunde, die durch Bild- und Zahlenmaterial vertieft werden.

Doch fehlt es an einer durchgehenden Linie. Wir vermissen bei allen Ausführungen den nordischen Gedanken. Wenn nicht einmal die „Rassehygiene" in diesem Sinne behandelt wird, ja wenn dort nicht einmal der Ausdruck „nordisch" gebraucht wird, müssen wir das sehr bedauern und können das Buch für die Schule nicht empfehlen. Auch den Satz: „wir müssen den Begriff Menschenrasse rein naturwissenschaftlich auffassen" (S. 33), können wir nicht unterschreiben. Dr. Th.

Handbuch der deutschen Volkskunde. In Verbindung mit maßgebenden Wissenschaftlern herausgegeben von Dr. W. Peßler, Hannover. Akademische Verlagsanstalt Athenaion m. b. H., Potsdam 1934. 1. Abteilung: Einführung in die deutsche Volkskunde. 2. Abteilung: Lebensäußerungen des deutschen Volkstums. Erscheint in 37 Lieferungen, monatlich 2 Lieferungen. Preis je 1.80 RM.

Bei dem gegenwärtigen Ringen um Wesen und Aufgabe der Volkskunde vermag dieses in der Planung umfassend angelegte Handbuch notwendige Unterlagen in Wort und Bild zu geben. Die Miteinbeziehung von abgelegenen Gebieten der Volkskunde, die bisher, verstreut in einzelnen Zeitschriften und Veröffentlichungen, schwer zugänglich oder überhaupt noch nicht bearbeitet waren, macht das Werk besonders wertvoll.

Die vorliegende 1. Lieferung (Prof. Dr. W. Mitzka, Marburg, „Volkskundliche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande"; Dr. O. A. Erich, Potsdam, „Volkskunst und Volksindustrie") erfreut durch sorgfältig ausgewählte Bilder.

M. Z.

Frömmigkeit nordischer Artung. Von Hans F. K. Günther. Eugen-Diederichs-Verlag in Jena.

Der bekannte Rassenforscher gibt unter bewußtem Verzicht auf eine religionsgeschichtliche Aufzeichnung aller Abstufungen indogermanischer Glaubensbefunde eine überaus anregsame Darstellung der Höhepunkte indogermanischer Frömmigkeit, d. h. jener Frömmigkeit der nordischen Führerschicht innerhalb des indogermanischen Sprachvolkes.

„. . . sie ist die Frömmigkeit eines Adelsbauerntums nordischer Rasse, die Frömmigkeit rechtschaffener Geschlechter, denen ein sicheres Selbstbewußtsein und eine ebenso sichere Zurückhaltung eigen war und die auch dem Göttlichen gegenüber Gemessenheit und Würde bewahrten. Aus den Äußerungen indogermanischen Frommseins spricht die ganze Vornehmheit adelsbäuerlich-nordischen Wesens, alle jene fides, virtus, pietas und gravitas die auch das Wesen des echten, d. h. von indogermanischen Ahnen stammenden, Römers ausmachten."

M. Z.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift

der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 54 September 1934 5. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Alfred Rosenberg: Der Parteitag 1934 / Otto Gohdes: Ein Jahr politischer Schulung / Dr. Hermann Reischle: Agrarpolitischer Apparat und Reichsnährstand / Gunter d'Alquen: Die Aufgabe der S.A. / Dr. Max Frauendorfer: Deutsche Arbeitsfront und Ständischer Aufbau / Dr. Will Decker: Arbeitsdienst und Arbeit am deutschen Menschen / Hermann Tholens: Arbeit am deutschen Boden und Arbeitsdienst / Franz Otto Wrede: Eine Geschichte der Hitlerjugend / Dr. Groß: Ein Jahr rassenpolitische Erziehung / Von den Anfängen der Bewegung (Aus: „Mein Kampf") / Geschichten aus der Kampfzeit / Im Kampf um die Weltanschauung (Aus: „Blut und Ehre") / Matthes Ziegler: Nürnberg / Die Eiserne Jungfrau und der Nürnberger Trichter / Das schön New Lied von dem Epple von Geilingen / Kritik der Zeit / Das Buch.

Digitized by Google

Alfred Rosenberg:

Der Parteitag 1934

Rudolf Heß nannte den Parteitag von 1933 den Parteitag des Sieges. Und tatsächlich stand die innere Haltung der Bewegung ganz im Zeichen des ungeheueren, triumphalen Erfolges vom Januar 1933. Alle Kraft und alle Opfer waren nicht umsonst gewesen, alles Ringen der 14 Jahre sah sich belohnt im Sinne des Sieges einer wirklich volkstümlichen und fest in der Seele von Millionen verwurzelten Idee. Und wenn auch jeder sich dessen bewußt war, daß eine so große geistige und politische Umwälzung wie der Nationalsozialismus gar nicht in wenigen Jahren, geschweige denn in einigen Monaten verwirklicht werden konnte, so feierte die Bewegung doch mit dem Parteitag im vergangenen Jahre den Abschluß der einen Epoche des großen Kampfes und den Auftakt zu einer neuen Sendung.

Deshalb steht der Parteitag dieses Jahres schon in einem anderen Zeichen als früher. Zwar wird auch in diesem Jahre das Bewußtsein des Sieges über die fremden deutschfeindlichen Mächte im Inneren erneut lebendig und die Erinnerung an die großen Kämpfe wird auch jetzt lebendig sein. Nichtsdestoweniger ist dieser Parteitag ein Parteitag der Arbeit. Das kommt schon äußerlich durch die Tatsache zum Ausdruck, daß er bedeutend länger dauern wird als die Tagung des vergangenen Jahres. Und dann hat der junge Staat schon viele Feuerproben auf allen Gebieten zu bestehen gehabt, er hat Schweres durchlebt und er hat Menschen und Gedanken an den ersten Aufgaben des Dritten Reiches geprüft und gehärtet. An der Spitze aller künftigen Arbeit steht die entscheidende Erkenntnis, daß viele Methoden, die bis zum Jahre 1933 unmittelbar zum Dasein und zum Kampf der N. S. D. A. P. gehörten, nunmehr anderen Kampfarten und anderen Formen der Lebenssicherung Deutschlands Platz machen müssen. Waren die ersten 14 Jahre eingestellt auf einen Kampf nach allen Richtungen hin, war die Haltung dieser Zeit verneinend gegenüber den uns damals beherrschenden Mächten, eine Äußerung eines unbändigen Widerstandswillens, so bleibt dieselbe charakterliche Haltung unverändert, solange die Bewegung überhaupt besteht, aber wo früher mit der Lanze nach außen gefochten werden mußte, ist nunmehr die Ausgestaltung des im Kern vorhandenen Wesens im praktischen Leben erste Notwendigkeit, das Kennenlernen sämtlicher Einzelheiten auf allen Gebieten der Politik, Kultur und der Wirtschaft und letzten Endes ein Wachen über Menschen und Mächte, die beim großen Strom noch übrig geblieben sind und erneut zu wirken beginnen wollen, um sie mit instinktsicherer Hand niederzuhalten oder falls sie nicht mehr gestaltungsfähig sind, aus dem Leben des nationalsozialistischen Staates auszuscheiden. Das ist der ewige Prozeß des Lebens, dem sich die nationalsozialistische Bewegung beugt: sie gibt allen die Möglichkeit des Wirkens, aber in der harten Notwendigkeit wird jeder von uns überprüft und nochmals überprüft werden.

Digitized by Google

Wer auf seinem Posten unsicher im Instinkt wird, aber um äußeren Glanzes willen die sachliche, unabänderliche Haltung der Bewegung ins Schwanken bringt, der hat das Recht verwirkt, führend auf dem betreffenden Gebiet tätig zu sein. Er wird dann anderen Platz machen müssen, die tiefer im Urteil, gefestigter im Charakter und sicherer in der instinktiven Urteilskraft die Arbeit weitertragen in die kommenden Jahre. Der nationalsozialistische Staat steht also im Zeichen eines großen Auslesеprozesses, dem sich niemand entziehen kann. Diese Wucht der Auslese wird dasselbe bedeuten, wie die Erprobung im Kampf gegen die alten Mächte in den ersten 14 Jahren. Früher war es ein Opfer, sich zum Nationalsozialismus zu bekennen, nach 1933 schien es Millionen ein Vorteil, bei ihm Unterschlupf zu suchen. Da man aber niemandem ins Herz sehen kann, da der Nationalsozialismus großzügig genug ist, allen, von denen ein guter Wille anzunehmen ist, die Möglichkeit des Wirkens zu geben, so wird die Forderung nach dem Opfer durch unermüdliche, gestaltende Arbeit an der Spitze stehen gegenüber jenen, die unter dem Banner des Hakenkreuzes tätig sind. In diesem Schmiedeprozeß der kommenden Jahre wird alle Tünche abfallen, da wird alles das, was nur intellektuelle Wortprägung ist, verschwinden müssen und das wahre Gesicht und die wahren inneren Kräfte des Menschen werden in Erscheinung treten.

Das Volk als Ganzes hat ein feines Gefühl für echt und unecht. Wenn dem Weltstadtmenschen dieses Gefühl auch abhanden gekommen war und er nur zu leicht das Opfer phantastischer Pläne und gewissenloser Demagogen wurde, so hat doch auch hier die folgerichtige Arbeit der N.S.D.A.P. manchen verschütteten Instinkt wieder emporgehoben und das Gefühl für das Wahre und das Theaterhafte wieder lebendig gemacht. Die Leistung steht somit im Zentrum des Kriteriums vor Gegenwart und Geschichte. Und diese Leistung wird sich Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag zu erproben haben. Sie wird auf allen Gebieten eine ungeheuere sein müssen. Denn wie außenpolitisch alle Gegner Deutschlands sich zusammengetan haben und eine Welthetze ohnegleichen ihren Anfang genommen hat, so sind auch diese Kräfte bemüht, uns wirtschaftlich zu erdrosseln durch Boykottmaßnahmen und durch finanziellen Zwang in die Knie zu zwingen. Hier wird es aller Elastizität, aller Erfindungskraft und aller inneren Geschlossenheit der ganzen deutschen Nation bedürfen, um fest zu bleiben, die wirtschaftliche Konkurrenz mit dem Auslande auszuhalten und jene Tore in die Zukunft zu suchen, die uns offen geblieben sind, bis schließlich doch einmal die überzeugungsfähige Welt begriffen hat, daß Deutschland nur erprobt und arbeitet, was einmal in verschiedenen Formen alle europäischen Länder einmal durcherproben und durcharbeiten müssen. Deutschland ist nicht irgendwie in die Barbarei zurückgesunken, sondern ganz im Gegenteil. Sein Ringen ist heute schon beispielhaft geworden. Auch das legt allen Nationalsozialisten eine doppelte Verantwortung auf, der sich niemand entziehen kann.

Auf kulturellem Gebiete haben sich im verflossenen Jahre viele alte Kräfte wieder einzuschleichen bemüht. Es steht fest, daß gerade hier Deutschland mehr als eine Generation verloren hat, daß die Vergiftung in den

Digitized by Google

Keimzellen des Wesens besonders nachhaltig gewesen ist, und daß es deshalb einer besonders aufmerksamen Pflege bedarf, um das echt Schöpferische zu fördern und zu gestalten. Zu diesem Zwecke ist die neue „Nationalsozialistische Kulturgemeinde" durch Zusammenlegung des Kampfbundes für Deutsche Kultur und der Deutschen Bühne geschaffen worden, die im Werke „Kraft durch Freude" nunmehr eine millionenstarke Grundlage im Volke selbst gefunden hat, so daß keine geistige und künstlerische Mühe umsonst gewesen ist. Aus dieser Kunstpflege und kulturellen Gestaltung wird hoffentlich jene Form der Arbeit entstehen, die auch dem Geistig-Kulturellen ein artgemäßes Gepräge geben wird.

All diese Kämpfe werden überschattet durch die weltanschauliche Auseinandersetzung, an deren Beginn wir eben stehen. Eine große Bewegung kann auf die Dauer nur siegen, wenn sie ein festes weltanschauliches Fundament besitzt, wenn aus dieser Weltanschauung bestimmte Wertsetzungen entstehen, die allen Gebieten ihr charakteristisches Gepräge geben. Daß diese Weltanschauung deshalb von jenen, die glaubten, nur politisch abtreten zu müssen, in besonders gehässiger Weise bekämpft wird, versteht sich angesichts der Größe der geschichtlichen Wendung von selbst. Hier gilt es besonders, mit innerer Festigkeit und in unbeirrbarer Zähigkeit die Grundlagen der nationalsozialistischen Anschauung auszugestalten durch gemeinsame Schulung aller Gliederungen der Bewegung, die innere Einheit und Einigkeit zu festigen, die Jugend aber kompromißlos heranzuerziehen für die großen Aufgaben der deutschen Zukunft.

Alle diese Fragen werden irgendwie im Zentrum des großen Parteitages von Nürnberg 1934 stehen. Der grandiose Aufmarsch aller Gliederungen der Bewegung muß dem inneren grandiosen Gestaltungswillen entsprechen, dann kann und wird dieser Parteitag den Auftakt bilden für die große unerschütterliche Entschlossenheit, mit der die nationalsozialistische Bewegung an die Arbeit des großen Werktages herangeht, an dessen Vollendungsstunde die Freiheit Deutschlands zu stehen hat.

Digitized by Google

Reichsschulungsleiter Otto Gohdes, M. d. R.:

Ein Jahr politische Schulung

I. Vom Sinn der politischen Schulung.

Die nationalsozialistische Revolution zeichnete sich vor allen vorhergegangenen Revolutionen in der Geschichte dadurch aus, daß sie planmäßig und in Zucht und Ordnung vor sich ging. Ebenso muß sich der geistige Umbruch der Zeit in geordneten Entwicklungsbahnen bewegen. Der Nationalsozialismus lehnt den politischen wie den geistigen Anarchismus mit gleicher Entschiedenheit ab.

Man hat in der Staatslehre oftmals den Versuch unternommen, Geist und Macht gegeneinander auszuspielen. Aus der politischen Rüstkammer des Liberalismus stammt das Schlagwort, daß jede Machtentfaltung des Staates das geistige Leben des Volkes bzw. das der berühmten „fortschrittlichen Intelligenz" ertöte. Macht und Idee gehören zusammen. Sie sind die Grundkomponenten allen staatlichen Lebens. Jede Idee, jeder politische Grundsatz muß zur Schimäre werden, wenn nicht ein realer politischer Machtgedanke dahintersteht. Idee und Macht bedingen sich gegenseitig. Der Nationalsozialismus hat am 30. Januar 1933 die Macht über den Weimarer Staat an sich gerissen, weil unsere Idee die bessere, weil unser Opferwille der größere, weil unsere Energie zäher war als die unserer politischen Gegner. Mit der Machtübernahme haben wir freilich auch die Staatsgewalt durch Führung von Heer und Polizei gewonnen. Auch die militärische Gewalt ist notwendig, aber ihre Wirkung und ihre Anwendungsmöglichkeit sind nur begrenzt. Niemals kann ein Staat Jahrhunderte hindurch auf Kanonen und Gewehre begründet sein. Man sitzt bekanntlich nicht gut auf Bajonettspitzen. Ein Staat muß immer von der Liebe und der Opferfreudigkeit und der inneren Anteilnahme aller Volksgenossen getragen sein. Diesem Staat, dem nationalen Volksstaat, dem gibt auch jedermann das Recht, mit Gewalt jene zu treffen, die auch nur den Versuch unternehmen, das Fundament der staatlichen Autorität zu untergraben. Das ist demnach die wahre Staatsmacht: Eine große sittliche Idee als weltanschauliche Grundlage des Volkes, ausgerüstet mit den staatlichen Vollzugsorganen Heer und Polizei.

Wenn wir von diesen Grundgedanken aus die politische Schulung betrachten, so ist unschwer ihre weittragende Bedeutung zu erkennen. Ausdrücklich hat der Führer in seiner Proklamation an die S.A. nach der Röhm-Meuterei betont, daß die S.A. die bestgeschulteste weltanschauliche Truppe sein müsse. Das Gleiche gilt sinngemäß auch für die Politische Organisation.

Das zweite Reich und die Weimarer Republik sahen in der Anwendung der Staatsgewalt das A und O aller Staatspolitik. Und wenn man glaubte, den Nationalsozialismus mit Hilfe der Staatsgewalt niederringen zu können, so sahen wir darin nur den letzten Versuch von Männern, die im Geiste

Digitized by Google

der Hegelschen Staatsvergötterung erzogen waren und in ihr lebten. Im konträren Gegensatz dazu steht der Nationalsozialismus. Unsere politische Erziehung erschöpft sich deshalb nicht in einer stumpfsinnigen „Staatsbürgerkunde", sondern wir betreiben lebendige Volkstumskunde. Wir wollen unsere politischen Leiter nicht zu Beamten erziehen, zu Führern des Staates, sondern zu Führern des Volkes. Wer das Volk zu führen versteht, kann erst recht einen Staat führen. Adolf Hitler hat seine Legitimation als Staatsmann nicht erst nach der Machtergreifung erbracht, sondern von dem Augenblick an, als Tausende und aber Tausende ihm und seinen Symbolen folgten. Das Volk ist immer das Primäre, der Staat das Sekundäre. Er ist Ausdruck des politischen Willens der Nation. Staaten kommen und vergehen, Staatsformen wechseln, aber das Volk ist ewig. So knüpft die politische Erziehung an den unerschöpflichen Reichtum unserer historischen Vergangenheit, eben an das Volkstum an. Menschen zu führen, Volksgenossen zu lebendiger Begeisterung für Volk und Nation hinzureißen, das ist die Aufgabe des politischen Leiters. In den Jahren des Kampfes hat sich der Typus des künftigen deutschen Politikers herausgebildet. Wir haben das überall verbreitete Schlagwort widerlegt, daß Deutschland nur ein Volk der Dichter und Denker sei. Aus der faustischen Natur des nordischen Menschens entsprangen die Dichter und Denker, aus Mut und Treue erwuchsen die unvergänglichen Gestalten der deutschen Heerführer, aus dem Kampf gegen den Bolschewismus entstand der dritte Typus der Deutschen: Der politische Führer. Aus Kampf ist unsere Weltanschauung geboren und aus dem Kampf die Kraft. Kampf erfordert Charakterhaltung. Unsere ganze Erziehungsarbeit muß deshalb auf die Grundtugung abgestellt sein: auf Erziehung des Willens, der Treue und des Opfers. Wir verabscheuen den Sklaven der Demut ebenso wie den humanitären Phantasten. Ursprünglich und allein lebenserhaltend sind Wille und Gefühl. Der Verstand überprüft nur die Handlungen des Gefühls und des Willens. Nicht der Verstand ist für den Menschen allein entscheidend, sondern zuerst wird sein Schicksal von seinen Lebensenergien, von seinem Willen bestimmt. Der Typus des nüchternen Verstandesmenschen, den das liberale Zeitalter geformt und gefördert hat, ist vorüber. Für uns ist das Geniale keine ein für allemal gültige Entschuldigung für Charakterfehler. Es kommt nicht auf das Denken als solches an, sondern auf das Denken des Besten. So ist der Sinn unserer politischen Schulung kurz umrissen:

Charakterlich gefestigte Persönlichkeiten zu erziehen, die immer sich mit dem Volke verbunden fühlen, das sie geboren hat.

II. Die Führerschulen.

Die Parteiführerschulen sind die Träger des geistigen Kampfes gegen unsere offenen und versteckten politischen sowie weltanschaulichen Gegner. Die N.S.D.A.P. verfügt zurzeit über rund 40 Gauführerschulen, 5 Landesführerschulen, eine Reichsschule der P.O., je eine Führerschule der N.S.B.O. und N.S.-Hago, sowie zwei Schulen für Wirtschaft und Arbeit. Trotz der hohen Kosten hat jeder Gau im Verlauf des letzten Jahres für seine Politi-

Digitized by Google

schen Leiter und Amtswalter eine eigene Gauführerschule errichtet. Die Gauführerschulen haben eine zweifache Aufgabe zu erfüllen: Sie sollen das kameradschaftliche Band zwischen den Politischen Leitern und Amtswaltern aller Grade des betreffenden Gaues befestigen und eine persönliche Fühlung mit dem Gauleiter herstellen, zweitens sind die Gauführerschulen ihrer Lehrplangestaltung nach dazu bestimmt, das politisch-weltanschauliche Wissen zu erweitern und die Teilnehmer in die sehr umfangreiche Parteiorganisation einzuführen. In Zukunft sollen die Amtsleiter der Gaue über ihr spezielles Fachgebiet die entsprechenden Spezialvorträge halten (z. B. Parteigerichtsbarkeit, Kassenwesen. Propaganda, Schulung, Organisation usw.). Zu den Gauführerschulen sind Politische Leiter und Amtswalter bis zum Rang des Ortsgruppenleiters zugelassen.

Die fünf Landesführerschulen nehmen die tüchtigsten und bewährtesten Parteigenossen, die bereits einen vierwöchentlichen Kursus an einer Gauführerschule durchmachten, zur weiteren politischen Bildung auf. Da die parteiorganisatorischen Fragen an den Landesführerschulen nicht mehr behandelt werden, kann die ganze zur Verfügung stehende Zeit auf Vertiefung der weltanschaulichen Probleme verwendet werden. Die Landesführerschulen bilden den regelmäßigen Abschluß der politischen Schulung. Die charakterliche und geistige Auslese unseres politischen Führerkorps wird an der Reichsschule der P.O. zu sechswöchentlichen Lehrgängen zusammengefaßt. Selbstverständlich kommen zur Teilnahme an der Reichsschule der P.O. nur alte bewährte Parteigenossen, im allgemeinen im Range des Kreisleiters in Betracht. Bisher nahmen an der Reichsschule in Bernau 571 Parteigenossen in acht Lehrgängen teil. Davon waren 309 vor dem 14. September 1930 der Partei beigetreten, der größte Teil von diesen war mit dem Ehrenabzeichen ausgezeichnet. Die Hälfte der Teilnehmer bestand aus Kriegsteilnehmern. Dem politischen Rang nach waren Kreisleiter 238, Amtsleiter der Gauleitung 125, Amtsleiter der Kreisleitung 122, Ortsgruppenleiter 51, Amtsleiter der Ortsgruppe 35. Bemerkenswert ist die soziologische Gliederung, die eindeutig beweist, daß die N.S.D.A.P. nicht nur eine Arbeiterpartei dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit ist. (Arbeiter 177, aus Handel und Gewerbe 159, verschiedene Berufe 101, Beamte 99, Landwirte 35.)

III. Die Unterrichtsmethode.

Ich kann mir denken, daß sich manche verkalkte und selbstverständlich „theoretisch durchgeschulte" Pädagogenseele auf diesen Abschnitt meiner Ausführungen zuerst stürzt. Ich kann mir denken, wie mancher Studienrat und Lehrer und mancher Ministerialrat eifrig nach unseren Unterrichtsmethoden und vor allem nach den „unerläßlichen" Lehrplänen sucht. Die Unterrichtsmethode des vergangenen Schulsystems mit der üblichen Stundeneinteilung waren selbstverständlich für unsere Zwecke nicht zu gebrauchen. Es wäre geradezu lächerlich, wollte man einen Stundenplan aufstellen: 8—9 Marxismus, 9—10 deutsche Frühgeschichte usw. Es ist unmöglich, große weltanschauliche Probleme in Einzelvorträge aufzuteilen. Derartige Fragen müssen

Digitized by Google

in einem Zusammenhang durchgesprochen werden. Ein Unterrichtsvormittag umfaßt deshalb jeweils einen $1^1/_2$—2stündigen Vortrag des Lehrers, an den sich dann eine Aussprache anschließt. Am gleichen Tag nachmittags wird dann in Zehnergruppen in Form von Arbeitsgemeinschaften an Hand des Quellenmaterials der ganze Vortrag noch einmal erläutert. Selbstverständlich werden die Vorträge alle frei gehalten. Ein akademisches Dozieren lehnen wir ab. Wer nicht flüssig und frei sprechen kann, ist als Lehrer an Schulen nicht geeignet. In Grundzügen ist nunmehr der zukünftige Lehrplan festgelegt. Wir sind bei seiner Aufstellung nicht nach dem alten Rezept der liberalen Schulpolitik verfahren, vom grünen Tisch aus Richtlinien aufzustellen. Ich habe den Leitern meiner Schulen bis jetzt hinsichtlich der Gestaltung des Lehrplanes vollkommen freie Hand gelassen und gehe jetzt nach den gemachten Erfahrungen dazu über, die einheitliche Grundlinie, die bei allen Schulen ohne Unterschied auch ohne Lehrplan vorhanden war, festzulegen. Die Leiter meiner Schulen sind alte Parteigenossen und deshalb ist auch das manchem Außenstehenden unerklärlich Scheinende richtig geworden, ohne Lehrplan politisch zu schulen. Persönlichkeiten bestimmen den Geist der Schule. Jeder Lehrplan findet in der Persönlichkeit des Lehrers seine Grenzen. Nur ausgesprochene Führerpersönlichkeiten kann ich in meinen Schulen und in den künftig zu errichtenden Schulungslagern gebrauchen.

IV. Ausblick.

Im ersten Jahre der Aufbauarbeit habe ich mir vornehmlich die Aufgabe gestellt, unsere verantwortlichen politischen Leiter und Amtswalter zu schulen. Die politische Fortbildung wird auch weiterhin einen Hauptteil unserer Schulung umfassen. Im kommenden Herbst werde ich Richtlinien über die Schulungsarbeit in den Ortsgruppen herausgeben. Der Ortsgruppenschulungsleiter muß aus der großen Zahl der Parteigenossen eine kleine kämpferische Schar, ich möchte mit Dr. Ley sagen — politischer Prediger — um sich sammeln. Selbstverständlich darf die Schulungsarbeit nie erzwungen werden. Drill tötet, nur was freiwillig geleistet wird, geschieht mit innerer Anteilnahme, die Voraussetzung für die politische Schulung ist. Die politische Schulung wird nie schematisch gehandhabt werden. Die Strömungen der Zeit und die Ereignisse des Tages müssen in sie einbezogen werden. Die Schulung im Winterhalbjahr wird vor allem die Geschichte der Bewegung, die Geschichte des Führers, die Grundsätze des Führertums und die Grundsätze des Gemeinschaftslebens zum Gegenstand haben.

Die politische Erziehung schafft das Fundament für unseren neuen Staat. Wir werden den Typus des neuen deutschen Menschen formen: Der Marsch in der Kolonne und das Leben im Gemeinschaftslager erzeugen den Geist der Kameradschaft. Das Wissen werden wir nur jenen geben, die die charakterliche Voraussetzung dafür besitzen. Der politische Führer ist Diener der Volksgemeinschaft. Er handelt aus tiefem völkischen Empfinden und er glaubt an den Führer und an Deutschland.

Digitized by Google

Dr. Hermann Reischle:
(Stabsleiter des Amtes für Agrarpolitik in der Reichsleitung der N.S.D.A.P. und Stabsamtsführer des Reichsnährstandes.)

Agrarpolitischer Apparat und Reichsnährstand

Im Rahmen der Parteigeschichte ist die Entstehung und Entwicklung des agrarpolitischen Apparates um deswillen besonders bedeutungsvoll, weil damit erstmals ein spezieller Apparat zur planmäßigen Bearbeitung und Eroberung eines Standes — der Landwirtschaft — beziehungsweise einer in sich verhältnismäßig geschlossenen Bevölkerungsgruppe — des Landvolks — im ganzen angesetzt worden ist. Bis dahin hatte die Parteiorganisation völlig gleichgerichtet und unter Verzicht auf so gut wie jede Spezialpropaganda vorgestoßen. Dabei konnte es, da die Bewegung an sich in den Städten entstanden und dann speziell in den Gebieten der größten Menschenzusammenballung — Ruhrgebiet, Sachsen usw. — vorangetrieben worden war, nicht ausbleiben, daß die Erfassung des flachen Landes zurückblieb. Die Bewegung wurde dazu allein schon durch das ökonomische Abwägen von Einsatz und Erfolg gezwungen, da ihr weder Menschen noch Mittel genug zur Verfügung standen, um das Land in Bearbeitung nehmen zu können. Ausnahmen hiervon ändern am Gesamtbild nichts. Dazu kam als weiteres, daß die Propaganda auf dem Lande angesichts der Eigenart der ländlichen Bevölkerung einer besonderen Note bedurfte, die die glänzenden, auf die städtische Mentalität eingestellten Parteipropagandisten nicht ohne weiteres und allenthalben zu treffen brauchten.

Während so im Beginn des Jahres 1930 und vollends im Sommerwahlkampf für die Reichstagswahl zum 14. September die Bewegung in den Städten spürbar Boden gewann und dann ja auch einen unerwartet sensationellen Sieg einheimsen konnte, verharrte das Landvolk bis dahin noch weitgehend ohne sichtbares Interesse. Erst die Größe des Wahlerfolgs selbst vermochte die Gemüter in Bewegung zu bringen, so daß damit die psychologische Grundlage für die eben in diesem Zeitpunkt einsetzende Arbeit des agrarpolitischen Apparats auf fruchtbaren Boden fiel. Im Frühjahr dieses Jahres hatte Adolf Hitler, dem die schicksalhafte Bedeutung des deutschen Bauerntums für die deutsche Revolution wie für die Zukunft des Volkes und Reiches überhaupt ganz klar war — siehe „Mein Kampf" — den Diplomlandwirt R. Walther Darré kennen und auf Grund seiner Werke über das Bauerntum* schätzen gelernt. Aus dieser Bekanntschaft ergab sich der Auftrag an Darré, die organisatorische Erfassung der deut-

* „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse" und „Neuadel aus Blut und Boden", J. F. Lehmann's Verlag, München.

Digitized by Google

schen Landwirtschaft im Rahmen der nationalsozialistischen Parteiarbeit zu übernehmen. Die Übernahme der Geschäfte einer Abteilung Landwirtschaft durch Darré innerhalb der Organisationsabteilung II der Reichsleitung erfolgte im Frühjahr 1930. Aus der grundsätzlichen Erkenntnis heraus, daß es weniger um die mitgliedsmäßige Erfassung des einzelnen Landwirts und Bauern in einer Art Konkurrenzunternehmen zu den bereits bestehenden landwirtschaftlichen Partei- und Interessenorganisationen ginge, als um die auslesemäßige Schaffung eines neuen Führercorps, brachte Darré in der Reichsleitung erstmalig die Schaffung der sogenannten „Fachberater" in Vorschlag. Diese Fachberater sollten in enger Anlehnung an die örtlichen Parteiinstanzen, aber unter sachlicher Führung des Fachberaters in der Reichsleitung die Bearbeitung des ihnen zugewiesenen Sonderbereichs, in diesem Falle des Landvolks, in Angriff nehmen, ein Grundsatz, der Billigung fand und im Laufe der Entwicklung auch auf zahlreichen anderen Gebieten zur Anwendung kam. Im Laufe des Sommers 1930 überzog Darré das Land zunächst einmal mit einem Netz von „Landwirtschaftlichen Gaufachberatern" oder kurz „L.G.F.", ihnen folgten die Kreisfachberater (L.K.F.), die Ortsfachberater (L.O.F.). Schließlich, als das Organisationsnetz dichter zu werden begann, wurden bei praktischem Bedürfnis zwischen L.G.F. und L.K.F. noch die „Abschnittsfachberater" (L.A.F.) und zwischen die L.K.F. und L.O.F. noch die „Bezirksfachberater" (L.B.F.) eingeschaltet. Um die Zusammenarbeit mehrerer benachbarter L.G.F. zu erleichtern, wurde dann im Jahre 1932 noch der mehrere Gaugebiete zusammenfassende „Landesfachberater" (L.L.F.) geschaffen. Diese Gliederung des agrarpolitischen Apparates, aufgebaut auf die ehrenamtliche Mitarbeit von schollegebundenen Parteigenossen im ganzen Reichsgebiet, stand etwa im Sommer 1931 im Rohbau und im Frühjahr 1932 fertig da. Im Frühjahr 1932 erfolgte gleichzeitig im Rahmen der Reichsleitung die organisatorische Zusammenfassung der Organisationsabteilungen I und II in die einheitliche Reichsorganisationsleitung, innerhalb deren die bisherige Abteilung Landwirtschaft zur Hauptabteilung V (Landwirtschaft) erhoben wurde. Hand in Hand damit ging ein Ausbau des Stabes der Hauptabteilung selbst, der sich nach großen sachlichen Arbeitsgebieten zu gliedern begann. Im Winter 1932 verfügte der Führer im Zusammenhang mit der Strasser-Krise die Herausnahme der Hauptabteilung Landwirtschaft und des agrarpolitischen Apparats aus der neugegliederten Obersten Leitung der P.O. Er unterstellte das neugebildete „Amt für Agrarpolitik" und den agrarpolitischen Apparat unter dem Reichsleiter Darré sich selbst unmittelbar und erhob sie damit in den Rang einer selbständigen Organisation im Rahmen der Partei. Gleichzeitig behielt sich der Führer die Ernennung der landwirtschaftlichen Fachberater bis zum Kreisfachberater vor.

Die innere Gliederung des Amts für Agrarpolitik war nach Verselbständigung die folgende:

Abt. A: Geschäftsführung des agrarpolitischen Apparats

Abt. B: Agrarwirtschaftspolitik

Digitized by Google

Abt. C: Presse und Nachrichtendienst
Abt. D: Schulungswesen und Bauernkultur
Abt. E: Forstwirtschaft
Abt. F: Werbung.

◆

Bereits im Sommer 1930 berief Darré die bis dahin bestellten L.G.F. zu einer ersten Arbeitstagung nach Weimar ein, der im Januar 1931 die erste große öffentliche Bauerntagung der N.S.D.A.P. ebenfalls in Weimar folgte. Im Nationaltheater entwickelte der Führer selbst die ewigen Grundsätze für das Werden und Vergehen der Völker auf Grund ihrer Einstellung zur Heimaterde und zum Bauerntum, zu Blut und Boden. Er unterstrich in dieser gewaltige Wirkungen auslösenden Rede sein geschichtliches Wort: „Deutschland wird ein Bauernreich sein oder es wird nicht sein!"

Im Sommer 1931 führte dann Darré seinen agrarpolitischen Apparat erstmals geschlossen zum Kampf um die Landwirtschaftskammern als die berufsständischen Selbstverwaltungskörper der deutschen Landwirtschaft. Er tat dies aus zweierlei Gründen, obwohl er auf allen Seiten auf Unverständnis stieß: einmal, um den jungen Führerapparat überhaupt an den Kampf als den Vater aller Dinge zu gewöhnen und ihm Kampfestradition zu verschaffen, zum andern, um das nationalsozialistische Kampfesziel einer weltanschaulichen Umformung klar abzusetzen gegen die wirtschaftlich ausgerichteten, liberalen Zielsetzungen aller übrigen Landwirtschafts-„Fronten". Hier bereits setzte Darré vorausschauend seine Bauernpolitik ab von einer „nationalen" Agrarpolitik insbesondere der Deutschnationalen Volkspartei, ein Schritt, der von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung der Entwicklung kurz vor und nach der Machtübernahme werden sollte. Selbst der rein zahlenmäßige Erfolg dieser Kämpfe um die Landwirtschaftskammern war beachtlich insofern, als — wenn auch gebietsweise unterschiedlich — doch eine ganze Anzahl von Nationalsozialisten in die Kammervertretungen einziehen konnte. Die erste politisch-praktische Auswirkung dieses Eindringens in die ständischen Organisationen des Landvolks war die Tatsache, daß der Reichslandbund sich im Frühjahr 1932 bereitfand, den Stellvertreter Darré's, Werner Willikens, in sein Präsidium aufzunehmen. Damit hatte die am meisten kämpferische Spitzenorganisation des Landvolks die nationalsozialistische Bauernbewegung und den agrarpolitischen Apparat als ihre Führung sozusagen diplomatisch anerkannt, ein für die Fortentwicklung damals entscheidend wichtiger taktischer Erfolg. Das Jahr 1932, beginnend mit dem Kampf um die Reichspräsidentschaft, sah dann den agrarpolitischen Apparat in ununterbrochenem Frontalangriff, der mit dem völligen Zusammenbruch aller Gegenparteien endete. Selbst in der Novemberwahl standen die Bauernbataillone nicht nur fest, sondern erzwangen zum Teil noch Stimmenzuwachs auf dem Lande, das vielerorts bis zu 100% nationalsozialistisch abstimmte. Bei der Niederringung der Zwischenkabinette Papen und Schleicher spielte der von Darré durch sein Ultimatum auf dem Weimarer Bauerntag auf

Digitized by Google

die Spitze getriebene Streit v. Braun-Warmbold eine entscheidende Rolle und Schleicher fiel nicht zuletzt deshalb, weil der von Darré getriebene Reichslandbund Schleicher die Gefolgschaft verweigerte.

Die durch die Märzwahl 1933 gegebene Sachlage eines beinahe überall 100%igen nationalsozialistischen Wahlerfolges auf dem Lande nutzte der agrarpolitische Apparat blitzschnell aus. In wenigen Wochen war die Führung aller wichtigen Organisationen der deutschen Landwirtschaft, voran des Reichslandbundes, des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften = Raiffeisen, des Deutschen Landwirtschaftsrates, des Deutschen Landhandelsbundes auch formal und legal in den Händen Darré's und des agrarpolitischen Apparats. Damit war zweierlei erreicht: erstens war damit in dem Zeitpunkt, als der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft im Kabinett Hitler, Herr Hugenberg, zu Ende Juni 1933 Rücktrittsabsichten bekundete, der einhellige Wunsch des geeinten Landvolks für die Nachfolgerschaft Darré's bekundet. Zum anderen aber schuf diese Führerschaft aller Verbände durch Darré und den agrarpolitischen Apparat die Voraussetzung für die Zusammenfassung im Reichsnährstand, so daß das Reichsnährstandsgesetz, das Darré als erstes seiner Agrargesetze im September 1933 dem Kabinett vorlegte, lediglich eine reichsgesetzliche Bestätigung einer an sich bereits vollzogenen Tatsache bedeutete.

Bei Übernahme des Reichsernährungsministeriums schaltete Darré seine Mitarbeiter aus dem Amt für Agrarpolitik unmittelbar verantwortlich durch Berufung als Reichskommissare für die wesentlichsten Arbeitsgebiete ein und richtete so sehr schnell und reibungslos Weg und Tempo der Arbeit auf den Nationalsozialismus aus. Nur so konnte es geschehen, daß bereits wenige Wochen nach der Amtsübernahme neben dem Reichsnährstandsgesetz auch das Reichserbhofgesetz als zweites im Rahmen des revolutionären nationalsozialistischen Gesetzgebungswerks der „Deutschen Bauernbefreiung 1933" vorgelegt und angenommen wurde.

Der Aufbau des Reichsnährstandes, für den der agrarpolitische Apparat die organisatorische Grundlage und das Führerkorps abgab, war nicht nur bedingt durch die Notwendigkeit einer Generalbereinigung des landwirtschaftlichen Organisationswesens. Vielmehr waren Ziel und insbesondere Tempo vorgeschrieben durch den Zwang, in kürzester Zeit zu einer Neuordnung der Agrarwirtschaftspolitik mit dem Ziele der Daseinssicherung des Bauerntums selbst wie aber der deutschen Volksernährung im weiteren zu kommen. Denn klar stand das Arbeitstempo der nationalsozialistischen Agrarpolitiker immer unter einem Gesetz: Voraussetzung für eine außenpolitische Vertretung der Lebensinteressen des nationalsozialistischen Deutschland ist die Sicherung der Ernährung des Volkes in jedem Falle. Daß dies nichts, aber auch auch gar nichts zu tun hat mit einer sturen Autarkieforderung, ist bewiesen durch die handelspolitischen Verständigungen, in denen der Reichsnährstand selbst initiativ vorangegangen ist.

Rein organisatorisch gesehen stellt sich der Reichsnährstand heute dar als eine öffentlich-rechtliche Selbstverwaltungskörperschaft kraft Reichsrecht. Ihr gehören an kraft Gesetzes neben Bauern und Landwirten als Erzeugern die

Digitized by Google

landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Landhandel als Verteiler sowie die Be- und Verarbeiter landwirtschaftlicher Erzeugnisse. In regionaler Hinsicht gliedert sich der Reichsnährstand in Landesbauernschaften, Kreisbauernschaften, Bezirks- und Ortsbauernschaften. Die ehrenamtlichen Führer dieser Untergliederungen sind grundbesitzende Bauern, die weit überwiegend gestellt sind aus dem agrarpolitischen Apparat der N.S.D.A.P., der damit die Führung fest in der Hand behält. Der Reichsbauernführer selbst als gesetzlicher Führer des Reichsnährstandes ist vom Reichskanzler ernannt. Er verfügt in der Spitze über zwei Ämter, das Stabsamt und das Verwaltungsamt. Das Stabsamt, das personell und traditionell aus dem Amt für Agrarpolitik in der Reichsleitung der N.S.D.A.P. hervorgegangen ist, hat für den Reichsbauernführer alle auf die Führung des Reichsnährstandes gerichteten Aufgaben zu bearbeiten. Das Verwaltungsamt ist die oberste Verwaltungsspitze des Reichsnährstandes und damit der gesamten regionalen Untergliederungen. Auch seine Führung liegt ausschließlich in den Händen alter Kämpfer des agrarpolitischen Apparates, wie denn überhaupt die Mitglieder des Reichsbauernrates, aus dem alle maßgebenden Führerstellen des Reichsnährstandes besetzt werden, zu 95% alte Kämpfer des agrarpolitischen Apparates und der Bewegung darstellen.

Wenn auch der Reichsnährstand ein ihm vom Kanzler kraft Reichsgesetzes verliehenes Eigenleben besitzt, so ist doch in keinem Bereich die Totalität der nationalsozialistischen Führung so lückenlos wie im bäuerlich-landwirtschaftlichen. Denn nicht nur ist der verantwortliche Reichsleiter des Amts für Agrarpolitik und des agrarpolitischen Apparates gleichzeitig Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft und damit Repräsentant des nationalsozialistischen Staates, er ist gleichzeitig weiter als vom Kanzler berufener Reichsbauernführer gesetzlicher Führer des Reichsnährstandes als der ständisch-marktpolitischen Zusammenfassung. Nicht genug damit: sowohl in seinem Stabsamt wie in der Verwaltung sind alle seine maßgebenden Mitarbeiter Mitglieder des Reichsbauernrats und damit kämpferische Traditionsträger des agrarpolitischen Apparates und Garanten einer Führung im Sinne der Bewegung und des Führers.

Digitized by Google

Gunter d'Alquen:
(S.S.-Sturmhauptführer, Schriftleiter des „V. B.")

Die Aufgabe der S.A.

Ohne das persönliche Eingreifen Adolf Hitlers in den letzten Tagen des Juni 1934 hätte Deutschland eine Katastrophe erleben müssen, deren Folgen in ihrer ganzen Scheußlichkeit kaum zu überblicken sind. Der Mangel einer klaren Aufgabenstellung und Aufgabenerkenntnis für die S.A. *nach* der Machtübernahme war für jenes traurige Geschehen der letzte und tiefste Grund. Denn die falsche Marschrichtung, hervorgerufen bewußt und unbewußt, durch die innere Treulosigkeit verantwortungsloser Führer, mußte einfach ganz zwangsläufig auf die Dauer einmal zu einem Konflikt schwerster Art führen.

Die Schuldigen sind erbarmungslos zur Rechenschaft gezogen worden, wie es das Gesetz der S.A. fordern mußte, mit Rücksicht auf ihre große Vergangenheit, mit Rücksicht auf die Sauberkeit der ganzen Gemeinschaft. Die S.A. auf dem richtigen Weg zu führen, sie nach dem furchtbaren Erleben, nach all der tiefen Verbitterung jener Tage wieder mit dem alten Geist zu erfüllen, der einmal Berge und Mauern zerbrach, das ist eine der ganz großen Aufgaben der Gegenwart, eine jener Aufgaben, deren Frucht, deren richtige Lösung zum Bestand der deutschen Zukunft beiträgt.

Wer es wagen wollte, heute nach jenem Gericht den Mann im braunen Hemd anders zu sehen als vorher, der hat vergessen, daß der Mann unter der Sturmfahne, daß der Mann der braunen Armee der Eroberer und der Träger des Staates von heute ist, daß er Volk und Staat errang.

Dich deutschen Bürger und Bauer schirmte er mit seinem Blut und Leben gegen fremde Horden und fremdes Gesindel. Und wenn du das alles vergessen hast, wenn dir die Zeit zu schnell geht, deutscher Volksgenosse, dann nimm dir eine Stunde an einem stillen Sonntagabend und geh auf irgendeinen Großstadtfriedhof sehenden Auges zwischen den Gräberreihen her, und du wirst Namen und Zeichen sehen, Erinnerung wird in dir lebendig. Und wenn du wieder in den Straßen bist und du siehst die Männer im braunen Kleid, so fühlst du in jedem den Kameraden wieder, siehst du die ganze herrliche Gemeinschaft in jedem einzelnen, und deine Achtung ist dir wieder so ehrlich, wie sie dir einmal selbstverständlich war; denn du weißt nun, daß der Verrat am Führer in jenen Tagen, *Verrat an jedem einzelnen dieser seiner Männer war.*

Die Aufgaben der Zukunft sind klar zu lesen in der großen Vergangenheit. Die Männer, die im braunen Hemd ihr Leben gaben, sie erfüllten diese Pflicht schlicht und still. Nicht für irgendeinen Kreis, nicht für ihre Formation, sie erfüllten ihren Weg für einen großen Gedanken, den sie im Namen des Führers verkörpert sahen.

Der Kampf der Vergangenheit ist abgeschlossen. Die Macht ist errungen. Adolf Hitler ist der Führer von Volk und Nation mit mehr Macht und

Digitized by Google

mehr Gewalt, als sie jemals ein Gekrönter in Deutschland vorher besaß. Die Wehrmacht ist auf seinen Namen vereidigt, und der innere Feind ist zu Boden gerungen.

Wozu also noch S.A.? Warum marschieren, weiterkämpfen und weitere Pflicht erfüllen?

Die Wehrmacht ist der einzige Waffenträger der Nation. So ist es der Wille des Führers. Der S.A.-Mann ist nicht Soldat schlechthin, er ist nicht Landsknecht „bald für dies und bald für das". Der S.A.-Mann ist der politische Soldat des Nationalsozialismus, der geistige Waffenträger der deutschen Idee, dessen Weg sich immer nur ergibt aus den Lebensnotwendigkeiten unseres völkischen Lebens.

Seine Gemeinschaft in Opfer und Leistung, in Kameradschaft und Pflichterfüllung ist der Schmelztiegel zu einer neuen Volkskameradschaft, die frei und rein ist von all den Schlacken der Vergangenheit.

Politisches Soldatentum — das ist die Wegrichtung des Marsches. Das ist ein Programm, das Erziehung im Sinne der Weltanschauung bedeutet, das Verzicht und Opfer heißt und das den ganzen Menschen will und haben muß, den Menschen, frei von ichsüchtigen Erwägungen.

Politisches Soldatentum — das ist die Führerschule der Nation; denn hier zeigt sich das wahre Können, das ohne Charakter und Haltung sonst doch immer nur Bruchstück bleibt.

In tiefer Erfüllung und treuem Sieg über allen Widerstand, mag er von außen, mag er von innen an den Menschen herankommen, wird hier das Führerkorps der Kommenden sich beweisen können. Jeder einzelne Mann muß die Bedeutung dieses Programms für sich erkennen und muß von ihm erfüllt sein. Und niemals wird es dann mehr möglich sein, daß die Formation als große Gemeinschaft einmal anderen Befehlen dienen könnte, als dem Leben Deutschlands und seinem aus der Idee berufenen Führer.

Nicht die grenzenlose weiche Masse, nicht ein aufgeblähter glänzender Apparat, nicht eine schwindelnde Zahl stellt die Kraft der Formation dar. Niemals dürfen wir vergessen, daß es eine kleine, lächerlich kleine Minderheit war, durchdrungen von dem Glauben an die Kraft der Bewegung, erfüllt von dem Wissen: Wir sind der Staat von morgen, die das Unmögliche möglich machte. Niemals dürfen wir vergessen, daß nicht Zahl, nicht Waffen, sondern einzig der Geist, die innere Haltung die Ursache des ersten Sieges war.

Dieses Erkennen ist bindend für den Weg weiter!

Dieses Erkennen bedeutet, daß der alte Kämpfer, der noch im gleichen Sturm mit Männern schritt, deren Namen heute Hügel und Tafeln schmücken, niemals ausruhen wird, auf irgendwelchen kleinen Verdiensten, klein angesichts des Opfers der Toten. Nein, gerade er weiß mit Recht am besten, daß der Sieg und all das Blut nicht für ihn und für seinen Bestand waren.

Und wir, die wir den Marsch in das werdende neue Reich miterleben konnten, wir alten Soldaten des Führers, wir alten S.A.-Männer, ganz gleich, wo wir heute stehen mögen, wir wissen am besten wiederum,

Digitized by Google

wie weit wir noch sind von der Erfüllung unseres letzten Sehnens, und wir vermögen aus dem Rückblick von heute bis zum Beginn unseres Weges zu erkennen, wie lange und schwer der Marsch noch sein wird, den wir zu Ende gehen müssen.

Der Weg ist weit und mancher heiße Tag ist vor uns. Was gilt da der Mann, wenn nur die Fahne steht, wenn sie rein weht hoch über den Kommenden im Sonnensturm. Und die Fahne muß stehen, sollen wir nicht zu Verrätern werden an der Idee und ihren heiligen Namen.

Wir wissen darum, wie nötig jeder einzelne, jeder ganze Kerl, ganz gleich, wann er zu uns kam, und hier ist es unsere Aufgabe, zu achten und zu suchen, zu werben um jedes ehrliche treue Herz um uns, damit einmal die Kameradschaft, verschworen auf die Weltanschauung des nationalen Sozialismus, so fest und unerschütterlich steht, daß sie Blut- und Lebensspender aller Wurzeln, Stämme und Zweige unserer Volksgemeinschaft ist und der Pulsschlag allen Lebens und aller Lebensäußerung im Gleichklang mit dem Herzschlag dieses lebenden Körpers ist.

Dann können wir von der Erde gehen im Wissen, daß nichts umsonst war, daß der alte reine Geist der S.A. lebt in den Fahnen, die in treuen Händen über unsere Gräber weitergeführt werden.

Deutschland hat große Aufgaben zu vergeben. Der Mann der Organisation steht in dem Radwerk von Staat und Partei. Seine Pflicht und sein Werk sind schwer. Der Mann der Wehrmacht steht mit der Waffe in der Faust, bereit, das Reich nach außen zu schirmen. Die gewaltigste Aufgabe, die die Bewegung gab, erteilte sie dem braunen Heer der politischen Soldaten: Sie marschieren auf dem Weg, der in die Zukunft geht, aus ihrer Gemeinschaft heute und morgen müssen die Männer der kommenden Tage geboren werden, die vor der Geschichte das große Erbe zu verantworten haben.

Die S.A. war das letzte Aufgebot eines zerbrochenen Volkes. Ihre Fahnen waren die Fahnen der Rebellion gegen Gesetz und Sturm des Niederganges. Ihre Zeichen wurden die Zeichen einer gewaltigen Erhebung zu neuem Leben aus Nacht der Not. Der Weg der S.A. als der großen Mutter aller Kämpfer der Idee hat kein Ende.

Das ist die Aufgabe der S.A.: lebender schreitender Nationalsozialismus zu sein.

Diese Aufgabe ist eine Pflicht ohne Ende für jeden einzelnen Mann.

Das alte Vertrauen, den alten Glauben an ihre Kraft und Stärke durch eiserne Zucht und glühende Bereitschaft zur Idee zu erhalten und täglich neu zu erwerben, ist die Pflicht in der Gegenwart, so wird dann die S.A. das Gewissen der deutschen Revolution sein, ewig mahnend und treibend, Maßstab der lebendigen Idee an allem Schaffen und Bauen der Zukunft.

Digitized by Google

Dr. Max Frauendorfer:
(Stellvertretender Leiter des Organisationsamtes der D.A.F. und Leiter des Amtes für Ständischen Aufbau)

Deutsche Arbeitsfront und Ständischer Aufbau

Das gesamte Wirken des Nationalsozialismus als Erneuerungsbewegung des deutschen Volkes teilt sich in zwei grundsätzliche Phasen der Entwicklung. Es galt für die Bewegung zunächst wieder eine gemeinsame Grundlage für alle deutschen Menschen zu schaffen. Es kam darauf an, die Nation, die im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte in unzählige Gruppen und Grüppchen mehr oder weniger materieller Natur zerfallen war, wieder zu einer weltanschaulichen, genauer ausgedrückt zunächst einmal stimmungsmäßigen Einheit zusammenzuführen. Die Tatsache, daß der Nationalsozialismus bewußt nicht nur an die Hirne, sondern in erster Linie an die Herzen der deutschen Menschen appellierte, war die Grundvoraussetzung für den erfolgreichen Abschluß jener ersten Phase, den wir mit allen seinen gewaltigen Äußerungen erlebten.

Damit, daß jene Einigung möglich wurde, daß wieder das geschaffen werden konnte, was den Begriff Deutsches Volk erfüllt, begann unmittelbar der zweite Abschnitt des nationalsozialistischen Kampfes. Denn wenn durch die Eroberung der deutschen Menschen, die ihre äußerliche Bestätigung später in der Übernahme der staatlichen Macht erhielt, die Möglichkeit erkämpft war, nun die Forderungen und Ziele der Bewegung zu verwirklichen, so kam es nun darauf an, auf allen Gebieten unseres Lebens die Fundamente zu legen, die diese Verwirklichung erforderte. Die neue große Aufgabe bestand darin, aus dem nationalsozialistischen Denken heraus auch die Formen zu finden, die allein geeignet sind, jene ideellen Werte des Nationalsozialismus zu erfassen und für alle Zukunft zu bewahren.

Wenn politische und wirtschaftliche Formen und Organisationen sich ändern, so ist das ein Zeichen für eine vorausgegangene Änderung der geistigen Einstellung zu diesen Formen und Organisationen. Und es ist klar, daß die Triebfedern, die dieser Änderung zugrunde liegen, als um so bedeutender angenommen werden müssen, je allgemeiner die Schlußfolgerungen daraus gezogen werden. Die Stärke dieser neuen Gedanken aber wird aus jener Wucht erkennbar, mit der sie alle Widerstände überwinden und sich gegenüber den Ideen und Einrichtungen der Vergangenheit durchsetzen. Wenn aber, wie heute, eine gewaltige Idee sich mit elementarer Kraft fast auf der ganzen Welt auszuwirken beginnt, so kann man wohl von einer Wende der Dinge sprechen und als Voraussetzung dazu auf eine unerhörte Wandlung der Anschauungen schließen. Denn wir können in unserer Zeit feststellen, wie ein Gedanke, der der organischen Betrachtungs- und Denkweise, sich mit zunehmendem Erfolge des Denkens der Menschheit bemächtigt. Wohl seit der Zeit, als die Ideen der französischen Revolution bei den zivilisierten Nationen ihren siegreichen Einzug hielten, konnte man keine derartige geistige

Digitized by Google

Bewegung mehr feststellen, die bei den verschiedenartigsten Völkern mit solcher Zielsicherheit sich durchsetzte.

Und daß dies so ist, ist nicht von ungefähr. Es ist kein Zufall, daß gerade heute wieder eine Welle neuen Geistes über die Welt geht, denn es handelt sich bei dem, was die Hirne und Gemüter heute bewegt, um nichts anderes, als um die Ablösung eben jener Gedanken des Jahres 1789. So wie damals die Gedanken des Liberalismus in Staat, Kultur und Wirtschaft bei allen Nationen sich auswirkten, so erfolgt auch heute einheitlich die Abwehr und der Versuch, an ihre Stelle etwas Neues zu setzen. Und dieser Wille, an Stelle des Systems der vergangenen Epoche Neues und Besseres zu setzen, tritt mit um so größerer Heftigkeit hervor, je vernichtender die liberalistisch-marxistische Zeit sich in den einzelnen Nationen in ihren Auswirkungen gezeigt hat. Und aus der nahen Zielverbundenheit dieser neuen Bestrebungen können wir ersehen, daß jene damals zum Siege gelangten Gedanken auch überall grundsätzlich dieselben Folgen gezeitigt hatten: Politisch auf dem Wege über die Demokratie mit zerstörender Folgerichtigkeit die Herrschaft der Minderwertigen, kulturell durch Auflösung aller nationalen und völkischen Gebundenheit, Verflachung und Entartung, wirtschaftlich eine Weltkrise, deren Ausmaß erkennen läßt, daß es sich nicht um eine Wirtschaftskrise, sondern um eine Systemkrise handelt.

Wenn heute Deutschland, Italien, die Türkei, Polen, Jugoslawien und andere Staaten politisch eine Strukturwandlung gegen die Demokratie hinter sich haben, so ist diese politische Wandlung immer die Vorbedingung für eine weitere, für die Wandlung in dem Verhältnis von Staat, Wirtschaft und einzelnen schaffenden Volksgenossen. Und auf diesem Gebiet, auf dem der individualistische Liberalismus vielleicht am meisten versagt hat, sehen wir überall Neues entstehen, das bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch auf einen großen Gedanken zurückgeht, auf die organische Betrachtung aller Vorgänge des Lebens. Bewußt wird im Volk, in der Nation nicht mehr ein Haufen einzelner Menschen gesehen, sondern ein Körper mit Gliedern verschiedener Funktionen, ein lebendiger Organismus.

Es ist selbstverständlich, daß jedes Volk diesen organischen Gedanken, entsprechend seiner Lage und seinen Gegebenheiten politischer und wirtschaftlicher Art, anders verwirklicht. Und genau so wenig, wie diese politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten auch nur bei zwei Völkern dieselben sind, genau so wenig ist es möglich, für die Durchführung jenes neuen Verhältnisses ein allgemein gültiges Rezept festzulegen.

Es war eine der wichtigsten Aufgaben der nationalsozialistischen Bewegung, zuerst wieder klare Begriffe zu schaffen und Verwechselungen und Verquickungen wieder zu beseitigen. Diese begriffliche Klärung bezog sich insbesondere auf Staat, Politik und Wirtschaft. Erst nachdem der Nationalsozialismus das Volk gelehrt hatte, daß Politik der gesamte Lebenskampf des Volkes ist, daß ein Teil dieses Lebenskampfes demnach die Wirtschaft ist und daß der Staat die Organisation des deutschen

Digitized by Google

Volkes sei, konnte man daran gehen, die Schlußfolgerung aus dieser Erkenntnis zu ziehen.

Der Nationalsozialismus hat das deutsche Volk notwendigerweise nicht nur geistig, sondern auch organisatorisch in dem Zustand vorgefunden, der sich unter der Herrschaft des alten Systems entwickelt hatte. Es ist selbstverständlich, daß der neue Staat Hand in Hand mit der geistigen Erneuerung und weltanschaulichen Umstellung auch neue Wege der Gliederung des deutschen Volkes beschreiten wird. Es gilt auch organisatorisch die Formen zu finden, die geeignet sind, die Schäden, an denen der Liberalismus zugrunde ging, in Zukunft von der deutschen Nation fernzuhalten.

Der Weg zu dieser organischen Neugliederung des deutschen Volkes ist für das Verhältnis von Staat, Wirtschaft und einzelnen Volksgenossen der Ständische Aufbau. Im Ständischen Aufbau soll jeder einzelne schaffende Deutsche eingegliedert werden. Die Tatsache, daß für die Gliederung im Ständischen Aufbau der Gesichtspunkt maßgebend ist, in welchem Gebiet der deutschen Volkswirtschaft der einzelne tätig ist, d. h. also, ob er dem Stand Landwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk, freie Berufe usw. angehört, hat zur Folge gehabt, daß sich über das Verhältnis von Staat und Wirtschaft bezüglich des Ständischen Aufbaues einige falsche Ansichten gebildet haben.

Es ist zunächst festzustellen, daß der nationalsozialistische Ständeaufbau nicht den Aufbau des Staates zum Objekt hat. Also nicht der Staat, die Organisation der Volksgesamtheit soll nach ständischen Gesichtspunkten gegliedert und zu einem „Ständestaat" entwickelt werden, sondern es handelt sich darum, das deutsche Volk entsprechend der wirtschaftlichen Betätigung des einzelnen organisch, d. h. nach Funktionen zu ordnen.

Ebensowenig wie der Ständische Aufbau demnach ein Staatsaufbau ist, hat er sich nur die Organisation der Wirtschaft als solcher zum Ziele gesetzt. Damit ist auch gleichzeitig der Meinung entgegengetreten, die im Ständischen Aufbau ein System von Kartellen und ähnlichen Abmachungen erblicken will.

Denn wenn der nationalsozialistische Staat durch seinen Ständischen Aufbau das deutsche Volk neu gegliedert hat, so hat er damit die Absicht, ein Instrument zu schaffen, mit dem einerseits die Wirtschaft ihre Interessen in der Form zum Ausdruck bringen kann, wie es mit Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit erforderlich ist, mit dem aber andererseits dem Staate auch Gelegenheit zu einer Wirtschaftsführung nach höchsten Gesichtspunkten ermöglicht wird.

Der Nationalsozialismus bejaht die Notwendigkeit der privaten Initiative für alle Wirtschaftsgebiete, die einer Entwicklung überhaupt noch fähig sind. Hieraus geht hervor, daß es sich bei seiner Wirtschaftsführung auf keinen Fall um staatliche Eingriffe in einzelne wirtschaftliche Maßnahmen handeln kann, noch der marxistische Gedanke einer „Planwirtschaft" damit verwirklicht werden soll. Es wird im Gegenteil Aufgabe des neuen Staates sein, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Wirtschaft, die Funktion der

Digitized by Google

Oberleitung des Staates zu betonen und alles das abzubauen, was heute der Stärkung des Staatsgedankens dadurch schadet, daß es den Staat mit der Verantwortung für ihm wesensfremde Aufgaben belastet. Dieses klare Hervorheben der Oberleitung, das sich auf dem Gebiet der Wirtschaft in der Stellung von Aufgaben für die gesamte Wirtschaft oder für Teile derselben ausdrücken wird, wird geeignet sein, die Autorität des Staates aufs höchste zu verstärken und jedem einzelnen Volksgenossen klar zu Bewußtsein bringen, daß über aller wirtschaftlichen Tätigkeit, über allen Interessengegensätzen eine unparteiliche Instanz steht, der Staat, die Organisation des Volkes.

Der Ständische Aufbau aber wird die Aufgabe zu erfüllen haben, den Weg zu bilden, auf dem ebensosehr die wirtschaftlichen Anliegen des einzelnen nach oben zum Ausdruck gebracht werden können, wie dafür, daß der Staat Richtlinien und Wünsche seiner Wirtschaft unmittelbar übermitteln und bis in die unterste Zelle verwirklichen kann.

Es gilt deshalb, für den Nationalsozialismus ein neues Verhältnis von Staat, Politik, Wirtschaft sowie dem einzelnen schaffenden Volksgenossen zu schaffen. Denn nur dann, wenn diese Begriffe entsprechend ihrer Bedeutung für den Nationalsozialismus in ein neues Verhältnis zueinander gesetzt werden kann, kann man erwarten, daß alle die Schäden beseitigt werden, die die vergangene Zeit auf diesem Gebiet hervorgebracht hat. Denn der Liberalismus hat, ausgehend von einer falschen geistigen Grundlage, nämlich den Trugschlüssen der französischen Revolution von 1789 ein politisches, kulturelles und wirtschaftliches Chaos hinterlassen. Unter seiner Führung hatte man den Staat mit unzähligen Aufgaben belastet, die ihm wesensfremd waren, hatte man ihn immer mehr „verwirtschaftet", wie man andererseits die Wirtschaft durch Eingriffe marxistischer Art aufs schwerste beeinträchtigt hatte. — Indem man Staatsinteresse mit wirtschaftlichem Interesse gleichsetzte, verhinderte man einerseits durch ständige Rücksichten auf die sogenannte Wirtschaft eine zielbewußte politische Führung, während man andererseits bei der Verhandlung wirtschaftlicher Fragen ständig durch politische Notwendigkeiten beengt war. Im nationalsozialistischen Staat aber gilt als Grundsatz, daß in der Wirtschaft entschieden werden soll nach der wirtschaftlichen Vernunft, die Politik als werdende Geschichte jedoch einzig und allein geführt werden darf gemäß politischer Einsicht.

Es ist die geschichtliche Leistung des Nationalsozialismus, im deutschen Volke die Synthese von „national" und „sozialistisch" herbeigeführt zu haben; denn mit diesen beiden Begriffen lassen sich jene zwei großen Gruppen umschreiben, in die unser Volk im Laufe der letzten Jahrzehnte zerfallen war. — Zwei Gruppen von deutschen Menschen, die sich feindlich gegenüberstanden und zwischen denen trotz anständigster Gesinnung des einzelnen eine unüberbrückbare Kluft lag. Immer mehr erstarrten diese beiden Fronten, immer mehr wurde die Kraft der Nation im inneren Kampfe verbraucht.

Digitized by Google

Deshalb war die Sammlung aller Kräfte die Grundvoraussetzung, sollte einst die Nation einer besseren Zukunft entgegengeführt werden. — Der Nationalsozialismus vermittelte dem deutschen Volke die Erkenntnis, daß die Begriffe „national" und „sozialistisch" keine Gegensätze bergen, sondern in Wirklichkeit durch einander bedingt sind; denn national, nach außen, kann ein Volk sich auf die Dauer nur dann in der nötigen Weise zur Geltung bringen, wenn es in seinem Inneren gesund ist. Diese innere Gesundheit aber — und sie muß doch das Ziel jedes wahren Sozialismus sein — ist andererseits wieder nur dann denkbar, wenn die Nation in der Lage ist, ihren Lebensraum auf der Welt gegenüber den anderen Völkern zu verteidigen.

Es war für die nationalsozialistische Bewegung deshalb selbstverständlich, daß sie die Überwindung des volkszerstörenden marxistischen Gedankens auch dadurch vollendete, daß sie sich der Organisationen bemächtigte, die bisher die Keimzellen dieses Gedankens waren, und durch Erfassung auch der übrigen nichtnationalsozialistischen Verbände für den Sieg der neuen Weltanschauung sorgte. Neben dieses weltanschauliche Ziel trat noch der unbedingte Wille, jedem schaffenden Deutschen seine Lebensrechte zu wahren und die vorhandenen Werte vor der endgültigen Zerstörung zu sichern und zwar in einer unvergleichlich viel erfolgreicheren Art und Weise, als dies den Organisationen marxistischer oder liberalistischer Weltanschauung möglich war. Es galt, dem kapitalistischen Profit-Standpunkt mit derselben Geschlossenheit entgegenzutreten, mit der der Sumpf marxistischer Korruption trocken gelegt wurde.

Diese nationalsozialistischen Gedanken fanden ihren Ausdruck darin, daß am 2. Mai 1933 die Gewerkschaften beider Richtungen und in der folgenden Zeit auch die Verbände der Angestellten und Arbeitgeber den bis dahin mit diesen Klassenkampfinstrumenten kriegführenden Parteien durch den Nationalsozialismus aus der Hand genommen wurden. An ihre Stelle trat als Einheitsorganisation aller Schaffenden die Deutsche Arbeitsfront. Geführt von dem Stabsleiter der politischen Organisation der N.S.D.A.P. und damit ausgestattet mit der vollen Autorität der Partei, wurde die Deutsche Arbeitsfront zur breiten Grundlage einer organischen Neuordnung des deutschen Volkes überhaupt. Es war selbstverständlich, daß auch rein organisatorisch gesehen die damals übernommenen Gebilde nicht den Anforderungen entsprachen, die der Nationalsozialismus an sie stellen muß. Denn sie waren ja aus einer anderen Denkart in der liberalistisch-marxistischen Welt entstanden. Es kam deshalb darauf an, zielbewußt jene Entwicklung anzubahnen, die für den Nationalsozialismus schon in seinem Programm als Weg für die organische Neuordnung festgelegt war.

Die Grundgedanken dieser Forderung, die nach der Machtergreifung als Schlagwort vom Ständischen Aufbau in Deutschland so ungeheuer populär wurden, sind heute in der Deutschen Arbeitsfront verwirklicht. Denn neben einer regionalen Gliederung nach Bezirken, Gauen, Kreisen und Ortsgruppen, sind die in der Deutschen Arbeitsfront zusammengeschlossenen Millionen in gewaltige Gruppen eingeteilt, die durch gemeinsame täg-

Digitized by Google

liche Arbeit verbunden sind. Diese Reichsbetriebsgemeinschaften, z. B. Industrie, Handel, Handwerk, Verkehr, Freie Berufe usw., umfassen alle auf diesem Gebiete schaffenden Menschen ohne Rücksicht auf die Art ihrer persönlichen Tätigkeit. Es ist klar, daß dadurch, daß alle Schaffenden der Stirn und der Faust, die beispielsweise in der Metallindustrie tätig sind, vom Generaldirektor bis zum Hilfsarbeiter der Reichsbetriebsgemeinschaft Metall angehören, gleichzeitig auch volkswirtschaftlich Gruppen von größter Bedeutung abgegrenzt sind. Daß neben dieser regionalen Gliederung der Deutschen Arbeitsfront und ihrer Einteilung in wirtschaftlich zusammengehörige Gruppen gleichzeitig für die fachliche Aus- und Fortbildung die nötige Verbindung zwischen den Angehörigen der einzelnen Berufe besteht, ist selbstverständlich. Durch die Organe der Deutschen Arbeitsfront für Berufsschulung ist allen Erfordernissen auf diesem Gebiete in weitestem Umfange Rechnung getragen.

Durch diesen Aufbau der Deutschen Arbeitsfront ist die Voraussetzung geschaffen für die Erreichung jener beiden Ziele, die der Nationalsozialismus mit seiner Forderung nach ständischer Ordnung erreichen will: Verhinderung eines Klassenkampfes und Ermöglichung einer Führung der in den einzelnen Wirtschaftsgebieten tätigen deutschen Menschen. Und um dieser beiden Ziele willen kann eine organische Neuordnung auch stets nur nach den Grundsätzen erfolgen, die in der Deutschen Arbeitsfront Geltung besitzen. Denn immer wird es darauf ankommen, die Menschen auf dem Gebiete ihres täglichen Lebenskampfes dadurch zusammenzuführen, daß man beim Führer des Betriebes das Verständnis für die Gefolgschaft und bei der Gefolgschaft das Wissen um die Lage des Betriebes und damit die Möglichkeiten des Betriebsführers erweckt.

Der Weg, den die Deutsche Arbeitsfront beschritten hat, bietet deshalb die Gewähr, daß zwischen jenen großen Gruppen unseres Volkes, Landwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk, Freie Berufe usw., dieselbe Zusammenarbeit, gegründet auf die gegenseitige Anerkennung der Notwendigkeit des anderen, möglich wird, die auf jedem einzelnen Gebiete zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft herrschen muß. Es ist klar, daß die Bedeutung dieser Stände über das rein Wirtschaftliche weit hinaus geht, wenn es gilt, ein deutsches Bauerntum zu schaffen, eine Handwerkerkultur, und dem Begriff der deutschen Kaufmannsehre wieder zur alten Geltung zu verhelfen. Die Überlegung aber, daß durch diese organische Neuordnung der soziale Frieden und die wirtschaftliche Einheit der Nation für alle Zeiten gesichert werden muß, zeigt uns den Ständischen Aufbau, wie er heute in der Deutschen Arbeitsfront verwirklicht wird, als jenes wirkungsvolle Instrument, mit dem im Leben unseres Volkes die großen Grundsätze des Nationalsozialismus zur Verwirklichung gebracht werden.

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Dr. Will Decker, M.d.R.:
(Inspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens im Arbeitsdienst.)

Arbeitsdienst und Arbeit am deutschen Menschen

Es ist unendlich schwer, in einem noch stark vom Intellekt bestimmten Zeitalter die natürlichen Blutswerte wieder zur Herrschaft zu bringen. Die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung hat es wieder und wieder bewiesen, daß die große Linie der deutschen Erneuerung tausendmal besser verstanden und mitgegangen wird von dem einfachen, im wahrsten Sinne des Wortes „unverbildeten" deutschen Menschen als von demjenigen, den der Intellekt anscheinend verpflichtet, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Das ewige „Aber" mag zuweilen geistreich sein, kraftvoll ist es nie gewesen. Und einer von uns hat einmal richtig gesagt, daß wir Nationalsozialisten an die Stelle des „auch" und „aber" das „nur" und „ganz" setzen wollen.

Wenn der Führer als seinen unerschütterlichen Willen verkündet hat, daß jeder junge Deutsche ohne Ausnahme einmal im Arbeitsdienst Handarbeit leisten soll für Deutschland, hat niemand das Recht, diesem Willen des Führers ein besorgtes „Aber" entgegenzusetzen. Als Deutschland 1914 seine Männer und Jünglinge zum Schutze der Heimat brauchte, hat auch niemand gesagt, daß ihm diese Zeit des Waffendienstes in seinem Beruf, seinem Studium, seiner Lehrzeit verloren ginge! Und erst als der Drückeberger das parlamentarisch gedeckte Recht bekam, seine geehrte Person dem Vaterland an ungefährlichen Stellen zu erhalten, zerriß der Glaube an die eigene Kraft, blieb die Treue, an der Front leuchtend bewiesen, dennoch ein Wahn, weil in der Heimat als dumm belacht. Und ein Volk ging darüber fast zugrunde.

Heute haben wir den eisernen Willen, dem das Einzelwesen der Gemeinschaft immer wieder entfremdenden Intellekt die große Schlichtheit des Gefühls entgegenzustellen, die die Treue höher stellt als den Ehrgeiz, den Charakter höher als das Wissen; die Schlichtheit jenes Gefühls, das seinen Träger befähigt, freudig zu arbeiten, statt mißmutig zu schwatzen, kraftvoll Hand anzulegen, statt tatenlos schwächlich zu kritisieren.

Wenn wir das Glück haben, im nationalsozialistischen Arbeitsdienst einer solchen Aufgabe dienen zu dürfen, dann empfinden wir dieses Glück um so stärker, weil wir hier nicht nur mit Arbeit und Dienst am Boden, sondern gerade auch am deutschen Menschen wirken dürfen. Denn hier haben wir die Möglichkeit, einer — dazu ja so bereitwilligen! — Jugend den Nationalsozialismus als Idee und Wirklichkeit zum Erlebnis werden zu lassen und ihr damit die Quellen zu erschließen, aus denen sie Kraft schöpfen kann, um dem Führer und ihrer Aufgabe treu zu bleiben!

Sinken schon in der einzigartigen Kameradschaft der Arbeit und des Lagerlebens ganz von selbst jede Last und jeder Ballast der Vergangenheit von

Digitized by Google

den Schultern unserer Arbeitsmänner, können wir ihnen nun in der staatspolitischen Erziehung das neue geistige und seelische Rüstzeug vermitteln, das ihnen ihr Wirken für das ewige Deutschland bewußt macht.

Sie lernen die Geschichte ihres Volkes kennen, nicht theoretisch, sondern praktisch, weil der Nationalsozialismus immer Anfang und Ende dieser Rückblicke in deutsche Vergangenheit ist. Und weil der Platz, an dem die Geschichte ihres Volkes zu ihnen spricht, die Arbeitsstätte oder die Landschaft ist. Wie oft finden unsere Männer bei ihren Arbeiten Spuren deutscher Vergangenheit. An ihnen lernen sie, daß sie nur ein Glied sind in einer ewigen deutschen Geschlechterkette.

Es ist der einmalige Zusammenklang von Arbeit, Dienst und froher Kameradschaft, der im Arbeitsdienst die Grundlage für diese staatspolitische Erziehungsaufgabe gibt. Wenn junge Menschen, die bisher kaum voneinander wußten, sich gegenseitig erleben und dieses Erlebnis gewinnen durch den Führer, der sie zusammenschweißt und zusammenhält, bedarf es nicht vieler Worte, um das Gesetz des Führertums, unter dem Deutschland allein emporsteigen kann, dieser Jugend nahezubringen. Es wird im staatspolitischen Unterricht ja nur noch ausgesprochen, was von Jedem bereits empfunden und erlebt wurde. Dieses Erleben festzuhalten, bewußt zu machen, es allen uneingeschränkt mitzugeben, so daß das Erlebnis der Volksgemeinschaft lückenlos wird, ist die große Arbeit am deutschen Menschen.

Es wird heute überall geschult, aber der Arbeitsdienst ist an sich schon Schule zur Volksgemeinschaft, zur Leistung, zu Kraft und Willen. Darum kommt in ihm der staatspolitischen Schulung besondere Bedeutung zu, weil sie hier am unmittelbarsten anknüpft an das Erlebnis und den Intellekt von selbst ausschaltet. Denn im Mittelpunkt steht die Arbeit, steht der deutsche Mensch, der etwas leistet. Da wird geistvolle Kritik ebenso sinnlos wie geistlose Paukerei. Der Erfolg der Arbeit am deutschen Menschen ist bei uns nicht in schriftlichen Ergüssen, sondern in den Augen unserer Männer zu lesen. Diese Augen sollen ein Menschenleben hindurch für Deutschland leuchten und immer auf den Führer gerichtet sein.

So wie der Führer uns in den Jahren des Kampfes verpflichtet hat durch sein Vorbild, seine Treue und seinen alles bezähmenden Willen, so sollen und wollen wir Führer im Arbeitsdienst nur durch unser Vorbild und unsere Leistung an den uns anvertrauten jungen Deutschen arbeiten, damit sie saubere und starke Menschen werden, die treu sind Führer, Volk und Vaterland, die den Willen haben, wieder „Ja“ zu sagen zu der Geschichte des ewigen deutschen Reiches!

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Hermann Tholens:
(Leiter des Amtes für Arbeitsplanung der Reichsleitung des Arbeitsdienstes)

Arbeit am deutschen Boden und Arbeitsdienst

Unmittelbar vor den Toren Berlins erstreckt sich in mehreren Lappen in den Niederungen der Havel und des Rhin ein Gebiet von etwa 100 000 Hektar oder 1000 Quadratkilometer Größe, das noch heute vom Volk ohne Raum fast ebenso seinem Urzustande überlassen ist, wie all die vielen Jahrhunderte hindurch, die die Geschichte Deutschlands zählt. Zwar war dieses Gebiet, als einstens unsere Väter, vom Norden und Osten vordringend, in den heutigen deutschen Landen ihren Sitz aufschlugen, nicht wie jetzt sumpfiges Moorland, sondern mitsamt der es verbindenden Umgebung weite Seenfläche. Aber um seine Unberührtheit steht es darum wenig anders.

Ein ähnlich seinem Urzustande überlassenes Moorgebiet von sogar mehr als doppeltem Ausmaß wie vorstehendes finden wir im Nordwesten unseres Vaterlandes, dort wo es an Holland grenzt. Der größte Teil dieses Gebietes erstreckt sich in einer einzigen ununterbrochenen Fläche rechts und links der Ems, die holländische Grenze fast 100 Kilometer lang berührend. Während hingegen auf holländischer Seite das einstige Hochmoor in üppiges Kulturland gewandelt ist, so daß der Blick, soweit das Auge reicht, im Sommer nur wogende Kornfelder und lichtes, sattes oder dunkles Grün von Wiesen, Weiden und Äckern umfängt, gelegentlich unterbrochen durch das Rot stattlicher Bauernhöfe, bietet sich ihm auf deutscher Seite nur eine leere, graue, durch nichts, keinen Strauch und Baum unterbrochene Fläche.

Allein diese beiden Ödgebiete würden, der Kultur erschlossen, Deutschland neuen Raum geben für mehr als 10 000 Bauernhöfe von je 100 Morgen Größe. Der Bodenertrag dieser Gebiete würde hinreichen, um eine halbe Million Menschen zu ernähren oder uns Rohstoffe aller Art, die wir gegenwärtig vom Ausland beziehen müssen, im Werte von gut 100 Millionen Reichsmark im Jahr zu geben.

Trotzdem sind diese Gebiete nur ein Bruchteil von dem, was heute innerhalb unserer Grenzen an Bodenschätzen ungenutzt schlummert. Allein unser Moor- und Ödland, das noch der Erschließung harrt, beträgt insgesamt das Zehnfache obiger Flächen.

Für mehr als 100 000 Bauernhöfe von je 100 Morgen Größe vermögen wir also noch Neuland zu gewinnen im eigenen Lande. In Ostpreußen, in der Grenzmark, in Schlesien, in Brandenburg, in Niedersachsen, in Bayern, in Baden, ja sogar im dicht bevölkerten Rheinland, überall steht uns noch leerer Raum zur Verfügung, neues Bauerntum zu gründen. Neues Bauerntum, das mit seiner Arbeit fünf Millionen Menschen Nahrung zu geben vermag oder, soweit hieran nicht Not, uns Rohstoffe für unseren Kleidungs-,

Digitized by Google

Wohn- und sonstigen Bedarf, in dem wir heute auf das Ausland angewiesen sind, zu liefern imstande ist. Um eine Milliarde Reichsmark würde unser jährlicher Bodenertrag wachsen, allein wenn wir unsere brachliegenden Moor- und Ödflächen kultivieren und sie als Bauernland ausnutzen würden.

Doch auch hiermit sind unsere Möglichkeiten, neues Bauerntum zu gründen und neuen Bodenertrag zu schaffen, noch nicht entfernt erschöpft. Auch unsere landwirtschaftlich bereits genutzten Flächen können noch in gleichem Maße in ihrem Ertrage gehoben werden. Wir brauchen nur den Wasserlauf unserer Flüsse zu regeln, den Boden dort, wo er zu feucht ist, zu dränieren oder ihn durch sonstige Arbeiten zu verbessern, und überall, wo schon heute der Bauer arbeitet, wird der Ertrag wachsen und gleichen Nutzen bringen, wie oben.

Ein jährlicher Mehrertrag von insgesamt zwei Milliarden Reichsmark aus Arbeit am eigenen Boden harrt also noch der Erschließung. Das ist ein Gewinn, der gleich der Hälfte unserer heutigen Einfuhr ist und der, wenn erst erobert, diese auch im gleichen Umfange entbehrlich machen würde.

Angesichts dieser Möglichkeiten liegt die Frage nahe, warum sie ungenutzt geblieben, als die Not an Raum anfing, eine Not Deutschlands zu werden. Diese Frage führt unmittelbar in die letzte Epoche unserer Geschichte, in die letzten vom liberalistischen Geist beherrschten anderthalb Jahrhundert. Denn, wenn es vordem an Raum gebrach in Deutschland, dann wurde kultiviert. Und selbst als Raumnot erst eine Zukunftsnot war, hat zur Wende dieser zukünftigen Not Friedrich der Große in seinen Landen, im Oder-, Netze- und Warthebruch, in den Elbeniederungen (zum Teil auch in denen der Havel und des Rhin) neuen Raum durch Trockenlegung der Sümpfe erschlossen. In einem Umfange sogar, daß der heutige Ertrag des von ihm allein kultivierten Gebietes wohl auf 100 Millionen Mark im Jahre zu beziffern ist. Ohne diese Kulturtat Friedrichs des Großen würden wir also heute um jährlich 100 Millionen Mark mehr auf Einfuhr aus dem Auslande angewiesen sein. Der Liberalismus indes sah die wirtschaftliche Bedeutung der Gebietsgrenzen einer Nation ebensowenig, wie er imstande war, dem Einzelnen in seiner wirtschaftlichen Beziehung zu seinem Volke seine Grenzen zu setzen. So vermeinte der Liberalismus der Raumnot dadurch Herr zu werden, daß er den Ertrag anderer Arbeit deutschen Fleißes gegen fremden Bodenertrag tauschte. Im Gegensatz zu allen Nachbarländern Deutschlands, die diesen auf die Dauer zum Unheil führenden Weg nicht gegangen sind.

◆

Die immer größer gewordene Raumnot ist daher auch zu allermeist die Not, aus der heraus das Dritte Reich den Arbeitsdienst schuf. Nicht etwa die Not an Arbeit. Auch für die Überwindung dieser Not ist zwar der Arbeitsdienst als Waffe ungemein geeignet, jedoch nicht die einzige. Der Kampf gegen die Raumnot indes kann einzig durch den Arbeitsdienst geführt werden. Einzig durch den Arbeitsdienst, weil dieser Kampf nicht einige Jahre, sondern Jahrzehnte hindurch geführt werden muß, zudem vielerorts in Gegenden, wo keine Menschen wohnen, so daß die regelrechte und kraftvolle

Digitized by Google

Führung dieses Kampfes eine Dauereinrichtung fordert und zugleich Männer, die nicht durch Weib und Kind an ihre Wohnstätten gebunden sind. Beides ist aber nur durch den Arbeitsdienst so, wie er heute geschaffen ist, gegeben.

Wenn daher nunmehr unser Bodenertrag durch Landgewinn und Landverbesserung Jahr um Jahr immer mehr zunehmen wird, und unser Einfuhrbedarf abnehmen, so allein, weil das Dritte Reich den Arbeitsdienst schuf.

Dabei ist diese, die eigentliche Frucht des Arbeitsdienstes, nicht die einzige, die an seinem Baum wächst. Wenn Jahr für Jahr ein Jahrgang deutscher Jugend hinaus zieht, um gemeinsam deutschen Boden, dort, wo er brach liegt, zu erschließen, dann wird auch durch diese seine Jugend das ganze deutsche Volk neu gestaltet. So wird zugleich mit neuem Bauernland aus dem Arbeitsdienst auch ein neues Volk entstehen. Ein Volk in sich und mit seinem Boden eins. Ein damit unüberwindliches Volk.

Digitized by Google

Franz Otto Wrede:
(Oberbannführer im Stabe der Reichsjugendführung.)

Eine Geschichte der Hitlerjugend

Von Potsdam bis Potsdam

In den Jahren vor dem Kriege, die man die gute alte Zeit nennt, waren innere Hohlheit und vollgefressene Sattheit beim Volke der Dichter und Denker zur Herrschaft gelangt. Dem Geist, der seicht und flach, materiell und genießerisch geworden war, entsprach der Stuck an den Zimmerdecken und Hauswänden, der unpolitischen Narrheit, die Welt mit friedlichen Mitteln erobern zu wollen, entsprachen die Nippsachen auf den Vitrinen und die stillose Großmannssucht des gesellschaftlichen Lebens. Aus Nüchternheit ward Kleinlichkeit, aus Straffheit — Erstarrung.

Dieser Wandel, der in Wahrheit eine Generation der Substanz war, zeigte sich am deutlichsten in der Stadt Friedrichs des Einzigen, in Potsdam. Hier wurde aus Pflichterfüllung — Hausbackenheit, aus Stolz — Standesdünkel und aus genialer Einseitigkeit — Dummheit. Es kamen die Hoflakaien und die Chauvinisten, aus einem schwächlichen Aufguß von Konservativismus wurde stramme Reaktion und mit dem „neuen Kurs", der Deutschland „herrlichen Zeiten entgegenführen" wollte, schlidderte man in den größten aller Kriege. Die Aufgabe, die dieser Zeit gestellt war, blieb ungelöst: den Stand des deutschen Arbeiters in die Nation heimzuführen. Aus dem Geist, der Geschichte machte — und nur ein revolutionärer lebendiger Geist kann Geschichte machen! — war der Geist der Reaktion geworden.

So konnte es geschehen, daß ein Teil des deutschen Volkes in die Arme volksfremder Verführer getrieben wurde und junge Menschen den Begriff „Vaterland" als abgestandene Lüge aus ihrem Munde spien. Der Marxismus bemächtigte sich des deutschen Arbeiters, vor allem aber der deutschen arbeitenden Jugend.

Auf der anderen Seite sah man dieser Entwicklung tatenlos, verständnislos, hilflos zu und jene jungen Menschen, die in Steglitz aufbrachen, auf dem hohen Meißner tagten und jahrelang überall die blaue Blume der Romantik suchten, sie wußten zwar schon, daß „etwas faul war im Staate Dänemark", aber ihr Suchen fand den richtigen Weg so wenig wie die anderen drüben im internationalen Lager.

So kam der Weltkrieg, den wir verlieren mußten, um die Nation zu gewinnen.

Digitized by Google

Ein unbekannter Gefreiter des großen Krieges war es, der aus diesem Erleben die Lehre zog und die Sendung auf sich nahm, sie zu verkünden: Adolf Hitler schuf den Nationalsozialismus zur Errettung Deutschlands. Die neue Jugend, deren Erlebnis Weltkrieg, Novemberrevolte, Inflation, Tributversklavung, Korruption und Unterdrückung hieß, horchte auf. Sie hatte sich in Bündchen und Grüppchen, in Wehrverbänden und Wanderklubs zusammengeschlossen, von den roten Kinderfreunden bis zu den Deutschnationalen bemühte man sich jetzt um sie. Aber sie spürte, daß das alles nicht echt war, daß all das nicht die Erlösung bedeutete. Und da war eine Gruppe in Sachsen, die vernahm den Ruf Adolf Hitlers und schloß sich ihm an. Plauen war ihr Mittelpunkt und von hier baute sich eine starke Organisation. Ihr Führer, Kurt Gruber, wurde von Adolf Hitler bestätigt. In jahrelanger Arbeit wurde hier die Jugend aller Stände, höhere Schüler und Jungarbeiter, Lehrlinge und Erwerbslose für Hitlers Idee gewonnen. Zugleich entstand in München der „Jungsturm Adolf Hitler", von Adolf Lenk gegründet, der hier die jüngsten Kräfte des Volkes für die nationalsozialistische Idee sammelte und einsetzte. Aber auch anderwärts in deutschen Landen war der Ruf Adolf Hitlers schon gehört worden.

Da kam der Verrat an der deutschen Wiedergeburt, am 9. November 1923 knallten die Schüsse an der Feldherrnhalle in München, die Bewegung wurde verboten.

Nun zeigte sich die ganze Kraft dieser Idee und der ganze Glaube einer Jugend. Verbot und Verfolgung taten dieser Jugend Adolf Hitlers jetzt so wenig Abbruch wie neun Jahre später. Es wurde weiter gearbeitet unter der Tarnung „Wandersportverein Vogtland".

Dann wurde der Führer wieder frei, baute seine Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei neu auf. Ohne Zögern schlossen sich diese Jungen ihm wieder an. Sie waren auf ihn eingeschworen, sie sahen klarer als viele Ältere in der Person dieses Mannes den einzigen Retter Deutschlands. 1926, auf dem Parteitag in Weimar, fand sich auch die Jugend ein und hier erhielt sie den Ehrennamen: Hitlerjugend. Sie nannte sich fortan: Hitlerjugend, Deutsche Arbeiterjugend.

Das war ein klares Programm. Sie wollte wie die N.S.D.A.P. alle schaffenden jungen Menschen vereinen, sie hatte den Sozialismus auf ihre Fahne geschrieben und sie kannte nur einen Adel: den Adel der Arbeit.

Mit aller Kraft wurde nun die Arbeit im ganzen Reiche aufgenommen. Eine Führertagung noch im selben Jahr trug zur Klärung und Richtunggabe bei, das Jahr 1927 sah ein solches Ansteigen der Kräfte, daß sich die Organisation, an deren Spitze damals noch Kurt Gruber stand, entschloß, auf dem Parteitag in Nürnberg aufzumarschieren. Führertagungen folgten, längst hatte man schon eine eigene Zeitung. Es war die H.J.Z., spätere „Sturmjugend".

Die Arbeit des Jahres 1928 liegt in dem Weg vom Jugendtag in Bad Steben bis zur Tagung in Plauen beschlossen. Überall gab es schon H.J.-

Digitized by Google

Ortsgruppen, nun wurden in Plauen erneut Richtlinien für alle Arbeitsgebiete gesetzt. Es kam der S.A.-Befehl, daß Jungen unter 18 Jahren in die H.J. gehörten. Das war eine Anerkennung und Stärkung der Arbeit. Aus der einen Zeitung wurden zwei, ein Pressedienst wurde herausgegeben. 1929 brachte eine bis dahin unbekannte Presse- und Propagandaarbeit. Allmählich hob sich deutlich und unverkennbar eine eigene Haltung der Hitlerjugend hervor. Bündisches Fahrten- und Lagerleben konnten das Interesse an der Politik, die Anteilnahme am Schicksal der Nation nicht beiseite bringen. Diese Jugend war wach geworden, sie hatte die sozialistische Parole Adolf Hitlers aufgegriffen und war gewillt, diesen einzigen Weg zur Erneuerung Deutschlands bis zu Ende zu gehen. Ein zielbewußter, stahlharter Wille, der die politische Leidenschaft in Zucht und Ordnung, Pflichtbewußtsein und Gehorsam bändigte, trieb die H.J., Hitlers Jugend, immer weiter voran im Kampfe.

1930 und 1931 waren Jahre der Kleinarbeit, die Zahl der Kämpfer stieg und machte organisatorische Neuerungen und Verbreiterungen notwendig. Längst gab es schon neben dem nationalsozialistischen Studentenbund auch einen N.S. Schülerbund, der seit 1929 in allen Teilen des Reiches Schulgruppen gründete. Auch hier wurde um die Seelen junger Menschen gerungen, auch hier wurde in Wort und Schrift für Adolf Hitler und ein nationalsozialistisches Drittes Reich geworben. Führer des Schülerbundes war Adrian von Renteln, der 1931 auch Reichsführer der Hitlerjugend wurde. Im Jahre 1931 brachte die Hitlerjugend der Bewegung ihre ersten Toten dar. Hans Hoffmann hieß der erste, der eine lange Reihe begann, deren bekannteste Name wohl Herbert Norkus wurde, ein 16jähriger Berliner Arbeiterjunge.

1932 wurde für die Hitlerjugend ein entscheidendes Jahr. Ihr wurden, genau wie der S.A., von einem undeutschen Geist das braune Ehrenkleid und die Organisation verboten. Den Geist konnte man nicht verbieten. Wander- und Sportvereine wurden gegründet und nahmen die „ehemaligen" Hitlerjungen geschlossen auf. Als sie dann wieder marschierten, da war die Hitlerjugend in der Zwischenzeit größer und mächtiger denn je geworden. Baldur von Schirach, der jüngste Reichsleiter der N.S.D.A.P., Führer des N.S. Studentenbundes, der schon ein Jahr, bevor die Partei im Staate an die Macht kam, in der Deutschen Studentenschaft die Macht eroberte, wurde der Reichsjugendführer der N.S.D.A.P. Er faßte so alle nationalsozialistischen Jugendorganisationen in einer Hand zusammen, Hitlerjugend und Jungvolk, Bund deutscher Mädchen, Studenten- und Schülerbund, Jugendbetriebszellen gehörten nun alle zusammen, trotz organisatorischer Trennung nach unten.

Verbote und Verfolgungen, feiger Mord und ebenso feige Schikanen konnten nun den ungehemmten Auftrieb nicht hemmen. Die aufopfernde Arbeit der Jungen und Mädel bis zum kleinsten Pimpfen, vor allem aber die des Reichsjugendführers selbst, wurde gekrönt, als dieser im Oktober 1932 zum Tag von Potsdam aufrief. Der Aufmarsch in Potsdam übertraf alle

Digitized by Google

Erwartungen, er war der größte Jugendaufmarsch, den die Welt je gesehen hatte. Es war eigentlich der amtlich besiegelte Totenschein für das System, als hier über hunderttausend Jungen und Mädel von der Stadt Potsdam Besitz ergriffen und damit von der Tradition des Preußentums, die so lange im Staube gelegen hatte.

So kam der 30. Januar 1933, die nationalsozialistische Bewegung eroberte den Staat. Damit war es klar, daß die Jugend Adolf Hitlers die Führung der gesamten deutschen Jugend übernehmen mußte. Die Bünde und Grüppchen wurden beiseite gefegt, der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände und das Jugendherbergswerk wurden übernommen.

Adolf Hitler selbst gab seiner Jugend die Bestätigung ihrer Arbeit, indem er die Reichsdienststelle: Jugendführer des Deutschen Reiches schuf. Er gab auch den Grundsatz, nach dem sich in Zukunft alle Jugendarbeit in Deutschland gestalten wird: Jugend soll nur von Jugend geführt werden! Das Jahr 1933 diente also der Einigung der Jugend, es schloß darum auch folgerichtig mit der Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitlerjugend.

So blicken wir heute im Jahre 1934 auf einen ganz klaren Weg deutscher Jugend zurück. Einst, als Friedrich in Potsdam lebte, war Preußen groß. Sein Geist von Potsdam schuf das große einige Deutschland. Als man diesen Geist aber vergaß, als man den Blick nach dem Westen wandte, als westlicher Liberalismus die Geister beherrschte, da begann der Zerfall. Er mußte zum 9. November 1918 führen. Amerika begann an der Oder. Daß die Rettung kam, haben wir dem Mann zu verdanken, der aus dem preußischen Geist von Potsdam den deutschen Sozialismus schuf. Um seinetwillen bekannte sich die deutsche Jugend am 1. und 2. Oktober 1932 zu Potsdam und damit war die Wendung besiegelt. Der deutsche Osten beginnt nun wieder am Rhein.

Als nun 1934 die Hitlerjugend wiederum in Potsdam antrat, da gedachte sie in der Garnisonkirche des Mannes, der dort den letzten Schlaf schläft und zugleich des deutschen Arbeiterjungen, dessen Opfer ihrer aller Vorbild geworden war. War Potsdam 1932 ein Abschluß gewesen, so war Potsdam 1934 ein Anfang. Eine Entwicklung wurde begonnen, die auf Jahrhunderte ausgerichtet ist. Eine einige deutsche Jugend ist geschaffen. In ihren Reihen ist der Klassenkampf vernichtet, in ihnen lebt der Sozialismus. In wenigen Jahrzehnten werden diese Jungen das Volk sein, das geeinte, durch Kameradschaft verbundene, durch Leistungen allein gegliederte Volk.

Die Hitlerjugend als ein Teil der nationalsozialistischen Organisation fügt sich streng in den Rahmen ihrer eisernen Disziplin. Sie hat aber auch Teil an der eisernen Konsequenz, die ebenso eine Erscheinung des Nationalsozialismus ist. Und die Hitlerjugend, die die Größe und Tragweite ihrer Aufgaben genau kennt, ist deshalb entschlossen, unerbittlich zu sein. Es lebt in ihr ein ungeheures geschichtliches Bewußtsein. Sie wird darin geschult, die Geschichte ihres Volkes klar und nüchtern zu sehen. Sie wird stolz dabei, aber

Digitized by Google

sie beginnt doch, von einer besonderen inneren Unruhe getrieben zu werden, würdig zu sein und das auszumerzen, was an Fehlern in ihrem Volke steckte und oft schon unendlichen Schaden brachte. Darum ringt sie um ein klares gemeinsames Weltbild, eine gründliche weltanschauliche Schulung. Mit einem Wort: Hier wachsen politische Menschen heran. Zum erstenmal in der deutschen Geschichte wächst eine Generation auf, die politisch denkt und handelt. Nicht mehr einzelne politische Köpfe stehen allein auf weiter Flur, so daß ihre Werke keine Erben und Nachfolger finden, sondern ein ganzes politisches Volk tritt an als Gefolgschaft eines Führers.

Die Grundlage für die Geschichte der deutschen Nation im kommenden Jahrtausend heißt: Sozialismus. Der Weg dazu aber heißt: Hitlerjugend!

Digitized by Google

Horſt Weſſel im Kreiſe ſeiner Kameraden
Parteitag 1929

Digitized by Google

Greifswalder Blutsonntag
Juli 1932

Digitized by Google

Der Führer begrüßt verwundete S.A.-Männer

Digitized by Google

Uniformverbot

Die Berliner Zeugmeisterei in der Hedemannstraße muß geräumt werden

Trotz Verbot nicht tot!

Digitized by Google

Auf Propaganda-Fahrt

S.A.-Treffen

Digitized by Google

Ein Schupo führt einen Verhafteten ab

Propagandamarsch durch den Norden Berlins

Digitized by Google

Dicke Luft!

Digitized by Google

Mädchen vom B.D.M.

Jungvolk beim Abkochen

Digitized by Google

Wer gewinnt?

Luſtiger Singſang

Jungvolkaufmarſch in Nürnberg

Digitized by Google

Ausmarsch zur Arbeit

Arbeitsdienstlager
am Werbelliner See

Der Arbeitsplan
wird durchgesprochen

Digitized by Google

Bei der Arbeit

Das ſchmeckt!

Frühſport

Digitized by Google

Mit „Kraft durch Freude“ auf See

Digitized by Google

Deutſche Arbeitsfront

Digitized by Google

Alt-Nürnberg: Hinter der Stadtmauer

Digitized by Google

Die Burg von Nürnberg

Das Rathaus von Nürnberg

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Dr. Groß:
(Leiter des Rassenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P.)

Ein Jahr rassenpolitische Erziehung

Kritik und Ausblick

Mit der Übernahme der Staatsmacht stand die nationalsozialistische Bewegung vor einer ganz neuen Aufgabe. In den Jahren des Kampfes hatte es sich darum gehandelt, mit Einsatz aller Erfolg versprechenden propagandistischen Mittel Menschen zu sammeln, die bereit waren, mit der Partei das volksschädigende Nachkriegssystem zu stürzen und dem Führer und seinen Mitarbeitern die Macht in die Hände zu geben, die Voraussetzung für die Einleitung jeder wirklichen Aufbauarbeit war. In diesen Jahren des Kampfes war das Ziel ein rein politisches. Es hieß Sturz des Systems und Erringung der eigenen Macht. Und zwangsläufig mußte und durfte infolgedessen auch die Propaganda nur die allerwichtigsten Grundgedanken herausheben, während die gründlichere Erziehung der gewonnenen Massen zum neuen Denken in jenen wildbewegten Zeiten einer ruhigeren Zukunft überlassen werden konnte.

Im Augenblick der Machtergreifung fielen diese bisherigen Aufgaben der Propaganda mehr oder weniger fort. Der Kampf gegen das System und seine Träger war mit dem 30. Januar bzw. 5. März nicht nur äußerlich abgeschlossen, sondern auch innerlich, d. h. in den Herzen ihrer bisherigen Anhänger hatten die Kräfte von gestern mit einem Schlage ausgespielt. Die Nation bekannte sich mit unerhörter Einmütigkeit zu den Zielen und dem Wollen des Nationalsozialismus, und das ehrliche und freiwillige Bekenntnis des 12. November unterstrich noch einmal eindrucksvoll vor aller Welt, daß aus dem zerrissenen und zerfetzten Parteiwesen der Nachkriegszeit nun das deutsche Volk zu einer Willenseinheit im größten Ausmaße geworden war. Nun genügt aber das gemeinsame Bekenntnis noch lange nicht; es gewinnt über den Augenblick hinaus erst dann wirkliche Bedeutung, wenn alle die Millionen unter dem gemeinsam gewollten Ziel auch wirklich dasselbe verstehen. Und diese Einheit im tieferen Sinne setzt selbstverständlich eine gründliche Beschäftigung mit der neuen Gedankenwelt voraus.

Wenn es unserer Propaganda in den Jahren des Kampfes auch gelang, einige ganz wenige auf den Augenblick abgestellte Parolen in die Köpfe der Massen zu hämmern, so war damit doch natürlich noch nicht eine gründliche Kenntnis nationalsozialistischen Denkens erreicht, und es stand die Bewegung nach der Machtübernahme vor der neuen Aufgabe der Schulung und Erziehung all der willigen, neugewonnenen Freunde zum wirklichen innerlich begriffenen Nationalsozialismus.

Digitized by Google

Innerhalb dieser großen allgemeinen Aufgabe mußte die Erziehung zum rassischen Denken eine entscheidende Rolle spielen, denn hier liegt im Grunde das tiefste revolutionäre Wesen des neuen Geistes. Und hier lagen und liegen zugleich die schwersten Widerstände nicht nur in der gefühlsmäßigen Haltung der älteren Generation, sondern auch bei allen Kräften politischer und geistiger Art außerhalb unserer Grenzen.

So ergab sich für die Erziehungs- und Propagandaarbeit auf rassenpolitischem Gebiet von vornherein die Doppelaufgabe: einmal klare, zielsichere Konsequenz im Durchdenken, rücksichtslose Ausmerzung jedes unklaren begrifflichen Kompromisses im Innern, zugleich aber kluge und überlegene Darstellung der neuen Gedankengänge dem Ausland gegenüber, um nicht durch ungeschickte Formulierungen, die an sich schon großen Widerstände der liberalen Welt noch künstlich zu vermehren.

Erschwert wurde nun aber diese ganz große Aufgabe durch eine äußere Tatsache: Es fehlten in der Bewegung in diesen ersten Monaten nach der Machtübernahme gerade auf diesem Gebiet die Lehrer und Führer in ausreichender Zahl. Denn der alte politische Kämpfer der Partei, der, weltanschaulich zuverlässig, viele Jahre seines Lebens dem Kampf um die Macht verschrieben hatte, war nicht imstande gewesen, über einige wesentliche grundsätzliche Erkenntnisse hinaus das wissenschaftliche Rüstzeug für die Behandlung rassischer Fragen sich zu erwerben: dazu hat ihm einfach die Zeit gefehlt. Auf der anderen Seite standen dann die zwar sachlich gut unterrichteten Fachleute, denen aber hatte in der Stille ihrer Forschungsinstitute die Berührung mit der politischen und weltanschaulichen Seite der Frage gefehlt, und erst recht fehlte ihnen die Kenntnis der politischen Psychologie, ohne die ein solches großes Schulungs- und Erziehungswerk niemals gelingen kann.

So haben wir dann, für den Einsichtigen nicht überraschend, sondern eigentlich selbstverständlich, bald nach der Machtübernahme auf dem Gebiete der rassenpolitischen Erziehung eine Zeit der Verwirrung erlebt, die leicht gefährliche Folgen hätte haben können. Wenn auch wohl der gute Wille bei den beiden eben genannten Gruppen — dem alten politischen Kämpfer und dem Fachgelehrten — vorhanden war, fehlte doch meist gerade die Hälfte der Voraussetzungen, die seine Schulungsarbeit erst fruchtbar machen konnten. Und wie immer auf Gebieten, die der einheitlichen geistigen Führung entbehren, würde so der Einbruch böswilliger Kräfte möglich, die sich leicht die Verhältnisse zunutze machen konnten, um eine Fälschung des rassischen Prinzips zu versuchen oder aber es durch Übertreibungen und Überspitzungen zu Tode zu hetzen. In einem Falle droht die langsame Unterhöhlung des geistigen Sinnes des Nationalsozialismus. Im anderen Falle werden ihm im In- und Auslande sinnlose Feinde geweckt, die seinen Sieg als geistiges Prinzip erschweren. Sprechen wir zunächst von der zweiten dieser beiden Gefahren, die sich besonders im Herbst vorigen Jahres in der Praxis deutlich bemerkbar machte.

Nachdem Jahre hindurch die Lehre von der besonderen Bedeutung der nordischen Rasse für die Kultur der Menschheit allgemein Ablehnung und

Digitized by Google

Verhöhnung erfahren hatte, neigten jetzt einzelne begeisterte, aber unvollkommen unterrichtete Kreise zu einer sinnlosen Überwertung äußerlicher Merkmale körperlicher Nordrassigkeit. Blondes Haar, blaue Augen wurden mit nordischer Rassenzugehörigkeit unbesehen gleichgesetzt und weitgehende Schlußfolgerungen für die persönliche Bewertung der Menschen daraus gezogen. Kein Wunder, daß solche einzelne Übertreibungen auf Widerspruch stießen, und damit stieß man nicht nur die Massen zurück, denen das rassische Denken an sich noch neu und ungewohnt war, die aber angesichts solcher kraß formulierten äußerlichen Urteile nun kaum innerlich für das neue Denken gewonnen werden konnten, sondern man belastete gleichzeitig ernsthafte Vorkämpfer der nordischen Bewegung unberechtigterweise mit diesen Übertreibungen, indem man sie als Kronzeugen anrief. So ist ein guter Teil dieser Verirrungen im Namen von Hans F. K. Günther gepredigt und damit das Ansehen des verdienten Vorkämpfers unserer Rassenanschauungen unberechtigt belastet worden. Es ist deshalb nur ein Gebot der Gerechtigkeit, wenn wir an dieser Stelle mit Schärfe feststellen, daß Günther niemals derart törichte Übertreibungen gelehrt oder gebilligt, sondern sich im Gegenteil ausdrücklich stets gegen sie verwahrt hat. Denn er weiß, was jenen Schwätzern unbekannt erscheint: daß der Rückschluß von wenigen körperlichen Merkmalen am einzelnen Menschen auf die Rassezugehörigkeit des Betreffenden zwei grundsätzliche Fehler enthält: einmal ist das Erbbild nicht immer gleich dem Erscheinungsbild, es können also auch die für die Kinder in Frage kommenden erblichen Anlagen körperlicher Art von den im einzelnen Falle sichtbar verwirklichten Anlagen verschieden sein, und ferner braucht der geistig-seelische Anlagenbestand nicht immer den körperlichen Merkmalen zu entsprechen; es kann also ein ganz nordisch erscheinender Mensch im Einzelfalle auch ein seelisch anderes Verhalten zeigen, und umgekehrt.

Diese vereinzelten Übertreibungen des nordischen Standpunktes sind deshalb gefährlich gewesen, weil sie in den Augen der großen Menge der Nation auch den Rassegedanken in seiner berechtigten und richtigen Form herabsetzen. Wenn man rein sachlich auch über die genannten Überspitzungen mit einem Lächeln hinweggehen und darauf rechnen konnte, daß sie von selbst sich wieder ausgleichen würden, so mußte psychologisch und politisch die Auswirkung ernster beurteilt werden und zum Einschreiten zwingen, denn sie wurden, gewollt oder nicht, zu einer Unterstützung jener anderen Art der Gefahr, die von der entgegengesetzten Seite aus die rassische Erziehung des jungen Deutschland bedrohte.

Damit meine ich jene Kreise, die das plötzlich erwachte Interesse für die erbbiologischen Fragen und ein biologisches Verstehen auch der Geschichte und der Politik mit eigenartiger Geschäftigkeit auf die rein quantitative und allenfalls qualitative Bevölkerungspolitik abzulenken suchten, ohne daß vom Gedanken der Rasse im eigentlichen Sinne überhaupt noch die Rede war. Ich erinnere an die Hochflut von gelehrten und ungelehrten Erörterungen über den Geburtenrückgang, über die Notwendigkeit der Ausmerzung krankhafter Erbanlagen und dergleichen mehr, und ich erinnere besonders daran, daß in die psychologisch z. T. nicht sehr geschickte Pro-

Digitized by Google

pagierung dieser an sich voll berechtigten und bitter notwendigen Gedankengänge nicht ganz selten auch Kreise eingeschaltet worden sind, die aus grundsätzlichen weltanschaulichen Anschauungen heraus zu den erbittertsten Feinden des Rassegedankens gehören. Man hat in den ersten Monaten dieser Entwicklung als besorgter Beobachter manchmal geradezu den Eindruck gehabt, als solle der Aufbruch rassischen Denkens, nachdem der Widerstand von vorn her nun endgültig sinnlos geworden war, nach einem alten Rezept hinten herum noch einmal abgewürgt werden: dadurch, daß sich die Feinde des Neuen scheinheilig an die Spitze der Bewegung setzen und so unter lauter Betonung ihrer Zustimmung unmerklich in andere Bahnen ablenken, was auf der ursprünglichen und eigentlichen Ebene zu ihrer eigenen Vernichtung führen müßte.

Unter diesen Umständen übertrug mir der Stellvertreter des Führers am 17. November 1933 die Überwachung und Vereinheitlichung der gesamten Schulung und Propaganda auf dem Gebiete der Bevölkerungs- und Rassenpolitik. Unter verständnisvoller Unterstützung durch das Reichsschulungsamt, unter Förderung durch Pg. Rosenberg und Pg. Dr. Goebbels gelang es, im Laufe der nächsten Monate einheitliche Richtlinien für die Behandlung dieser Fragen im Sinne der Partei durchzusetzen und ihnen in der Öffentlichkeit Geltung zu verschaffen. Dabei wurde auf die weltanschaulichen Folgerungen und Voraussetzungen des rassischen Denkens bewußt der allergrößte Wert gelegt, zugleich aber immer wieder die Notwendigkeit betont, die an sich der Masse der Nation noch neuen Gedankengänge in einer solchen Form zu verbreiten, daß sie ohne Weckung von unnötigen Widerständen möglichst bald Gemeinbesitz des nationalsozialistischen Deutschland werden konnten. Um das zu erreichen, war und ist manchmal ein Vorgehen in Etappen nötig, das bewußt im Anfang nur Anfangsgründe lehrt und sich die Beschäftigung mit den schwierigeren letzten Folgerungen für eine nächste Welle der Erziehung aufhebt.

Besondere Beachtung beansprucht bei der rassenpolitischen Schulung noch die Auswirkung auf das Ausland. Selbstverständlich kann die Verbreitung richtiger Erkenntnisse in Deutschland nicht davon abhängig gemacht werden, ob auswärtige deutsch-feindliche Mächte damit einverstanden sind oder nicht. Und einzelne Versuche der Einflußnahme in diesem Sinne mußten und müssen immer wieder mit aller Rücksichtslosigkeit zurückgewiesen werden. Ebenso selbstverständlich aber ist auf der anderen Seite die Notwendigkeit, bei der eigenen Erziehungsarbeit alles zu vermeiden, was den böswilligen Kräften jenseits der Grenze willkommenes Material für ihre Hetz- und Wühlarbeit bieten kann. Gerade auf diesem Gebiet wurde in der ersten Begeisterung von Toren oder von unehrlichen Freunden manchmal gesündigt. Heute hat sich auch in der innerpolitischen Arbeit der richtige Grundsatz durchgesetzt, daß die Bejahung und Verteidigung der eigenen Art, daß das Lob der nordischen Rasse als des köstlichsten Bestandteils unseres eigenen Volkes nicht eine Herabsetzung anderer Rassengruppen in der Menschheit bedeutet, sondern lediglich die Feststellung von deren Andersartigkeit.

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich, daß die Erziehung eines 60-Millionen-Volkes zu einer ganz neuen rassischen Betrachtung des Lebens und der Geschichte bis zu ihrem Abschluß viele Jahre braucht. Haben wir in den verflossenen Monaten Irrtümer in der Behandlung der Frage bekämpfen und unzulängliche Mitarbeiter ausschalten müssen, so tritt jetzt um so stärker die Notwendigkeit an uns heran, dem Rassengedanken immer mehr in jeder Art der Schulung und bei der Behandlung jeder einzelnen politischen oder wirtschaftlichen Frage zur herrschenden Stellung zu verhelfen. Für den Mitarbeiter ist dabei ein gewisses Maß von Sachkenntnis unerläßlich, ebenso unentbehrlich ist aber die weltanschauliche Zuverlässigkeit und Festigkeit im nationalsozialistischen Sinne. Denn im Gegensatz zu jenen gleichgeschalteten liberalen Fachkreisen sehen wir hier nicht nur eine rein praktische bevölkerungspolitische Aufgabe vor uns, die in der Hebung der Geburtenziffer und in der Ausmerzung minderwertiger Erbanlagen gipfelt, sondern sehen im Grunde ein unerhörtes geistiges Ringen vor uns, in dem die Kräfte nordischen Blutes sich gegen eine Jahrhunderte alte rassenlose Geschichtsbetrachtung erheben und bewußt an der Gestaltung der Zukunft mitarbeiten wollen. Aus den Tatsachen der biologischen Betrachtung des Völkerlebens, aus den Gesetzen der Vererbung, aus der Rassenkunde und nicht zuletzt aus dem Wissen um die besondere Bedeutung der nordischen Rasse ergeben sich Folgerungen von einer Tragweite, die heute noch die wenigsten ganz übersehen*. Seien wir uns bewußt, daß alle Arbeit auf diesem Gebiet, auch wenn sie äußerlich an der Oberfläche bleibt, im Grunde doch an letzte Fragen der weltanschaulichen und der religiösen Haltung rührt. Damit tragen wir mit dieser Arbeit eine gewaltige Verantwortung für den letzten Sinn der nationalsozialistischen Bewegung in uns und können neben uns als Mitarbeiter am Werk nur den gebrauchen, der aus gleichem Blut zu gleichen Zielen strebt.

*) Anm.: Vergleiche dazu meine Ausführungen in Nr. 2 der Schulungsbriefe des Reichsschulungsamtes.

Digitized by Google

Von den Anfängen der Bewegung*)

Die ersten Versammlungen

In der ersten Zeit des Werdens unserer Bewegung hatten wir unter nichts so sehr zu leiden wie unter der Bedeutungslosigkeit, dem Nichtbekanntsein unserer Namen und dem dadurch allein schon in Frage gestellten Erfolg. Das Schwerste in dieser ersten Zeit, da sich oft nur sechs, sieben und acht Köpfe zusammenfanden, um den Worten eines Redners zu lauschen, war, in diesem kleinsten Kreise den Glauben an die gewaltige Zukunft der Bewegung zu erwecken und zu erhalten.

Man bedenke, daß sich sechs oder sieben Männer, lauter namenlose, arme Teufel zusammenschließen mit der Absicht, eine Bewegung zu bilden, der es dereinst gelingen soll, was bisher den gewaltigen, großen Massenparteien mißlang, die Wiederaufrichtung eines Deutschen Reiches erhöhter Macht und Herrlichkeit. Hätte man uns damals angegriffen, ja, hätte man uns auch nur verlacht, wir wären glücklich gewesen in beiden Fällen. Denn das Niederdrückende lag nur in der vollständigen Nichtbeachtung, die wir damals fanden, und unter der ich am meisten damals litt.

Als ich in den Kreis der paar Männer eintrat, konnte weder von einer Partei noch von einer Bewegung die Rede sein. Ich habe meine Eindrücke anläßlich meines ersten Zusammentreffens mit diesem kleinen Gebilde schon geschildert. Ich hatte in den damals folgenden Wochen dann Zeit und Gelegenheit, die zunächst unmögliche Erscheinung dieser sogenannten Partei zu studieren. Das Bild war, wahrhaftiger Gott, ein beklemmend niederdrückendes. Es war nichts, aber auch schon rein gar nichts vorhanden. Der Name einer Partei, deren Ausschuß praktisch die ganze Mitgliedschaft repräsentierte, die so oder so das war, was sie zu bekämpfen versuchte, ein Parlament im kleinsten. Auch hier herrschte die Abstimmung, und wenn sich die großen Parlamente wenigstens noch über größere Probleme monatelang die Kehlen heiser schreien, in diesem kleinen Zirkel ging schon über die Beantwortung eines glücklich eingelaufenen Briefes endloses Zwiegespräch los!

Die Öffentlichkeit wußte von dem allem natürlich überhaupt nichts. Kein Mensch in München kannte die Partei auch nur dem Namen nach, außer ihren paar Anhängern und den wenigen Bekannten derselben.

Jeden Mittwoch fand in einem Münchener Café eine sogenannte Ausschußsitzung statt, einmal in der Woche ein Sprechabend. Da die gesamte Mitgliedschaft der „Bewegung" zunächst im Ausschuß vertreten war, waren die Personen natürlich immer dieselben. Es mußte sich jetzt darum handeln, endlich den kleinen Zirkel zu sprengen, neue Anhänger zu gewinnen, vor allem aber den Namen der Bewegung um jeden Preis bekanntzumachen.

---

* Aus: Adolf Hitler „Mein Kampf". Zwei Bände in einem Band. Zentralverlag der N.S.D.A.P., Frz. Eher Nachf., München 1934.

Digitized by Google

Wir bedienten uns dabei folgender Technik:

In jedem Monat, später alle vierzehn Tage, versuchten wir eine „Versammlung" abzuhalten. Die Einladungen hierzu wurden auf einer Schreibmaschine oder zum Teil auch mit der Hand auf Zettel geschrieben und die ersten Male von uns selber verteilt bzw. ausgetragen. Jeder wendete sich an seinen Bekanntenkreis, um den einen oder anderen zu bewegen, eine dieser Veranstaltungen zu besuchen.

Der Erfolg war ein jämmerlicher.

Ich erinnere mich noch, wie ich selber in dieser ersten Zeit einmal an die achtzig dieser Zettel ausgetragen hatte, und wie wir nun am Abend auf die Volksmassen warteten, die da kommen sollten.

Mit einstündiger Verspätung mußte endlich der „Vorsitzende" die „Versammlung" eröffnen. Wir waren wieder sieben Mann, die alten Sieben.

Wir gingen dazu über, die Einladungszettel in einem Münchener Schreibwarengeschäft auf der Maschine schreiben und vervielfältigen zu lassen. Der Erfolg bestand bei der nächsten Versammlung in einigen Zuhörern mehr. So stieg die Zahl langsam von elf auf dreizehn, endlich auf siebzehn, auf dreiundzwanzig, auf vierunddreißig Zuhörer.

Durch ganz kleine Geldsammlungen im Kreise von uns armen Teufeln wurden die Mittel aufgebracht, um endlich eine Versammlung durch eine Anzeige des damals unabhängigen „Münchener Beobachters" in München ankündigen lassen zu können. Der Erfolg war dieses Mal allerdings erstaunlich. Wir hatten die Versammlung im Münchener Hofbräuhauskeller angesetzt (nicht zu verwechseln mit dem Münchener Hofbräuhaus-Festsaal), einem kleinen Saal von knapp einhundertdreißig Personen Fassungsraum. Mir selber erschien der Raum wie eine große Halle, und jeder von uns bangte, ob es gelingen würde, an dem betreffenden Abend dieses „mächtige" Gebäude mit Menschen zu füllen.

Um sieben Uhr waren einhundertelf Personen anwesend, und die Versammlung wurde eröffnet.

Ein Münchner Professor hielt das Hauptreferat, und ich sollte als Zweiter zum ersten Male öffentlich sprechen.

Dem damaligen ersten Vorsitzenden der Partei, Herrn Harrer, erschien die Sache als ein großes Wagnis. Der sonst sicherlich redliche Herr hatte nun einmal die Überzeugung, daß ich wohl verschiedenes könnte, aber nur nicht reden. Von dieser Meinung war er auch in der Folgezeit nicht abzubringen.

Die Sache kam anders. Mir waren in diesen ersten als öffentlich anzusprechenden Versammlung zwanzig Minuten Redezeit zugebilligt worden.

Ich sprach dreißig Minuten, und was ich früher, ohne es irgendwie zu wissen, einfach innerlich gefühlt hatte, wurde nun durch die Wirklichkeit bewiesen: ich konnte reden! Nach dreißig Minuten waren die Menschen in dem kleinen Raum elektrisiert, und die Begeisterung äußerte sich zunächst darin, daß mein Appell an die Opferwilligkeit der Anwesenden zur Spende von dreihundert Mark führte. Damit aber war eine große Sorge von uns genommen. Die finanzielle Beschränkung war ja in dieser Zeit so groß, daß wir nicht einmal die Möglichkeit besaßen, für die Bewegung Leitsätze drucken

Digitized by Google

zu lassen oder gar Flugblätter herauszugeben. Nun war der Grundstock gelegt zu einem kleinen Fonds, aus dem dann wenigstens das Notdürftigste und Notwendigste bestritten werden konnte.

Allein auch in einer anderen Hinsicht war der Erfolg dieser ersten größeren Versammlung bedeutend.

Ich hatte damals begonnen, dem Ausschuß eine Anzahl frischer junger Kräfte zuzuführen. Während meiner langjährigen Militärzeit hatte ich eine größere Menge treuer Kameraden kennengelernt, die nun langsam auf Grund meines Zuredens in die Bewegung einzutreten begannen. Es waren lauter tatkräftige junge Menschen, an Disziplin gewöhnt und von ihrer Dienstzeit her in dem Grundsatz aufgewachsen: Unmöglich ist gar nichts, und es geht alles, wenn man will.

Wie nötig aber ein solcher Blutzufluß war, konnte ich selber schon nach wenigen Wochen Mitarbeit erkennen.

Der damalige erste Vorsitzende der Partei, Herr Harrer, war eigentlich Journalist und als solcher sicher umfassend gebildet. Doch hatte er eine für einen Parteiführer außerordentlich schwere Belastung: er war kein Redner für die Masse. So peinlich gewissenhaft und genau seine Arbeit an sich war, so fehlte ihr jedoch — vielleicht gerade infolge der fehlenden, großen rednerischen Begabung — auch der größere Schwung. Herr Drexler, damals Vorsitzender der Ortsgruppe München, war einfacher Arbeiter, als Redner ebenfalls wenig bedeutend, im übrigen aber kein Soldat. Er hatte nicht beim Heer gedient, war auch während des Krieges nicht Soldat, so daß ihm, der seinem ganzen Wesen nach an sich schwächlich und unsicher war, die einzige Schule fehlte, die es fertigbringen konnte, aus unsicheren und weichlichen Naturen Männer zu machen. So waren beide Männer nicht aus einem Holz geschnitzt, das sie befähigt hätte, nicht nur den fanatischen Glauben an den Sieg einer Bewegung im Herzen zu tragen, sondern auch mit unerschütterlicher Willensenergie und, wenn nötig, mit brutalster Rücksichtslosigkeit die Widerstände zu beseitigen, die sich dem Emporsteigen der neuen Idee in die Wege stellen mochten. Dazu paßten nur Wesen, in denen sich Geist und Körper jene militärischen Tugenden zu eigen gemacht hatten, die man vielleicht am besten so bezeichnen kann: Flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.

Ich war damals selber noch Soldat. Mein Äußeres und Inneres war nahezu sechs Jahre lang geschliffen worden, so daß ich zunächst in diesem Kreise wohl als fremd empfunden werden mußte. Auch ich hatte das Wort verlernt: Das geht nicht, oder das wird nicht gehen; das darf man nicht wagen, das ist jetzt noch zu gefährlich usw.

Denn gefährlich war die Sache natürlich. Im Jahre 1920 war in vielen Gegenden Deutschlands eine nationale Versammlung, die es wagte, ihren Appell an die breiten Massen zu richten und öffentlich zu ihrem Besuche einzuladen, einfach unmöglich. Die Teilnehmer an einer solchen wurden mit blutigen Köpfen auseinandergeschlagen und verjagt. Viel gehörte freilich zu einem solchen Kunststück nicht: pflegte doch die größte sogenannte bürgerliche Massenversammlung vor einem Dutzend Kommunisten auseinander-

Digitized by Google

zulaufen und auszureißen wie die Hasen vor dem Hunde. Doch so wenig die Roten von einem solchen bürgerlichen Träträklub Notiz nahmen, dessen innere Harmlosigkeit und damit Ungefährlichkeit für sich selbst sie besser kannten als dessen Mitglieder selber, so entschlossen waren sie aber, eine Bewegung mit allen Mitteln zu erledigen, die ihnen gefährlich schien — das Wirksamste in solchen Fällen bildete jedoch zu allen Zeiten der Terror, die Gewalt.

Am verhaßtesten aber mußte den marxistischen Volksbetrügern eine Bewegung sein, deren ausgesprochenes Ziel die Gewinnung derjenigen Masse war, die bisher im ausschließlichen Dienste der internationalen marxistischen Juden- und Börsenparteien stand. Schon der Titel „Deutsche Arbeiterpartei" wirkte aufreizend. So konnte man sich leicht vorstellen, daß bei der ersten passenden Gelegenheit die Auseinandersetzung mit den damals noch siegestrunkenen marxistischen Antreibern beginnen würde.

Im kleinen Kreis der damaligen Bewegung hatte man vor einem solchen Kampf denn auch eine gewisse Angst. Man wollte möglichst wenig an die Öffentlichkeit treten, aus Furcht, geschlagen zu werden. Man sah die erste große Versammlung im Geiste schon gesprengt und die Bewegung dann vielleicht für immer erledigt. Ich hatte einen schweren Stand mit meiner Auffassung, daß man diesem Kampf nicht ausweichen, sondern daß man ihm entgegentreten und sich deshalb diejenige Rüstung zulegen müsse, die allein den Schutz vor der Gewalt gewährt. Terror bricht man nicht durch Geist, sondern durch Terror. Der Erfolg der ersten Versammlung stärkte in dieser Richtung meine Stellung. Man bekam Mut zu einer zweiten, schon etwas größer aufgezogenen.

Etwa im Oktober 1919 fand im Eberlbräukeller die zweite größere Versammlung statt. Thema: Brest-Litowsk und Versailles. Als Redner traten vier Herren auf. Ich selber sprach nahezu eine Stunde, und der Erfolg war größer als bei der ersten Kundgebung. Die Besucherzahl war auf über einhundertdreißig gestiegen. Ein Störungsversuch wurde durch meine Kameraden sofort im Keime erstickt. Die Unruhestifter flogen mit zerbeulten Köpfen die Treppe hinunter.

Vierzehn Tage darauf fand eine weitere Versammlung im gleichen Saale statt. Die Besucherzahl war auf über einhundertsiebzig gestiegen — eine gute Besetzung des Raumes. Ich hatte wieder gesprochen, und wieder war der Erfolg größer als bei der vorhergegangenen Versammlung.

Ich drängte nach einem größeren Saal. Endlich fanden wir einen solchen am anderen Ende der Stadt im „Deutschen Reich" an der Dachauer Straße. Die erste Versammlung im neuen Raum war schwächer besucht, als die vorhergegangene: knapp einhundertvierzig Personen. Im Ausschuß begann die Hoffnung wieder zu sinken, und die ewigen Zweifler glaubten, als Ursache des schlechten Besuches die zu häufige Wiederholung unserer „Kundgebungen" ansehen zu müssen. Es gab heftige Auseinandersetzungen, in denen ich den Standpunkt vertrat, daß eine Siebenhunderttausend-Einwohner-Stadt nicht nur alle vierzehn Tage eine, sondern jede Woche zehn Versammlungen vertragen müßte, daß man sich durch Rückschläge nicht irre machen lassen

Digitized by Google

dürfe, daß die eingeschlagene Bahn die richtige sei, und daß früher oder später bei immer gleichbleibender Beharrlichkeit der Erfolg kommen müsse. Überhaupt war diese ganze Zeit des Winters 1919/20 ein einziger Kampf, das Vertrauen in die siegende Gewalt der jungen Bewegung zu stärken und zu jenem Fanatismus zu steigern, der als Glaube dann Berge zu versetzen vermag.

Die nächste Versammlung im gleichen Saale gab mir schon wieder recht. Die Zahl der Besucher war auf über zweihundert gestiegen, der äußere sowohl als der finanzielle Erfolg glänzend.

Ich trieb zur sofortigen Ansetzung einer weiteren Veranstaltung. Sie fand kaum vierzehn Tage später statt, und die Zuhörermenge stieg auf über zweihundertsiebzig Köpfe.

Vierzehn Tage später riefen wir zum siebten Male Anhänger und Freunde der jungen Bewegung zusammen, und derselbe Raum konnte die Menschen nur mehr schwer fassen: es waren über vierhundert geworden.

In dieser Zeit erfolgte die innere Formgebung der jungen Bewegung. Es gab dabei in dem kleinen Kreis manches Mal mehr oder weniger heftige Auseinandersetzungen. Von verschiedenen Seiten — wie auch heute, so schon damals — wurde die Bezeichnung der jungen Bewegung als Partei bekrittelt. Ich habe in einer solchen Auffassung immer nur den Beweis für die praktische Unfähigkeit und geistige Kleinheit des Betreffenden gesehen. Es waren und sind immer die Menschen, die Äußeres von Innerem nicht zu unterscheiden vermögen und die den Wert einer Bewegung nach möglichst schwulstig klingenden Bezeichnungen abzuschätzen versuchen, wobei zu allem Unglück der Wortschatz unserer Urväter am meisten herhalten muß.

Nicht umsonst hat die junge Bewegung sich einst auf ein bestimmtes Programm festgelegt und das Wort „völkisch" dabei nicht verwendet. Der Begriff völkisch ist infolge seiner begrifflichen Unbegrenztheit keine mögliche Grundlage für eine Bewegung und bietet keinen Maßstab für die Zugehörigkeit zu einer solchen. Je undefinierbarer dieser Begriff praktisch ist, je mehr und umfangreichere Deutungen er zuläßt, um so mehr steigt aber auch die Möglichkeit, sich auf ihn zu berufen. Die Einschiebung eines derartig unbestimmbaren und so vielseitig auslegbaren Begriffes in den politischen Kampf führt zur Aufhebung jeder strammen Kampfgemeinschaft, da diese es nicht verträgt, dem einzelnen die Bestimmung seines Glaubens und Wollens selbst zu überlassen.

Es ist auch schandbar, wer sich heute alles mit dem Wort „völkisch" auf der Kappe herumtreibt, wieviel Leute ihre eigene Auffassung über diesen Begriff haben. Ein bekannter Professor in Bayern, ein berühmter Kämpfer mit geistigen Waffen und reich an ebenso geistigen Marschleistungen nach Berlin, setzt den Begriff völkisch monarchischer Einstellung gleich. Das gelahrte Haupt hat freilich bisher vergessen, die Identität unserer deutschen Monarchien der Vergangenheit mit einer völkischen Auffassung von heute näher zu erklären. Ich fürchte auch, daß dies dem Herrn schwer gelingen würde. Denn etwas Unvölkischeres als die meisten deutschen monarchischen Staatsgebilde kann man sich gar nicht vorstellen. Wäre es anders, sie wären

Digitized by Google

nie verschwunden, oder aber ihr Verschwinden böte den Beweis für die Unrichtigkeit der völkischen Weltanschauung.

So legt jeder diesen Begriff aus, wie er es eben versteht. Als Grundlage aber für eine politische Kampfbewegung kann eine solche Vielfältigkeit der Meinungen nicht in Frage kommen.

Von der Weltfremdheit und besonders der Unkenntnis der Volksseele dieser völkischen Johannesse des zwanzigsten Jahrhunderts will ich dabei ganz absehen. Sie wird genügend illustriert durch die Lächerlichkeit, mit der sie von links behandelt werden. Man läßt sie schwätzen und lacht sie aus.

Wer es aber auf dieser Welt nicht fertig bringt, von seinen Gegnern gehaßt zu werden, scheint mir als Freund nicht viel wert zu sein. Und so war auch die Freundschaft dieser Menschen für unsere junge Bewegung nicht nur wertlos, sondern immer nur schädlich, und es war auch der Hauptgrund, warum wir erstens den Namen „Partei" wählten — wir durften hoffen, daß dadurch allein schon ein ganzer Schwarm dieser völkischen Schlafwandler von uns zurückgescheucht würde —, und warum wir uns zweitens als Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei bezeichneten.

Der erste Ausdruck brachte uns die Altertumsschwärmer vom Leibe, die Wortmenschen und äußerlichen Sprücheklopfer der sogenannten „völkischen Idee", der zweite aber befreite uns von dem ganzen Troß der Ritter mit dem „geistigen" Schwert, all den Jammerlappen, die die „geistige Waffe" als Schutzschild vor ihre tatsächliche Feigheit halten.

Es versteht sich von selbst, daß wir in der Folgezeit besonders von diesen letzteren am schwersten angegriffen wurden, natürlich nicht tätlich, sondern nur mit der Feder, wie dies von einem solchen völkischen Gänsekiel ja nicht anders zu erwarten ist. Für sie hatte freilich unser Grundsatz „Wer uns mit Gewalt entgegentritt, dessen erwehren wir uns mit Gewalt" etwas Unheimliches an sich. Sie warfen uns nicht nur die rohe Anbetung des Gummiknüttels, sondern den mangelnden Geist an sich auf das eindringlichste vor. Daß in einer Volksversammlung ein Demosthenes zum Schweigen gebracht werden kann, wenn nur fünfzig Idioten, gestützt auf ihr Mundwerk und ihre Fäuste, ihn nicht sprechen lassen wollen, berührt einen solchen Quacksalber allerdings nicht im geringsten. Die angeborene Feigheit läßt ihn nie in eine solche Gefahr geraten. Denn er arbeitet nicht „lärmend" und „aufdringlich", sondern im „Stillen".

Ich kann auch heute unsere junge Bewegung nicht genug davor warnen, in das Netz dieser sogenannten „stillen Arbeiter" zu kommen. Sie sind nicht nur Feiglinge, sondern auch immer Nichtskönner und Nichtstuer. Ein Mensch, der eine Sache weiß, eine gegebene Gefahr kennt, die Möglichkeit einer Abhilfe mit seinen Augen sieht, hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, nicht im „Stillen", zu arbeiten, sondern vor aller Öffentlichkeit gegen das Übel auf- und für seine Heilung einzutreten. Tut er das nicht, dann ist er ein pflichtvergessener, elender Schwächling, der entweder aus Feigheit versagt oder aus Faulheit und Unvermögen. Der Großteil dieser „stillen Arbeiter" aber tut meistens nur so, als ob er weiß Gott was wüßte. Sie alle können nichts, versuchen aber die ganze Welt mit ihren Kunststücken

Digitized by Google

zu bemogeln; sie sind faul, erwecken aber mit ihrer behaupteten „stillen" Arbeit den Eindruck einer ebenso enormen wie emsigen Tätigkeit, kurz und gut, sie sind Schwindler, politische Schiebernaturen, denen die ehrliche Arbeit der anderen verhaßt ist. Sobald solch ein völkischer Nachtfalter sich auf den Wert der „Stille" beruft, kann man tausend gegen eins wetten, daß er in ihr nicht produziert, sondern stiehlt, stiehlt von den Früchten der Arbeit anderer.

Dazu kommt noch die Arroganz und eingebildete Frechheit, mit der dieses praktisch faulenzende, lichtscheue Gesindel über die Arbeit anderer herfällt, von oben herunter zu bekritteln versucht und so in Wahrheit den Todfeinden unseres Volkstums hilft.

Jeder letzte Agitator, der den Mut besitzt, auf dem Wirtstisch unter seinen Gegnern stehend, männlich und offen seine Anschauung zu vertreten, leistet mehr als tausend dieser verlogenen, heimtückischen Duckmäuser. Er wird sicherlich den einen oder den anderen bekehren und für die Bewegung gewinnen können. Man wird seine Leistung überprüfen und am Erfolg die Wirkung seines Tuns festzustellen vermögen. Nur die feigen Schwindler, die ihre Arbeit in der „Stille" preisen und sich mithin in den Schutzmantel einer zu verachtenden Anonymität hüllen, taugen zu gar nichts und dürfen im wahrsten Sinne des Wortes als Drohnen bei der Wiedererhebung unseres Volkes gelten.

Die Entstehung der S.A.

Mit der Gründung der N.S.D.A.P. war zum ersten Male eine Bewegung in Erscheinung getreten, deren Ziel nicht, ähnlich dem der bürgerlichen Parteien, in einer mechanischen Restauration der Vergangenheit lag, sondern in dem Bestreben, an Stelle des heutigen widersinnigen Staatsmechanismus einen organischen völkischen Staat zu errichten.

Die junge Bewegung stand dabei vom ersten Tage an auf dem Standpunkt, daß ihre Idee geistig zu vertreten ist, daß aber der Schutz dieser Vertretung, wenn notwendig, auch durch brachiale Mittel gesichert werden muß. Getreu ihrer Überzeugung von der ungeheuren Bedeutung der neuen Lehre erscheint es ihr selbstverständlich, daß für die Erreichung des Zieles kein Opfer zu groß sein darf . . .

Ich habe bereits geschildert, wie aus dem praktischen Leben heraus sich langsam in unserer jungen Bewegung ein Versammlungsschutz bildete, wie dieser allmählich den Charakter einer bestimmten Ordnertruppe annahm und nach einer organisatorischen Formung strebte . . .

Diese Ordnertruppe besaß allerdings anfangs nur den Charakter eines Saalschutzes. Ihre erste Aufgabe war eine beschränkte: sie bestand in der Ermöglichung der Abhaltung von Versammlungen, die ohne sie glatt vom Gegner verhindert worden wären. Sie war schon damals erzogen worden zum blindlings auszuführenden Angriff, aber nicht etwa, weil sie, wie man

Digitized by Google

in dummen deutschvölkischen Kreisen daherredete, den Gummiknüppel als höchsten Geist verehrte, sondern weil sie begriff, daß der größte Geist ausgeschaltet werden kann, wenn sein Träger von einem Gummiknüppel erschlagen wird, wie tatsächlich in der Geschichte nicht selten die bedeutendsten Köpfe unter den Hieben kleinster Heloten endeten. Sie wollte nicht die Gewalt als das Ziel hinstellen, sondern die Verkünder des geistigen Ziels vor der Bedrängung durch Gewalt schützen. Und sie hat dabei begriffen, daß sie nicht verpflichtet ist, den Schutz eines Staates zu übernehmen, der der Nation keinen Schutz gewährt, sondern daß sie im Gegenteil den Schutz der Nation zu übernehmen hat gegen diejenigen, die Volk und Staat zu vernichten drohten.

Nach der Versammlungsschlacht im Münchener Hofbräuhaus erhielt die Ordnertruppe einmal für immer, zur dauernden Erinnerung an die heldenmütigen Sturmangriffe der kleinen Zahl von damals, den Namen Sturmabteilung. Wie schon diese Bezeichnung sagt, stellt sie damit nur eine Abteilung dieser Bewegung dar. Sie ist ein Glied in ihr, genau so wie die Propaganda, die Presse, die wissenschaftlichen Institute und anderes lediglich Glieder der Partei bilden . . .

Als Leitgedanke für die innere Ausbildung dieser Sturmabteilung war immer die Absicht vorherrschend, sie, neben aller körperlichen Ertüchtigung, zu einer unerschütterlich überzeugten Vertreterin der nationalsozialistischen Idee auszubilden und endlich ihre Disziplin im höchsten Ausmaß zu festigen. Sie sollte nichts zu tun haben mit einer Wehrorganisation bürgerlicher Auffassung, ebenso aber auch gar nichts mit einer Geheimorganisation.

Der Zug nach Koburg im Oktober 1922

„Völkische" Verbände beabsichtigten in Koburg einen sogenannten „Deutschen Tag" abzuhalten. Ich selbst erhielt eine Einladung hierzu mit dem Vermerk, daß es erwünscht wäre, wenn ich noch einige Begleitung mitbrächte. Dieses Ersuchen, das ich vormittags um elf Uhr in die Hand erhielt, kam mir sehr gelegen. Schon eine Stunde später waren die Anordnungen zu einem Besuch dieses deutschen Tages hinausgegeben. Als „Begleitung" bestimmte ich achthundert Mann der S.A., die in ungefähr vierzehn Hundertschaften von München aus durch Sonderzug nach dem bayerisch gewordenen Städtchen befördert werden sollten. Entsprechende Befehle gingen an nationalsozialistische S.A.-Gruppen, die unterdes an anderen Orten gebildet worden waren, hinaus.

Es war das erstemal, daß in Deutschland ein derartiger Sonderzug fuhr. An allen Orten, an denen neue S.A.-Leute einstiegen, erregte der Transport größtes Aufsehen. Viele hatten unsere Fahnen noch nie vorher gesehen; der Eindruck derselben war ein sehr großer.

Als wir in Koburg auf dem Bahnhof eintrafen, empfing uns eine Deputation der Festleitung des „Deutschen Tages", die uns einen, als „Verein-

Digitized by Google

barung" bezeichneten Befehl der dortigen Gewerkschaften beziehungsweise der Unabhängigen und Kommunistischen Partei übermittelte, des Inhalts, daß wir die Stadt nicht mit entrollten Fahnen, nicht mit Musik (wir hatten eine eigene zweiundvierzig Mann starke Kapelle mitgenommen) und nicht in geschlossenem Zuge betreten dürften.

Ich lehnte diese schmählichen Bedingungen sofort glatt ab, versäumte aber nicht, den anwesenden Herren der Leitung dieser Tagung mein Befremden darüber auszudrücken, daß mit diesen Menschen Verhandlungen gepflogen und Abkommen getroffen würden, und erklärte, daß die S.A. augenblicklich in Hundertschaften antreten und mit klingender Musik und wehenden Fahnen in die Stadt marschieren werde.

So geschah es dann auch.

Schon auf dem Bahnhofsplatz empfing uns eine nach vielen Tausenden zählende, gröhlende und johlende Menschenmenge. „Mörder", „Banditen", „Räuber", „Verbrecher", waren die Kosenamen, mit denen uns die vorbildlichen Begründer der deutschen Republik liebreich überschütteten. Die junge S.A. hielt mustergültige Ordnung, die Hundertschaften formierten sich auf dem Platz vor dem Bahnhof und nahmen zunächst von den Anpöbelungen keine Notiz. Durch ängstliche Polizeiorgane wurde der abmarschierende Zug in der für uns alle ganz fremden Stadt nicht, wie bestimmt, in unser Quartier, eine an der Peripherie Koburgs liegende Schützenhalle, sondern in den Hofbräuhauskeller, nahe dem Zentrum der Stadt, geleitet. Links und rechts vom Zuge nahm das Toben der begleitenden Volksmassen immer mehr zu. Kaum daß die letzte Hundertschaft in den Hof des Kellers eingebogen war, versuchten auch schon große Massen, unter ohrenbetäubendem Geschrei, nachzudrücken. Um dies zu verhüten, schloß die Polizei den Keller ab. Da dieser Zustand ein unerträglicher war, ließ ich nun die S.A. noch einmal antreten, ermahnte sie kurz und forderte von der Polizei die augenblickliche Öffnung der Tore. Nach längerem Zögern kam sie dem auch nach.

Wir marschierten nun den Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück, um zu unserem Quartier zu gelangen, und da mußte nun allerdings endlich Front gemacht werden. Nachdem man durch Schreien und beleidigende Zurufe die Hundertschaften nicht aus der Ruhe hatte bringen können, griffen die Vertreter des wahren Sozialismus, der Gleichheit und Brüderlichkeit, zu Steinen. Damit war unsere Geduld zu Ende, und so hagelte es zehn Minuten lang links und rechts vernichtend nieder, und eine Viertelstunde später war nichts Rotes mehr auf den Straßen zu sehen.

Nachts kam es noch zu schweren Zusammenstößen. Patrouillen der S.A. hatten Nationalsozialisten, die einzeln überfallen worden waren, in gräßlichem Zustande aufgefunden. Daraufhin wurde mit den Gegnern kurzer Prozeß gemacht. Schon am nächsten Morgen war der rote Terror, unter dem Koburg schon seit Jahren gelitten hatte, niedergebrochen.

Mit echt marxistisch-jüdischer Verlogenheit versuchte man nun durch Handzettel die „Genossen und Genossinnen des internationalen Proletariats" noch einmal auf die Straße zu hetzen, indem man, unter vollständiger Verdrehung der Tatsachen, behauptete, daß unsere „Mordbanden" den „Ausrottungskrieg

Digitized by Google

gegen friedliche Arbeiter" in Koburg begonnen hätten. Um halb zwei Uhr sollte die große „Volksdemonstration", zu der man Zehntausende von Arbeitern aus der ganzen Umgebung erhoffte, stattfinden. Ich ließ deshalb, fest entschlossen, den roten Terror endgültig zu erledigen, um zwölf Uhr die S.A. antreten, die unterdes auf fast eineinhalbtausend Mann angeschwollen war, und setzte mich mit ihr in Marsch zur Feste Koburg, über den großen Platz, auf dem die rote Demonstration stattfinden sollte. Ich wollte sehen, ob sie es noch einmal wagen würden, uns zu belästigen. Als wir den Platz betraten, waren anstatt der angekündigten Zehntausend nur wenige Hundert anwesend, die bei unserem Nahen sich im allgemeinen still verhielten, teilweise ausrissen. Nur an einigen Stellen versuchten rote Trupps, die unterdessen von außen gekommen waren und uns noch nicht kannten, uns wieder anzustänkern; aber im Handumdrehen wurde ihnen gründlich die Lust dazu genommen. Und nun konnte man sehen, wie die bisher ängstlich eingeschüchterte Bevölkerung langsam aufwachte, Mut bekam, durch Zurufe uns zu begrüßen wagte und abends bei unserem Abzug an vielen Stellen in spontanen Jubel ausbrach.

Plötzlich erklärte uns am Bahnhof das Eisenbahnpersonal, daß es den Zug nicht fahren würde. Ich ließ darauf einigen Rädelsführern mitteilen, daß ich in diesem Falle zusammenzufangen gedächte, was mir an roten Bonzen in die Hände fiele, und daß wir dann eben selbst fahren würden, allerdings auf Lokomotive und Tender und in jedem Wagen ein paar Dutzend von Brüdern der internationalen Solidarität mitzunehmen vorhätten. Ich versäumte auch nicht, die Herren aufmerksam zu machen, daß die Fahrt mit unseren eigenen Kräften selbstverständlich ein unendlich riskantes Unternehmen sein würde und es nicht ausgeschlossen wäre, daß wir uns alle zusammen Genick und Knochen brächen. Freuen würde uns aber, dann wenigstens nicht allein, sondern in Gleichheit und Brüderlichkeit mit den roten Herrschaften ins Jenseits zu wandern.

Daraufhin fuhr der Zug sehr pünktlich ab, und wir kamen am nächsten Morgen wieder heil in München an.

Die Bedeutung dieses Tages konnte in seinen Folgen zunächst gar nicht voll eingeschätzt werden. Nicht nur, daß die sieghafte S.A. in ihrem Selbstvertrauen und im Glauben an die Richtigkeit ihrer Führung außerordentlich gehoben wurde, begann auch die Umwelt sich mit uns eingehender zu beschäftigen, und viele erkannten zum ersten Male in der nationalsozialistischen Bewegung die Institution, die aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst berufen sein würde, dem marxistischen Wahnsinn ein entsprechendes Ende zu bereiten.

Digitized by Google

Geschichten aus der Kampfzeit*)

Adolf Hitler 1925 in Gera

Das Jahr 1925 hat eine große Bedeutung für die Geraer Nationalsozialisten. In diesem Jahre kommt zum ersten Male der Führer nach Gera. Am 25. November soll er in einer großen Kundgebung in der „Heinrichsbrücke" sprechen . . .

Adolf Hitler kommt nach Gera! Dieser Ruf dringt zu allen Getreuen in Ostthüringen, in der weiten, weiten Umgebung. Das ist ihnen allen ein Signal zu fiebernder Erwartung, zu dem festen Vorsatz: da mußt du hin, du mußt den Führer hören . . .

Adolf Hitler kommt nach Gera! Dieser Ruf dringt zu den Ohren der roten Genossen und setzt die Herren in den Parteibüros und Gewerkschaftszentralen in unbändige Wut. Hitler — das ist doch der, der in München die Diktatur errichten wollte, der, der vor dem Volksgericht die unerhörtesten Angriffe gegen die Republik, gegen die marxistischen Parteien und Parteiführer gerichtet hat! Dieser Hitler will nach Gera, nach dem sprichwörtlich roten Gera kommen? Unerhörte Provokation! Das darf nicht geschehen! Die Arbeiter könnten ja hören, was sie nicht hören dürfen. — Und schon setzten die roten Herren alle Hebel in Bewegung, um die Hitlerkundgebung — wenn es sein muß, mit Gewalt — zu verhindern.

Adolf Hitler kommt nach Gera? Auch der geruhsame Bürger hört es. Ach ja, erinnert er sich, das war ja der, der im Münchener Hofbräuhaus . . . ach ja, der mit Ludendorff zusammen . . . ach ja, und die Nationalsozialisten, das sind die jungen Schnösels, die Radaubrüder, die denken, es muß alles nur nach ihrem Kopf gehen, die die Welt einreißen wollen. „Ich denke, der Hitler sitzt noch auf der Festung", heißt es am Biertisch — und damit hat sich für diese Leute der Fall erledigt. — —

Da gehen die wenigen Nationalsozialisten Geras daran, der Öffentlichkeit überhaupt erst einmal zu sagen, wer Hitler ist, und damit für die Kundgebung zu werben.

Und weil denn die Leute so gar nicht wissen, wer Hitler ist, so benutzen es die Schreiber der „Tribüne", um ihn zu verleumden und zu schmähen, wie es nur irgend geht. Systematisch wird die Arbeiterschaft belogen und immer mehr und mehr aufgeputscht gegen Adolf Hitler und seine Anhänger. Vorwürfe über Vorwürfe richtet man gegen den thüringischen Staatsminister Sattler, der Hitler für Gera Redeerlaubnis erteilt hat. Hitler, als „Ausländer und Hochverräter", dürfe überhaupt nicht öffentlich reden.

Und der 25. November kommt heran. Alarm bei den Nationalsozialisten! Alarm beim „Proletariat". Alarm vor allem auch bei der Polizei. Aus ganz Thüringen ist die Landespolizei in Gera zusammengezogen, um so weit wie möglich Ausschreitungen zu verhindern.

Schon am Nachmittag sind die Straßen um die Heinrichsbrücke angefüllt mit einer dichten Masse. Spannung bis zur Siedehitze! Als die Nationalsozialisten von auswärts mit ihren Lastwagen in Gera einfahren, werden sie angepöbelt. Knüppel

*) Die Texte wurden der Schriftleitung zur Verfügung gestellt vom Parteiarchiv im Reichsschulungsamt der Obersten Leitung der P.O., Berlin SW 19, Märkisches Ufer 34.

Digitized by Google

fliegen hoch. Steine fallen. Als die Schleizer ankommen, ist die Lage so bedrohlich, daß die Nationalsozialisten die Revolver ziehen, weil sie jeden Augenblick erwarten, daß man sie niederschießt.

Gegen Abend wird die Lage immer gefährlicher. Kaum kann die Polizei den Zugang zur Heinrichsbrücke frei halten, um den unzähligen Besuchern das Herankommen zu ermöglichen.

Die Roten haben zu einer Gegendemonstration aufgerufen. Kurz vor Beginn der Veranstaltung trifft der riesige Demonstrationszug in der Nähe der Heinrichsbrücke ein. Die Polizei muß alle zur Verfügung stehenden Kräfte heranziehen, um den Zug vor der Bahnunterführung abzudrängen und zurückzuhalten.

Die Heinrichsbrücke ist belagert von den verhetzten Massen. Und Adolf Hitler ist noch nicht da. Glücklicherweise wissen die Gegner nicht, wo sich der Führer aufhält, wissen nicht, daß er im Hotel Sonntag untergekommen ist.

Und Adolf Hitler geht zu Fuß zum Versammlungslokal nach der Heinrichsbrücke. Er trifft bald auf die Massen, die dauernd ihr „Schlagt Hitler tot!", ihr „Nieder mit Hitler!" brüllen und die Internationale singen. Kaltblütig drängt sich Hitler zusammen mit Rudolf Heß in die Menge, drängt sich durch — unerkannt in Zivil — durch den kochenden Haufen und steht plötzlich vor den Parteigenossen, die am Eingang zur Heinrichsbrücke Wache halten und sehnsüchtig ihren Führer erwarten.

Durch das Spalier der Polizisten begibt sich Hitler hinauf in die Säle und steht jetzt vor Tausenden, die seiner sehnsüchtig und erwartungsvoll harren. Alle oberen Räume sind gefüllt bis auf den letzten Platz. Viele Hunderte müssen noch in dichtem Gedränge stehen . . .

Adolf Hitler spricht. Spricht von der marxistischen, der bolschewistischen Gefahr.

Zeichnet ein Bild des roten Rußland. Erklärt, daß für Rußland nie Hilfe von außen kommen könne, daß es sich selbst befreien müsse. Spricht, daß auch Deutschland nie befreit werde durch Hilfe von außerhalb, daß es sich selbst zur Freiheit durchringen müsse innen und außen. Der Führer spricht von der Macht und den Machenschaften des internationalen Judentums. Er geißelt den Wahnsinn des Internationalismus. Er ruft auf zum Kampf für ein neues, freies Deutsches Reich!

Tausende hören Adolf Hitler, während durch die geschlossenen Fenster das Brüllen der Straße, der Gesang der Internationale ertönt. Tausende stimmen seinen Ausführungen jubelnd zu, und bei Tausenden wird in dieser Stunde der erste Keim gelegt zur nationalsozialistischen Weltanschauung!

Nach Schluß der Kundgebung, als die auswärtigen Nationalsozialisten wieder von Gera wegfahren in kleinen Gruppen, als die Polizei nicht mehr überall sein kann, da stürzen sich in den Vororten an verschiedenen Stellen zahlreiche Rote auf eine Minderzahl von Nationalsozialisten. Es kommt zu schweren Schlägereien, Schüsse fallen . . . .

Als Hitler Jahre später — 1930 und 1931 — wieder nach Gera kommt, da erinnert er sich noch jenes 25. November. Und als 1933 auf dem Marktplatz in Weimar der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, einige alte Geraer Parteigenossen begrüßt, da spricht er davon: Wissen Sie noch? Damals in Gera, als man uns totschlagen wollte? . . .

◆

(Aus: „Zehn Jahre Kampf um Gera. Eine Geschichte der N.S.D.A.P. im Thüringer Osten". Dargestellt von Karl Heinz Albrecht. Sonderdruck einer Artikelfolge aus der „Geraer Zeitung" vom Oktober 1933.)

Digitized by Google

Eine Saalschlacht in Stettin

In Stettin werden seit Wochen alle großen Versammlungen von der Kommune regelmäßig gesprengt. Nur kleinere Sprechabende konnten bisher mit einer gewissen Sicherheit durchgeführt werden.

Jetzt soll einmal endgültig Schluß gemacht werden mit den moskowitischen Sprengkolonnen. Am Dienstag, dem 10. Januar 1928, spricht in einer Massenversammlung in den Troubadour-Sälen Pg. Studentkowski. Die ganze pommersche S.A. wird mobil gemacht.

Zwanzig Mann stark fährt unsere Pasewalker S.A. nach Stettin. Trotz der Überwachung des Bahnhofs durch die Polizei gelingt es allen, die Uniform unter Windjacken und Mänteln verborgen, in den Zug zu kommen. Die Stettiner S.A. holt die auswärtigen Kameraden mit ihrem Spielmannszug vom Bahnhof ab. Die Pasewalker und Stettiner, in Uniform, marschieren in geschlossenem Zuge mit Musik durch die Stadt zum Versammlungslokal. Auffallend wüste und finstere Gestalten begleiten sie zu beiden Seiten, es ist die übrige vorpommersche S.A., die in „Räuberzivil" erschienen ist, S.A.-Mütze und Armbinde in der Tasche.

Zur Stärkung erhalten alle schnell noch warme Würstchen und Semmeln.

Dann beginnt die Massenversammlung. Die uniformierte S.A. sitzt an langer Tafel in der ganzen Breite des Saales vor der Bühne. Die „Räuber"-S.A. wird an deren linken Flügel, dem Eingang gegenüber, an der Seitenwand zusammengezogen.

Moskau grinst, es glaubte selbst nicht, daß es heute so stark sein würde; denn diese finstern Gesellen an ihrer rechten Seite können doch nur ihre Genossen sein. Also wird sofort mit Brüllen und Johlen begonnen, kaum daß der Redner, Pg. Studentkowski, den Mund öffnet. Trotzdem kann er seine Rede beenden. Zur Aussprache melden sich drei Kommunisten, einer von ihnen erhielt eine Viertelstunde Redezeit.

Er spricht 15 Minuten, er hetzt und wühlt weiter. Eine halbe Stunde peitscht er seine Genossen auf, dann schließt er mit einem Hoch auf die Internationale seine Brandrede. Schnell soll das Schlußwort Studentkowskis folgen, aber schneller springen die Roten auf und singen die Internationale. Fast zur selben Sekunde beginnt der Spielmannszug der S.A. mit einem schneidigen, zackigen Marsch. Das ist den Roten zuviel. Jetzt geht alles im Bruchteil von Sekunden. Ein ungeheurer Tumult brandet auf. Die Roten stürmen vor, sie wollen die S.A. in kleine Gruppen zersprengen und einzeln niederringen.

Wildkatzen gleich sitzt die S.A. sprungbereit. Die zwanzig Pasewalker an der Spitze, stürzt sich die S.A. auf die Angreifer.

Die „Räuber"-S.A. reißt Mütze und Armbinde aus der Tasche und fällt mit „Heil Hitler!" der Kommune in die Flanke.

Stühle werden zwischen die Moskowiter geschleudert, Tischböcke unter den Tafeln hervorgerissen, daß die Tischplatten krachend auf den Boden schlagen. Biergläser und Aschbecher fliegen durch die Luft, klatschen an die Wand und lassen klirrend ihre Splitter umhersausen.

Einem Spielmann zerkracht ein Stuhl die Trommel. Eins der Beine hat von oben beide Felle durchgebohrt; an Stelle der Trommel hängt jetzt der Stuhl, auf dessen Sitzfläche weitergetrommelt wird.

Digitized by Google

Der Saal gleicht einem vom Sturm aufgewühlten, wogenden Meer. Schreien und Johlen überall, dazwischen das Aufbrüllen Verwundeter.

Die rote Marine ist anscheinend die Elite, sie kämpft an der Spitze. Doch kaum sieht Moskau sich von zwei Seiten bedrängt, da weicht es zurück. Die wilden Kerle an ihrer rechten Seite sind ja gar keine Genossen. Das ist Verrat! Ihre Flucht wird zur Panik. Nur raus aus diesem Hexenkessel!

Die S.A. hält die Banditen von zwei Seiten fest umklammert, mit Tisch- und Stuhlbeinen schlägt sie dazwischen. Einige haben kleine Tische ergriffen und, die Platte vor Brust und Bauch, rammen sie die vier Tischbeine zwischen die Roten, andere ergreifen an Wurfgeschossen, was zu fassen ist, Stühle, Gläser, Flaschen und Aschbecher, die sie im hohen Bogen mitten zwischen die Kommunisten schleudern. Ein junges Mädchen in brauner Bluse rafft vom Boden auf, was ihm zwischen die Finger gerät und reicht es der S.A. zum Werfen.

Die Roten drängen mit ihrer ganzen Masse dem Ausgang zu. Die Türen sind zu schmal, doch die hinteren Kommunisten, denen die S.A. im Nacken sitzt, drängen und schieben immer kräftiger, daß mit gewaltigem Krach die ganze Türfüllung mit ihren schweren Balken aus der Mauer herausbirst.

Sie stürzen zu den Fenstern und versuchen, durch Hechtsprung zu entkommen. Aber es sind zu viele, gegenseitig keilen sie sich in den Fensterrahmen fest und stellen dabei, schön rund und prall, ihre Erziehungsflächen den S.A.-Männern zur Verfügung. Klatschend sausen die Hiebe darauf nieder, unmenschlich brüllen die Roten, aber Schlag folgt auf Schlag, bis sie mürbe sind und gleich reifen Birnen auf den Boden platschen.

Ein Teil der Versammlungsstörer versucht, an die Schalttafel heranzukommen, um das Licht auszulöschen, doch sie wird verteidigt, ein einziger S.A.-Mann, ein Jarmener Boxer, steht mit dem Rücken an der Wand davor. Er schwingt ein Stück Leitungsrohr durch die Luft, an dessen Ende ein schwerer Bierhahn sitzt. Damit trifft er alles, was ihm zu nahe kommt.

An ihm vorbei drängt, schiebt und flüchtet alles dem Ausgang zu. Er ist so in Fahrt, daß alles vor seinen Augen verschwimmt.

Da sieht er plötzlich vor sich im Getümmel etwas Braunes. Das Hitlermädel, das der S.A. so tatkräftig half, ist zwischen die Roten geraten, die es mit sich ins Freie drängen wollen. Ein paar kräftige Schläge, ein Satz mitten ins Getümmel, er faßt die braune Bluse und reißt das Mädel mit kräftigem Schwunge zu sich, springt zur Schalttafel zurück und verteidigt sie weiter, bis der letzte Kommunist vorbei ist.

Alles geht so rasend schnell, daß in zwei bis drei Minuten kein Moskowiter sich mehr im Saale befindet.

Die S.A. drängt den Fliehenden nach. Im Garten wird die Schlägerei fortgesetzt. Zufällig kommt eine Polizeistreife vorbei. Sonst ist kein Schupo zu sehen, auch im Saal war keiner.

Zwei Schreckschüsse der Beamten jagen die Roten endgültig in die Flucht. Dann kommen die Polizisten in den Saal, mühsam bahnen sie sich den Weg durch den Eingang, der durch zerbrochene Stühle, zerschlagene Tische und die eingestürzte Tür vollständig versperrt ist. Der Saal gleicht einem Trümmerfeld.

Die Versammlung wird nun ordnungsgemäß von uns zu Ende geführt und geschlossen. Jetzt erscheint die Polizeiverstärkung. Die S.A. muß im Saal antreten, ihr gegenüber die Parteigenossen; eine Durchsuchung nach Waffen ist ergebnislos.

Digitized by Google

Nur im Saal verstreut werden einige Schlagwaffen, eine Pistole und zwei Scheintodpistolen gefunden. Die S.A. wird in Stärke von hundert Mann zum Polizeipräsidium gebracht, in Zellen gesperrt, einzeln vernommen und dann frei gelassen.

◆

(Aus: Zehn Jahre Kampf um Pasewalk, die Lazarettstadt Adolf Hitlers. Herausgegeben zur Feier des 10jährigen Bestehens der Ortsgruppe Pasewalk. Pasewalk, 27. August 1933.)

Braunschweig 1931

Es ist Sonnabend mittag 12 Uhr. Am Hauptbahnhof stehen die Geraer S.S.-Männer, ausgerüstet mit dem braunen Hemd, der schwarzen Mütze, dem schwarzen Tornister. In einem Omnibus, den man sich gemietet hat, geht es los, Braunschweig entgegen.

Aber nicht lange währt die Fahrt, da tauchen schwarz-weiße Grenzpfähle auf, das Reich der preußischen Machthaber beginnt.

Alles muß aussteigen. Die Zivilsachen werden hervorgeholt. Und auf einer nahen Wiese kleiden sich alle um, packen das Braunhemd mit der Hakenkreuzbinde tief in die Tornister... Manches grimmige Wort fällt dabei, und in manchen Herzen härtet sich der Kampfwille.

Als man weiter fährt, ist kein S.S.-Mann mehr zu erkennen. Sie schauen aus wie biedere alte Bürger, wie die Teilnehmer an einer lustigen Herrenpartie, wie die Mitglieder eines Gesangvereins.

Und nun geht es hinein nach Preußen. In den Herzen schlägt die Spannung: werden die Polizisten und Gendarmen uns erkennen, uns anhalten und durchsuchen?

Durchfährt man die größeren Städte, so muß sich immer der größte Teil der Mitfahrer ducken und sich verbergen, damit der Wagen nicht so voll aussieht und nicht Aufmerksamkeit erregt.

Als die Geraer Magdeburg durchfahren, sehen sie, wie die Polizei einen Möbelwagen anhält, gewaltsam öffnet und die getarnten S.A.-Männer herausholt. Die Staffel-Männer ballen die Fäuste. Sie können ja ihren S.A.-Kameraden nicht einmal helfen. Sowie sie sich nur auffällig benehmen, wird man auch sie anhalten und fassen.

Der Wagen rattert über die endlosen, ebenen, geraden Straßen Norddeutschlands.

Fährt und fährt und fährt immer noch durch preußisches Gebiet.

Da man nicht wagen kann, in den Orten anzuhalten und zu fragen, wo man sich befindet, so hält man an den Grenzpfählen der Städte und Dörfer und sieht nach den Aufschriften.

Und immer und immer sind es schwarz-weiße Grenzpfähle. Nie haben die Braunschweig-Fahrer geglaubt, daß es so viele schwarz-weiße Grenzpfähle in Deutschland geben könne.

Und dann, am Abend, trägt plötzlich ein Pfahl die Farben blau-gelb, die Landesfarben Braunschweigs.

Da ist ein Jubel, ein ungeheurer Jubel im Wagen der Geraer. Man würde den unscheinbaren Holzpfahl am liebsten umarmen und mitnehmen!

Doch nun aber schnell wieder das Braunhemd an! Im nächsten Dorfe, in einem kleinen Tanzsaal, zieht sich die Abteilung um. Und es geht im braunen Hemd mit

Digitized by Google

frischem Jubel und frischem Mut weiter in die Nacht hinein, der Stadt Braunschweig entgegen! . . .

Es ist 9 Uhr abends, und man fährt ein in die Vorstädte von Braunschweig. Und mit den Geraern fahren unzählige andere Wagen, ein S.A.-Sturm nach dem anderen kommt an. Der Andrang ist so gewaltig, daß es fast unmöglich erscheint, in die Stadt zu kommen. Schon jetzt empfangen die Geraer eine Vorahnung von der gewaltigen Größe dieses Aufmarsches und dieser Kundgebung am nächsten Tage.

Drei Stunden währt es, bis das Auto der Geraer S.S.-Leute durch das Gewühl und die Massen den Weg bis ins Stadtzentrum, bis zu dem Standquartier der Geraer, dem Handelshof, gefunden hat. In einer Kegelbahn finden sie Quartier.

In dunkler Frühe, um 4 Uhr, muß die Staffel schon wieder raus, und um 5 Uhr steht die S.S. auf dem Franzensfeld, bereit zu den Absperrungs- und Ordnungsdiensten, zu denen sie bestimmt ist.

Als der Morgen graut, schauen sich die Geraer um, und sie blicken über das weite, weite Franzensfeld. Sie erschrecken fast vor der Größe dieses Aufmarschplanes, auf der sich die S.S.-Kommandos und die vereinzelten Zivilisten, die schon angekommen sind, wie kleine Grüppchen verlieren.

Da rückt eine S.A.-Standarte an, noch eine aus anderer Richtung, immer stärker und stärker wird der Betrieb, immer größer und größer die braune Masse, die langsam immer weiter das Riesenfeld füllt. Und schließlich, man hätte es vorher nicht geglaubt, ist das riesige Franzensfeld bedeckt mit S.A.-Leuten, Mann an Mann, Schulter an Schulter stehen die braunen Kämpfer.

107 000 Uniformierte sind aufmarschiert, aufmarschiert trotz Bedrückung, Terror, Uniformverbot und Rotmord. . .

Um 10 Uhr erscheint der Führer!

Die gläubig jauchzenden Heilrufe nehmen kein Ende. Die zum Gruß erhobenen Hände bieten einen Anblick wie ein wogendes Ährenfeld.

Diese Stunde bleibt allen für ewig ins Herz geschrieben!

Um 12 Uhr mittags beginnt der Vorbeimarsch; abends um 7 Uhr rückt die Spitze der S.S., die als letzte marschiert, vom Franzensfeld ab. Als sie am Führer vorbeikommt, grüßt er noch genau so unermüdet, genau so herzlich, wie er beim ersten Mann gegrüßt hat.

Der Propagandamarsch geht durch Braunschweigs Straßen. In den Seitengassen wütet Rotmord, werden S.A.-Leute aus dem Hinterhalt niedergeschossen wie Freiwild — aber dort, wo der Marsch vorübergeht, dort stehen die Menschen und jubeln und jauchzen den Kämpfern des erwachenden Deutschlands zu. . .

Bei der Heimfahrt ist noch in aller Herzen die Begeisterung; sie wird gedämpft, als man wieder preußischen Boden erreicht, als man das braune Hemd wieder tief in den Tornister versenken muß.

Früh um 6 Uhr ist man zurück in Gera. Mancher hat kaum Zeit, noch einmal heimzugehen, dann ruft ihn wieder die Tagesarbeit.

Hinterher haben 30 Geraer S.S.-Männer 800 Mark Fahrtkosten aufzubringen — und von ihnen ist ein großer Teil erwerbslos. . .

◆

(Aus: „Zehn Jahre Kampf um Gera. Eine Geschichte der N.S.D.A.P. im Thüringer Osten". Dargestellt von Karl Heinz Albrecht. Sonderdruck einer Artikelfolge aus der „Geraer Zeitung" vom Oktober 1933.)

Digitized by Google

Der selbständige S.A.-Trupp Hakenfelde

Es waren 26 Männer, die zunächst diesen selbständigen Trupp bildeten. Die Führung übernahm Truppführer Bruno Krooß. Trupplokal wurde ein Lokal in der Streitstraße, wo in jeder Woche zweimal der Truppabend abgehalten wurde. Im Monat April 1932 traf uns das zweite S.A.-Verbot, an einem Tage, an dem gerade Truppabend sein sollte. Schon an diesem Abend tagte in unserem Lokal, als wir hinkamen, die S.P.D.! Wir stellten an diesem Abend einen Posten vor das Trupplokal, der alle eintreffenden Kameraden zur Laube von S.A.-Mann Hilgenreiner schicken mußte. Dort fand noch in derselben Nacht eine Beratung statt. Was machen wir nun? — — Verzweifeln gibt es nicht, nein, weiter geht unser Kampf, weiter mit unserem Führer Adolf Hitler, weiter bis zur Befreiung des deutschen Volkes. Unsere Hemden und Hosen konnte man uns wohl ausziehen, man konnte uns aber nicht den Glauben an unsere Sendung und damit den Glauben an unser Volk rauben. Bis zum Morgen warteten wir auf Sturmbannbefehle, und dann wurden wir ein — „Sportverein". Die Scharabende wurden in der Wohnung einzelner Kameraden, insbesondere bei dem verstorbenen S.A.-Mann Erich Kallweit, abgehalten. Die S.A. wurde nunmehr auf das schlimmste unterdrückt. Man wollte mit aller Gewalt alles, was überhaupt an S.A. erinnerte, ausrotten. Die S.A.-Heime wurden polizeilich geschlossen. Die Männer mußten dort aus ihren Betten heraus. Brotmesser wurden als „Waffen" beschlagnahmt. Hoheitsabzeichen waren selbstverständlich verboten. Die S.A. sollte eben mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Aber wir kamen auch über die schwere Zeit des Verbotes hinweg. Trotz Terror und Unterdrückung zogen wir in dem bekannten „Räuberzivil" nachts hinaus und trieben zwischen Spandau und Falkenhöhe unsere sportliche Ertüchtigung. Im Juli 1932 wurde das S.A.-Verbot aufgehoben, und wir konnten wieder unser Braunhemd, das wir in mehr oder weniger sinniger Weise dem Zugriff der Polizei entzogen hatten, am hellen Tageslicht tragen. Auf den Straßen starrte man uns groß an. Erstaunen bei den einen, Wut bei den andern und Überraschung bei allen. Wie ist das möglich? Die S.A. war doch aufgelöst! Wie kann sie da schon wieder einige Stunden nach der Verbotsaufhebung durch die Straßen marschieren?

Wir wurden wieder der selbständige Trupp Hakenfelde, aber ein richtiges Trupplokal konnten wir längere Zeit nicht finden und wechselten von einem Lokal zum andern. Kein Wirt wollte uns lange in seinem Lokal haben, mußte er doch immer damit rechnen, unsertwegen von den Marxisten belagert oder zu mindest boykottiert zu werden. Andere Stürme hatten mehr Glück gehabt mit ihren Lokalen; denn Seidel in der Achenbachstraße, Drechsel in der Wilhelmstraße, Bellof in der Charlottenstraße, Orlik in der Neuendorfer Straße, Rohe in der Schönwalder Straße und einige wenige andere waren schon immer nationalsozialistische Verkehrslokale gewesen. Leider konnten wir dort nicht unterkommen, weil diese Gaststätten meistens schon von anderen Stürmen besetzt waren. Da ging der „Lindengarten", ein in Spandau bekanntes Lokal, in andere Hände über, und es gelang unserem Truppführer Bruno Krooß, uns dieses Lokal zu sichern, das vorher ein Stützpunkt der S.P.D. und K.P.D. gewesen war. Zunächst verrichteten wir Aufräumungsarbeiten. In diesem Dreck, den die Kommune dort hinterlassen hatte, zu wohnen, war nicht unsere Art. Sauber nach innen und sauber nach außen, das waren wir gewohnt. Alles Material, das wir von der Kommune dort vorfanden, wurde in Anwesenheit des gesamten Trupps auf dem Hofe verbrannt. Wir renovierten den ganzen Laden. Betten wurden aufgebaut, eine Wachtstube wurde ein-

Digitized by Google

gerichtet, eine Küche und vieles mehr wurde von uns geschaffen. Mit Ausnahme eines Kameraden waren damals, der Zeit entsprechend, alle Männer im Trupp arbeitslos, und so war es möglich, in unserem neuen Heim den ganzen Tag zu arbeiten. Bald war alles in bester Ordnung. Die neun Betten wurden mit der ständigen Wache belegt. Von morgens 7 Uhr bis in die Nacht hinein war der gesamte Trupp tätig. Ein Tagesbefehl aus damaliger Zeit gibt heute Einblick in den Dienst des Trupps:

Tagesbefehl!

7 Uhr Antreten zum Baden
9 Uhr Frühstück
9.30 Uhr Ordnungsarbeiten
11 Uhr Sport
1 Uhr Mittagessen
3 Uhr Sport
5 Uhr Propagandadienst

Verteiler: Behnke, Felder I, Felder II, Ungar, Greiner, Wiegmann, Krüger, Kruchten, Bollmann I und Bollmann II

Vorbereitung: } Alle übrigen S.A.-Männer
Abfertigung: }

8 Uhr Abendessen
9 Uhr Straßenstreife

Küchendienst: S.A.-Männer Fisch, Krompholz und Batzer.

Das Frühstück bestand meist aus Marmeladenstullen, die nach der Frühарbeit besonders gut mundeten. Während von unserem „Schmorfaren" das Mittagessen bereitet wurde, hatten wir andere notwendige Arbeiten zu verrichten. So mußte z. B. für die Nachmittagspropaganda das Druckschriftenmaterial gekniffen werden oder wir gingen von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, vier Treppen rauf, vier Treppen runter, Vorderhaus, Hinterflügel, Seitenflügel und gaben unsere Propagandaschriften ab. Sehr häufig kamen wir dabei in Rededuelle und mußten zeigen, daß wir nicht nur mit der Faust, sondern auch mit dem Wort zu kämpfen verstanden. Fast täglich standen wir übrigens in dieser Zeit morgens in aller Frühe vor den Fabriken, um auch hier den arbeitenden Volksgenossen unsere Propaganda zu überreichen. Zwischendurch gingen wir stempeln und holten unsere Arbeitslosenunterstützung, mit der wir ja unsere Verpflegung bezahlen mußten. Eine angenehme Unterbrechung im Dienst war das Mittagessen. Gegessen wurde alles. Mit Hilfe unseres Kameraden Findeisen, der Schlächter von Beruf war und durch seine frühere Tätigkeit den Berliner Schlachthof gut kannte, war das Essen immer vorzüglich. Stets fand Findeisen Mittel und Wege, um für die Truppküche Fleisch zu „organisieren". Nachdem das Trupplokal in Ordnung gebracht worden war, veranstalteten wir ein Konzert, das äußerst stark besucht war und bei dem Oberführer Pretzel und Standartenführer Hell, der Führer der Standarte 1, der wir ja damals angehörten, zugegen waren.

Eines Morgens stand in großen Buchstaben an dem Zaun unseres Grundstückes geschrieben: „Zur Nazi-Mörderhöhle Lindengarten."

Bis zum Zaun wagte man sich also heran, herein aber kam keiner, um uns etwas derartiges zu sagen. Dazu waren die roten Gesellen zu feige. Ja, wenn man in einer vielfachen Übermacht angreifen konnte, dann war das Mordgesindel in seinem Element, und Kämpfe auf dieser Grundlage waren immer an der Tagesordnung. Daß wir paar Mann uns aber trotzdem durchsetzten und zu einem Faktor

Digitized by Google

wurden, mit dem man rechnen mußte, ist am besten in der kommunistischen Presse selbst zu lesen. Die „Welt am Abend" schrieb große Artikel über unseren Trupp, und man konnte u. a. lesen:

„Der Lindengarten, ein in Spandau bekanntes Restaurant, ist die größte S.A.-Kaserne Berlins. 250 Männer liegen dort in ständiger Bereitschaft. Diese 250 Männer sind vollkommen ausgebildet und verfügen über ein großes Waffendepot. Sie werden dort verpflegt und können jederzeit zum Kampf eingesetzt werden. Diese S.A.-Kaserne ist eine ständige Gefahr."

Die Folge von diesen Pressekügereien war, daß die Kommune eines schönen Tages mit Verstärkung aus Reinickendorf und aus Tegel — aus Tegel sogar per Dampfer — unser Trupplokal belagerte. Der vor dem Lokal befindliche Wald und die angrenzenden Straßen waren von diesen roten Strolchen dicht bevölkert. Einen Sturm wagte man aber auf unser Trupplokal nicht. Anscheinend hatte man doch zuviel Respekt vor den 15 S.A.-Männern, die im Trupplokal anwesend waren. Die Marxisten konnten von Glück sagen, daß nicht der gesamte Trupp von 41 Mann im Trupplokal anwesend war, denn sonst wäre wohl manchem von diesen roten Maulhelden doch die große Schnauze gestopft worden. Ja, 41 Mann stark war der Trupp unterdessen geworden. Allerdings nicht 250 Mann, wie die „Welt am Abend" von uns behauptete.

Besonders schwer hatten wir es vor den einzelnen Wahlen. Bei der Landtagswahl 1932 hatte man uns in großen Plakaten von den Anschlagsäulen als braune Mordpest bezeichnet. Die Regierung duldete das nicht nur, sondern förderte noch alles, was darauf ausging, uns zu vernichten. Die damalige Regierung versuchte, systematisch das Volk gegen uns zu hetzen. Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Korruptionsfälle übelster Art waren etwas Alltägliches. Unsere Zeitungen geißelten diese Übelstände und wurden dafür verboten. Die Wahrheit durfte nicht gesagt werden, das war den sauberen Herren nicht angenehm. Was fragten wir aber nach deren Meinung, und auch das Volk sah allmählich, was in Deutschland vor sich ging. Die vielen Schwindeleien, die von unserer Presse und unseren Rednern aufgedeckt wurden, gaben zu denken, und das Volk fing an, sich von den liberalistisch-marxistischen Ideen loszusagen und kam zu uns, zur N.S.D.A.P. Immer mehr Männer meldeten sich bei uns. Die besten wurden herausgesucht, und Ende Juli 1932 erreichte der selbständige Trupp Hakenfelde eine Stärke von 61 Mann und wurde zum Sturm erhoben.

◆

(Aus: „Geschichte des Sturm 2/14 Spandau".)

Digitized by Google

Im Kampf um die Weltanschauung*)

Soldat und Arbeiter

„Völkischer Beobachter", 24. April 1925.

Es gibt eine Menge tüchtiger Menschen, die mit ganzem Herzen deutsch fühlen, sich auch offen zum schärfer umrissenen nationalsozialistischen Staatsprogramm bekennen, denen aber das Wort Arbeiterpartei als eine neue Aufwärmung des alten Klassenkampfgedankens erscheint im Gegensatz zur angestrebten Volksgemeinschaft. Dieser Gedanke liegt allerdings nahe, dank der jahrzehntelangen marxistischen Propaganda, die den Begriff des Handarbeiters mit allen skrupellosen Mitteln zur Förderung des Klassenkampfes zur Zerschneidung des organischen Volkskampfes benutzte: denn in den sich immer verstärkenden Standes- und Klassenkämpfen fühlte sich der sogenannte bürgerliche Teil eben als Nicht-Arbeiter und trägt diesen Begriff bis heute mit sich herum. Den Begriff des Arbeiters aber wieder in die richtige Perspektive zu rücken, ist das Problem der nationalsozialistischen Bewegung. Sie will nicht eine Klassenbekämpfung, wo auf einer Seite der Handarbeiter und auf der anderen Seite der Bürger steht, sondern eine Volksgemeinschaft aller Arbeitenden gegenüber allen Schmarotzern. Diese Bezeichnung des Arbeiters, angewandt auf eine große Allgemeinheit, wird dem Begriff des Arbeiters den Charakter des Klassenkämpferischen nehmen und schon innerlich jene Versöhnung vorbereiten, die einst äußerlich das Kennzeichen eines völkischen Staates sein muß.

Die bürgerliche Seite hat zu bedenken, daß die Bezeichnung „Bürger" nichts Positives bedeutet, sondern nur die nichtssagende Tatsache einer Staatsangehörigkeit eines bestimmten Landes ausdrückt, wogegen dem Begriff des Arbeiters eine ganz bestimmte positive Leistungsidee zugrunde liegt. Gutgesinnten möge vielleicht ein anderes Beispiel klarmachen, worum es sich hier im wesentlichen handelt: als die Kandidatur des Generalfeldmarschalls Hindenburg bekannt wurde, hielt ein berühmter General eine Rede, in der er sagte, nun der beste Soldat des deutschen Heeres sich bereit erklärt habe, zu kandidieren, hätten alle die Pflicht, sich restlos für ihn einzusetzen. Hier ist der Begriff des Soldaten auch auf den höchsten Offizier des deutschen Heeres angewandt worden. Der Begriff des Soldaten, ursprünglich eingeengt auf den untersten Grad der Stufenleiter der Armeehierarchie, hat dadurch, daß er in seinem Wesen auch auf das gesamte Offizierkorps ausgedehnt wurde, seinen rangverbindenden Charakter bewährt. Ähnlich müßte auch die Bezeichnung „Arbeiter" den Charakter des reinen Handarbeitertums ver-

---

* Aus: Alfred Rosenberg: „Blut und Ehre", Ein Kampf für die deutsche Wiedergeburt. Reden und Aufsätze von 1919—1933. Herausgegeben von Thilo von Trotha. Zentralverlag der N.S.D.A.P. Frz. Eher Nachf., München 1934.

Digitized by Google

lieren, und ob einer Gelehrter, Techniker, Künstler oder Schriftsteller ist, alle Schaffenden sollte der Begriff des Arbeiters verbinden, und nur die Drohnen der Gesellschaft sollten sich auf ihre Titulaturen versteifen und sich außerhalb der schöpferischen Volksgemeinschaft stellen.

Der Begriff einer Arbeiterpartei im nationalsozialistischen Sinne ist also nicht eine Wiederholung des marxistischen Versuches, sondern das genaue Gegenteil davon! Ein nationalsozialistischer Politiker fühlt sich eins mit der gesamten deutschen Handarbeiterschaft, mit der er untrennbar verbunden ist, wenn es auch eine Menge Verhetzter heute einzusehen noch nicht in der Lage ist. Der Begriff des Soldatentums und des Arbeitertums soll einen anderen Klang erhalten als heute, wo sie noch zur Klassenverhetzung benutzt werden. Sie sollen in Zukunft zu dem Begriff der Volksgemeinschaft und der Arbeitsgemeinschaft zusammenfließen. Erst dann sind die innerlichen Voraussetzungen für die Errichtung eines nationalsozialistischen Staates geschaffen.

Die Fahne

„Völkischer Beobachter", 8. Juli 1926.

Jede echte Sehnsucht schafft sich ein Symbol. Beim Anblick eines solchen Symbols werden im schlichtesten Menschen alle Ideen, Persönlichkeiten, Erlebnisse lebendig, die sich an das Zeichen geheftet haben. Im alltäglichen Leben begreift so mancher gar nicht, welch starke ideenbildende Kraft in einem Menschenherzen wohnt, das sich beim Anblick einer Regimentsfahne plötzlich eins weiß mit jenen Tausenden, die in vergangenen Jahrhunderten unter dem in vielen Schlachten zerfetzten Banner gestritten und geblutet haben. Der deutsche Matrose, der die Fahne der „Nürnberg" schwang, ehe er als Letzter vor den Augen des Gegners in den Fluten versank, ist mystische Verkörperung einer Flagge geworden, in deren Flattern sich einst Deutschlands Größe verkörperte und die den deutschen Namen hintrug in die fernsten Länder.

Mit einer Fahne führt man Millionen in den Kampf, aber echten Wert hat eine Fahne nur, wenn sie Symbol eines aus dem menschlichen Urquell sprudelnden Lebensgefühls ist. Das ist das schwarze Hakenkreuz auf weißem Feld und feuerrotem Grunde. Das Hakenkreuz, das germanische Zeichen der Rasse und das Zeichen des Kampfes um die Werte unseres Volkstums. Die Farben Schwarz-Weiß-Rot waren das heilige Banner, unter dem das zweite Reich gegründet wurde und unter dem zwei Millionen deutscher Helden das Leben ließen. Jetzt stehen wir im Chaos. Aus diesem Chaos, gegen dieses Chaos ringen sich klar und hell für jeden Sehenden bereits die Idee und Gestalt des Dritten Reiches empor: das ewige Rassenzeichen und die heldenhaften alten Ehrenfarben in neuer uralter Form. Rasse und Ehre, Ehre und Rasse, das war es, was eine jede Fahne predigte, eine jede von den vielen, die am Sonntag, den 4. Juli, in der Frühe eng zusammenstanden und am Abend,

Digitized by Google

500 an der Zahl, gefolgt von immer neuen Kolonnen, an Adolf Hitler vorübergetragen wurden. Dieses dann auf dem Marktplatz versammelte Fahnenheer sprach später nochmals, wortlos, aber eindringlicher als alle Worte, das neue Bekenntnis aus.

Während der Delegiertentagung fiel zum ersten Male vor aller Öffentlichkeit das Wort, daß der Flaggenstreit bei uns innerlich und äußerlich bereits überwunden ist. Nicht nur Idee und Gestalt des Dritten Reiches zeichnen sich bereits auf dem dunklen Hintergrunde der Gegenwart ab, sondern auch das Symbol der Zukunft steht schon da: die Flagge des Dritten Reiches ist das nationalsozialistische Hakenkreuzbanner. Ihr Bekenntnis: der Staat ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Rassenschutz. Der Rassenschutz ist auch noch nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Idee der Nationalehre. Rasse und Volk sind die unerläßlichen Träger dieser Idee, die mit ihnen geboren wird und ohne sie sterben muß. Idee und Substanz sind letzte Phänome. Jede Rasse hat ihre große Idee, jede Idee sucht sich ihre Rasse.

Das fühlten instinktiv wohl alle jene Tausende, die eine große Sehnsucht nach Weimar trieb. Dort wird ihr Gefühl lebendiges und unerschütterliches Bewußtsein geworden sein. Die Pharisäer und Schriftgelehrten aller Konfessionen und Parteien werden zwar lachen — wie sie alle lachen, die morsch in ihrem Glauben wurden und doch anmaßend blieben: aber die, welche zur Hakenkreuzfahne schwuren, haben erlebt, daß die Fahnenweihe eine sakrale Handlung war, so schlicht sie sich auch darstellte, oder vielmehr, weil sie so schlicht war.

Und Ihr, die Ihr die Fahnen und Standarten tragt und hinter ihnen marschiert, seid Euch bewußt, daß Ihr um die größte Sache kämpft, um die je in Deutschland seit über tausend Jahren gefochten wurde. Und vergeßt nicht, wer Euch zur Idee auch das Symbol geschenkt hat: Adolf Hitler!

Die Schutzfärbung

„Völkischer Beobachter", 27. März 1933.

Eine Eigenschaft vor allen anderen hat dem deutschen Volke furchtbare Zusammenbrüche eingetragen: die Großherzigkeit. Immer setzte der gerade denkende Deutsche bei Partnern, Mitkämpfern und Gegnern eine ähnliche Geistesanlage voraus, so daß er fein gesponnene Intrigen, Verschwörungen, Verrätereien übersah, bis diese ihn in große Konflikte stürzten. Überlebensgroß erscheint diese gefährliche, aber doch wieder grandiose Charakterveranlagung im Siegfried dargestellt, der allen zu helfen bereit war, mit genialer Arglosigkeit den bittersten Gegnern die Hand reichte — bis ihn der tückische Speerstoß niederschlug. Aber — und auch das ist Lebensgesetz:

Digitized by Google

die Verräter gehen irgendwie an ihrer Tat zugrunde, gerade deshalb, weil sie die lebendigen Stützen großer Charakterwerte zernagen, fällen. Denn dann gibt es keine mögliche Lebensform mehr, sondern nur noch Verschwörung, Kampf aller gegen alle.

Aber aus tiefem Fall erhebt sich dann oft doch noch diese mit Riesenkraft verbundene Großherzigkeit zu gewaltigem Zorn. Und dann duckt sich das Levantinertum, Sophistentum, um zischelnd seinen „guten Willen" zu bekunden.

Wir haben es nach derartigen Erhebungen dann erlebt, daß nach dem Siege die Großmut wieder auftauchte und den Recken um die Früchte seiner Erfolge brachte. In dieser Situation stehen wir heute. Alle seit Jahrzehnten, Jahrhunderten verbundenen Feinde des deutschen Gedankens haben — besonders seit dem 5. März — Schutzfärbung angelegt. Sie betonen ihre „Aufbaubereitschaft", anerkennen die Volkserhebung, sprechen wieder von den großen Überlieferungen Deutschlands. Sie, die kürzlich noch das Heldenideal als „dümmstes aller Ideale" hinstellten, schwärmen heute von Potsdam. Sie, die die deutschen Soldaten als „professionelle Mörder" beschimpften, preisen heute die Zucht der deutschen Reichswehr. Sie, die Adolf Hitler mit der Hundepeitsche aus Deutschland treiben wollten, loben jetzt seine „große staatsmännische Rede". Sie haben Hitlers Peitschenhiebe alle gefühlt, sie sind aber viel zu feige, um etwa dagegen aufzutreten. Nein, sie biedern sich jetzt in Deutschland an, verleugnen alle bisher so oft gepriesenen internationalen Bindungen, zugleich aber hetzen alle ihre Rasse- und Geistesgenossen gegen das erwachte Deutschland in einer Weise, der sich nur noch die Kriegsgreuelpropaganda an die Seite stellen läßt. Denn die Einstein und Feuchtwanger, das waren und sind doch die verhimmelten Größen des Berliner und Frankfurter Asphalts, die niemals anders gewesen waren als wie sie heute erscheinen. Die Gefahr für die deutsche Nation besteht also darin, daß ihre Großherzigkeit wieder mit Erfolg angerufen wird. Daß man ihr zumutet, alles zu vergessen, alle hemmungslosen Beschimpfungen Deutschlands zu vergeben, an den Novemberverrat nicht mehr zu denken, die dreihundert Toten unserer Bewegung für immer vergraben sein zu lassen. Jetzt, da jeder äußere Widerstand unmöglich geworden ist, will man als „Freund" das erreichen, was man als Feind nicht zu erreichen vermochte. An die Stelle der überwiegend physischen Gefährdung ist die seelische Bedrohung getreten. Der harmlose Bürger freut sich vielleicht über die „Umkehr" gewisser Blätter und stellt ihre Dirigenten auf gleiche Stufe mit der beginnenden Einsicht anständiger, nur verwirrter Volksgenossen.

Hier hat die N.S.D.A.P. jetzt wachsam zu sein. Sie darf jetzt keine falsche Großmut kennen, sondern muß unbeirrt um schamlose Hetze und ebenso schamlose Anbiederung ihre Grundsätze vertreten und immer mehr im praktischen Leben verwirklichen. Nicht mit „Pogroms", nicht mit „Zähneeinschlagen" und „Augenausstechen", wie es die Hebräerschaft in der ganzen Welt herumlügt, sondern durch legale staatliche Maßnahmen, die keinen Zweifel mehr darüber aufkommen lassen, daß der Deutsche wieder Herr in dem eigenen Hause geworden ist, das man ihm 1918 gestohlen hatte.

Digitized by Google

Die anderen Staaten aber machen wir darauf aufmerksam, daß diese Regelungen des deutschen Lebens eine rein innerpolitische Angelegenheit des deutschen Reiches sind, in die wir uns einmal für immer Einmischungen verbitten müssen. Wir gestatten uns jedoch, darüber hinaus noch auf etwas anders hinzuweisen.

Wenn 600 jüdische Vereinigungen Neuyorks an die Regierung der U.S.A. und anderer Staaten das Verlangen richten, diplomatische Schritte gegen Deutschland zu unternehmen, den Boykott deutscher Waren zu verhängen oder gar bewaffnete Interventionen ins Auge zu fassen, so schließt ein solches Verlangen die allergrößte weltpolitische Unverschämtheit ein. Die Staaten der Welt sollen Exekutivorgane des in seiner Vorherrschaft bedrohten Judentums sein, ganz gleich, ob sie auch wichtigste Interessen mit dem Deutschen Reich verbinden!

Man darf gespannt sein, wie dieser herausfordernde Versuch der Herabwürdigung der Staaten unter alljüdische Sonderinteressen ausgehen wird. Vielleicht wird gerade durch dieses Verlangen das Verständnis für die Notwendigkeit der Reinigung des deutschen Lebens geweckt?!

Es ist geradezu ein Wunder zu nennen, daß den Juden in Deutschland eigentlich gar nichts geschehen ist, daß nur nach und nach die geraubten Rechte der Deutschen in Politik und Kultur wiederhergestellt werden, denn für die 14jährige offene Beschimpfung Deutschlands hätte die Judenheit ein ganz anderes Schicksal verdient.

Jedenfalls heißt es jetzt für uns: nicht weich werden, sondern hart und gerecht bleiben. Nicht „großherzig", sondern stündlich wachsam. In diesem Zeichen steht die kommende Arbeit, und die N.S.D.A.P. wird auch diese zweite Etappe ihrer Mission vollenden.

Digitized by Google

Matthes Ziegler:

Nürnberg

Die Stadt der kaiserlichen Reichstage und der N.S. Parteitage

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Dich, nimmer noch veraltet —
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Max von Schenkendorf.

Man hat Nürnberg als das Schatzkästlein des Deutschen Reiches bezeichnet. In der Tat, es gibt kaum eine zweite deutsche Stadt, die in gleicher Weise jahrhundertelang Brennpunkt deutscher Geschichte war und das Erbe einer reichen Vergangenheit mit gleicher Kraft bis zur Gegenwart lebendig bewahrt hat.

Wenn die Sage den Nürnberg beherrschenden Burgberg — einen mächtigen im Tale der Pegnitz einsam ragenden Sandsteinfelsen des Fränkischen Juras — einst von einem weit in Feindesland vorgeschobenen Vorpostenkommando der römischen Limeswacht besetzt wissen will, so knüpft sie ganz instinktiv an die natürliche Gegebenheit an, der Nürnberg seine Entstehung verdankt, nämlich an seine überaus günstige Lage. Dieser Sandsteinfelsen mag wohl schon in frühgeschichtlicher Zeit den Bewohnern des Pegnitz- und selbst des Regnitztales zur Fluchtburg geworden sein; seine strategische Bedeutung mußte bei der Rückgewinnung des germanischen Ostens, vor allem des zwischen Regnitz, Main und Fichtelgebirge gelegenen ostfränkischen Nordgaues zur Bildung einer Siedlung führen, die sich mehr und mehr zur Stadt entwickelte. Trotzdem wird der Name „Nourenberc", dessen Sinndeutung so viele Rätsel aufgegeben hat, erst in einer Urkunde des Jahres 1050 zum ersten Male genannt; zugleich erhält die aufstrebende Siedlung von Kaiser Heinrich III. Marktgerechtigkeit, Zoll und Münze verliehen. Damit waren die Grundbedingungen gegeben für eine Entwicklung Nürnbergs zu der Handelsstadt, über die in immer steigendem Maße der Güteraustausch Italiens, Österreichs und Ungarns, ja sogar des Orients mit den Nord-Ostseeländern und den mitteldeutschen und rheinischen Industrie- und Handelsorten führen sollte.

Aber Nürnberg wäre letztlich ein strategisch und handelspolitisch wichtiger Punkt geworden wie viele andere Städte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wenn es sich nicht von seinen frühesten Anfängen an der besonderen Gunst der deutschen Kaiser erfreut hätte. Der große Hohenstaufe,

Digitized by Google

Friedrich Rotbart, ließ die Nürnberger Kaiserburg erbauen, in der deutsche Kaiser nun oft wochenlang Wohnung nehmen sollten. Nürnberg wurde der bevorzugte Ort kaiserlicher Hoftage. Auf dem Reichstag des Jahres 1219 bestätigte und erneuerte Friedrich II. die Rechte der reichsunmittelbaren freien Stadt. „Niemand im ganzen Reich darf einen Nürnberger Bürger zum Kampfe fordern." „Keinem Nürnberger Bürger darf der rechtmäßige Lehengenuß von Lehenherrn entzogen, noch gegen ihn mit dem Lehenrecht vorgegangen werden." So heißt es im Nürnberger Freiheitsbrief, der dem Nürnberger Handel durch Zollfreiheit und besondere Münzrechte eine unerhörte Vorzugsstellung einräumt. Kaiser kommen und gehen, aber Nürnberg bleibt des Reiches Mittelpunkt. Ludwig der Bayer kehrte nicht weniger als siebzigmal in Nürnbergs Mauern ein und stieg ab bei den reichen Kaufleuten der Stadt. Die Krönung aller kaiserlichen Privilegien brachte Nürnberg die Goldene Bulle Karls IV., die von Nürnberg aus erlassen, bestimmte, daß jeder neugewählte deutsche König seinen ersten Reichstag in Nürnberg abzuhalten habe. Kaiser Sigismund ergänzte den Erlaß seines Vaters noch durch die Übergabe der Reichsinsignien in die Obhut des Nürnberger Rates mit der 300 Jahre lang befolgten Weisung, sie nach jedem Osterfeste auf dem Markt öffentlich dem Volke zu zeigen.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die Stadt unter einem solchen dauernden kaiserlichen Schutz rasch emporwuchs und nacheinander zwei Mauerringe sprengte, bis sie im 15. Jahrhundert die Befestigungsanlagen erhielt, die den neu aufkommenden Feuerwaffen standhalten konnten, und die auch heute noch fast vollständig erhalten sind. Es ist selbstverständlich, daß unter der Führung der ratsfähigen Geschlechter Handel, Handwerk und Gewerbe einen gewaltigen Aufschwung nahmen. Er konnte weder durch vorübergehende innere Spannungen, wie sie etwa durch den Handwerkeraufstand der Jahre 1348/49 erzeugt wurden, noch durch die ständigen Reibereien mit den unangenehmsten Feinden der Stadt, den Ansbacher Markgrafen, oder durch die „Rauberey und Placherey" des Raubrittertums nachhaltig gestört werden. Aber es ist keineswegs selbstverständlich, daß diese reiche Handelsstadt auch Höchstleistungen auf allen Gebieten des mittelalterlichen Kunstlebens hervorbrachte, Höchstleistungen, die erst eigentlich ihren Ruf weit über die Grenzen der Welt des Mittelalters hinaus begründet haben. Erzgießer Peter Vischer, Holzschnitzer Veit Stoß, Steinhauer Adam Krafft, der Schusterpoet Hans Sachs und allen voran der deutscheste Maler und Zeichner Albrecht Dürer — das sind Namen, die in der Geschichte der deutschen Kunst einen hervorragenden Klang haben. Aber man täte den vielen unbekannten Meistern Unrecht, würde man die stolzen Kirchen, das breit wuchtende Rathaus, die stattlichen Bürgerhäuser und die vielen Brunnen, Tore, Erker und Höfe nicht wenigstens erwähnen. Wer einmal durch die engen Straßen der gotischen Häuserreihen Alt-Nürnbergs geschritten ist, und von der romanischen Burgkapelle kommend, vorbei an der halb romanischen, halb gotischen Sebalduskirche und dem Renaissancebau des Rathauses, den Marktplatz und schließlich den Ägidienplatz mit seinen Renaissancehäusern und seiner Barockkirche betrat, der weiß, was es heißt: Alt-Nürnberg ist steingewordene deutsche Kunstgeschichte.

Digitized by Google

Mit seinen unsterblichen großen Meistern hatte Nürnbergs Entwicklung zugleich ihren Höhepunkt erreicht. Zwar wurden seine Mauern auch zu Schutzmauern für Reformation und Humanismus: Luthers und vor allem Melanchthons Namen sind für immer mit Nürnberg verknüpft, und die beiden Nürnberger Willibald Pirkheimer und Conrad Celtis zählen zu den bekanntesten Humanisten. Zwar gewann Nürnberg im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen durch zwei seiner Söhne abermals Weltruf: durch Martin Behaim, den Seefahrer und Schöpfer des ersten Globus, und durch Peter Henlein, den Erfinder der Taschenuhr. Aber mit der Entdeckung der neuen Welt und der alsbaldigen Verlagerung der Haupthandelsstraßen nach dem Westen und dem Nordwesten schwanden die Vorbedingungen für den Wohlstand einer sorglosen Blüte, und mit der Verwelschung und Ohnmacht des deutschen Kaisertums war das Schicksal der stolzen Reichsstadt endgültig besiegelt.

Der Dreißigjährige Krieg, der den Schwedenkönig Gustav Adolf in die Mauern der allzeit protestantischen Stadt führte, traf Nürnbergs Kraft und Wohlstand vernichtend, wenn ihm auch das Schicksal Magdeburgs erspart blieb. Während im Norden Deutschlands die Hohenzollern, die einstigen Burggrafen Nürnbergs, den Grundstein für Preußens Größe legten, sank Nürnberg im Laufe der Zeit immer mehr zur Provinzstadt herab, die von ihrer großen Vergangenheit lebte und vergrämt und engherzig wurde. Der Pegnesische Blumenorden der Pegnitzschäfer ist die kennzeichnende Schöpfung dieser Verkleinstädterung. Als Nürnberg im Jahre 1806 seine Reichsfreiheit verlor und an die bayerische Krone fiel, da war es eine verschuldete Stadt wie viele andere, die erst durch die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung erlebten. Im Schutze des Zweiten Reiches ließen die weltberühmten Nürnberger Industriewerke einen mächtigen Kranz von Vorstädten rings um die Altstadt erstehen, aber es fehlte dieser Blütezeit das, was einst Nürnbergs einzigartige Stellung begründet hatte: die metaphysische Verknüpfung mit dem Reich durch die persönliche Verbindung mit seinem Träger und Führer. Diese wurde Nürnberg in einer ganz einzigartigen Weise wiedergeschenkt durch den Führer und Kanzler des Dritten Reiches, Adolf Hitler.

Wenn der Führer während der Kampfzeit in Nürnberg sprach, dann hatte seine Stimme einen eigenen Klang, und aus seinen Augen leuchtete ein tiefes Leuchten. Denn Nürnberg war und ist ihm sein Nürnberg, die Stadt, die ihn stets mit heimatlicher Wärme empfing, und die unter dem Hakenkreuzbanner von Jahr zu Jahr sichtbarer zusammenwuchs zu einer felsenfesten Einheit, die würdig war wie einstmals Traditionsträger des Reiches zu sein. Wenn der Führer bestimmte, daß fortan stets in Nürnberg, das die deutschen Tage der ersten Nachkriegsjahre und die großen Parteitage der Kampfzeit erlebte, in zweijährigem Abstande die Parteitage der nationalsozialistischen Bewegung stattfinden sollen, so gab er Nürnberg damit die Würde der Reichsstadt und den Mythus der Reichsunmittelbarkeit wieder.

Digitized by Google

Die Eiserne Jungfrau

Wir Nürnberger sind stolz auf unsere alten Sagen, weil ein gut Teil Geschichte unserer Stadt und unserer Vorfahren, aber auch ein Abbild unseres Wesens in ihnen verborgen liegt.

Nur eine Sage lieben wir nicht: die Sage von der Eisernen Jungfrau und es betrübt uns, daß gerade sie in der weiten Welt bekannt ist und daß fremde Zungen böswillig behaupten, nur „die Grausamkeit der Deutschen" hätte solch ein gräßliches Marterinstrument erfinden können.

Sie sieht ja auch wahrhaftig schreckenerregend aus, diese seltsame Jungfer, die nach langer Wanderung endlich im fünfeckigen Turm der Burg ihre Bleibe gefunden hat. Ein eiserner Mantel hüllt sie von oben bis unten ein. In seinem Innern sind spitze Dolche zu sehen, die sollen dem armen Sünder beim Zuschlagen der Türen in die Augen und in die Brust eingedrungen sein. Besonders rohe Gemüter erdachten die Mär, daß der zerstückelte Leichnam durch eine Klappe in die Pegnitz hinabgefallen sei und dort von den Fischen gefressen wurde. Aber das ist alles Lüge.

In neuerer Zeit ist es geglückt, die Wahrheit über die Eiserne Jungfrau im einzelnen zu erforschen und so wurde zunächst nachgewiesen, daß dieser wenig liebenswürdige Gast vor kaum hundert Jahren erst nach Nürnberg gekommen sei. Ein vermögender Bürger hatte die eiserne Dame drüben in Böhmen gekauft, um sie zu Nürnberg in seiner Altertumssammlung als grausames Marterwerkzeug zu zeigen. Dieser Mann tat das aber nicht etwa, um aus der Neugier und der menschlichen Freude an Quälereien ein Geschäft zu machen. Er handelte vielmehr in dem Glauben, daß die eiserne Gestalt auch wirklich so furchtbar gewesen sei wie ihr sagenhafter Ruf und daß sie deshalb in einer vollständigen Sammlung von allerlei Peininstrumenten nicht fehlen dürfe. Auch gab es gelehrte Bücher, in denen die Eiserne Jungfrau als ein schreckliches Hinrichtungsgerät geschildert wurde. Man hat sich lange Zeit von solchen Aufzeichnungen täuschen lassen. Aber nun wissen wir endlich, daß die eiserne Figur vor Hunderten von Jahren gar nicht so schreckenerregend war wie heute. Damals trug sie noch einen bunten Mantel. Auch stand sie nicht in einer düsteren Kammer, sondern frei in einem Schloßhofe und zwar zu Elbogen bei Karlsbad.

Und was war ihr Zweck und ihre Bestimmung? Das will ich euch sagen: In diese eiserne Hülle wurden Frauen und Mädchen, die etwas Übles getan hatten, nach dem Richterspruch des Schloßherrn auf längere oder kürzere Zeit eingesperrt und öffentlich ausgestellt. Oben mußten die armen Sünderinnen herausgucken und sich den Leuten zeigen; denn das Gesicht der Eisernen Jungfrau, das ihr heute sehen könnt, ist erst in neuerer Zeit eingefügt worden. Ebenso sind die Dolche im Innern der Türen nichts anderes als eine Erfindung des vergangenen Jahrhunderts. An ihrer Stelle waren ursprünglich nur kurze Holzspitzen, ähnlich wie bei den Folterwiegen und Marterstühlen. Sie sollten dazu beitragen, daß den Eingekerkerten die Stunden des Prangerstehens nicht gerade angenehm und kurzweilig verstreichen konnten. Also keine unmenschliche Tötungsmaschine, sondern eine Prangerfigur ist die Eiserne Jungfrau.

Und alles Schreckliche, was man von ihr erzählt, ist eine garstige Sage, die wir Nürnberger nicht zu den unsrigen zählen.

Digitized by Google

Der Nürnberger Trichter

Im weiten deutschen Land, in den Dörfern wie in den Städten kennt man ein Allheilmittel gegen die Dummheit: den Nürnberger Trichter.

Wenn ein Kind das Einmaleins nicht in den Kopf bringt oder sich nicht merken kann, welche Wörter man groß und welche man klein schreibt, dann wünscht man nichts sehnlicher herbei als den Nürnberger Trichter. Mit seiner Hilfe soll den Dummen die Weisheit aus Flaschen in den Kopf eingegossen werden.

Ja, das wäre wohl eine große Wohltat und eine feine Erleichterung für alle Eltern und Lehrer, wenn es den Nürnberger Trichter auch wirklich gäbe. Aber er ist natürlich bloß die sagenhafte Erfindung irgendeines Witzboldes.

Gewiß aber werdet ihr euch schon Gedanken gemacht haben, woher das Gerede von dem Nürnberger Trichter eigentlich käme und wie es zu deuten wäre.

Manche gelehrten Herren behaupten, mit dem Trichter sei ein großes zinnernes Horn gemeint, das Kaiser Friedrich III. gießen ließ, als er im Jahre 1487 zu Nürnberg einen glänzenden Reichstag abhielt. Mit diesem Horn sollten die Stunden verkündet und die Fürsten und Ratsherren zu den Zusammenkünften gerufen werden.

So groß und mächtig war dieses Horn, daß man es mit dem Munde gar nicht blasen konnte. Es mußte immer erst ein Blasbalg getreten werden, ehe es erdröhnte, dann brummte es wie die tiefe Pfeife einer Orgel. Es gab aber auch damals schon Räuber und Diebe, die das Horn gern besessen hätten, weil es aus reinstem Zinn gegossen war. Und eines Tages ist das Prachtstück wirklich verschwunden gewesen und mit ihm die beiden Wächter des Sinweltturms, von denen der eine ein Nadler war. Die hatten das Horn in einer finsteren Nacht heimlich mit Seilen vom Turme heruntergelassen. Das Zinn haben sie wahrscheinlich eingegossen und um teueres Geld verkauft. Aber dann hat man später ein ähnliches Horn nach diesem Vorbild angefertigt und das zeigte man, und zeigt es vielleicht auch heute noch in der obersten Kammer des fünfeckigen Turmes. Man sagt, daß von diesem wie von dem erst erwähnten trichterförmigen Geräte sich die Redensart vom Nürnberger Trichter herleite.

Jedoch eine andere Erklärung will viel glaubhafter erscheinen: Da hat anno 1648 ein berühmter Nürnberger Poet, der Begründer der Dichtervereinigung des Pegnesischen Blumenordens, Georg Philipp von Harsdörfer, ein Büchlein herausgegeben mit dem Titel: „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen.“ Dieser kluge Mann hatte also ein Lehrbuch verfaßt, mit dessen Hilfe alle Leute die Dichterei angeblich so schnell erlernen könnten, als würden ihnen die Gedanken und schönen Worte, die Reime und Versfüße, die Bilder und Klangspiele mit einem Trichter in den Kopf eingegossen.

Über einen solch lächerlichen Buchtitel mag man sich aber damals schon sehr belustigt haben und mit dem Gespött über dieses Büchlein mag dann wohl auch die Redensart vom Nürnberger Trichter aufgekommen sein. Sie hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten; denn es scheint immer noch Leute zu geben, die ein solches Gerät nötig hätten. Nun, — sie mögen sich unseren Trichter ausborgen. Er ist ja wohl meistens unterwegs: denn wir Nürnberger bekommen ihn nie zu sehen.

◆

(Aus: „Alt-Nürnberg“, Sagen, Legenden und Geschichten erzählt von Franz Bauer. Verlag der Kornschen Buchhandlung, Nürnberg.)

Digitized by Google

Das schön New Lied von dem Epple von Geilingen

Es war ein frischer Reutersmann,
Der Eppele von Geylingen ist ers genanndt,
Er reit zu Nürnberg aus und ein,
Ist der von Nürnberg abgesagter Feind.

Er reyt zu Nürnberg für des schmides Hauß,
Hör lieber schmid, tritt zu mir rauß.
Hör lieber schmid nu loß dir sagen,
Du sollt mir mein Roß vier eysen aufschlagen.

Beschlag mir sie wol und beschlag mir sie eben,
Ich will dir ein guten Lohn drum geben.
Da griff er in die taschen sein,
Gab jm vil der roten gülden fein.

Lieber schmid du solt nit vil davon sagen,
Deine Herrn, die müssen mirs wohl bezahl'n.
Er reyt wohl für das Wechselhauß,
Er nahm den von Nürnberg ihr sylbernes Vogelhaus.

Er reyt wohl auf den Geyersperg
Er macht den von Nürnberg ihr Vogelhauß lähr.
Sie schickten jm ein Botten hinab,
Wo der Eppele von Geilingen wolt liegen die Nacht.

He lieber Bott so ich dich muß fragen,
Was hörst du von Eppele von Geilingen sagen?
Das magst du wohl für ein wahrheit jehen,
Du habst ihn mit deinen Augen gesehen.

Da reyt er unter das Frauenthor,
Da hing er ein par Reuterstiffel darvor.
Thorwechter, lieber Thorwechter mein,
Weß mögen diß par Reuterstiffel sein?

Sie seynd eines freyen Reutersmann,
Der Eppele von Geylingen ist er genanndt.
Er nahm die Stiffel auf sein Gaul
Und schlugs dem Thorwechter um das Maul.

Se hin, Thorwechter, so hastu deinen Lohn,
Das zeig deinen Herrn von Nürnberg an.
Der Thorwechter war ein behender Mann,
Und sagts seinen Herrn und einer ganzen Gemein.

Sie schickten zwen und siebenzig Reuter ongfer,
Wo der Eppele von Geylingen hingekommen wär.
Jr Söldner, euer Gefangner will ich nit sein,
Sind euer zwen und siebenzig, bin ich nur allein.

Digitized by Google

Sie trieben jn hinter ſich her auf ein hohen ſtein,
Der Eppele von Geylingen ſprengt in den Main.
Jr Nürnberger Söldner ſeid nit ehren werdt,
Euer keiner hat ein gutes Reuterpferd.

Wie bald er ſich auß dem Sattel ſchwang,
Und zog ſeine neue par Stifel an.
Da reyt er über ein Auen, war grühn,
Begegnet jm ein Kaufmann, der daucht ſich kühn.

Höre, lieber Kaufmann, nun laß dir ſagen,
Wir wollen einander umb die Taſchen ſchlagen.
Der Kaufmann war ein behender Mann,
Er gürt dem Eppelein von Geylingen ſein Taſchen an.

Des Kaufmanns er gar wohl vernahm,
Eine Peurin jm auf der Straßen bekam.
Die Peurin fraget er auf der ſtet,
Was man von Eppele von Geylingen ſagen thet.

Die Peurin jm ein Antwort gab,
Der Eppele von Geylingen war ein naſſer Knab.
So ſag mir, du liebe Peurin ſchon,
Was hat dir der Eppele von Geylingen gethon?

Der Eppele von Geylingen ſich bald bedacht,
Wie bald er da ein feuer aufmacht.
Er nahm das Schmalz und macht es warm
Und ſtieß jr die Hand hinein bis an die Arm.
Se hin, ſo haſt du deinen Lohn,
Und ſag, der Eppele von Geylingen hab dirs gethon.

◆

(Altes Volkslied aus dem 16. Jahrh., vgl. Uhlands „Alte Volkslieder", I, 214.)

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Außenpolitische Rundschau

Die im Zusammenhang mit der Überreichung dreier Vertragstexte durch die englischen Botschafter in Berlin, Rom und Warschau aufgeworfene Frage eines Ost-Locarno-Paktes sowie der damit in Verbindung stehende sogenannte Dachvertrag, gaben der Weltpresse Gelegenheit, sich eingehend mit dem ganzen Fragenkomplex zu befassen. Trotzdem man in Paris der außenpolitischen Initiative des Herrn Barthou großes Lob spendete und die gewünschte Annahme der Vertragsentwürfe durch die in Betracht kommenden Partner als einen großen Schritt zur Konsolidierung Europas bezeichnete, wurden in anderen Ländern Stimmen laut, die in einem Abschluß solcher Pakte, wie sie von Frankreich befürwortet werden, keinen Vorteil zu erblicken vermögen, zumal da die Vorkriegspolitik Frankreichs bewiesen hat, daß man in Paris sich stets von der Erkenntnis tragen ließ, derartige Bündnisse zu einer Einkreisungspolitik gegen Deutschland zu benutzen und ihnen somit rein militärische Absichten unterstellte.

Unerwartet wurde der französische Ministerrat zu einer Tagung nach Paris einberufen, um den Konflikt, der sich in Verfolg der Untersuchungen des Stavisky-Ausschusses zwischen dem Minister Tardieu und dem ehemaligen Minister Chautemps ereignet hatte, zu klären. Tardieu hatte gegen Chautemps die Anschuldigung erhoben, von den Schiebungen Staviskis gewußt und nichts getan zu haben, um die Schuldigen der gerechten Strafe zu überantworten. Chautemps, der nach seinem Sturz den Vorsitz der radikalsozialistischen Kammerfraktion übernahm, machte wegen dieser Vorwürfe, die er als verleumderisch und haltlos bezeichnete, seine Parteifreunde mobil, die die Drohung aussprachen, das „Kabinett des Burgfriedens" zu verlassen, um dadurch wieder freie Hand gegenüber der Regierung Doumergue zu gewinnen. Ministerpräsident Doumergue, der sich bereits auf seinem Landsitz befand, kehrte in Eile nach Paris zurück und nur mit vieler Mühe und unter vollem Einsatz seiner Person gelang es ihm schließlich, eine drohende Krise zu vermeiden und damit den Bestand des Kabinetts vorläufig zu erhalten.

Eine außerordentliche Überraschung brachten die plötzlichen Ereignisse in Österreich, die den Tod des Bundeskanzlers Dollfuß im Gefolge hatten. Daß in Österreich nach der blutigen Februar-Revolte keine Ruhe eintrat, bewiesen die sich täglich mehrenden Sprengstoffanschläge, unter denen das Land erzitterte und die erkennen ließen, daß die Erbitterung weiter Volkskreise gegen das Regierungssystem mehr und mehr anschwoll. Der in Wien unternommene Putsch erhielt seinen Auftakt durch die Besetzung des Rundfunkgebäudes, wobei der österreichische Gesandte in Rom, Dr. Rintelen, zum Bundeskanzler ausgerufen wurde, den die das Bundeskanzleramt besetzenden Putschisten bereits bei ihrem Eintreffen dort vorzufinden glaubten. Allein durch diese Tatsache ist unter Beweis gestellt, daß die Aufrührer bei ihrem Vorhaben in erster Linie nur an einen Personenwechsel innerhalb der Regierung dachten, zudem bekannt ist, daß Dr. Rintelen jahrelang einer der am meisten genannten Führer der christlich-sozialen Partei Österreichs war, mithin also ein Parteifreund von Dr. Dollfuß, der von diesem mit einem der wichtigsten Posten im Ausland betraut worden war.

Dadurch werden all die Lügen, die wider besseres Wissen eine Verbindung der Putschisten mit der deutschen Reichsregierung das Wort redeten, entkräftet. Die deutsche Regierung hat 1. durch die Abberufung des Gesandten in Wien, der ohne sein Zutun in die dortigen Ereignisse mit hineingezogen wurde, 2. durch die sofortige Verhängung der Grenzsperre und 3. durch die Betrauung des Vizekanzlers von Papen mit einer Sondermission nach Wien gezeigt, daß sie es 1. strikt ablehnt, sich in die innerpolitischen Verhältnisse Österreichs einzumischen und 2. alles was in ihrer Kraft steht zu tun bestrebt ist, um ein gutes Einvernehmen zwischen Österreich und dem Reich zu erzielen. Dieses Vorhaben kann aber nur dann in Erfüllung gehen, wenn man innerhalb der österreichischen Regierung zu der Einsicht gelangt ist, daß die

Digitized by Google

Kampfstellung gegenüber dem Reich, ohne deren Aufgabe sich keine Verständigung herbeiführen läßt, aufgegeben wird.

Durch das erfolgte Ableben seines Staatsoberhaupts, des greisen Generalfeldmarschalls von Hindenburg, wurde ganz Deutschland in tiefe Trauer versetzt. In den siegreichen Schlachten des vergangenen Jahrhunderts und bei der Kaiserkrönung im Spiegelsaal von Versailles war Hindenburg Zeuge des gewaltigen Aufstieges des Deutschen Reiches. Im Weltkrieg, wo ihm die schwere Aufgabe zufiel, Ostpreußen von dem Russeneinfall zu befreien, zeigte er durch den überwältigenden Sieg von Tannenberg seine Feldherrnkunst, die stets ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte einnehmen wird. Nachdem ihm der Oberbefehl über die gesamte Deutsche Armee übertragen wurde, reihte er Sieg an Sieg an die deutschen Fahnen und führte die deutsche Armee nach Ausbruch der schmachvollen Revolution nach der Heimat zurück. Damit schien für ihn die Zeit gekommen, um in Ruhe seinen Lebensabend zu beschließen. Doch wiederum will es das Schicksal anders, und als im Jahre 1925 an ihn der Ruf erging, sich als Kandidat für das hohe Amt des Reichspräsidenten zur Verfügung zu stellen, willigt der Marschall ein, um durch die Übernahme dieses hohen Postens auch hier wieder dem Vaterland einen Dienst zu erweisen.

Durch die Berufung des Führers zum Reichskanzler am 30. 1. 1933 gab Hindenburg seinen Willen kund, dem aus Not und Schmach geborenen Dritten Reich den Boden zu bereiten, und es bleibt das unsterbliche Verdienst des greisen Recken, auch dem jungen Staat seine Arbeitskraft zur Verfügung gestellt und an seinem Aufbau mitgewirkt zu haben.

Deutschland hat Abschied genommen von Hindenburg, den es im Tannenberg-Denkmal zur ewigen Ruhe gebettet hat, doch im Geiste wird der Marschall ebenso unter uns weilen, wie die Toten des Weltkrieges und der nationalsozialistischen Revolution.

In England ist das Parlament in die Ferien gegangen, nachdem bei seiner letzten Tagung die Luftaufrüstung wieder im Vordergrund des Interesses stand und Lord Baldwin besonders von den Kreisen der Konservativen bestürmt wurde, noch vielmehr Mittel als bisher für die Luftwaffe zur Verfügung zu stellen. Die Äußerung Baldwins „Englands Grenze liege am Rhein" wurde vielfach kommentiert und verdient ebenso eine Zurückweisung wie die Äußerungen Winston Churchills, der die Gefahr eines deutschen Luftangriffes auf England an die Wand zu malen glaubte. (!)

Im Saargebiet, wo die durch den Völkerbund eingesetzten ausländischen Vertreter mit den Vorbereitungen für die am 13. 1. 1935 stattfindende Volksabstimmung beschäftigt sind, wurde die gesamte Polizei dem Engländer Hemsley unterstellt, und es ist zu hoffen, daß dadurch dem unbefugten Treiben einiger Emigranten, die dem Franzosen Heimburger ihre Ämter verdanken, ein Riegel vorgeschoben wird. Die mit fremden Geldern ausgestattete separatistische Presse an der Saar, die die Lügennachricht verbreitete, daß der Bischof von Trier ihre Haltung Deutschland gegenüber billige, erhielt eine gewaltige Abfuhr durch die Ausführungen des Bischofs Bornewasser anläßlich einer religiösen Jugendveranstaltung in Saarbrücken, auf der derselbe diese Behauptungen als Lügen und Verleumdungen brandmarkte.

Im Memelgebiet haben sich neue Terroraкte gegenüber dem Deutschtum ereignet, indem der litauische Gouverneur eigenmächtig einigen Abgeordneten des Landtages die Mandate entzog und dadurch seine Beschlußfähigkeit zunichte machte. Das Verbot der „Memelländischen Rundschau" hat unter der Bevölkerung große Unruhe hervorgerufen, zumal da auch hier die litauischen Absichten darauf hinauslaufen, sämtliche deutschsprachigen Blätter im Memelland zu erdrosseln.

Die Reise des polnischen Außenministers Beck nach Riga und Reval ist in Polen mit großer Befriedigung aufgenommen worden, da das Ziel eine engere Zusammenarbeit mit den Baltischen Staaten herbeizuführen, im wesentlichen erreicht wurde. Zu der Frage des Ostpakts wurde kein amtliches Kommuniqué herausgegeben und es erscheint als sehr wahrscheinlich, daß man zu diesem Problem sowohl in Riga und Reval, als auch in Warschau zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen beabsichtigt.

Digitized by Google

Als eine interessante Tatsache muß die Nachricht aus Japan bezeichnet werden, wonach Japan, nachdem sein Austritt aus dem Völkerbund Rechtskraft erhalten hat, sich mit der Absicht trage, die ihm im Versailler Vertrag zuerkannte Verwaltung über die Südseemandate weiter auszuüben. Außerdem verdienen die japanischen Forderungen bezüglich der Vermehrung der japanischen Flotte im Hinblick auf die im kommenden Jahre stattfindende Flottenkonferenz die größte Beachtung, und es kann als sehr wahrscheinlich gelten, daß die japanischen Bestrebungen ebenso viel Schiffseinheiten wie Amerika bzw. England zu besitzen in die Tat umgesetzt werden.

L. v. Holst.

Abgeschlossen am 8. 8. 1934.

Frankreichs Saarinteressen

Zur Zeit Ludwigs XIV. segelten Frankreichs Wünsche nach dem Saargebiet unter der „Réunionsflagge". Der Friede von Rijswijk machte den Machenschaften ein Ende.

Die französische Republik begann im Jahre 1793 im Saargebiet, als Gegenleistung für den Freiheitsrausch, den sie gebracht, nach „Kompensationen" zu suchen. Erst unter Napoleon III., dessen Verlangen nach dem Saargebiet sich noch 1865 zeigte, mußte Frankreich den Wunsch begraben. Aber die französischen Politiker, inspiriert von der französischen Schwerindustrie, gaben den Gedanken nicht auf. Klar taucht er im russisch-französischen Abkommen von 1917 auf und wird von Clémenceau und Tardieu auf der Versailler Friedenskonferenz unter dem Signum „Reparationen" aufs hartnäckigste verfolgt.

Was ist der eigentliche Zweck dieser Bestrebungen? Die Antwort lautet: Die Saargruben mit dem lothringischen Erzbecken in französischer Hand zu vereinigen.

Als die Franzosen am 21. November 1918 im Saargebiet einmarschierten, ließ der neubestellte, französische Stadtkommandant von Saarbrücken, Oberst Stuhl, die Hauptschriftleiter der Saarpresse zu sich kommen, d. h. er empfing jeden Einzelnen in besonderer Audienz, um in dieser Richtung auf ihn einwirken zu können.

Der kurze Sinn seiner Ausführungen war der: Das Saargebiet kann wirtschaftlich nicht ohne sein lothringisches Hinterland, insbesondere dessen Erze leben. Die Zeitung stützt eine dringliche Lebensfrage der Saarbewohner, wenn sie in diesem Sinne sich einsetzt. — Derartige Artikel hätten auf der Friedenskonferenz bestimmt einen „gewinnenden" Eindruck gemacht, die Saarpresse aber hat sich zum größten Leidwesen des schlauen Herrn Oberst gründlich ausgeschwiegen.

Die Réunions- und Kompensationsbestrebungen Frankreichs zerschellten einst am deutschen Charakter der Saar. Die Reparationsmachenschaften gehen ihrem geschichtlichen Ende mit Siebenmeilenschritten entgegen. Interessierte französische Wirtschaftskreise wollen es nicht wahr haben. Sie fühlen vielleicht, daß mit dem Scheitern dieses dritten Versuches auf immer alle Hoffnungen ad acta zu legen sind. Darum wird auch selbst der schäbigste Bundesgenosse im Endkampf in Anspruch genommen, und keine Geschichtsklitterung ist so dumm, daß man sie nicht dennoch auszunutzen sucht. Aber auch keine Forderung und sei sie noch so unberechtigt, bleibt unberücksichtigt, für den Fall, daß man das große Ziel nicht erreicht, und daran zu glauben, dürfte bei der einmütigen Haltung der Saarbewohner heute schon jedem Durchschnittsfranzosen schwer fallen.

Als man 1929 in Verhandlungen zwecks vorheriger Rückgabe des Saargebietes eintrat, erhoben plötzlich wie auf Kommando sämtliche Handelskammern Frankreichs, zirka 100 an der Zahl, ihre Stimme und verlangten, daß die heutige deutsch-französische Zollgrenze im Saargebiet bestehen bleibe, daß also das Saargebiet auch nach der Rückkehr zu Deutschland unter französischem Zollregime bleibe. Es ist geradezu absurd, sich französische Zollbeamte auf deutschem Boden zu denken, und es ist mehr als bezeichnend für die damaligen deutschen Unterhändler, daß sie auf diesen Verhandlungsgegenstand überhaupt eingingen. Frankreich berief sich darauf, daß der Saarmarkt durch den Friedensvertrag zollgeschütztes Land sei. Sein Grenzland Elsaß-Lothringen brauche die Saar als Absatzgebiet, besonders die lothringische Landwirtschaft, sonst gerate eben Elsaß-Lothringen in eine schwierige Notlage. Diesmal war es die umgekehrte

Digitized by Google

Argumentation, wie sie Oberst Stuhl seinerzeit ins Feld führte.

Hier aber taucht die uns Deutsche weit näher liegende Frage auf, ob der verzweifelte Notstand des zirka 30 Kilometer tief um die deutsche Saargrenze liegenden Gürtels, der seit der Industrialisierung der Saar in wirtschaftlicher Hinsicht stark mit dem Saarindustriegebiet zusammenhängt, verewigt werden soll?

Sowohl das Handwerk als auch die verarbeitende Kleinindustrie dieses deutschen Grenzgebietes sind seit Inkrafttreten der heutigen Saargrenzen in einen beispiellosen Notstand geraten, weil sie der „Friede" rücksichtslos eines großen Teils ihres Absatzgebietes beraubte. Zu Tausenden haben die Bewohner dieses Grenzstriches ihre Arbeitsstellen verloren, wo schon größtenteils die Großväter ihr Brot verdienten.

Diesen Tatsachen halte man die, von französischen Interessenten konstruierten Forderungen gegenüber und beachte dabei, daß von solcher Regelung der Zollgrenze selbst im Saarstatut des Friedensdiktates keine Silbe steht.

Hier können nur vernünftige Abmachungen helfen, die beiden Teilen gerecht werden, um die beiderseitigen Lebensinteressen der Wirtschaft sicherzustellen.

M. Ph. R.

Widukind für immer das Symbol des heldenhaften Widerstandes

Reichsleiter Alfred Rosenberg weihte am 23. Juni den Ehrenhain am Leutfeld bei Verden a. d. A. und hielt dabei folgende Ansprache:

Ganz Deutschland ist heute von einem neuen Lebensgefühl ergriffen, das mit einer unüberwindbaren Kraft die alten Krusten überlebter Formen sprengt und darangeht, sich Gegenwart und Zukunft neu zu gestalten. Ein Gebiet nach dem anderen wird von dieser Lebenskraft erfaßt und von innen heraus umgebildet. Es ist deshalb auch selbstverständlich, daß die deutsche Nation mit anderen Augen in die Vergangenheit zurückblickt und auf Grund anderer Wertungen als bisher üblich ihr Geschichtsbild formt.

Die Schatten der Vergangenheit erscheinen wieder vor unseren Augen, und vieles, was vergessen erschien, erhält neues Leben, während andere Gestalten, die im hellsten Licht der bisherigen Geschichtsschreibung standen, zurücktreten und scheinbar verklungenen Sagen Platz machen müssen. Trotz vieler Geschichtsschreiber ist im Herzen des Niedersachsenvolkes unvergessen geblieben die Tragödie um die Wende des 9. Jahrhunderts.

Der erste Dreißigjährige Krieg, zwischen König Karl und Niedersachsen, war eine entscheidende Epoche in der deutschen Geschichte und hat Folgen gezeitigt, die wir alle auch heute noch zu tragen haben. Angesichts dieser wahrhaft grandiosen Tatsache erheben wir uns über alle kleinlichen Wertungen, denken auch nicht daran, die Gestalt des Königs Karl mit beleidigenden Worten kennzeichnen zu wollen; nichtsdestoweniger steht für das heutige Deutschland fest, daß wir alle innerlich nicht mehr auf der Seite des damaligen Frankenkönigs, sondern alle geschlossen auf der Seite des kämpfenden Niedersachsentums stehen. Denn die Niedersachsen hatten um diese Zeit genau den gleichen schicksalsschweren Kampf vor sich, wie die Germanenfürsten, als zu Beginn der christlichen Zeitrechnung die römischen Legionen das westliche Germanien überfluteten. Diese römischen Legionen trugen mit sich einen fremden Staatsgedanken; sie brachten zwar die Kunde von einem großen Reich, die Erzählungen von einer einstmals großen Kultur, aber zur gleichen Zeit kam mit Varus und seinen Heeren der Geist einer bereits zersetzten Epoche, eines Mittelmeer-Völkerchaos, vergiftend in das deutsche Gebiet gezogen.

Ein Sieg des damaligen Roms hätte die Kernlande Deutschlands angefressen und die Geburt einer artechten europäischen Kultur auf ein Jahrtausend in Frage gestellt.

Der Sieg Hermanns im Teutoburger Wald war deshalb einer der entscheidendsten Ereignisse der deutschen Geschichte und ermöglichte ein zunächst unbehindertes Wachsen und eine kraftvolle Stärkung der lebensstrotzenden germanischen Völkerschaften.

Bis weit über 700 Jahre hatte dieser Sieg Geltung.

Nun war schon vorher ein starker germanischer Strom über den Rhein hinausgebrochen und hatte sich weite Ge-

Digitized by Google

biete des kommenden Frankenreiches unterworfen. Westlich der Vogesen entstand, von germanisch-fränkischer Kraft gebaut, ein Staatengebilde; aber die Tatsache, daß diese Franken ihren ursprünglichen Boden verlassen hatten, brachte es mit sich, daß sie sich auch ihren Sitten und Gebräuchen entfremdeten und diese den unterworfenen Einwohnern Galliens anglichen. Dieser fränkische Strom führte nun von Westen nach Osten zurück.

Das Mittelmeer mit seinen verschiedenen Ausströmungen ergriff Besitz vom Frankenstamm, die Normen des staatlich-städtischen römischen Rechts formten aus der fränkischen Bauernstärke Soldatenheere, entwurzelten diese Franken aber dadurch noch mehr und ließen sie dann unter der starken Befehlsgewalt König Karls zurückfluten, um Bruderstämme im ehemaligen Heimatland zu unterjochen.

Wie vor nahezu 800 Jahren Hermann dem Varus, so stand der Sachsenherzog Widukind später König Karl gegenüber. Ein furchtbarer Dreißigjähriger Krieg nahm seinen Anfang und endete diesesmal mit dem Sieg der aus dem Westen kommenden Heere über die Verteidiger von Blut und Boden.

In verschiedensten Formen wirkte im kommenden Jahrtausend der Einfluß rechtlicher und staatlicher Mächte in Deutschland, immer wieder erhoben sich die inneren Widerstände der sich bewußter werdenden deutschen Nation, um sich das eigene Leben dem eigenen Charakter gemäß zu gestalten. In deutschen Heldenliedern, im deutschen Städtebau, in der deutschen Malerei, in der Musik und in der Dramatik, im Kampf um freie Forschung und freies Denken ist dieses schmerzensreiche und doch große Jahrtausend dahingegangen. Bis schließlich diese einzelnen Bewegungen nach dem furchtbarsten Zusammenbruch des Deutschen Reiches sich in einem urgermanischen Strom vereinigten und in der nationalsozialistischen Weltanschauung und im nationalsozialistischen Staat ihren ersten entscheidenden Sieg erkämpften.

Mit dieser nationalsozialistischen Bewegung bekennt sich Deutschland zu dem Recht, sein gesamtes Leben seiner Art gemäß zu gestalten, ohne Wertungen anderer Mächte als bindend für sich anzuerkennen.

Nach tausend Jahren Herrschaft des durch König Karl zuerst verkörperten Prinzips ist der einstige Wille des Niedersachsentums Herr geworden in Deutschland. Deutschland kehrt damit auch wieder zurück zur Charakterhaltung Hermanns, und vor unseren Augen steigen somit drei entscheidende Gestalten deutscher Vergangenheit und Gegenwart auf:

Einmal Hermann im Kampf gegen die römischen Legionen als Sieger,

fast 800 Jahre später Widukind als zweiter Kämpfer für Blut und Boden als der tragische Unterlegene, und

tausend Jahre später Adolf Hitler als unmittelbarer Fortsetzer des Werks Hermanns des Cheruskers und des Herzogs Widukind.

Das ist eine ebenso große, einfache, selbstverständliche Schau, die sich heute der deutschen Nation bemächtigt hat, und wir gedenken am heutigen Tage jener Schicksalsstunde, da der Wille König Karls in so furchtbarer Weise zum Ausdruck kam, daß von der Ermordung der 4500 Sachsen bei Verden an der Aller noch spätere Jahrhunderte mit Schaudern gesprochen haben. Die Erschütterung dieser fernen Tage klingt bei uns heute wieder auf, und wir Nationalsozialisten werden diesen Tag von nun ab nie mehr vergessen, da an der Roten Beke das Blutopfer bester Verteidiger Deutschlands gebracht werden mußte.

Die deutsche Geschichte wird nicht so sehr mit Tinte geschrieben, sie muß vielmehr leben im Herzen und im Bewußtsein der Nation, welche die entscheidenden Tage dieser deutschen Geschichte innerlich wieder mitkämpft und aus diesem Erlebnis die Kraft zur Tat der Gestaltung des Staats erhält. Heiliger Boden liegt deshalb für uns nicht irgendwo im Morgenland, sondern heilige Erde ist überall da in Deutschland, wo einmal dieser Boden mit dem Blut seiner Bewohner verteidigt wurde. Auf heiligem Boden stehen manche Burgen am Rhein, heiliger Boden ist dort, wo die Marienburg steht, dort, wo die Garnisonkirche in Potsdam errichtet wurde, und heiliger Boden ist auch hier in Niedersachsen, wo in entscheidender Stunde mit letzter Kraft für Freiheit und Ehre Germaniens gekämpft wurde.

Es war im Jahr 772, als sich auf dem Maifelde von Worms die Kämpfer

Digitized by Google

der Franken sammelten und bewegliche Klage führten gegen die noch immer unbezwungenen, widerspenstigen Sachsen, welche die Abgaben an den Frankenkönig noch immer nicht entrichteten. Es kamen Kundschafter und Vertriebene aus dem Sachsenland und unterstützten diese Klagen, so daß der Entschluß zu neuem Kampf gefaßt wurde.

Die fränkischen Heere brachen in Sachsen ein, sie stürmten die Eresburg, die Sigiburg im Westfalenland. In wechselnden Siegen und Niederlagen standen sich Franken, Westfalen und Sachsen gegenüber, König Karl gab kund, daß „das treulose Volk der Sachsen solange mit Krieg zu überziehen sei, bis sie entweder besiegt und zum Christentum bekehrt, oder ganz ausgerottet" wären.

Es gelang Karl, manche Edlen der Sachsen niederzuzwingen, aber ihren Führer konnte er nicht niederringen und ohne ihn gebrochen zu haben, schienen alle anderen Siege nicht entscheidend. Die Franken mußten das Land wieder verlassen. . .

Nun ritt, wie die Sage erzählt, Herzog Widukind auf schwarzem Roß durch die Lande und sammelte seine Streiter. Es siegte wiederum das fränkische Berufsheer über die noch nicht derartig militärisch geschulten Sachsen. Trotz allem aber ging der erbitterte Widerstand weiter, bis Karl auch noch vom Osten her Kampfgenossen heranzog und ein Bündnis mit den Führern der Slawen abschloß, um diese immer mehr in germanische Lande zu ziehen. Das war ein für Jahrhunderte entscheidender neuer Verlust deutschen Bodens, den erst viel spätere Zeiten wieder gut machen konnten. Schließlich verstand es der Frankenkönig, durch verschiedene Versprechungen aus der sächsischen Front selbst eine Anzahl der Führer des Adels herauszusprengen, indem auf dem Reichstag in Lippspringe an Stelle der mit dem Boden verwachsenen Führer königliche Beamte gesetzt wurden. Auf diesem Reichstag wurde die Bestattung durch Verbrennung mit dem Tode bedroht; wer aber ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte, konnte sich zum Priester flüchten und auf seine Fürsprache nach Beichte und Buße von der Strafe verschont werden.

Die Versammlungen der Sachsen wurden verboten, wenn nicht ein königlicher Graf eine Zusammenberufung forderte. Das war ein entschiedener Kampfruf des westlichen Königs; Ostfalen und Engern wurden von ihm beherrscht. An der unteren Weser aber sammelten sich noch einmal unter Widukind die sächsischen Truppen und schlugen ein fränkisches Heer. Aber auch dieser Sieg der Sachsen war nicht entscheidend. König Karl rückte nun selbst mit seinem Heer an und bezwang alle Widerstände. Er trieb die Unterjochten bei Verden an der Aller zusammen, und es half hier weder eine Treuekundgebung für ihn seitens mancher Überläufer, noch ein Verharren auf dem alten Freiheitsstandpunkt.

Bei dieser Heerschau in Verden wurde die Aller rot von Blut und weit über 4000 Sachsen mußten mit ihrem Tod die Liebe zu ihrer Heimat besiegeln.

In diesen Tagen, da wächst der Herzog Widukind zum eigentlichen Führer seines Volkes heran, unermüdlich sammelt er seine Streiter; aber auch hier zeigt sich das fränkische Berufsheer überlegen, bei Detmold, ebenso wie bei der Schlacht an der Haase. Karl vertrieb nach seinem Siege Tausende von Bauernfamilien von Haus und Hof, machte Niedersachsen wehrlos und menschenleer; trotz der Riesenanstrengungen war es dem Herzog Widukind nicht mehr möglich, den Freiheitskampf noch einmal zugunsten seiner Heimat zu wenden.

Der Frankenkönig belegte das Land mit Tributen, die Kirche forderte von den Unterworfenen neue Zahlungen, und ähnlich wie sich hinter den römischen Legionen der jüdische Heereslieferant zeigte, so zog auch mit dem Heere Karls der jüdische Zwischenhändler in die sächsischen Lande ein. Die Lage war verzweifelt, und im Herzen des Sachsenherzogs muß sich in dieser Zeit ein tiefer tragischer Kampf abgespielt haben.

Er sah, daß ein militärischer Widerstand nicht mehr den Sieg bringen konnte, sondern nur noch mit einer völligen Vernichtung und Ausrottung seines Volkes enden mußte. Da nahm er das Friedensangebot Karls an, der ihm zum Zeichen seines guten Willens Geiseln stellte, trat zum Christentum über und überließ, wohl in Hoffnung auf kommende Zeiten, die Regierung dem Fran-

Digitized by Google

kenkönig. Damit war die große Sendung des Sachsenherzogs zu Ende.

Er bleibt für ewig in der deutschen Geschichte das Symbol des heldenhaften Widerstandes gegen fremde Unterdrückung, ein Beispiel für Mannestreue, Volksverbundenheit, und schließlich hat selbst sein tragischer Entschluß am Ende ihm staatspolitisch Recht gegeben, denn es war kaum etwas über ein Jahrhundert vergangen, da sehen wir zwar eine Universalmonarchie in Deutschland ihren Einzug halten, aber der erste wirklich große Deutsche Kaiser, der aus vielen Völkerstämmen eine Grundlage schaffte für ein einheitliches Deutsches Reich, ist der Sachse Heinrich I., dessen Frau sich rühmte, eine unmittelbare Nachkommin des Herzogs Widukind zu sein.

An diese Gestalt schließen sich dann andere Große der deutschen Geschichte aus allen Stämmen an und führten unter der Herrschaft, selbst innerhalb der Vertretung einer Universalmonarchie, doch auch den Kampf um Sicherstellung deutscher Art und Eigenart.

Gerade heute feiern wir in einem anderen Teil Deutschlands, in Dessau, das Andenken Eike von Repgows, des Verfassers des Sachsenspiegels. In ihm hat die getreue und ehrenfeste Art des Sachsentums eine wunderbare Kraft der Ausdeutung gefunden, ähnlich wie bei dem sächsischen Verfasser des Heliand. Auch der Sachsenspiegel ist ein Zeugnis heldenhaften Geistes, ein Beispiel über die Jahrhunderte hinweg dafür, was den charakterlichen Wesenskern der deutschen Nation ausmacht. Diesen geistigen und politischen Kämpfen der Niedersachsen entstammen dann die Gründungen im Osten, aus Westfalen strömen weiter die Kolonisten, die gemeinsam mit den thüringischen, fränkischen und anderen Stämmen die Marienburg bauten, die die Hanse schufen, und alle zusammen legten mit ihrer Kraft die Grundsteine für die Erhaltung des deutschen Volkes und für die Bildung des deutschen Staates.

Dieser Dinge erinnert sich heute die nationalsozialistische Bewegung und dankt mit ihrer Tat den Großen der deutschen Geschichte im Gefühl der Verpflichtung, die sie übernommen hat vor dieser Vergangenheit und vor einer noch kommenden Zukunft.

◆

Heute reitet wie vor tausend Jahren wieder Herzog Widukind durch die Wälder und Täler Deutschlands, ruft uns zwar nicht zum kriegerischen Kampf, wohl aber zum Kampf um die innere Ausgestaltung, zum Kampf für die Überwindung aller Gegensätzlichkeiten innerhalb des deutschen Volkes, zum Kampf für ein Denken fest verwurzelt in Blut und Boden.

Das ist das große Vermächtnis, das wir zu hüten haben. Wir legen an dieser heiligen Stätte das Versprechen ab, das ehrfürchtige Gedenken zu wahren für die kommenden Geschlechter, damit der Sieg Adolf Hitlers nicht nur für das nächste Jahrtausend der entscheidende Wendepunkt bleibt, sondern die ewige Grundlage des deutschen Lebens bildet.

Zur sinnbildlichen Darstellung dieses Dankes aber soll auf dem Blutacker an der roten Beke ein Ehrenhain gepflanzt werden als Umfriedung einer Wiese, auf der das kommende Deutschland sich zu Gedenkstunden und Kampfspielen versammeln soll. 4500 Findlinge sollen von Bauern aus allen Höfen Niedersachsens herangetragen werden, jeder ein Denkmal für einen der in Verden vor über tausend Jahren erschlagenen Sachsen.

Heute Nacht legen wir den ersten Findling nieder. Er soll sagen, daß kein Opfer vergebens war und kein Kampf umsonst gewesen ist für das ewige Deutschland!

Thilo v. Trotha:

Volksneubau und Geschlechterfrage

Wohl nirgends trat die Zerstörung unserer inneren Haltung durch den Liberalismus stärker an den Tag, als in dem Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander.

Im frühen Mittelalter sehen wir die deutsche Frau noch als „Gefährtin" des Mannes, im besten Sinne des Wortes. Fremdartige dogmatische Einflüsse verdrängen sie dann aus dieser Stellung. Erst Renaissance und Barock räumen ihr wieder größere Freiheit ein, allerdings hauptsächlich in dem unfruchtbaren Typus der Hetäre. Diese Entwicklung zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der in Hellas; auch dort sind zur heldischen

Digitized by Google

homerischen Zeit Frauen, wie Penelope oder Klytämnestra, Gefährtinnen ihrer Männer. Bei den am stärksten nordischen Dorern hält sich diese Anschauung am längsten. Der immer mehr anwachsende Einfluß vorderasiatischen Geistes und Blutes züchtet dann in Hellas eine immer anwachsende Geringschätzung der Frau, der schließlich die „Emanzipation" der Hetäre folgt. Wir sehen hier eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der hellenischen und mittelalterlichen Entwicklung, vor allem in der vom Orient her beeinflußten zunehmenden Herabwertung der Frau.

Die germanische Frau besitzt sicherlich oft mehr „männliche" Fähigkeiten als das Weib anderer Rassen. Die größten Frauen der letzten fünfhundert Jahre, Margarete von Dänemark, Elisabeth von England, Maria Theresia und Katharina die Große, entstammten nordischen Völkern und Geschlechtern. Es kann auch kein Zweifel sein, daß die leider von orientalischer Seite umgefälschte, sogenannte Frauenemanzipation des 19. Jahrhunderts von den germanischen Völkern ausgegangen ist, deren Frauen durch gewisse dogmatische Einengungen in eine Lage gebracht waren, die ihre Rassenartung auf die Dauer nicht ertragen konnte. Es soll an dieser Stelle dahingestellt bleiben, wie weit etwa der kurz vor dem Weltkrieg in England tobende Suffragettenaufstand, den die Holländerin Jo van Ammers-Küller in ihrem Buch „Frauen-Kreuzzug" so vortrefflich geschildert hat, nicht auch der Rückschlag auf eine unnötige puritanische Einengung der germanischen Frau war.

Den sichersten Maßstab können wir für dieses schwierige Problem gewinnen, wenn wir uns die Anschauungen des freien Bauerntums, als desjenigen Volksteils, der sich die Urgesetze des Verhältnisses zwischen Mann und Weib innerhalb des Germanentums am besten erhalten hat, einmal näher betrachten.

Hier war die Stellung der Frau immer geachtet. Niemals ist eine bewußtere Verleumdung gegen unsere Vorfahren ausgesprochen worden als die, die „alten Germanen" hätten ihre Frauen vor den Pflug gespannt. Umgekehrt steht vielmehr die freie Haltung der Frauengestalten unserer großen romanischen und frühgotischen Dome des Frühmittelalters, also einer noch „adelsbäuerlich" empfindenden Zeit, die der Frau ihr eigenes ausgedehntes Reich gab, sie auf der anderen Seite aber ebenso bewußt von Gebieten fernhielt, die ihr nun einmal nicht aus den Naturgesetzen heraus liegen, und dem Mann zustehen, in einem recht aufschlußreichen Gegensatz zu jenen kränklich zarten oder halb prüden, halb lüstern verschnürten und verhüllten Gestalten der Spätgotik und ihrer Ausläufer.

Sicherlich hing die mit dem fortschreitenden Mittelalter immer unnatürlicher werdende Lage der germanischen Frau auch damit zusammen, daß der Klerus Gebiete an sich riß, die vorher der Frau zustanden, wie etwa das ganze Gebiet der Karitas oder die Erziehung der kleinen Kinder. Allerdings muß man sich bei dieser Feststellung davor hüten, in die Tonart gewisser sich nordisch nennender Mutterrechtler und -Rechtlerinnen zu verfallen, die behaupten, man habe der germanischen Frau noch viele andere und bedeutend weitgehendere Rechte genommen, und sie am liebsten als eine Art mütterliche Berserkerin darzustellen versuchen, die zwischen den Schlachten ihre Kinder gebärt und aufzieht. Auch die Berufung von dieser Seite auf die Schildjungfrauenmythe ist unberechtigt; denn diese Mythe ist, richtig verstanden, vor allem Beweis dafür, wie dem nordischen Mann der Gedanke an das edle Weib und die Achtung vor diesem, selbst bei der männlichsten Betätigung, dem Kriege, noch nahe lag.

Die immer ansteigende Zahl der Bücher über „Liebe", Ehe, Erotik, Sexualität usw. in ganz Europa genügt allein, um anzuzeigen, daß, ähnlich wie zur Zeit der Spätantike, die weiße Rasse auf diesem Gebiet nicht mehr gesund ist. Besonders bei den in dieser Hinsicht zurückhaltenderen germanischen Völkern muß diese Tatsache bedenklich machen, wie das die bedeutendsten Rassenforscher Deutschlands, Skandinaviens und der angelsächsischen Länder auch bereits zum Ausdruck gebracht haben. Es darf aber kein Zweifel darüber herrschen, daß das Wiedergesunden der Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine der ersten Voraussetzungen für den Neuaufbau eines Volkes ist. Der nationalsozialistische Staat wird an diesem Problem, das die Be-

Digitized by Google

völkerungsfrage und damit die gesamte Politik von Grund auf mit bestimmt, nicht vorbeigehen können.

Es hat wenig Sinn, Mißstände, die sich in einem Jahr unmöglich beseitigen lassen, zu erwähnen. Man wird auch hier, germanischer Art entsprechend, mehr auf das Positive, das getan wird und geschehen muß, hinweisen als auf das Negative.

Es geht aber nicht an, daß durch den steten überlauten Hinweis auf ein gewisses widerliches Muckertum des Spießers der vergangenen Zeitperiode der beträchtlich heranwachsende Geschlechtskollektivismus um so siegreicher das Feld behauptet, wie das in der Antike schon einmal der Fall war, und daß schließlich, von der Frage der Nachkommenschaft ganz abgesehen, etwa die Gattentreue und Gattenliebe, der die nordische Menschheit in Penelope, Gudrun und Kriemhild die erhabensten Denkmäler gesetzt hat, zu einem bloßen Gegenstand des Spottes herabsinkt. Gerade das kinderlose Germanentum unserer Zeit hätte allen Anlaß, sich daran zu erinnern, wie streng etwa das alte Island hierüber dachte. Dabei dürfte wohl kaum jemand anzunehmen wagen, daß das alte nordische Bauerntum von jenem Geist des Muckertums angekränkelt war, der zur Zeit der Herrschaft der mittelalterlichen Dogmen so üble Früchte trieb und seinen Gipfel in der Auffassung fand, die Ehe sei eine Einrichtung lediglich zu dem Zwecke, eine größtmögliche Zügelung des nun einmal leider doch unleugbar vorhandenen „Fleisches" zu ermöglichen.

Wenn die Hetäre über die Mutter siegt, hat die Sterbestunde eines Kulturvolkes und einer Kulturrasse geschlagen. Je geringer die Ehrfurcht vor der Mutter war, desto mehr wurde die Frau ins Hetärentum getrieben; immer war es die *Mutter*, die den Erbstrom weitertrug und in deren Hand es lag, ihn rein oder getrübt zu halten. Immer war es aber auch der *Mann*, in dessen Hand es lag, durch die Ehrung der Frau auch das eigene Blutserbe zu schirmen.

Unser Volk bedarf nicht nur einer politischen, sondern mehr noch einer *geistigen Verbäuerlichung*, d. h. eines Wiedererwachens der gesunden arterhaltenden Instinkte, wie es R. Walther Darré in seinen Werken in tiefer Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Bauerntum, Rasse und Geschlechtsfrage gefordert hat. Weder die tibetanisch-vorderasiatische Mönchsmoral, noch der Rückschlag auf diese, der kommunistische Geschlechtskollektivismus, der vielleicht wieder vom Asketenideal abgelöst werden könnte, werden unsere Rasse retten. Weder häufige, aber wahllose Zeugungen, noch etwa Entsagung kann den Völkern helfen, die heute in Gefahr stehen. Wenn es noch heute in unseren großen Städten möglich ist, daß eine an Haltung und Art sichtbar edle Frau am hellen Tage auf offener Straße nicht vor ihre Ehre beleidigenden Zumutungen sicher ist, so ist das kein Zufall, sondern deutlicher Beweis dafür, daß mit der, großteils allerdings auch durch die Frau selbst verspielten Achtung des Mannes vor der Frau auch das rein instinktive Unterscheidungsvermögen des Mannes für Wert und Unwert des Weibes ins Wanken geraten ist.

Nur wenn in der Frau der Sippen- und Rassenstolz wieder herangezogen wird, nur wenn der Mann auf dieser Grundlage wieder den Schutz der Frau übernimmt, nur wenn das „Blut", das wir als bejahendes Sinnbild dem verneinenden Symbol des „Fleisches" entgegenstellen, von allen wieder als höchstwert unseres Volkes geachtet wird, kann der noch immer drohende Verfall des Germanentums aufgehalten werden.

Matthes Ziegler:

Vorgeschichte oder Frühgeschichte?

Der Reichsneubau des Nationalsozialismus ist weder von konfessionellen noch von dynastischen Vorstellungen bestimmt, sondern gründet einzig und allein in Blut und Boden, Arbeit und Ehre als den Werte bildenden Triebkräften deutschen Gestaltungswillens. Daher schließt er zwangsläufig eine gänzlich neue Geschichtsbetrachtung in sich. Ihre großenteils unbewußte Wirksamkeit ist gegenwärtig wohl nirgends so fühlbar wie in dem Ringen um die Erschließung der Welt unserer germanischen Vorfahren.

Digitized by Google

Eine hinter uns liegende Zeit, die am Glauben an die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, krank geworden war, konstruierte eine Entwicklungsreihe „des" Menschen vom halbtierischen Urwaldswesen zur „Krone der Schöpfung". Unbekümmert benutzte man die von der Völkerkunde bei den Negerstämmen Innerafrikas und der Südsee-Inseln gewonnenen Erkenntnisse als Grundlage einer angeblich wissenschaftlichen Erforschung der Kultur unserer Vorfahren. Andächtig lauschte man den entwicklungsgeschichtlichen „Beweisen" und staunte über völkerkundliche Belege für die barbarische Primitivität der Germanen, die als halbwilde Nomaden durch die Gegend schweiften, von Menschenopfern lebten, einem abscheulichen Götzendienst huldigten, und bei denen Promiskuität, Frauenraub und Blutrache auch nur die dürftigsten Voraussetzungen eines sittlichen Gemeinschaftslebens unmöglich machten. Wieviel höher stehen doch dagegen wir Menschen des technischen Zeitalters und der Großstadtzivilisation! Erdhöhle, Bärenfell, Methorn, Urwald — das sind alles Vorstellungen, die wir auf Grund einer jahrhundertelangen Entwicklung durch Erziehung und Fortschritt glücklicherweise überwunden haben. Ja selbst die dunklen Schatten des finsteren Mittelalters, in dem christliche Kirche und antike Bildung in die Herzen der barbarischen Germanen die Voraussetzungen einer eigentlichen Kultur pflanzten, mußten dem strahlenden Lichte der Aufklärung und der Vernunft weichen.

Heute vom Standpunkt nationalsozialistischer Weltanschauung aus können wir es rückblickend aussprechen: So laut Rationalismus und Liberalismus ihren Wesensunterschied zum „finsteren Mittelalter" betonten, so innig waren sie ihm verhaftet. Derselbe aufgeklärte Wissenschaftler, der mitleidig lächelte über den biederen Chronikschreiber des Mittelalters, dessen Geschichtsbetrachtung durch die Entwicklungslinie von Adam und Eva und den alttestamentlichen Erzvätern über Alexander den Großen und die römischen Cäsaren zu den fränkischen Königen und Kaisern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bestimmt war, stellte sich durch die Bezeichnung des vor der Christianisierung der Germanen liegenden Zeitraumes als deutsche Vorgeschichte auf den Boden des gleichen Weltbildes. Wie der frühmittelalterliche Christ einen scharfen Trennungsstrich zum heidnischen Germanentum zog, so schied der ästhetische Liberalist ängstlich seine geschichtliche Welt, die durch die Namen Babylon, Athen, Jerusalem und Rom gegeben war, von der vorgeschichtlichen Welt des kulturlosen Mitteleuropa.

Für den Nationalsozialismus, der im Rassegedanken gründet, sind diese Trennungslinien gegenstandslos geworden. So wenig wie wir das Rad der Geschichte zurückdrehen und nach dem Vorbilde von Wilhelm Stapel dem mittelalterlichen Gedanken des Gottesstaates neues Leben einhauchen können, ebensowenig vermögen wir heute noch zu glauben, daß unsere germanischen Vorfahren erst durch die Berührung mit dem Orient zum Kulturvolk wurden und sich dadurch gleichsam die Berechtigung erwarben, aus dem Dunkel ihres vorgeschichtlichen Daseins hervortretend, am Werdegang der Weltgeschichte teilzuhaben.

Wir glauben wieder an den ewigen Mythus des Nordischen Blutes, das heute in unseren Adern ebenso rollt, wie vor Tausenden und Zehntausenden von Jahren in unseren Ahnen. Wir glauben, daß dieses Band des Blutes nicht nur ein innigeres ist als alle Verbindungen mit den Gesittungskreisen fremder Rassen, sondern, daß es auch letztlich immer das entscheidende und ausschlaggebende ist. Die Geschichte der Nordischen Rasse diesseits und jenseits der bisherigen Trennung in Vorgeschichte und Geschichte ist das eiserne Gerippe unseres Geschichtsbildes. Man teile die Geschichte der Nordischen Rasse, soweit dafür eine Notwendigkeit vorliegt, und so wie es am zweckmäßigsten ist, in Urgeschichte, Frühgeschichte und Geschichte, aber man höre auf, weiterhin gedankenlos Einteilungsbegriffe zu verwenden, die wir innerlich überwunden haben.

Stellen wir nur einen Streit um Worte an? Wer hören will, der spürt, daß es uns um Grundsätzliches geht. Es ist hier nicht der Ort, um den Versuch eines genauen Einteilungsschemas Nordischer Geschichtsentwicklung näher zu umreißen. Aber vielleicht würde uns folgende Einteilung schon weiter helfen: 1. Urgeschichtliche Epoche: Von den Uranfängen bis zur jüngeren Steinzeit.

Digitized by Google

2. Frühgeschichtliche Epoche: Von der Kultur der Riesensteingräber bis zum entscheidenden Zusammenstoß der indogermanischen Völker mit den artfremden Kulturen des Mittelmeerraumes. 3. Geschichtliche Epoche: Das Ringen mit den Wertungen fremder Rassenseelen bis zur Gegenwart. Beim Neubau unserer gesamten Geistesgeschichte wird auch die hier angeschnittene Frage einer solchen Einteilung gelöst werden müssen.

Man wende nicht ein, daß auch ein Gustav Kossinna von der „deutschen Vorgeschichte" sprach. Denn er legte in scharfer Ablehnung der bisherigen Vorgeschichtsforschung bewußt den Ton auf „deutsch". Unsere Frühzeit als einen lebendigen Quell der völkischen Erneuerung zu erschließen, das war sein heißes Wollen. Wir führen seinen Kampf in seinem Geiste weiter, wenn wir unseren germanischen Vorfahren, die ein versinkendes Zeitalter vor die Tore unserer deutschen Geschichte gewiesen hat, Heimatrecht im Dritten Reiche geben, das aus ihrem Blute und ihrem Kulturerbe wächst.

Das Buch

„Rassenpolitische Erziehung", Schriften der deutschen Hochschule für Politik. Von Dr. Walther Groß, Leiter des rassenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin.

Auf 31 Seiten hebt hier der Leiter des rassenpolitischen Amtes der Partei das hervor, was für die Rassenpolitik das entscheidende „A und O" ist, nämlich die Erfüllung der Forderung: „Steigerung und Fortpflanzung der Tüchtigsten, Gesündesten und Wertvollsten und gleichzeitig Zurückdämmung der Fortpflanzung aller Erbkranken, Fremdrassigen und Unterwertigen."

Das Hinleiten der Fachvertreter aller das Volksleben gestaltender Arbeits- und Wissensgebiete zum Verwirklichen dieser Forderung, muß das Bestreben der rassenpolitischen Erziehung sein.

Diese Aufgabe vermag die vorliegende kleine Schrift gut zu erfüllen und hat daher innerhalb der überaus reichlichen Flut von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet des Rassewesens ihren besonderen Sinn.

L. Stengel-v. Rutkowski.

Die Verstädterung. Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkte der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft. Von Hans F. K. Günther. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1934. Preis kart. RM. 1.50.

Die jüngste, aus einem Vortrag erwachsene Veröffentlichung Günthers ist Reichsleiter A. Rosenberg, dem Beauftragten des Führers zur Überwachung der Schulung und Erziehung der gesamten nationalsozialistischen Bewegung zugeeignet.

In meisterhaft knapper und einprägsamer Form zeigt Günther die Wetterlinien unserer städtischen Entwicklung auf, die in der großen Gefahr der Verstädterung münden. Die brennendste Aufgabe unserer völkischen Zukunft ist unsere äußere und innere Entstädterung. Denn nicht aus dem Rassenbrei, nicht durch die „Massen", die den Allerweltsidealen der „Freiheit und Gleichheit" leben, wird sich die Erneuerung unseres Volkes vollziehen, sondern durch die Persönlichkeiten, die den verpflichtenden Gesetzen von „Blut und Boden" und „Blut und Ehre" gehorchen.

Matthes Ziegler.

Handbuch der Weltpresse. Eine Darstellung des Zeitungswesens aller Länder. Herausgegeben vom Deutschen Institut für Zeitungskunde in Verbindung mit dem Außenpolitischen Amt der N.S.D.A.P., bearbeitet von Dr. Karl Bömer. 2. Auflage. 1934. Carl Duncker Verlag, Berlin.

Wenn es berechtigt ist, bei dem Erscheinen eines Buches von einem dringenden Bedürfnis zu sprechen, dem es begegnet, dann ist es hier der Fall. Ein Handbuch, das in kurzen Stichworten klar und zuverlässig Auskunft gibt über die politisch und typologisch wichtigen Tageszeitungen und Nachrichtenbüros der

Digitized by Google

ganzen Welt, und das selbst die so überaus aufschlußreichen persönlichen Angaben über ihre wirtschaftlichen und geistigen Führer und deren Bindungen an irgendwelche Interessengruppen umgreift, ist gerade gegenwärtig angesichts der steten Angriffe einer deutschfeindlichen Presse ein unendlich begrüßenswertes Hilfsmittel. Daß die Bearbeiter dieses Nachschlagewerkes trotz der Lügenhaftigkeit und Niedrigkeit der Greuelpropaganda ihre Aufgabe frei von jeder Bitternis mit streng wissenschaftlicher Sachlichkeit und Gründlichkeit gelöst haben, sei ihnen als hohes Verdienst angerechnet.

Das Dritte Reich im Spiegel der Weltpresse. Historische Dokumente über den Kampf des Nationalsozialismus gegen die ausländische Lügenhetze. Von Dr. Karl Bömer, Leiter der Presseabteilung des Außenpolitischen Amtes der N.S.D. A.P. (Gegen Herausgabe dieser Schrift werden seitens der N.S.D.A.P. keine Bedenken erhoben.) 1934. Armanen-Verlag, Leipzig. 178 S. Preis: RM. 3.80.

Diese sorgfältig bebilderte Veröffentlichung ist eine ebenso unbestechliche wie erschütternde Materialsammlung zur schamlosen Tätigkeit der Greuelpropaganda. Hier haben wir die Waffe, um den Feldzug des deutschfeindlichen Auslandes zur angeblichen Rettung der Zivilisation vor dem deutschen Barbarismus als das zu entlarven, was er in Wirklichkeit ist: die aus Niedertracht und maßlosem Haß geborene Machenschaft des internationalen Judentums.

„Heimkehr ins Dritte Reich." Reisebriefe vom Kreuzer „Köln" 1933. Von Oberleutnant zur See Hans Fuchs. 1934. Verlag der Dr. Güntzschen Stiftung, Dresden.

Im Reisetagebuchstil beschreibt Fuchs die Reise des Kreuzers „Köln", der im Dezember 1932 zu seiner großen Weltreise auslief in einer Zeit, in der die politische Umwälzung noch in ungewisser Ferne lag. — Nach Jahresfrist kehrte der stolze, schöne Kreuzer zurück und wird von dem Führer des Neuen Deutschlands auf der Schleuse von Wilhelmshaven empfangen.

Ausgestattet ist das Buch mit einer Reihe von künstlerischen Aufnahmen in Kupfertiefdruck. S.

Dr. Bernhard Kummer: **Herd und Altar, Wandlungen altnordischer Sittlichkeit im Glaubenswechsel. Band I: Persönlichkeit und Gemeinschaft.** Adolf Klein Verlag, Leipzig S 3.

Bernhard Kummer legt den ersten Band seiner schon lange angekündigten und mit Spannung erwarteten neuen Reihe vor. Jede Veröffentlichung Kummers ruht nicht nur auf einer sorgfältigen und wissenschaftlich zuverlässigen stofflichen Grundlage, sondern atmet stets die Erlebnisglut des um die weltanschauliche Erneuerung unseres Volkes heiß ringenden kompromißlosen Kämpfers. So verficht er auch auf Grund der bisher kaum beachteten oder mißverstandenen altnordischen Quellenbefunde das Hauptanliegen dieses Buches mit unerbittlicher Folgerichtigkeit: Unsere Vorfahren und im besonderen die Freibauern Alt-Islands waren als Männer und Frauen ganze Persönlichkeiten, die mit ihrem ganzen Dasein in Blut und Boden als den tragenden und gestaltenden Kräften ihres Gemeinschaftslebens wurzelten.

Georg Stammler: **Im Herzschlag der Dinge,** Deutsche Bekenntnisse. 142 S. 1934. Werkland Verlag Oppershausen, Kreis Langensalza.

Herrisch fordernd und tief nachdenksam und besinnlich zugleich ist diese neue Spruchsammlung Georg Stammlers.

Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung. Ein Wegweiser für die deutsche Jugend von Richard Eichenauer. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Preis kart. RM. 2.60.

Bei der Hochflut an rassenkundlichen „Handreichungen" für Lehrer und Schüler ist Eichenauers leichtverständliche und lebendig geschriebene Broschüre ein willkommener Wegweiser.

Eichenauer stützt sich auf die Ergebnisse der Hauptwerke zur Rassenforschung, um sich ausführlichst seiner eigentlichen Aufgabe widmen zu können, nämlich dem Aufzeigen der rassischen Bedingtheit von Geschichte und Kunst. Diese Zusammenschau, die den Blick für ganz neue Fragestellungen des Deutsch-, Geschichts-, Kunst- und fremdsprachlichen Unterrichts öffnet, ist ein wertvoller Beitrag zur Durchdringung der geistes-wissenschaftlichen Fächer mit der Rassenkunde. Matthes Ziegler.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift

der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 96. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 55 Oktober 1934 5. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Oberpräsident und Gauleiter Koch: Ostpreußens Stellung im osteuropäischen Raum / Staatsrat Wilhelm Meinberg: Vom Kampf des ostpreußischen Bauern / Dr. Hermann Bethke: Nationalsozialistische Aufbauarbeit in Ostpreußen / Prof. Dr. H. Heyse, Königsberg: Kant und wir / Bürgermeister Dr. Weber, Königsberg: Königsbergs Aufgaben im Osten / Dr. Hans-Bernhard von Grünberg: Die weltanschaulichen Grundlagen des Ostpreußenplanes / Otto Weber-Krohse: Ostpreußen als Vorposten des Reiches im nahen Osten / Dr. Karl Bömer: Die Methoden ausländischer Pressepropaganda / Privatdozent Dr. Otto Mann: Ludwig Börne und der deutsche Journalismus / Dr. Marc. R. Breyne, Berlin: Vom Wesen der flämischen Dichtung einst und jetzt / Prof. Dr. Lothar G. Tirala, München: Rasse und Weltanschauung / Deutsche Lyrik: Otto Jersch: Dem toten Kameraden – Der tote Sturmbann – Unseren Frauen! / Heinrich Anacker: Wir brauchen die Weiten / Johannes Linke: Wie der Modies den Hitler zum Schweigen brachte / Ständischer Aufbau: Nachruf für Dr. Hans Eger, Leiter des sozialpolitischen Ausschusses / Dr. Hans Buchner, München: Ständischer Aufbau und wirtschaftliche Selbstverwaltung / Prof. Dr.-Ing. W. Müller: Gedanken zur Frage der Betriebsgemeinschaft / Kritik der Zeit: Konsul Hans Jonas, Königsberg: Die Deutsche Ostmesse im nationalsozialistischen Staat / C. von Holst: Außenpolitische Rundschau / Das Buch

Digitized by Google

Oberpräsident und Gauleiter Koch:

Ostpreußens Stellung im osteuropäischen Raum

Das Ausland, d. h. weniger die ausländischen Völker, als Teile ihrer öffentlichen Meinung, sind sich immer noch im unklaren über das, was in Deutschland eigentlich vorgeht. Der 19. August 1934 aber brachte Klarheit, weil er die Zweifler wie die Unwahrhaftigen entlarvte. Er war dazu angetan, Verblendeten die Augen zu öffnen und die Irregeführten auf den rechten Weg zurückzuleiten. Dieser 19. August zeigte klar und deutlich das Gesetz des Lebens und Werdens, unter dem das deutsche Volk steht, das Gesetz, das sich ehern und notwendig erfüllt: daß derjenige, der Führer des Volkes ist, der Härteste im Kampfe, der Fruchtbarste in gestaltender Kraft, der echteste Sohn des Volkes in seiner Art ist. Adolf Hitler ist nicht erst seit heute Führer des Volkes. Er kämpfte als unbekannter Soldat des Weltkrieges und in den 14 Jahren Opposition als politischer Führer den härtesten Kampf, er schuf im Nationalsozialismus dem deutschen Volke einen neuen politischen Glauben und er bewies im Aufbau seine gestaltende Kraft. In ihm prägt sich die Art des Volkes am schlichtesten und reinsten aus. Er schloß durch seine Wesensart die Brücke zwischen sich und dem letzten und ärmsten Sohne des Volkes. Er ist und bleibt der Führer!

Im Verhältnis Deutschlands zu anderen Völkern wird zur Zeit teils durch Unwahrheit und Verblendung, teils durch Unkenntnis und Irrtum die Wahrheit verfälscht. Deutschland soll — das liest man in ausländischen Blättern, hört man aus ausländischen Stimmen — der Friedensstörer der Welt sein, der planmäßig auf Krieg rüstet, Deutschland soll eine Expansion im Osten planen, Deutschland soll sich das Land politisch und wirtschaftlich unterwerfen und die Länder germanisieren wollen.

Dabei weiß man, oder müßte man wenigstens wissen, daß Deutschland, wenn es derartige Absichten hätte, über keine Mittel und Möglichkeiten verfügt, sie zu verwirklichen.

Wir erregen uns aber nicht und lassen uns nicht verwirren, wir schauen ruhig und klar durch das Gewirr dieser Behauptungen hindurch und sehen, was dahinter steht. Wir halten diese Unwahrheiten nicht für die Ansicht der Völker, in denen sie verbreitet werden. Wir hüten uns, den gesunden Instinkt der Völker mit den Stimmen eines Teiles ihrer Presse, die Drahtzieher mit den berufenen Führern der Völker zu verwechseln. Wir wissen stark zu unterscheiden zwischen der Presse, die böswillig und bewußt über Deutschland Unwahrheiten verbreitet, und der Presse, die aus dem Trommelfeuer der Unwahrheit nicht mehr die wahren Tatsachen herauszufinden vermag und deshalb Irrtümern unterliegt, die nicht gleich mit Verleumdung zu verwechseln sind.

Wir wissen, daß in jedem Volke nur d a s Bestand hat und fruchtbar wird, was aus den Gesetzen des eigenen Volkes stammt. Wir wissen, daß die Ge-

Digitized by Google

setze des Lebens der Völker und ihrer Räume stärker sind als Stimmungen und Meinungen, die gegen ihre Gesetze und ihre Bahn sich richten, an einem Tage wie Sand hinwegwehen werden. Wir behalten unsere Ruhe aber auch dann, wenn scharfe Stimmungen und Meinungen sich zu Kampfmaßnahmen gegen Deutschland verdichten, wenn gewisse Drahtzieher einen Wirtschaftskrieg und Boykott gegen Deutschland heraufbeschwören wollen. Wir verlieren unsere Ruhe selbst dann nicht, wenn mit diesen Plänen ein Teil der Welt aktiv gegen uns steht. Bedingungen, die nicht auf natürlichen Begebenheiten, sondern auf Kampf beruhen, lösen sich bei der ersten harten Probe. Eine künstliche Isolation zerbricht, abgesehen davon, daß ein totaler Wirtschaftskrieg und Boykott gegenüber Deutschland überhaupt nicht durchführbar ist. Auch würden solche Maßnahmen an der Zwangsläufigkeit und Gesetzmäßigkeit der Entwicklung nichts, gar nichts ändern! Willkürliche Eingriffe in die natürliche gesetzmäßige Entwicklung der Dinge laufen sich tot, sie richten sich am Ende gegen den Angreifer selbst. Jedes angreifende Volk muß bei einem solchen Wirtschaftsangriff seinen eigenen Schaden sozusagen bar voraus verauslagen.

Das hat schon zu Napoleons Zeiten die Kontinentalsperre bewiesen und das wird auch heute nicht anders sein. Der Führer hat ausgeführt, daß Deutschland fest entschlossen ist, im gegebenen Falle die nötigen Produkte selbst herzustellen und sich neue Produktionen zu erschließen. Das würde letzten Endes auch der Wirtschaft des Angreifers schaden.

Wir lassen uns daher durch die Ankündigung eines Boykotts nicht beirren. Auch Isolierungen sind immer noch zum Scheitern verurteilt gewesen, sobald sie ihren Urhebern wirtschaftlich schaden. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, daß dies im Osten, daß es vor allem allen denen, die unsere Ostmesse besuchten und beschickten, ebenso klar ist wie uns. Wir gehen in Ruhe und Festigkeit unseren Weg. Unser Weg ist der Weg des Friedens, des Aufbaues und der Arbeit.

Adolf Hitler hat nicht nur in allen seinen Reden, sondern auch in allen seinen außenpolitischen Handlungen gezeigt, daß das deutsche Volk nur friedliche Ziele verfolgt. Der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß hat in seinem Appell von Königsberg aus den Friedenswillen der Frontkämpfer und des ganzen deutschen Volkes verkündet, und bei den Frontkämpfern und Völkern der Welt lebhaften Widerhall gefunden. Wir hier in Königsberg sind gerade so wie der Führer und Rudolf Heß fest davon überzeugt, daß die natürlichen Gesetze der Entwicklung jedes einzelnen Volkes stärker sind, als alle Waffen der Willkür, der Kurzsichtigkeit und des Irrtums. Wir erleben immer wieder, daß die natürlichen Zusammenhänge des östlichen Europa sich gegenüber anderen Entwicklungen durchsetzen. Es liegt zweifellos im Interesse aller daran beteiligten Staaten, diesen natürlichen Zusammenhang zu berücksichtigen und ihn sinnvoll zu entwickeln.

Es wird im Osten gegenwärtig häufig von Autarkie und einem strengen Aufsichselbstbeziehen für die Wirtschaft der östlichen Völker gesprochen. Es ist gewiß allenthalben gut und notwendig, daß ein Volk seine Lebenshaltung bis zu einem gewissen Grade aus eigener Kraft bestreitet. Ebenso wie der

Digitized by Google

Nationalsozialismus das Lebensrecht der Völker und jedes Volkes anerkennt, so gesteht er auch jedem Volk das Gestaltungsrecht seiner Wirtschaft zu. Er erkennt klar, daß die Neigung der Völker, ihre Wirtschaft eigenständiger und unabhängiger zu gestalten, im Zuge der völkischen Entwicklung Europas und zumal Osteuropas liegt; doch übersieht er nicht, daß über die einzelnen Völker hinaus natürliche Zusammenhänge und Gesetze des Raumes bestehen, die ungestraft nicht verleugnet werden können. Wir gehören keinesfalls zu denen, die das Tor nach der Welt verschließen und sich den natürlichen Austauschbedingungen zu den Völkern versagen möchten. Gerade im Osten werden diese Gesetze und Notwendigkeiten verständlich und klar. Darüber kann offen gesprochen werden, ohne daß wir uns damit in einen doktrinären Gegensatz zum Westen setzen, denn einen solchen Gegensatz lehnen wir ab. Im Osten sind die wirtschaftlichen und Parallelinteressen besonders deutlich erkennbar. Hier liegt eine Summe von psychologischen Voraussetzungen vor, die erkennen läßt, daß die Eigenart des einzelnen Volkes ihr Endziel nicht in der Vereinzelung, sondern in der Zusammenfassung der gemeinsamen Interessen erhält.

Im Osten sind die Völker jünger als im Westen. Meinungen und Stimmungen des Tages gehen bei jungen Völkern weniger tief als bei alten. Ihre Instinkte für die Notwendigkeiten des Lebens und für die Gesetze des Raumes sind unverbrauchter. Das benachbarte Polen hat als junges Volk die Konsequenzen aus der Nachbarschaft zu Deutschland gezogen und die neue auf ganz weite Sicht berechnete und umfassende Friedenspolitik des Führers bejaht. Polen hat dadurch, daß es dank der Klarheit und des Weitblickes seiner verantwortlichen Staatsmänner diese Politik aufgriff, sich selbst und der Festigkeit seiner unabhängigen europäischen Machtposition gedient. Psychologische und materielle Rückschläge, die niemals bei solchen Generalverständigungen ausbleiben können, haben nicht ausgereicht, um den gesunden Nerv dieses neuen politischen Verhältnisses zu gefährden, und sie werden auch in Zukunft dazu nicht ausreichen. Durch die Einleitung der Verständigung mit Polen ist einer Wirtschaftsverständigung auch mit andern Nachbarn die Bahn geöffnet. Als verantwortlicher Leiter Ostpreußens liegt es mir am Herzen zu betonen, daß gerade Ostpreußen an einer solchen Verständigung ein ganz außerordentliches Interesse hat und daher jeden der Schritte begrüßt, der diesem Ziele dient. Andere junge Völker haben das Gesetz des Ostens und seines Raumes nicht mit derselben Klarheit erkannt, wie Polen. Die Betrachtung von Einzelfragen ist öfters der Erkenntnis der großen Zusammenhänge und ihrer Folgerungen vorangestellt worden. Wir werden allen Maßnahmen, die gegen die Ehre und das Recht des deutschen Volkes gehen, mit Festigkeit zu begegnen wissen. Im übrigen arbeitet ganz einfach die Zeit für uns. Die natürlichen Lebensgesetze werden schließlich jede Vereinzelung überwinden und die gemeinsamen Interessen zum Durchbruch bringen.

So war z. B. die Ostmesse noch nie so stark beschickt worden, wie dieses Jahr, obwohl die öffentliche Meinung der Welt die Lage im Osten pessimistisch ansieht, erreichte sie einen Rekord. Es ist also den krampfhaften Versuchen aller möglichen Zuträger nicht gelungen, die Atmosphäre Osteuropas

Digitized by Google

bis in die tiefen und tragenden Schichten der Völker hinein zu vergiften. Die Friedenspolitik Adolf Hitlers, die den natürlichen Gesetzen des Ostraumes entspricht, setzt sich organisch durch. Die große Beschickung der deutschen Ostmesse war für uns ein Zeichen des sich tief einwurzelnden Vertrauens in die friedliche Führung der Außenpolitik des Führers und der von ihm für den deutschen Osten angeordneten Aufbaupläne, die wir in seinem Auftrage in Ostpreußen durchzuführen haben. In der Zeit vor der Machtübernahme Adolf Hitlers einschließlich der Jahrzehnte vor dem Kriege, war Ostpreußen das Stiefkind der Nation. Diese Zusammenhänge lassen Sie mich nur durch einige einzelne Tatsachen beweisen. Die wirtschaftliche Kraft eines Gebietes bemißt sich am besten nach der sogenannten Steuerkraftziffer. Ostpreußen hatte vor der nationalsozialistischen Regierung bei weitem die niedrigste Steuerkraftziffer. Selbst eine agrarische Provinz, wie Pommern, lag 50% über Ostpreußen, der Freistaat Sachsen hatte 400% der Steuerkraftziffer von Ostpreußen. Mit dem Nationalsozialismus hat Ostpreußen nach mehr als einem Jahrhundert erst wieder das Element gefunden, in dem es politisch, wirtschaftlich und kulturell seiner Wesensart und seiner Vergangenheit nach wurzelt. Es ist daher kein Zufall, daß in Ostpreußen die Menschen am schnellsten und zahlreichsten schon vor der Machtübernahme Adolf Hitlers Fahne zuströmten, es ist auch kein Zufall, daß heute in Ostpreußen alle Schichten der Bevölkerung und alle Kreise der Wirtschaft eine Zuversicht und Glaubensfreudigkeit für die Zukunft erfüllt, wie es hier in diesem Lande seit Jahrzehnten nicht mehr der Fall war. Diese Zuversicht, das Selbstvertrauen zur eigenen Kraft, stützt sich auf Tatsachen, die um so gewichtiger sind, wenn man die kurze Zeit ermißt, in der wir hier unter Führung Hitlers Gelegenheit zur praktischen Arbeit hatten. Schon im ersten Jahre seit der Machtübernahme des Führers ist jede Arbeitslosigkeit in Ostpreußen praktisch beseitigt worden. Diese Tat ist nicht nur eine Tat des Staatsapparates, sondern eine Tat der gesamten ostpreußischen Bevölkerung, die in einmütiger Geschlossenheit an diesem Werke mitgearbeitet hat.

Es ist an der Zeit, um in aller Öffentlichkeit dem Deutschen Reiche, insbesondere aber seinem Kanzler Adolf Hitler den Dank dafür abzustatten, daß Ostpreußen hierzu instandgesetzt wurde. Wir haben allein im Jahre 1933 landwirtschaftliche Flächen melioriert in einem Umfange, der das sechsfache der Vorjahre beträgt. Wenn diese Maßnahmen, die 1934 noch gesteigert sind, abgeschlossen werden, dann werden wir die ostpreußische landwirtschaftliche Anbaufläche um 10% vermehrt haben, d. h. anders ausgedrückt, wir haben dann fast vier Landkreise in Ostpreußen im Frieden erobert. Hieran mag man erkennen, daß das deutsche Volk mit aller Energie bemüht ist, sich innerhalb seiner Reichsgrenzen seinen Lebensraum in friedlicher Arbeit zu erwerben. Der Straßenbau in Ostpreußen ist bisher stark vernachlässigt worden, nicht zuletzt war hieran die wirtschaftlich schlechte Lage Ostpreußens schuld. Im Jahre 1933 haben wir durch Instandsetzung eine Wegstrecke ausgebaut, die in ihrer Gesamtlänge der Strecke Königsberg—Basel, nämlich 1400 Kilometer entspricht. Die gesamte ostpreußische Wirtschaft spiegelt klar den allgemeinen Aufstieg wider. In einem Jahr haben sich in Ostpreußen

Digitized by Google

die Sparkasseneinlagen um 26 Millionen vermehrt. Der Güterumschlag der Reichsbahn ist stark gestiegen. Die Umsatzsteuer hat sich nicht unerheblich vermehrt. Kurz auf allen Gebieten des Lebens ist ein Zug zur Gesundung und zum Aufstieg bemerkbar. Wir hatten in Deutschland, insbesondere auch in Ostpreußen, bisher die Tatsache zu verzeichnen, daß die Menschen immer mehr das platte Land verließen und sich in den Großstädten zusammenballten. Diese sogenannte Landflucht hat bereits im ersten Jahre des nationalsozialistischen Regiments in Ostpreußen außerordentlich stark nachgelassen. Wir mußten, um die Arbeitslosigkeit in Ostpreußen zu beseitigen, im vorigen Jahre bis 60 000 Männer in Notstandsarbeiten beschäftigen. Am 1. August 1934 hatten wir dagegen nur noch 18 000 Notstandsarbeiter in Ostpreußen, alle übrigen, d. h. rund zwei Drittel der bisherigen Erwerbslosen, sind bereits von der freien Wirtschaft aufgenommen worden. Im vorigen Jahre lautete unsere Parole gegen die Arbeitslosigkeit: „Jedem eine Arbeitsstelle!" In diesem Jahre hieß unsere Parole: „Jedem seine Arbeitsstelle!"

Heute fühlt Ostpreußen, daß das Herz des ganzen deutschen Volkes mit ihm schlägt. Die Besucherzahl ist gegenüber der vornationalsozialistischen Zeit um das Mehrfache gestiegen. Wir sehen hierin nicht eine wirtschaftliche Angelegenheit, sondern ein Zeichen der inneren Verbundenheit des Reiches mit Ostpreußen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß noch niemals der Reichsgedanke in Ostpreußen selbst so stark verwurzelt war, wie in dem nationalsozialistischen Staat. Ostpreußen und das Reich sind eins und nichts kann uns trennen.

Wenn jetzt der Reichspräsident und Generalfeldmarschall von Hindenburg, der starke Schirmherr unseres Volkes in schwerster Not, in ostpreußischer Erde begraben liegt, so ist damit für das ganze deutsche Volk ein nationales Heiligtum geschaffen worden. Damit hat unser Führer Ostpreußen zum Hüter eines bleibenden Symbols der Reichseinheit berufen. Unser Führer kennt sein Volk, er weiß, daß sich Ostpreußen dieser Berufung in aller Zukunft würdig erweisen wird.

Mit diesem klaren Bekenntnis zur deutschen Nation steht durchaus im Einklang die Aufgabe, die Ostpreußen in Osteuropa hat. Die Völker dieses Raumes können nur zu wirtschaftlichem Wohlstand kommen, wenn sie in friedlicher Zusammenarbeit und in friedlichem Wettbewerb sich gegenseitig wirtschaftlich ergänzen und fördern.

Alle unsere Fortschritte in Ostpreußen sind ein Zeichen dafür, daß die verbindenden Kräfte Osteuropas stärker und tiefer sind, als der Wille zur Vereinzelung, sie sind das Ergebnis der Friedenspolitik des Führers, die mit der Anerkennung aller Völker und Volkstümer eine Wende der osteuropäischen Politik einleitete und die Grundlage für eine friedliche, gleichberechtigte Zusammenarbeit schuf, sie sind ein Ausdruck des ehrlichen Friedenswillens des deutschen Volkes, der aufbauenden und verbindenden Kraft des Nationalsozialismus und des fanatischen Aufbauwillens der ostpreußischen Bevölkerung, die mit Adolf Hitler heute und für alle Zukunft unbeirrt ihren Weg gehen wird.

Digitized by Google

Staatsrat Wilhelm Meinberg:
(Reichsobmann des Reichsnährstandes)

Vom Kampf des ostpreußischen Bauern

Zwei Wahrzeichen begrüßen den Besucher Ostpreußens am Eingang in ostpreußisches Land: voran die hart an der Nogat und hart am Eisenbahnkörper wuchtig und trutzig aufragende alte Marienburg und dahinter, soweit das Auge schaut, die langgedehnten fruchtbaren Felder, Weiden und Wiesen und die friedlichen Höfe ostpreußischer Bauern.

Diese Verbindung zwischen Burgen und Bauern auf ostpreußischem Boden ist gewiß nichts Zufälliges.

Menschen, die der Enge ihrer Heimat entflohen waren, welche wußten, was sie wollten, und mit dem Deutschen Ritterorden sich die Aufgabe gestellt hatten, dieses Land jenseits der Weichsel dem Deutschtum zu gewinnen und zu erschließen, Menschen, in deren Adern bäuerliches Blut rann, haben einst vor 700 Jahren Ostpreußen in harten, schweren Kämpfen erobert und deutscher Kultur erschlossen. Sie haben wenig Zeit gehabt, um aus Urwald und Wüste blühendes Kulturland zu schaffen, weit weniger Zeit als das mit jahrhundertelangem Vorsprung bedachte westliche Deutschland, dem überdies noch die Segnungen der Natur so ganz anders zugute gekommen sind als dem abgelegenen, mit wenig Verkehrsmöglichkeiten und einem unwirtlichen Klima ausgestatteten Ostpreußen.

Aber sie haben auch in anderer Hinsicht durch harte Schule gehen müssen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen" — wahrlich, für Ostpreußen gilt dies Wort, wenn man daran denkt, daß auch kein Jahrhundert vergangen ist, seit der Orden die Hand auf das schöne ostpreußische Land gelegt hatte, wo nicht der Würgengel des Krieges, der Pestilenz und des Hungers grauenvoll in ihm gehaust hätten. Nach den blutigen Preußen- und Litauerkämpfen, nach dem Trauerspiel von Tannenberg im Jahre 1410 die Verheerungen der Schwedenkriege, der Tatarenraubzug, die große Pest der Jahre 1708—1710, das Sengen und Morden der Russen im Jahre 1757, das Elend des Landes, das aus den Namen Preußisch-Eylau und Tilsit 1806—1807 zu uns spricht und schließlich 1914 die Sühne von Tannenberg.

In solchen fortdauernden Kämpfen um ihre Scholle sind die ostpreußischen Menschen hart und stark geworden, aus Blut und Boden haben sie die Kraft gezogen, um neu und schöner noch die Burgen und die Dörfer wieder aufzubauen, die der Krieg zerstörte, und tief in diesen Menschen ist eingewurzelt geblieben das Bewußtsein von der Aufgabe jener Vorpostenstellung, wie sie Ostpreußen zu allen Zeiten als äußerstem Stützpunkt des Deutschtums zugefallen gewesen ist.

Von solcher Warte aus erwächst das Verständnis für den Wert und die Bedeutung einer Provinz, die auch heute noch mit ihren 2,6 Millionen Hektar

Digitized by Google

landwirtschaftlich genutzter Fläche ihr ländliches und bäuerliches Gepräge wie kaum ein anderes deutsches Land bewahrt hat. Keine andere preußische Provinz erreicht die Größe der ostpreußischen landwirtschaftlichen Nutzfläche, und über 60% davon entfallen auf bäuerliches Land. Und die Statistik zeigt weiter, daß die Verbäuerlichung Ostpreußens im Wachsen begriffen ist, daß z. B. gegenüber dem Jahre 1925 die Zahl der ostpreußischen klein- wie mittelbäuerlichen Betriebe im Jahre 1933 zwei- bis dreimal so stark angestiegen ist als im Reichsdurchschnitt. Allerdings hat man auch hierbei den besonderen ostpreußischen Verhältnissen Rechnung zu tragen und darf nicht übersehen, daß unter den schwierigen klimatischen Verhältnissen in Ostpreußen durchschnittlich auf der Flächeneinheit weniger produziert wird als im Reich, daß also zum eigenen Lebensunterhalt in Ostpreußen mehr Land nötig ist als im übrigen Deutschland. Mit anderen Worten: auch Betriebe von über 100 bis zum Teil 200 Hektar müssen in Ostpreußen noch durchaus zu den bäuerlichen gezählt werden, und es wäre falsch, sie mit gleichen Größen anderer Gebietsteile über einen Kamm zu scheren. Solche bäuerliche Betriebe haben sich in großen geschlossenen Bauerngebieten in der Mitte, im Süden und längs der Ostgrenze der Provinz seit der Zeit des Deutschen Ritterordens bis zum heutigen Tage erhalten.

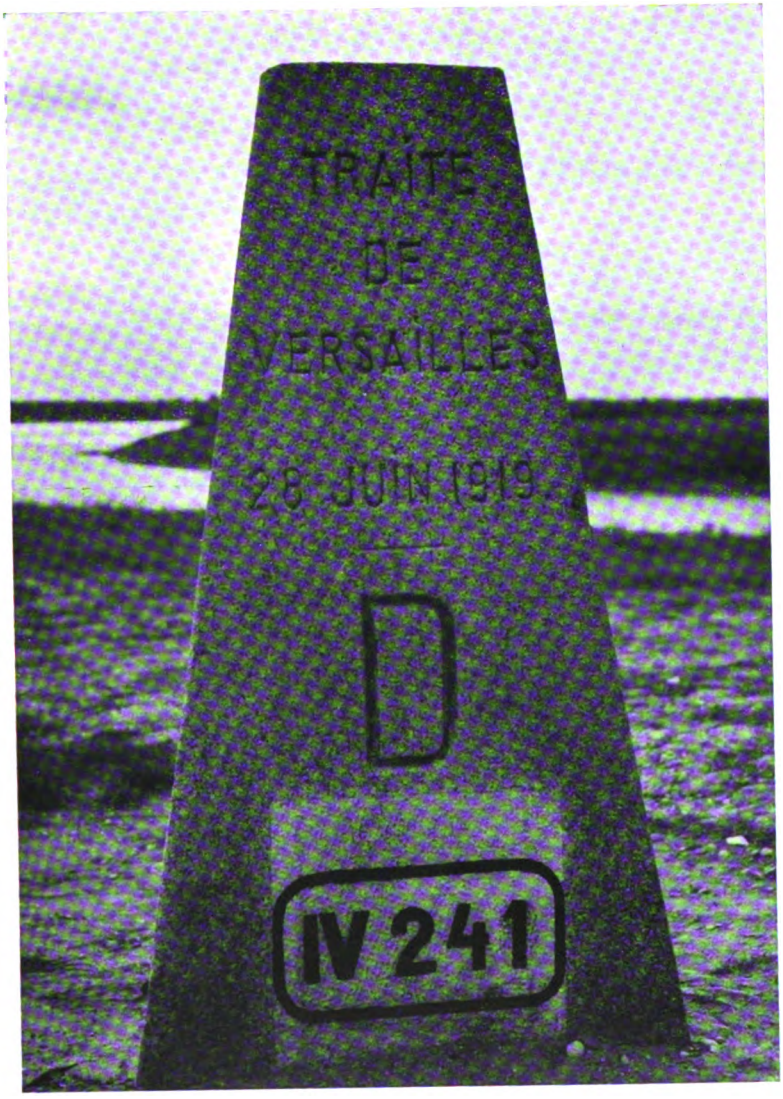
So ist auch in Ostpreußen der Bauer die tragende Säule, und das gilt nicht für die Landwirtschaft allein. Gerade von Ostpreußens Erleben aus in seiner früheren und erst recht seiner unseligen Nachkriegsvergangenheit begreifen wir den tiefsten Sinn der Worte des Führers und Kanzlers, daß der Bauer und Boden die Lebensgrundlage eines Volkes bilden.

In zwei seltsamen Parallelen hat sich nach dem Kriege ostpreußisches Bauernlos erfüllt.

1. Der Bauer hat um seinen Hof gekämpft, hat allen Schwierigkeiten zum Trotz seine Leistungen gesteigert, hat von Jahr zu Jahr stärker zur Versorgung seines Volkes beitragen können. Ein paar Hinweise veranschaulichen dies.

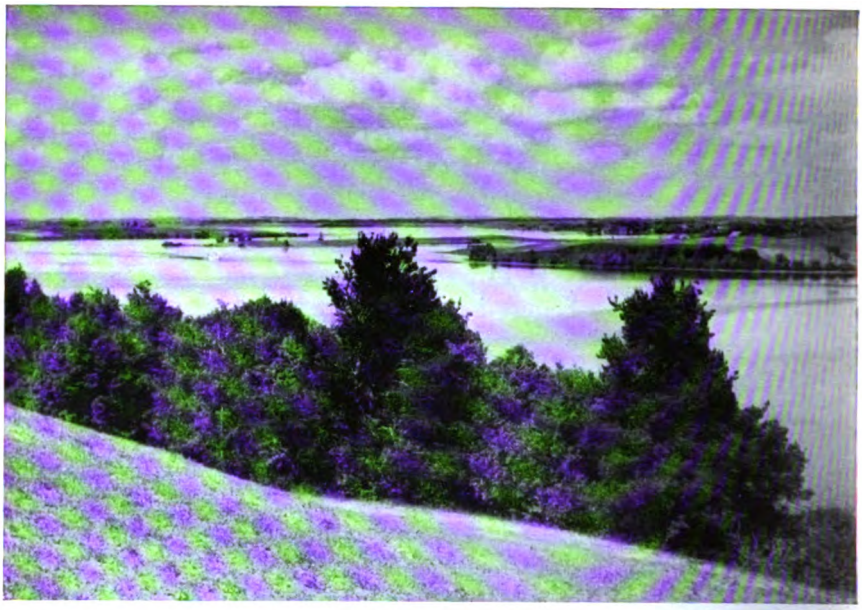
Wenn man allgemein die Bodenverhältnisse in Ostpreußen — mehr als die Hälfte der Fläche ist mit guten Mittelböden belegt — keineswegs als ungünstig ansprechen kann, so bereiten insbesondere die klimatischen Verhältnisse, vor allem die starken ostpreußischen Klimaschwankungen, dem Bauern erhebliche Schwierigkeiten und zwar sowohl bei der Verteilung der Niederschläge wie vor allem in der Verteilung der für die Entwicklung der Pflanzen gefährlichen Eis- und Frosttage, an denen Ostpreußen erheblich mehr aufzuweisen hat als etwa Mittel- oder Nordwestdeutschland. Selbst Länder wie Schweden und Finnland haben nicht solche für die Landwirtschaft überaus ungünstigen Klimabedingungen. Um dem zu begegnen, ist der ostpreußische Bauer gezwungen, auf den Hektar erheblich mehr tierische Arbeitskräfte zu halten, als das in klimatisch günstiger gelegenen Gebieten des Reiches der Fall ist. Die Feldarbeit drängt sich stärker zusammen, erfordert mehr Arbeitskräfte, erhöht das Angespann auf 20 Pferde je 100 Hektar Ackerland gegen nur 15 im Reichsdurchschnitt. Der Weidegang für das Vieh ist kurz und

Digitized by Google

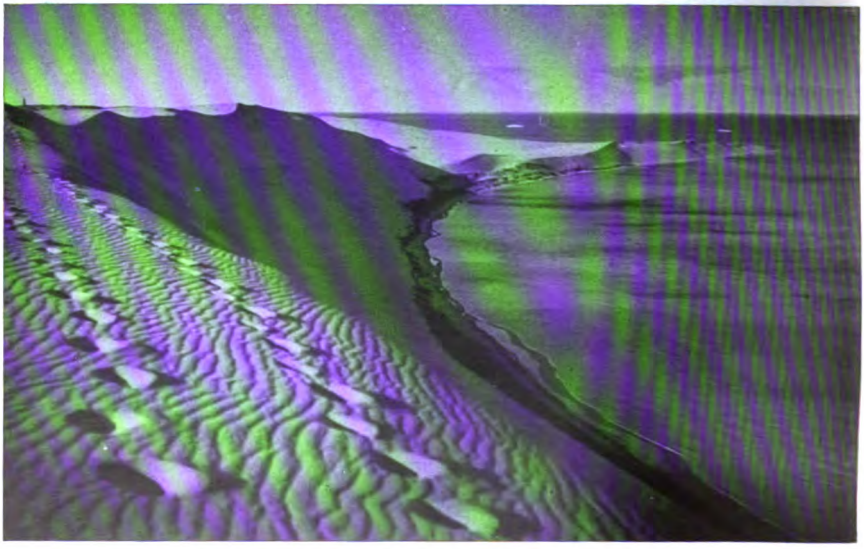


Weichſelgrenze.
Der Stein an der Dreiländerecke bei Weißenberg. Seine drei Seitenflächen zeigen nach Deutſchland (D), Freiſtaat Danzig (FD), Polen (P)

Digitized by Google

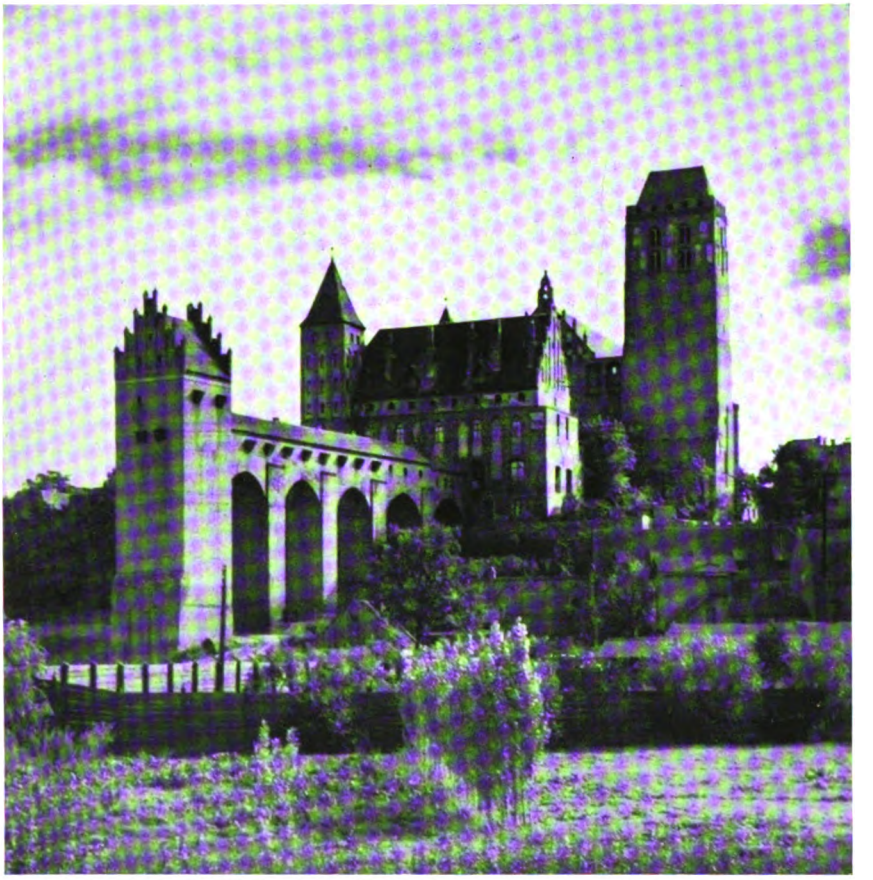


Ostpreußen. Talter-Gewässer



Kurische Nehrung. Hohe Düne bei Nidden. Die beiden Dampfer vermitteln von Cranzbeeck aus den Bäderverkehr. Blick von der Grenze ins Memelgebiet

Digitized by Google



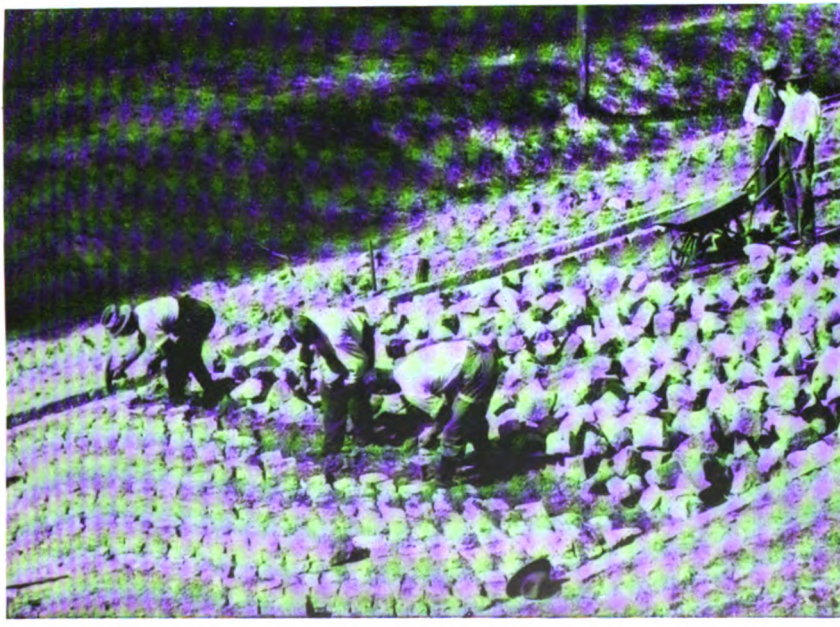
Marienwerder

Digitized by Google

Fiſcherkähne vom Kuriſchen Haff

Digitized by Google

Lenzen. Vorlauben-Haus

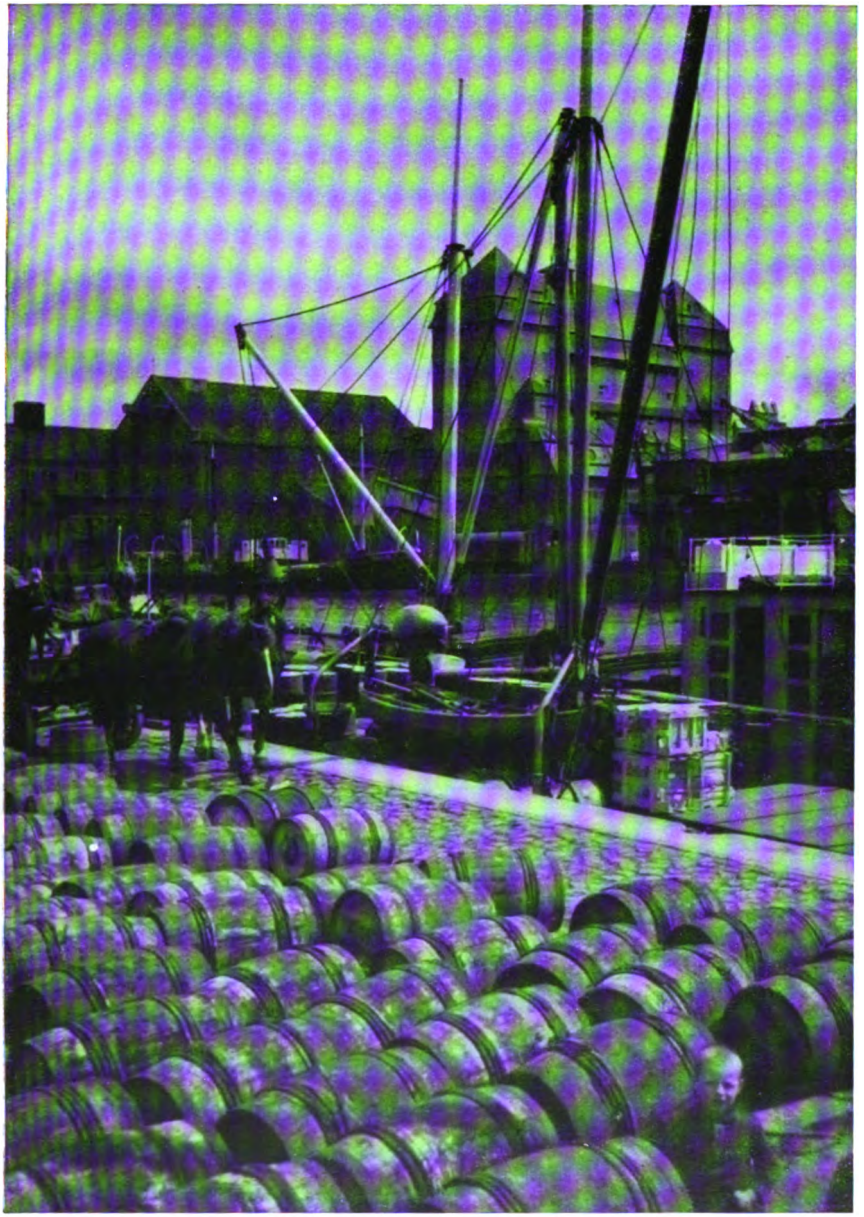


Straßenbau in Masuren

Digitized by Google

Niederungsbauer auf dem Weichseldamm

Digitized by Google



Königsberg Pr. Innenhafen

Digitized by Google

Königsberg Pr. Kantgrabmal (Prof. Cahrs)

Digitized by Google

bedingt vermehrte Stallfütterung. Die Wirkung der Düngung leidet in einer Vegetation, die um etwa 5—7 Wochen verkürzt ist gegenüber anderen Gebieten des deutschen Vaterlandes.

Und dennoch ist die ostpreußische Kornkammer immer gefüllt geblieben. Die Viehbestände und Ernteerträge sind langsam, aber stetig in die Höhe gegangen. Im Durchschnitt der Jahre 1930/33 sind gegenüber dem Jahrfünft 1925/29 die Brotgetreideernten um 6%, die Ernten in Gerste im Durchschnitt um 10% höher gewesen; nur die Haferernten haben aus verständlichen Gründen wie überall niedriger gelegen. Auch die nach dem Kriege stark dezimierten Viehbestände sind wieder aufgebaut worden. Man vergleiche:

	1930/33 Stück	1925/29 Stück
Schweine	1 475 368	1 201 809
Milchkühe	595 041	547 658
Geflügel	5 424 572	4 391 477

Und in immer größerem Umfange ist Ostpreußen zum Versorger des deutschen Volkes geworden. Drei Millionen Menschen — so hat man berechnet — können außer der eigenen ostpreußischen Bevölkerung heute aus ostpreußischem Boden ihre Nahrung beziehen.

2. Nur aus der tiefen Schollenverbundenheit bäuerlicher Menschen sind diese Leistungen zu begreifen, obwohl — und das ist die Kehrseite — die Krise immer härter an Haus und Hof sich heranfraß.

Denn als schwächstes Glied in der Kette hat Ostpreußen die aus liberalistischem Gedankengut geborenen und darum fehl gehenden agrarpolitischen Maßnahmen des ersten Nachkriegsjahrzehnts am bittersten verspüren müssen. In verhältnismäßig wenigen Jahren war in Ostpreußen eine Fläche in Größe eines ganzen Regierungsbezirkes unter den Hammer gekommen. Ein unerhörtes Maß von Schulden- und Zinslasten, dem kein Preis und kein Ertrag gewachsen war, hat die Menschen von ihren Höfen getrieben. Wie immer in der Geschichte des Bauerntums, so stand auch in Ostpreußen nach dem Kriege die Verschuldung am Anfang des Niederganges und ebenso am Ende. Betrug das Schuldkonto im Jahre 1927 bereits rund 700 Millionen Reichsmark, so war es 1932 trotz Ostpreußen- und Osthilfe auf nahezu das Doppelte angewachsen.

Welch bitteres Bauernlos hat dieser Widerstreit der Dinge geschaffen! Immer im Kampf und dennoch unterlegen, solange nicht das Bauerntum über alle unkontrollierbaren Kräfte hinweg sich erhob zu dem Grundelement seines Volkes. Denn nicht Kapital und Händlergeist, nur eins vermag die Scholle zu hüten: gesundes Bauerntum, wenn es sich durch Generationen mit dieser Scholle verwachsen, aus kapitalistischer Wirtschaftsverflechtung befreit auf den Kern seines Wesens zurückführt und als allein berufenen Betreuer seiner Scholle anerkannt weiß.

Heute ist die ostpreußische Versteigerungslawine dank der Maßnahmen Adolf Hitlers und seines Reichsbauernführers Darré zum Stillstand ge-

Digitized by Google

kommen. Auch das schwächste Glied in der Kette, Ostpreußen, hat wieder zu leben begonnen. Mehr als vier Millionen Morgen Bauernland sind Erbhof geworden — und das ist eine Fläche, wie sie in solchem Umfange kein anderes Gebiet unseres Vaterlandes aufzuweisen hat. Durch die Marktregelung und die Beseitigung der Spekulation ist das Bauerntum in einem langsamen, aber stetigen Aufstieg begriffen.

Wer die Verantwortung für die Zukunft trägt, weiß, daß gerade ein so abgelegenes Land wie Ostpreußen Menschen braucht, die bodenständig, kampffreudig und heimattreu sind, und mit besonderer Betonung muß deshalb gerade in diesem Zusammenhang von der Siedlung gesprochen werden. Gilt es doch, die Menschen der Scholle nach den vergangenen Leidensjahren aufs neue mit ihrem Boden zu verwurzeln, sie mit neuem Mut, mit dem nötigen Wissen und nicht zuletzt mit tiefer Liebe zu ihrer Scholle zu erfüllen.

Und da kommt es vor allem darauf an, daß lebenskräftige Bauernstellen geschaffen werden. Es gilt, manchen Fehler der Vergangenheit zu sühnen und zu verhüten, daß durch die Anlage zu kleiner Bauernstellen ein Siedlungsproletariat geschaffen wird, das wiederum nicht leben und nicht sterben kann. Nur so wird man dazu kommen, den Ausgleich zwischen Groß- und Kleinbesitz sinnvoll zu schaffen, und größerer Besitz, der sich aus eigener Kraft nicht zu halten vermag, wird ganz von selbst überschüssiges Land herzugeben bereit sein, wenn er einen Erbhof von bäuerlichem Ausmaß als Eigentum zurückbehält.

Der Siedler aber muß mit seiner Wirtschaft verwachsen, und dazu gehört nicht nur der Besitz, sondern auch eine sehr grundlegende Erziehung und ein gesundes Wissen. Diese erzieherische Aufgabe liegt ja ganz und gar auch im Interesse unserer Ernährung aus eigener Scholle und dient um so mehr der Allgemeinheit, wenn sie bereits bei der Jugend ansetzt, die es wieder zu lernen hat, nicht nur spezial-technisch allein sich zu bilden, sondern nationalsozialistisch zu empfinden und den gesamten Betrieb planvoll in den Dienst der Aufgabe der Erringung der deutschen Nahrungsfreiheit zu stellen.

Das sind Probleme und Aufgaben, die sich zwanglos ergeben, wenn der Boden statt Ware wieder Scholle werden soll.

Mit der Vollendung dieser großen Aufgabe aber steht und fällt auch unsere östlichste Grenzprovinz. Ihre Kraft und ihr Können gab ihr der Heimatboden. In einem Punkt hat Ostpreußen — die Geschichte ist Zeugnis dafür — noch niemals Scherz verstanden: wenn es Scholle und Heimat gefährdet wußte. In dem ostpreußischen Menschen paaren sich daher Bauern- und Soldatentum in glücklicher Verbindung. Die soldatische, allem anderen übergeordnete und bis zum letzten Mann verstandene Idee der Sicherung des Landes nach außen ist dem ostpreußischen Menschen die selbstverständliche Umschreibung für die Sicherung seiner engeren Scholle, für die er lebt und für die er kämpft. Dies Wissen aber schweißt Führer und Gefolgschaft zusammen, und in ostpreußischen Burgen und ostpreußischen Bauern hat es seinen sinnvollsten Ausdruck gefunden.

Digitized by Google

Dr. Hermann Bethke:
(Vizepräsident des ostpreußischen Oberpräsidiums)

Nationalsozialistische Aufbauarbeit in Ostpreußen

Ostpreußens Sendung wird klar, wenn man seine Lage im deutschen Raum an der Ostsee betrachtet. Es stellt die Verbindung Deutschlands mit dem Osten dar. Zur Erfüllung dieser Aufgabe ist Ostpreußen in besonderem Maße begünstigt. Kein Land des deutschen Gebietes ist so von Ländern des Rohstoffreichtums umlagert wie Ostpreußen. Neben diesen günstigen wirtschaftlichen Voraussetzungen hilft die Einstellung des ostpreußischen Menschen bei dieser Aufgabe mit. Ostpreußen ist noch am wenigsten von dem Zeitgeist vergangener Jahrzehnte angekränkelt gewesen. Das läßt sich nicht nur aus seiner Stellung als Agrarprovinz herleiten, sondern wird am besten bewiesen durch sein aufsteigendes Bekenntnis zum Nationalsozialismus bis zur Wahl am 12. November 1933, in der sich Ostpreußen mit 97,3 v. H. nationalsozialistischer Wähler an die Spitze aller Wahlkreise Deutschlands setzte.

Damit Ostpreußen seine gesamtdeutsche Aufgabe erfüllen kann, ist der Aufstieg seiner Wirtschaft, die hinter der anderer deutscher Landesteile zurückstand, notwendig. Dieser Aufstieg kann aber nur erfolgen, wenn in Ostpreußen mehr Menschen angesetzt werden, die der ostpreußischen Landwirtschaft die langersehnten 1—1½ Millionen Verbraucher zusätzlich bringen.

Die landwirtschaftliche Siedlung allein kann dieses Mehr an Menschen nicht bringen. Die Schaffung eines gesunden deutschen Bauerntums gehört zu den Grundzielen nationalsozialistischer Staatspolitik, und es ist daher selbstverständlich, daß kein Mittel unversucht bleiben darf, um diesem Grundsatz in einer Agrarprovinz wie Ostpreußen weitgehend Geltung zu verschaffen. Die nationalsozialistische Führung Ostpreußens ist sich jedoch bewußt, daß diese Maßnahmen allein nicht ausreichen, sondern daß darüber hinaus eine Industrialisierung Ostpreußens zur Erfüllung der oben aufgezeichneten großen Aufgabe von zwingender Notwendigkeit ist. Ostpreußen ist ein bäuerliches Land und soll auch ein bäuerliches Land bleiben. Wenn also in Ostpreußen Menschen angesetzt werden, die einer industriellen Beschäftigung nachgehen sollen, so muß dafür gesorgt werden, daß sie nicht in Mietskasernen und großen Asphalt-Städten wohnen und ihre Kinder dort aufwachsen lassen, sondern daß jede Familie ihr Haus und einen — wenn auch bescheidenen — Anteil an Grund und Boden erhält.

Aus dem Vorangegangenen ist ersichtlich, daß Ostpreußen nicht bei der Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die durch die im ganzen Reich bekannt gewordene Arbeitsschlacht erreicht ist, stehen bleiben kann, sondern den Neuaufbau Ostpreußens in weiterem Umfange planen muß. Über die Form, in der eine Ausbreitung der gewerblichen Tätigkeit in Ostpreußen sich verwirklichen läßt, sind vielfach irrige Meinungen verbreitet. Deshalb seien ganz kurz einige wesentliche Gesichtspunkte herausgestellt.

Digitized by Google

Der Neuaufbau Ostpreußens wird im weitesten Umfange durch Privatinitiative erfolgen. Um dieses Ziel zu erreichen, muß der Staat durch gesetzgeberische Maßnahmen die notwendigen Voraussetzungen treffen, um die Kräfte in der Privatwirtschaft frei zu machen. Ostpreußen lag bisher unter einem höheren allgemeinen Kostendruck als das übrige Reichsgebiet. Die Steuern, Soziallasten, Frachten usw. drückten auf den Unternehmer im Verhältnis zu seiner wirtschaftlichen Stärke ungleich mehr als im Reich. Der Staat muß daher dafür sorgen, daß dieses offenbare Mißverhältnis aufgehoben und Ostpreußen besondere Vorteile zugesichert werden. Darüber hinaus bedarf die Privatinitiative einer besonderen nach großen Gesichtspunkten orientierten öffentlichen Leitung. Wo diese fehlt, zeigen sich bald die größten volkswirtschaftlichen Schäden. Infolgedessen muß es Aufgabe des Staates bleiben, diese Leitung durch eine systematische Landesplanung durchzuführen. Vor allen Dingen werden Maßnahmen dahin getroffen werden müssen, daß die anzusetzende Arbeiterschaft seelisch gesund bleibt; denn die Industrialisierung Ostpreußens ist nicht in erster Linie wirtschaftlich, sondern volklich bestimmt.

Die Arbeitsschlacht selbst wurde in möglichst unkomplizierter Weise durchgeführt. Zwei große Gruppen von Arbeiten wurden gewählt: Wegebauten und vor allen Dingen Meliorationen. Beide Gebiete waren jahrelang stiefmütterlich behandelt worden, und eine Abhilfe lag nicht nur im Interesse der beteiligten privaten Wirtschaft, sondern im unmittelbaren öffentlichen Interesse. Das Ausmaß des auf diesem Gebiet Geleisteten ergibt sich aus folgenden Feststellungen:

Straßenbau: Seit Januar 1933 hat Ostpreußen insgesamt rund 1400 Kilometer Straßen in Neubau genommen oder verbessert. Das ist gleichbedeutend mit einer Strecke von Königsberg bis Basel. Diese Straßenfrage ist für Ostpreußen nicht nur binnenwirtschaftlich außerordentlich wichtig, sondern für das gesamte Volk und darüber hinaus auch für das Ausland, das uns in wachsendem Maße besucht.

Meliorationen: Im letzten Jahre sind rund 64000 Hektar Flächen in Ostpreußen der Kultur neu erschlossen worden. Das bedeutet, daß Ostpreußen im Jahre 1933 rund das sechsfache des Jahres 1932 melioriert hat. Als Erfolg dieser Maßnahme ist anzusehen, daß sich die Anbaufläche in Ostpreußen vom Jahre 1932 bis zum Jahre 1934 um 10% erhöht hat.

Wichtiger als die hier aufgezeichnete Leistung in Straßenbau und Meliorationswesen an sich ist aber die Auswirkung auf die Allgemeinwirtschaft in Ostpreußen. Hierbei darf man jedoch nicht in den Fehler verfallen, alles nur auf die Arbeitsbeschaffung zurückzuführen. Die Arbeitsbeschaffung ist zwar das wichtigste, aber immerhin doch nur ein Glied der Kette zahlreicher und vielgestaltiger Maßnahmen. Die letzte Ursache für den überragenden Erfolg, der hier erreicht wurde, ist schließlich das Vertrauen, das von der Reichsführung durch Adolf Hitler ausströmte und jeden bis zum letzten Landarbeiter in der Provinz erfaßte.

Die Einwirkung der Beseitigung der Arbeitslosigkeit auf die Allgemeinheit zeigt sich vor allem in der Verringerung der in Notstandsarbeit unter-

Digitized by Google

gebrachten Arbeiter. Um Ostpreußen im wesentlichen frei von Arbeitslosen zu halten, waren im Jahre 1933 nahezu 60000 Arbeiter in Notstandsarbeiten untergebracht worden. Im Jahre 1934 können wir mit Befriedigung feststellen, daß nur noch etwa ein Drittel dieser Zahl in Notstandsarbeiten beschäftigt wird. Die freie Wirtschaft ist mithin durch die verschiedenartigsten Maßnahmen, insbesondere aber durch das Arbeitsbeschaffungsprogramm derartig belebt, daß sie imstande ist, weit mehr als die Hälfte der vorjährigen Notstandsarbeiter aufzunehmen. Mußten im Jahre 1933 noch Sechzigtausend nach der Devise marschieren: „Jedem eine Arbeitsstelle", so konnten im Jahre 1934 bereits zwei Drittel dieser Kolonnen nach der Devise „Jedem seine Arbeitsstelle" eingesetzt werden.

Sehr aufschlußreich ist ferner die Entwicklung bei den ostpreußischen Sparkassen, die in einem Jahre nach der Arbeitsschlacht 26 Millionen RM. mehr auf Sparguthaben liegen haben wird als vorher. Ferner zeigen vom 1. Vierteljahr bis 4. Vierteljahr 1933 die Lohneinkommen eine Steigerung von 54,5 auf 90,5 Millionen, ohne daß eine allgemeine Lohnsteigerung eingetreten ist. Als Erfolg ist dann wesentlich zu verzeichnen, daß der seit Jahrzehnten unglückliche Zug von Menschen in Ostpreußen nach dem Westen aufgehört hat und sich im Jahre 1933 in einen Wanderungsgewinn von 4000 Menschen umgewandelt hat.

Diese wegen des beschränkten Raumes wenigen Feststellungen sollen die Auswirkungen der ostpreußischen Arbeitsschlacht auf die gesamte ostpreußische Wirtschaft belegen.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei folgendes betont:

Für Nationalsozialisten ist alles Materielle nur Mittel zum Zweck. Es ist selbstverständlich, daß diese Einstellung auch in Ostpreußen allgemein richtunggebend ist, und daß die hier nicht behandelten Dinge der kulturellen Hebung, geistigen und nationalsozialistischen Erziehung der Menschen einen großen Raum in der praktischen Arbeit eingenommen haben.

Diese Ausführungen machen keinerlei Anspruch, eine umfassende Übersicht über die Arbeit in Ostpreußen zu geben. In wenigen Strichen sind nur die Hauptgesichtspunkte der Neugestaltung Ostpreußens aufgezeigt worden. Abschließend sei betont: der Nationalsozialismus beruht auf dem Glauben, daß nicht die materielle, sondern die seelische Kraft die Welt gestaltet! Ostpreußen fühlt diese Kraft in sich und hat den festen Glauben, sein Schicksal so zu gestalten, wie es seiner alten historischen Sendung entspricht und wie es im Interesse der Nation ihm für die kommenden Jahrhunderte bestimmt ist.

Digitized by Google

Prof. Dr. H. Heyse, Königsberg:
(Rektor der Albertus-Universität in Königsberg)

Kant und wir

I.

Wollen wir das Wesen der kantischen Philosophie tiefer verstehen und für unsere Aufgaben fruchtbar machen: so müssen wir davon ausgehen, daß sich in Kant — wie auch in seinen Landsleuten Hamann und Herder — *das geschichtliche Schicksal Ostpreußens als geistiges Prinzip Gestalt gewonnen hat.*

Im Vergleich zu anderen Gebieten Deutschlands ist Ostpreußen ein junges Land. Wenn dieser geschichtliche Tatbestand früher oftmals als Nachteil empfunden wurde, so bewerten wir ihn aus einem ursprünglichen Wissen um unsere Aufgaben völlig neu. Jung sein — das bedeutet in diesem Sinne: frei sein von den Traditionen einer zu Ende gehenden, alt gewordenen Epoche — frei sein für die wahrhaften Ursprünge und Kräfte des geschichtlichen Seins und Werdens. Aus solchem Bewußtsein wird in diesem mit geschichtlichen Energien geladenen Raum mit tiefer Leidenschaft um die Schicksalsfragen des deutschen Volkes und des deutschen Daseins gerungen, werden die wirtschaftlichen, politischen und geistigen Entscheidungen mit besonderem Ernst gelebt und vollzogen.

Wie haben wir das tiefer zu begreifen?

Wir wissen, daß die entscheidenden Impulse zu der großen inneren Wandlung unseres Volkes, zu der Besinnung auf unser wahres Wesen, im Kriege liegen — der im tiefsten Sinne des Wortes ein Befreier zu uns selbst gewesen ist. In der größten Gefahr, in der es um Sein oder Nichtsein der Nation ging, erprobten sich und wurden wieder sichtbar die Grundwerte, auf denen das geschichtliche Sein und Leben des deutschen Volkes beruht — die Grundwerte der Tapferkeit, Disziplin, Treue um des Ganzen, um der Volksgemeinschaft willen. Diese Gefahr, diese Krisis, in der Echtes sich vom Unechten scheidet, aber bestand und besteht fort in besonderer Schärfe für dieses Land, für Ostpreußen. Darum wurden und werden hier die Schicksalsfragen des deutschen Seins in letzter Tiefe erfahren. Wo aber Gefahr ist — dort wird nach jenem Wort Hölderlins, zu dem wir uns bekennen, das Rettende zu tiefst offenbar.

Von hier aus schlagen wir auf eine neue Weise die Brücke zur Geschichte, d. h. zu den wahrhaften Kräften und ursprünglichsten Gesetzen des geschichtlichen Lebens dieses Landes. *Denn was jetzt ist, was wir jetzt erfahren haben, war fast zu allen Zeiten Aufgabe, Geschichte und Schicksal dieses ostpreußischen Landes.* Darum haben sich in dieser Landschaft, in diesem geschichtlichen Raum seit der Ordenszeit jene geschichtlichen, zugleich politischen und geistigen Kräfte entwickelt, die Brandenburg und Preußen mitformten, die nunmehr eingehen in das Wesen und Gefüge des neuen Reichs.

Digitized by Google

Aus solchen Zusammenhängen, aus den nämlichen völkischen und geschichtlichen Urkräften — die Hamann dämonisch-leidenschaftlich erlebt, die Herder als Werte der Zukunft und einer neuen Jugend der Völker anschaulich gestaltet: erwächst, in höchster kritischer Bewußtheit, die kantische Philosophie.

Kants Philosophie ist Kritik. Das bedeutet: in ihrer Zeit und mit den Mitteln ihrer Zeit sucht sie, aus einem ursprünglichen Bewußtsein um die wahren Kräfte des Lebens, die große Krisis, die Scheidung zu vollziehen zwischen dem, was echt und wesenhaft ist im menschlichen Leben — und dem, was unecht und wesenlos ist. Ja, sie ist in dem unerhörten, niemals gesehenen Sinne Kritik: als sie die Scheidung und Sonderung jener großen Mächte und Prinzipien vorbereitet, die das „abendländische" Weltalter bestimmen, bestimmten ...

II.

Freilich — wenn wir von den Kantauffassungen des 19. und des 20. Jahrhunderts, und das heißt von den herrschenden Kantauffassungen ausgehen wollten: so gewännen wir ein ganz anderes Bild.

Die neueren Kantauffassungen, fast ausnahmslos, sehen nämlich in Kant den hervorragendsten Vertreter, ja die philosophische Rechtfertigung der „Modernität". „Kant als Philosoph der modernen Kultur" — dieser Titel eines bekannten neueren Buches faßt jene Ansichten zusammen.

Alle diese Auffassungen verstehen Kant geschichtlich aus der deutschen, aber schließlich ebenso sehr aus der französischen und englischen „Aufklärung" her.

Und sie stimmen sachlich darin überein, daß der Inhalt der kantischen Philosophie etwa folgendermaßen zu umschreiben sei:

einmal, die kantische „Kritik der reinen Vernunft" begründe die moderne Naturwissenschaft; sie begründe damit zugleich die moderne Wissenschaft als solche;

zweitens, die „Kritik der praktischen Vernunft", das heißt allgemein die kantische Ethik, Rechts- und Staatsphilosophie begründe — auch darin stimmen fast alle neueren Kantauffassungen überein — das System des ethischen und politischen Liberalismus, ja, sie rechtfertige dieses System aus letzten Vernunftprinzipien, und erweise es als die Existenzform des geistigen Menschen;

und endlich, — so sagen die modernen Kantauffassungen —, die Religionsphilosophie Kants gewinne ihre Kraft aus dem Boden der Reformation, wenn sie auch das eigentlich Religiöse umdeute ins Rationale, und so das Religiöse verweltliche, „säkularisiere" ...

Fassen wir nun die kantische Philosophie, im Sinne dieser und das heißt fast aller Kantauffassungen des 19. und 20. Jahrhunderts: so wäre allerdings Kant der vollendete Ausdruck und Exponent der Modernität — und es wäre sehr fraglich, ob er für uns, für unsere Aufgaben

Digitized by Google

überhaupt eine wesentliche Bedeutung gewinnen könnte. Denn was sollte uns dieser ganze Aufwand von Mühe und Scharfsinn frommen, wenn diese Philosophie, und das heißt die Philosophie in der höchsten Form, die sie in Deutschland gewonnen hat, es nur dazu brächte: die Modernität zu begründen, eben die Modernität, die uns völlig problematisch und nichtig geworden ist?

Wenn wir die Frage in dieser notwendigen Schärfe stellen, so überfällt uns eine tiefe und vielleicht quälende Unruhe. Sollte wirklich die Philosophie eines der tiefsten deutschen Geister nichts anderes bedeuten als die Rechtfertigung der „Aufklärung", das heißt einer im letzten Grunde westeuropäischen, „westlichen" Lebensform?

Freilich: eines muß uns stutzig machen. Kant spricht immer wieder von seiner Philosophie als von einem grundsätzlich Neuen. Seine Philosophie ist ihm in Wahrheit ein revolutionäres Anliegen. Und darum spricht Kant von der „Revolution der Denkart", um die es in seiner Philosophie geht, die er mit der Revolution des Kopernikus vergleicht. Von hier aus verstehen wir Folgendes. Kant nimmt nicht nur Stellung gegen die deutsche, wie die französische und englische, damit überhaupt gegen die „Aufklärung" und ihre Hauptvertreter: vielmehr — Kant unternimmt es gerade, diese gesamteuropäische Bewegung von innen her mit äußerster Radikalität aufzulösen, um sie wahrhaft zu überwinden. Eben deshalb wird Kant der „Alles Zermalmende" genannt. Kant selbst weiß darum und spricht es aus, daß seine Philosophie, eben wegen ihrer revolutionären Grundhaltung von seiner Zeit nicht verstanden, und deshalb erst viel später wirksam werden kann ...

Die Geschichte der kantischen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert ist ein Musterbeispiel dafür: wie der deutsche Geist, zum Teil unter volksfremder Führung, sich selbst entfremdet wird — wie die Kantauffassungen mehr und mehr die Grundfragen der kantischen Philosophie aus dem Auge verlieren — wie die echte kantische Philosophie geradezu ersetzt wird durch den Neukantianismus, das heißt eben jene Kantauffassungen, deren gemeinsame Wesenszüge wir vorhin kurz schilderten.

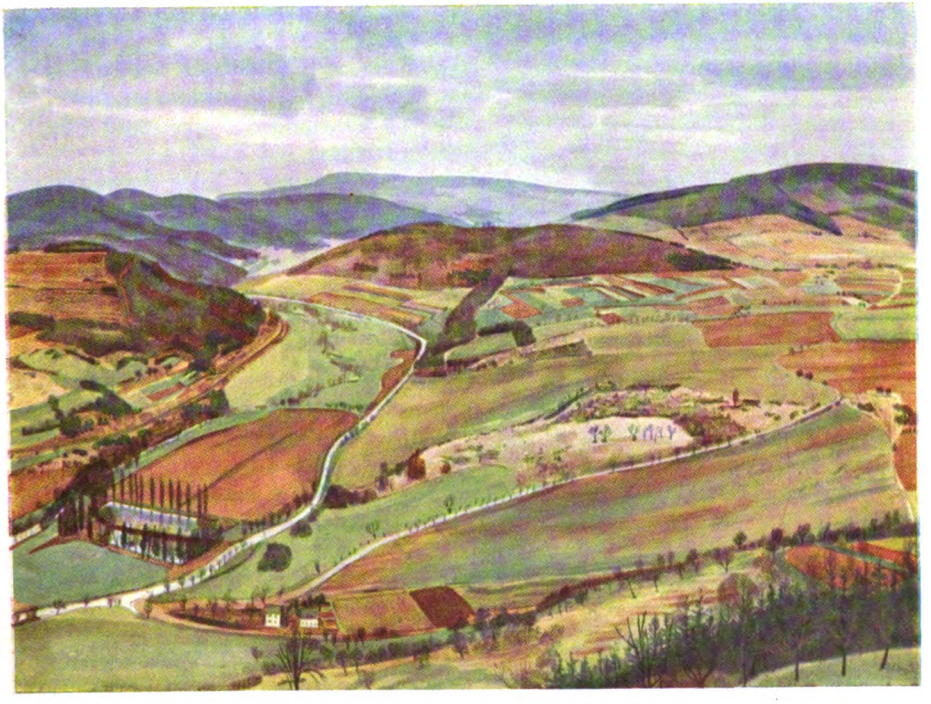
Um so dringlicher ist unsere Aufgabe. Die Schätze unserer deutschen Vergangenheit sind in vieler Hinsicht ungehoben. Weil die deutsche Revolution, in der wir stehen, uns immer tiefer zu unserem eigenen Wesen führen wird: deshalb müssen und werden wir uns aus der ursprünglichen Kraft unseres Wesens immer tiefer der eigentlichsten Kräfte unserer Geschichte bemächtigen. Die Geschichte muß — nach dem Worte Goethes — „umgeschrieben" werden.

III.

Wenn wir uns aus solchen Zusammenhängen heraus auf eine neue Weise der kantischen Philosophie nähern: so stellen wir keineswegs in Abrede, daß jene Aufklärungsschicht, gleichsam als Firnis, die kantische Philosophie hin und

Digitized by Google

Ernſt Boehm. Abend an der Havel



Ernſt Boehm. Am Hohen Meißner

Digitized by Google

Digitized by Google

wieder überdeckt. Wie sollte es auch anders sein? Kant ringt mit den Mächten der Zeit, um sie zu überwinden — insofern bleibt er mit ihnen verbunden. *Aber in der Tiefe kündigt sich ein neues geschichtliches und Lebensbewußtsein an.* Das sei an einigen entscheidenden Beispielen verdeutlicht.

Das Wesen der „Kritik der reinen Vernunft" besteht keineswegs darin — wie man es immer wieder mißverstanden hat: *in auch nur irgend einem Sinne* die Aufklärungsphilosophie fortzusetzen. Die Aufklärungsphilosophie — in einem allgemeinsten Sinne — besteht darin: alles Sein und Geschehen den Massen des Verstandes, der ratio zu unterwerfen. *Kant zerstört zu tiefst eben diese Auffassung.* Er bestreitet aus einem tieferen Bewußtsein um die wahrhaften, weltbewegenden, geschichtlichen und lebendigen Kräfte: daß alles Sein und Geschehen rational bestimmtes, rational faßbares Sein und Geschehen sei. Er weist nach, daß die ratio sich auf die dinglichen „Objekte" bezieht, und daß sie in der Ausmessung und Verknüpfung der dinglichen „Objekte" ihr Wesen und ihre Berechtigung findet. *Aber Kant kämpft gerade mit der ganzen Kraft seines Geistes gegen die dem modernen Liberalismus wie Materialismus gemeinsame Grundauffassung:* daß der Mensch „Objekt" *unter „Objekten", und daher dem Verstand und der ratio zu unterwerfen sei. Die so begründete Infragestellung der „Objektivität" bedeutet nicht die Infragestellung der Wahrheit. Es geht vielmehr darum: die neuen Formen zu gewinnen, in denen die Wahrheit des geschichtlichen Seins und Lebens zum Ausdruck kommen kann.* Kant begrenzt den Verstand und die ratio: er entdeckt — um den Ausdruck Goethes zu gebrauchen — das *„Urphänomen" der Grenze.* Das bedeutet: Kant weiß darum, daß das Leben, die eigentliche Kraft des Existierens, zerstört wird — wenn das Leben den rationalen Begriffen des Verstandes und der ratio unterworfen wird. Darum lautet ein berühmtes Wort aus der „Kritik der reinen Vernunft": *„Ich mußte das Wissen aufheben, um für den Glauben Raum zu gewinnen."* Glauben: das ist nicht konfessionell, sondern im ursprünglichsten Sinne des Wortes zu verstehen. *Glauben* heißt in diesem Sinne *Geloben:* das innere Gelöbnis zu der Idee, von der ein Mensch oder ein Volk ergriffen und erfaßt ist. Hierdurch werden die Maße und Normen der ratio und des Verstandes gesprengt. Nicht *ein „Irrationales"* — sondern ein neues und tieferes Gesetz, das innere Gesetz des Lebens kündigt sich an. *Indem Kant das „Urphänomen" der Grenze wiederentdeckt: bricht in ihm* — wenn auch in der Sprachweise der Zeit — *ein Urgesetz des nordisch bestimmten, des griechischen wie des deutschen Daseins und Weltgefühls auf, nach dem das Überschreiten der Maße, der Grenzen, die Verletzung der Seins- und Lebensordnung zum Untergang und zur Zerstörung führt.* Darin klingt die griechische wie die germanische Schicksalsidee dunkel an. Aus solchen Zusammenhängen heraus verstehen wir es, daß in *Heinrich von Kleist* gerade durch die kantische

Digitized by Google

Philosophie die tieferen Fragen des Lebens aufbrechen. Und aus eben denselben Zusammenhängen heraus spricht Nietzsche von dem „tragischen Problem Kants".

Von dieser grundsätzlich veränderten Auffassung der kantischen Philosophie aus gewinnen wir nun auch den eigentlichen Zugang zur kantischen Ethik, zumal zur Kritik der praktischen Vernunft. In ihr kommt zum deutlichsten Ausdruck: daß das tiefere Wesen, der Wert und die „Würde" des Lebens nicht durch rationale Maßstäbe, auch nicht durch solche des Nutzens oder des Glückes zu bestimmen ist — sondern einzig durch das Tun, das sich in der Erfüllung der Pflicht, im Einsatz bewährt. Und zwar nicht in einem beliebigen Tun, sondern in dem, das sich dem Gesetz der Pflicht, — der Idee unterwirft. Kant bezeichnet dieses Gesetz als „allgemeines" Gesetz. Er versteht darunter im letzten Grunde das Gesetz, das durch die Idee des Ganzen bestimmt ist. Um der Idee des Ganzen willen sind die Forderungen der Pflichterfüllung, des Gehorsams, der Disziplin, der Treue nicht allein notwendig, sondern ebenso sehr gerechtfertigt. Dies ist der tiefste Gedanke der kantischen Ethik. In ihm gewinnt das Ethos des Preußentums eine kristallklare Form. Und in diesem Sinne ist die kantische Lehre ein Ausdruck des preußischen Sozialismus. Indem der Mensch dem Ganzen dient — auch ohne Aussicht auf Glück und Lohn — verleugnet er nicht seinen Eigenwert, sondern gewinnt er ihn.

Freilich — und hiermit berühren wir die eigentliche Grenze der kantischen Philosophie: Kant hat es nicht mehr vermocht, die Idee des Ganzen wirklich und konkret, nämlich als Volk, Staat und Reich zu bestimmen. Kant spricht zwar von einem „Reich". Aber es ist nicht die Idee der deutschen oder preußisch-deutschen politischen und geschichtlichen Ordnungsform: sondern es ist der säkularisierte, „verweltlichte" Ausdruck eines ursprünglich religiös-theologischen Gedankens, nämlich der „unsichtbaren Kirche". So wirkt sich in der kantischen Philosophie das Grundproblem der gesamten deutschen Geschichte aus — jenes Grundproblem, das auch Hegel nicht geschlichtet hat: das Verhältnis von Philosophie und Theologie, Reich und Kirche, oder unter welchem Gesichtspunkt immer wir es benennen mögen, und das heute wieder vor uns steht ... So aber führt uns die kantische Philosophie, gerade auch in ihren schlechthin ungelösten Fragen, in unsere Gegenwart.

IV.

Wir stellten uns die Aufgabe, uns der kantischen Philosophie auf eine grundsätzlich neue Weise zu bemächtigen: um unsere Aufgaben, sowohl im Hinblick auf die Ergebnisse wie auf die Grenzen der kantischen Philosophie, in einem geschichtlichen Zusammenhange zu sehen.

Wir versuchen nunmehr, diesen geschichtlichen Zusammenhang noch zu erweitern, um ihn dann gleichsam mit einem Blick, in seiner Totalität zu umfassen.

Digitized by Google

Es ist eigentlich so gut wie niemals bemerkt worden, welche tiefe Bedeutung die Antike, das Griechentum für Kant — wie auch für Hamann und Herder — besitzt. Wir wollen das nicht im Einzelnen schildern. Ein einziges Beispiel möge uns den Zusammenhang Kants mit dem Griechentum, mit Platon verdeutlichen.

In seinem Spätwerk, den „Gesetzen", leitet Platon den Gottesglauben aus zwei Quellen her: aus dem Anblick der ewigen Ordnung der Gestirne, und aus dem „immer neu strömenden Sein" des seelischen Innenlebens. Fast genau sind dies Sätze, die den krönenden Abschluß der Kritik der praktischen Vernunft bilden: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir". Kant fügt hinzu: „Ich verknüpfe sie unmittelbar in dem Bewußtsein meiner Existenz". Und in dieser Verknüpfung findet Kant, wie Platon das großartigste Gleichnis für die ewige Gesamtordnung, in der alles Sein und Leben steht ...

In diesem großen geschichtlichen Zusammenhange sehen wir Kant. Und in diesem Zusammenhang wird er — in welchem Maße und in welchen Grenzen immer — bedeutungsvoll für die geistigen Aufgaben der Gegenwart. Denn in diesen Aufgaben und Kämpfen geht es — so lautet ein gewaltiger Satz des Führers des deutschen Volkes —: „um ganz große Ziele; eine Kultur kämpft um ihr Dasein, die Jahrtausende in sich verbindet, und Griechentum und Germanentum gemeinsam umschließt."

Digitized by Google

Bürgermeister Dr. Weber, Königsberg:

Königsbergs Aufgaben im Osten

Als die neue Grenzziehung im Osten die Wirtschaftsgrundlagen der Stadt Königsberg völlig veränderte und zum großen Teil zerstörte, ging die Stadt unbekümmert um die außenpolitischen Ereignisse sogleich daran, den Neuaufbau ihrer Wirtschaft tatkräftig in die Hand zu nehmen. Das konnte nur erreicht werden, wenn Königsberg sich bemühte, mit den neu entstandenen Staaten im Osten friednachbarliche Beziehungen aufzunehmen. Die Provinz Ostpreußen und ihre Hauptstadt Königsberg können ihre Aufgaben im gesamten Ostraum nur erfüllen, wenn die Völker des Ostens friedlich zusammenarbeiten in der nun einmal „nicht abzuleugnenden Tatsache ihrer Existenz", wie es der Führer ausgedrückt hat. Und wenn sie erkennen, daß auf die Dauer nicht ein Gegeneinander- sondern ein Miteinander-Arbeiten für alle Beteiligten von Nutzen sein wird.

Gewiß harren hier noch wichtigste Probleme der endgültigen Lösung, doch wir Ostpreußen wissen nunmehr, daß diese Lösung von dem nationalsozialistischen Deutschland niemals auf dem Wege der Gewalt gefunden werden wird. Durch eine gewaltsame Lösung würde zwangsläufig nur wieder neue Unzufriedenheit und damit der Zustand dauernder Beunruhigung im Osten entstehen. Das einfachste Recht der Selbsterhaltung aber fordert für Königsberg die allseitig befriedigende und restlose Beseitigung aller Unruhemomente in seinem Wirtschaftsraum. Königsberg braucht den Osten genau wie der Osten Königsberg braucht!

Die selten günstige geographische Lage der Stadt an dem Scheitelpunkt des Winkels, den die Ostsee tief in das östliche Europa einschneidet, weist dem gesamten Hinterland den kürzesten Weg zum Meer. Dieses Hinterland aber reicht hinunter bis zu den Kornkammern Rußlands, der Ukraine und bis zum Schwarzen Meer. Der Schiffahrtsweg von dort führt über Dnjepr—Pripet—Memel über Königsberg. Die ganzjährige Eisfreiheit des Königsberger Hafens ist ein Vorteil, den die weiter östlich gelegenen Häfen Rußlands und der Oststaaten nicht besitzen. Königsberg will seine bevorzugte Lage aber nicht einseitig zu seinem Vorteil allein ausnutzen, es will nehmen und geben zugleich. Die niederländischen Häfen sind auch notwendig für das Aufblühen von Handel und Verkehr an Rhein und Ruhr gewesen, und für das Aufstreben mancher Städte in dieser deutschen Landschaft war das Vorhandensein der holländischen Häfen unerläßliche Vorbedingung. Die gleiche Aufgabe, vielleicht nur noch größer in ihrem Ausmaß, fällt Königsberg im gewaltigen osteuropäischen Raum zu. „Das Eckfenster Zwischeneuropas" hat man es mit Recht genannt. Diese Stellung, die ihm von Natur gegeben ist, will Königsberg sich bemühen, weiter auszubauen. Königsberg ist ein nicht fortzudenkender Faktor im östlichen Wirtschaftsraum, der nicht durch politische Grenzen bestimmt wird, und in dem für die ehrliche und friedliche Konkurrenz außerdeutscher Städte ebenfalls noch Raum genug ist.

Nach nationalsozialistischer Auffassung führt die Entwicklung der Volkswirtschaft nicht zur Weltwirtschaft, sondern zur Bündniswirtschaft. Hier im Osten geht Adolf Hitler nunmehr daran, dem östlichen Wirtschaftsraum auch das politische Fundament zu geben. Königsberg hat lange genug auf diese natürlichste Lösung gewartet. Es

Digitized by Google

hat die Zeit des Wartens aber nicht ausgefüllt mit müßigem „Hoffen" und „Erinnern", sondern es hat im Glauben an seine naturgegebene Sendung weitergearbeitet, um gerüstet zu sein für die Aufgaben, die seiner warten. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet wird nur immer der starke Partner bündnisfähig sein. Königsberg hat sich diese Stärke erarbeitet in den Jahren von Deutschlands schwerstem Niedergang. Es verfügt heute über den modernsten Ostseehafen. Die größten Getreidespeicher Europas stehen an seinen Kais mit den besten Einrichtungen für die Einlagerung von Getreide und die Bearbeitung von Hülsenfrüchten, für die Königsberg von jeher Welthandelsplatz war und auch geblieben ist. Die Eisenbahnanlagen, nach dem neuesten Stand der Technik eingerichtet, gestatten einen bequemen Güterumschlag. Die neuen Bahnhöfe entsprechen allen Anforderungen des Personenverkehrs und zeigen, daß hier in schwerster Notzeit Notwendiges geschaffen wurde. Aus der Aufgabe heraus, Brücken zu schlagen, entstand in Königsberg der erste modern ausgebaute Flughafen Deutschlands, der heute zu den besten des Kontinents gehört. Dieser „Luftbahnhof" bildet den Knotenpunkt fast aller Luftlinien, die Westeuropa mit den osteuropäischen Staaten und dem fernen Osten verbinden.

Um seinen östlichen Nachbarn alle Bequemlichkeiten des Güteraustausches zu bieten, um ihnen deutsche Wertarbeit vor Augen zu führen und unserer ostpreußischen Landwirtschaft Gelegenheit zu geben, einerseits ihre Leistungen der Welt vorzuführen und andererseits die neuesten technischen Errungenschaften für ihre Betriebe kennen zu lernen, schuf Königsberg bereits zwei Jahre nach Kriegsschluß eine Messe. Von Jahr zu Jahr wuchs deren Bedeutung, und als nach dem Sieg der nationalsozialistischen Revolution eine notwendige Reinigung des deutschen Messewesens vorgenommen wurde, blieb die „Deutsche Ostmesse" als einzige neben der alten großen Leipziger Messe bestehen. Mehr noch als früher wird die Ostmesse jetzt der heimischen Wirtschaft und speziell dem ostpreußischen Handwerk dienen.

Denn nicht weniger wichtig sind die Aufgaben, die Königsberg für sein engeres deutsches Hinterland in Zukunft zu erfüllen haben wird. Der Ostpreußenplan ist in Gang gesetzt, der dem deutschen Westen einen Teil seines Menschenüberflusses wieder abnehmen soll. Königsberg wird hieran, soweit es seine Bevölkerungszahl betrifft, keinen Anteil haben. Der Bevölkerungszuwachs soll den Klein- und Mittelstädten und dem platten Lande in handwerklicher Siedlung zufallen, ebenso wie etwaige industrielle Neugründungen, soweit sie nicht standortbedingt sind, für Königsberg nicht in Frage kommen. Königsberg ist in erster Linie Handelsstadt und zugleich kulturelles Zentrum im deutschen Osten. Hier liegt seine Stärke, und diese Stellung will es festigen. Von dem Wachsen seiner ostpreußischen Schwesterstädte und der dichteren Besiedlung seines Landes wird Königsberg letzten Endes ebenso Nutzen ziehen. Der Wert einer Stadt wird in Zukunft nicht mehr nach der Größe seiner Einwohnerzahl bemessen werden; daher verzichtet Königsberg bewußt auf einen Bevölkerungszuwachs und ordnet sich in die sozialistische Arbeitsgemeinschaft der gesamten Provinz ein, um am planmäßigen Aufbau ihrer Wirtschaft da mitzuarbeiten, wo es das Interesse der Gesamtheit verlangt.

Hauptstadt einer Provinz zu sein, die räumlich vom großen Deutschland getrennt ist, verpflichtet! Königsberg darf nicht auf Quantität, sondern es muß auf Qualität sehen, in allem! Es darf durch seine Monopolstellung im abgetrennten deutschen Osten niemals dazu geführt werden, das, was es bietet, für „gut genug" zu halten. Es darf dies auch dann nicht, wenn seine ostpreußischen Volksgenossen mit dem Gebotenen schon zufrieden sein sollten. Königsberg muß erzieherisch wirken! Es darf nur Gediegenes und Wertvolles bieten, besonders auch in kultureller Hinsicht. Das Beste ist für Königsberg gerade noch gut genug, wenn es seine erzieherische Aufgabe

Digitized by Google

erfüllen soll. Seine Ausstrahlungen müssen alle Volksschichten der ganzen Provinz erfassen und zu gegenseitigem Austausch anregen. Hier muß die Zentrale für wirkliche Volkstumsarbeit erstehen, die ein so großes und umfassendes Betätigungsfeld findet, gerade weil Ostpreußen Kolonisationsland ist. Hier müssen neben den schon bestehenden wirtschaftlichen auch die volklichen Bande nach dem Westen, aus dem einst unsere Kolonisatoren kamen, geknüpft werden.

Königsberg will und muß dem Osten dienen, doch darf und wird es deshalb niemals seinen Blick vom Westen wenden. Stärkster deutscher Brückenpfeiler zu sein für die Brücke vom Westen zum Osten, das ist die Aufgabe Königsbergs im Ostraum.

Digitized by Google

Dr. Hans-Bernhard v. Grünberg, Königsberg Pr.:
(Leiter des Ostpreußeninstituts)

Die weltanschaulichen Grundlagen des Ostpreußenplanes

Die Durchformung des Volkes nach der nationalsozialistischen Weltanschauung hin macht täglich Fortschritte. Obwohl das nationalsozialistische Gedankengut noch nicht völlig geklärt ist, sind die Rückschläge in dieser großen Erziehungsarbeit gering.

Allein nationalsozialistische Erziehung ist ein Vorgang, der nicht nur die Menschen prägt, sondern auch zugleich die Lebensform einer Nation so umformt, daß sich der neue nationalsozialistische Mensch in ihnen wohl fühlt, daß er darin eine Heimat findet.

In der Geschichte unseres Volkes, die in einem Zeitraum von tausend Jahren hinter uns liegt, hat die deutsche Volksseele nie die Lebensformen gefunden, in denen sie auf die Dauer gedeihen könnte. Das universale Mittelalter hat dem deutschen Volk die Heimat nicht gegeben. Es zerriß in einer langen Reihe ständischer Kämpfe, schließlich in einem Kampf Aller gegen Alle: des Adels gegen die Bauern, der Fürsten gegen den Adel, des Kaisers gegen die Fürsten, der Geistlichkeit gegen die weltliche Herrschaft, der Städte gegen die Landesherrschaft, der Innungen gegen die Patrizierherrschaft und am Ende zerriß es obendrein noch in dem Kampf zweier religiöser Konfessionen.

In dem darauf folgenden allmählich sich ausbildenden liberalen Zeitalter fand die deutsche Volksseele wiederum keine Heimat. Das Ende dieses liberalen Zeitalters liegt vor uns. Die Zerstörungen, die durch seinen Verfall angerichtet sind, sind furchtbar. Im deutschen Volke kämpften alle Klassen und alle Wirtschaftsstände gegeneinander, es war in Parteien zerrissen und es ist heute noch zerklüftet durch die Gegensätze von Stadt und Land.

Auch räumlich zeigt sich diese Zerreißung: ganze Räume unseres Vaterlandes sind nur landwirtschaftlicher Betätigung zugänglich, während ganze Viertel unserer volkszerstörenden Riesenstädte für „Proletarier" reserviert sind, andere für „Bürger". Diese räumliche Auseinanderreißung des Volkes in mehrere Klassenlager muß beseitigt werden, wenn man eine wirklich völkische Kameradschaft zwischen allen Ständen des Volkes herbeiführen will.

Am Anfang des Kampfes um die Gemeinschaft des Volkes steht deshalb die Aufrichtung nachbarschaftlicher sozialer Gebilde. Dörfer und Städte.

Es geht aber nicht so, daß man nur versucht, die Stadt zu einem gesunden sozialen Gebilde zu formen, während das Land die Lebensgrundlage nur für die Landwirte bleibt. Der Wiederaufbau der deutschen Volksgemeinschaft muß vielmehr vom Dorfe aus erfolgen.

Will man den großen Gegensatz zwischen Stadt und Land überwinden, dann muß man den Bauer und den Arbeiter zum Nachbarn im Dorfe machen. Man muß dem Bauern die besten weltanschaulichen und geistigen Tugenden des Arbeitertums zugänglich machen können und dem Arbeiter die besten Tugenden des Bauerntums dadurch, daß man den Arbeiter mit einem Haus und mit einem Stück Land im Dorfe ansiedelt.

Denn das Grundübel der ganzen Zerreißung unseres Volkskörpers ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Das Land ist in Deutschland mit Ausnahme weniger

Digitized by Google

Gebiete in Württemberg und Thüringen eine Stätte rein landwirtschaftlicher Beschäftigung. Jeder Volksgenosse, der in ihr nicht Arbeit oder Befriedigung findet, muß die ländliche Heimat infolgedessen verlassen und in die Städte gehen. Dort bildet sich alsbald die typische städtische Gesinnung aus. Und diese Gesinnung wieder steht im Gegensatz zu der Gesinnung des Landes. Heute noch erscheint manchen Volksgenossen die Stadt höherwertiger als das Land und anderen wieder das Land höherwertiger als die Stadt. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist nicht dadurch zu überbrücken, daß man das eine Gebilde dem anderen vorzieht, sondern, daß man den ländlichen Menschen in der ländlichen Heimat Gelegenheit zur gewerblichen Arbeit gibt.

Wenn man die nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung der vergangenen liberalen mit einem Satze gegenüberstellen will, so kann man sagen, daß in der liberalen Wirtschaft der Mensch der Wirtschaft folgen mußte und die Wirtschaft zur Herrin des Menschen wurde, während im Nationalsozialismus die Wirtschaft dem Menschen folgen muß und der Mensch über der Wirtschaft steht.

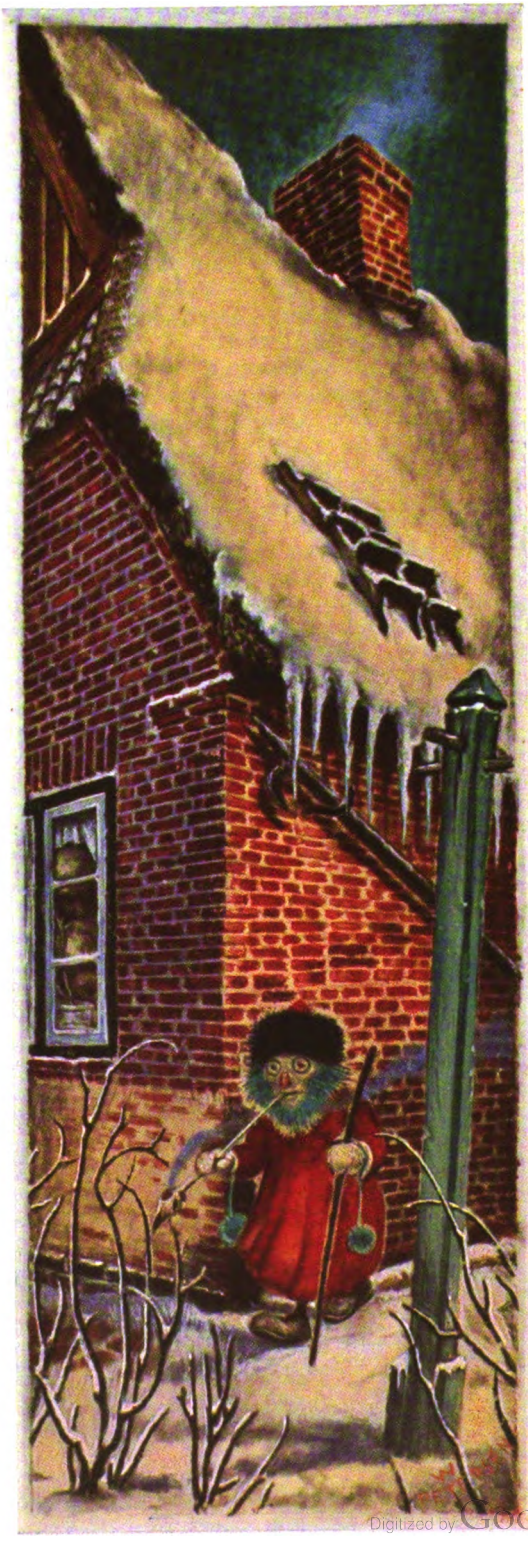
Diese nationalsozialistische Auffassung der Dinge muß auch räumlich ihre Folgen haben. Der deutsche Mensch soll nicht mehr seine ländliche Heimat zu verlassen brauchen, wenn er in der nicht landwirtschaftlichen Wirtschaft Arbeit und Brot finden will. Es soll nicht mehr so sein, daß die sogenannten Standortsfaktoren der gewerblichen Wirtschaft ausschlaggebend sind für den Standort der gewerblichen Erzeugung, so daß sich dort, wo Kohlen oder Rohstoffe liegen, oder sich in den großen Städten, die ihren Arbeitsmarkt immer mehr gegenüber der Landschaft entfalten, die rassischen Kräfte des deutschen Volkes stauen, um dort mit biologischer Sicherheit zugrunde zu gehen.

Schließlich sind alle Standortsfaktoren der gewerblichen Wirtschaft nichts anderes als Kostenfaktoren; Kostenfaktoren, die mit allen möglichen Mitteln leicht veränderlich sind, z. B. mit dem Mittel der Steuererhebung. Die Steuerhand des Staates braucht nur weniger stark auf Dorf und Landschaft zu drücken als auf die Großstädte und die übermäßigen industriellen Ballungen, so ist bereits ein ganz wesentlicher Kostenfaktor für Dorf und Kleinstadt günstiger als für die Großstadt. Oder der Kredit. Denken wir an eine planmäßige Verteilung unseres Kreditvolumens in der Richtung, daß die Anteile an diesem Kreditvolumen für die Unternehmen in den großen Städten nach und nach verknappt werden, während der Anteil an diesem Kreditvolumen für die Errichtung von Unternehmen in der Landschaft vergrößert wird (eine Möglichkeit, die technisch gar nicht so schwer durchzuführen ist, wie es scheint), dann ist ein weiterer Vorzug für Landschaft und Dorf und ein weiterer Nachteil für die Großstädte geschaffen. Beide Maßnahmen aber können so organisch und allmählich durchgeführt werden, daß bei dieser Umlagerung des Volksvermögens Vermögenswerte nicht riskiert werden. Endlich ist es ein leichtes, den Kohlenpreis, den Elektrizitätspreis, den Kraftstoffpreis in jedem Orte Deutschlands gleichzugestalten, wenn man sich nur entschließt, auf dem Wege der Gemeinbewirtschaftung und der Energiewirtschaft entschlossen einen Schritt weiterzugehen als bisher.

Diese Ausführungen wirtschaftlicher Art sollen nur zeigen, daß bei entschlossener Durchführung des Satzes der nationalsozialistischen Weltanschauung, daß die Wirtschaft dem Menschen zu folgen hat, es möglich ist, den Menschen in der Heimat zu lassen und vom Lande aus die wirkliche Nachbarschaft und Kameradschaft zwischen Bauern und Arbeitern herzustellen. Denn der Gegensatz zwischen Stadt und Land läßt sich nur vom Dorf aus überwinden.

Der Nationalsozialismus gibt nicht nur ein Recht auf Arbeit, sondern vielmehr noch ein Recht auf Heimat und ein Recht auf Nachbarschaft. Der Führer hat gesagt, Deutschland müsse ein Bauernland werden. Damit hat er gemeint, daß das, was

Digitized by Google



Wilhelm Petersen

Luetter Puck

Digitized by Google

Digitized by Google

Martin Luther im Kleinen Katechismus aufzählt: Haus, Hof, Knecht, Vieh, getreue Nachbarn und desgleichen, wieder lebendige Werte des ganzen Volkes werden müssen, des Arbeiters und des Bürgers genau so wie des Bauern. Wir riskieren dabei nicht den kleinsten Teil des technischen Fortschritts. Im Gegenteil, die Heranführung der Wirtschaft an die naturgegebene Heimat des Menschen liegt in der technischen Entwicklungstendenz unserer Zeit. Denn der moderne Techniker erkennt, daß der technische Wert der Massenherstellung längst seine Grenze erreicht hat und daß es auch technisch zweckmäßiger ist, den Produktionsprozeß, sagen wir einmal eines Automobils, in mehrere auf dem Lande gelegene Teilbetriebe zu zerlegen.

Das gleiche wird nicht nur in der Automobilindustrie, sondern mit dem Fortschritt der Anwendung der Elektrizität und der Explosivkraftstoffe mit fast allen anderen Produktionsprozessen in absehbarer Zeit der Fall sein.

◆

Was bisher in großen Zügen angedeutet war, bezieht sich in vieler Hinsicht auch auf den deutschen Osten. Der Osten ist ein rein agrarisches und daher marktfernes Land. Je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr herrscht der rein landwirtschaftliche Charakter vor, desto größer ist die Marktferne, desto mehr ist die landwirtschaftliche Not, eine Not, welche unmittelbar aus dieser Marktferne entspringt. Die Decke von Volkseinkommen und von Volksvermögen, welche über dem deutschen Osten liegt, war schon vor dem Kriege gegenüber den Vermögensstauungen im Westen und in der Mitte Deutschlands außerordentlich dünn. Es war klar, daß in dem Zeitpunkt, als die Wirtschaftsdecke Deutschlands kürzer wurde, sich zunächst im deutschen Osten das ganze Ausmaß der Krise des kapitalistischen Systems zeigte und daß die Hilfsmaßnahmen, die man über den Osten in Form von Subventionen träufelte, niemals diese strukturelle Lage des deutschen Ostens ändern konnten, sondern nichts anderes waren, als ein bewußtes Kurieren an Symptomen.

Dem deutschen Osten kann nur total geholfen werden. Denn nur dadurch, daß das deutsche Volk aus den Großstädten in die Landschaft aufbricht und daß es damit vom Westen in den Osten aufbricht und daß es damit endlich den Osten mit einer zweiten volksgemeinschaftlichen Kolonisationswelle überzieht, die alle volksgemeinschaftlichen Arbeitsstätten, Arbeitsstätten des Gewerbes, des Handels, des Handwerks und endlich damit im Zusammenhange auch die Schaffung neuer landwirtschaftlicher Arbeitsstätten, umfaßt, allein diese zweite totale Kolonisationswelle kann den deutschen Osten retten und dem deutschen Volke die Heimat wieder geben und auch einen Binnenmarkt schaffen. Denn ein Binnenmarkt ist nur dadurch zu schaffen, daß die Landschaft kaufkräftiger wird, und diese wird nur kaufkräftiger durch die enge Verflochtenheit aller volksgemeinschaftlichen Tätigkeit auf dem Raume der Heimat.

Allein dieser große Kolonisationsprozeß kann nur etappenweise stattfinden. Es geht einfach nicht, daß man heute dort und morgen dort umsiedelt und Mittel planlos über den Raum verteilt. Man muß zunächst in wenigen zentral gelegenen Zellen diese Aufbauarbeit leisten und diese Zellen dürfen nirgend anders liegen als in Ostpreußen.

Warum gerade in Ostpreußen? Noch heute erscheint Ostpreußen manchen als eine an der Peripherie Deutschlands gelegene Insel. Ostpreußen ist aber keine Insel, sondern es ist eine Brücke von Mitteleuropa nach Osteuropa. Welches Volk in der Ostsee den Ausschlag gibt, das entscheidet sich an Ostpreußens Grenzen. Ostpreußen liegt inmitten eines Raumes, der durch einen ungeheuren agrarischen Übervölkerungsdruck gekennzeichnet ist. Dieser osteuropäische Agrar-Übervölkerungsdruck schließt stets die Gefahr des Bolschewismus in sich, denn wenn man den russischen Bolschewismus einmal

Digitized by Google

wirtschaftlich herleitet, dann ist zum mindesten die Hartnäckigkeit seines Bestehenbleibens durch die russische Dorfarmut zu erklären.

Die ungeheure Vereisung an den Grenzen in Osteuropa muß auftauen. Sowohl die Weichsel wie die Memel müssen ihre wirtschaftlichen Funktionen wieder erhalten. Am Ende gar muß der große Wasserweg, welcher heute schon das Schwarze Meer mit der Ostsee über den Dnjepr, über den Pripet und über die Memel verbindet, zu einer Wirtschaftsstraße werden. Durch eine entschlossene Tat muß der osteuropäische Raum aus seiner Erstarrung gelöst werden.

In dem Maße, wie sich die europäische Wirtschaft vom Überseemarkt zurückziehen muß, wird sie sich auf den Kontinent verlagern. Denn die europäische Wirtschaft hat nach Übersee nur Passiv-Geschäfte. Sie bezieht ihre Rohstoffe ohne Gegenleistung. Dagegen kann sie die Rohstoffe Osteuropas einschließlich Rußlands gegen Fertigwaren austauschen, wenn auch jetzt noch nicht, so doch mit aller Wahrscheinlichkeit in der Zukunft.

Allein dieser osteuropäische Raum wird nicht von selbst aktiv, sondern diese Aktivität ist nur dadurch zu erlangen, daß Deutschland sein Gewicht im Osten einsetzt.

Insofern also muß der zellenmäßige Aufbau einer neuen volksgemeinschaftlichen und nachbarschaftlichen Wirtschaft in Ostpreußen seinen Anfang nehmen, weil zugleich damit auch der Anfang gemacht wird für die dringend notwendige Auftauung der osteuropäischen Grenzen.

In Ostpreußen sind die Dinge nicht nur für Ostpreußen, sondern für Deutschland vor einem klaren Entweder-Oder angelangt. Nirgends spürt man die Notwendigkeit eines großen weltanschaulichen Umbruchs so wie hier in Ostpreußen. Wir haben nämlich gelernt, daß uns nicht mit Einzelmaßnahmen zu helfen ist, sondern nur durch die geistige Umkehr des ganzen Volkes vom Wege der Verstädterung.

Deshalb, weil hier die weltanschaulichen Voraussetzungen mit den außenwirtschaftlichen Voraussetzungen so umfassend übereinstimmen, muß auch hier begonnen werden.

Endlich kommen dazu die politischen Voraussetzungen. Es ist eine Einheit der politischen Willensdurchsetzung, bis in die kleinste Volkszelle hin, in Ostpreußen in viel größerem Umfange möglich, als in manchen Landschaften der Mitte und des Westens unseres Vaterlandes. Der Neubau der Volksgemeinschaft vom Lande aus ist eine hervorragende Tat des politischen Willens und erfordert einen so umfassenden und einheitlichen Einsatz des Willens, daß er überall dort scheitern oder fehlerhaft werden muß, wo die Totalität in diesen Dingen nicht gewahrt werden kann.

Wenn wir für Ostpreußen sprechen, so stellen wir nicht die Interessen eines Landesteils in den Vordergrund, sondern die Interessen der großen weltanschaulichen Revolution, in der wir stehen, und damit die Interessen des deutschen Volkes, dessen Zukunft im Osten liegt und dessen Hoffnung und Glaube dann nicht enttäuscht wird, wenn im deutschen Osten die ersten Schritte für die Verwirklichung dieser Hoffnung und dieses Glaubens in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und in räumlicher Hinsicht gemacht werden.

Digitized by Google

Otto Weber-Krohse:
(Leiter der Presseſtelle Oſt)

Oſtpreußen als Vorpoſten des Reiches im nahen Oſten

Der Ritterorden, der, aus Akkon kommend, über Siebenbürgen an die Weichſel ritt, hat deshalb ſo viel Bleibendes erreicht, weil er, im Gegenſatz zu allen anderen deutſchen Staatsformungen der untergehenden Ariſtokratie des frühen Mittelalters, Oſtpreußen von vornherein im Rahmen viel größerer Zuſammenhänge, im Rahmen einer feſt umriſſenen Reichsidee geſehen hat. Der große niederdeutſche Landmeiſter Hermann Balk, der über Kulm und Thorn, Marienwerder, Mewe und Marienburg, und von da endlich weitergreifend über Königsberg und Danzig das Ordensland gründete, war außenpolitiſch nur der Willensträger eines Größeren, nämlich des Hochmeiſters Hermann von Salza, der bekanntlich das Ordensland ſelbſt niemals betreten hat. Hermann von Salza, den wir gewiſſermaßen den Stabsleiter des Hohenſtaufen-Kaiſers Friedrichs II., des Sizilianers, nennen können, hat ſeinen Ordensſtaat von vornherein als Vorpoſten des Reiches gegründet. Nur deshalb konnte dieſer Ordensſtaat von Dauer bleiben. Zwar trug das Reich des großen und in ſeiner Kultur ſchon etwas überfeinerten Sizilianers die Front nicht mehr ſo eindeutig nach Oſten, wie es etwa das Reich der Sachſenkaiſer, Heinrichs I., der die Meißener Grenzwarte ſchuf, und Ottos I. geweſen war, der ſich im Quedlinburger Dom noch im Tode mit dem Geſicht nach Oſten beiſetzen ließ. Zwar hatte unter dem großen Sizilianer das Mittelmeer ſeine verführeriſchen Kräfte gegen die ſtrengeren Geſetze des Oſtſeekreiſes ſiegreich ausgeſpielt. Aber dennoch war das Reich Friedrichs, machtpolitiſch genommen, ein wirkliches Reich. Vielleicht trug es ſeit dem unſeligen Tage, an dem Friedrich I., der ſogenannte Barbaroſſa, den großen Löwenherzog und ſeine niederdeutſchen Reichsideen in den Staub getreten hatte, ſchon den Todeskeim in ſich, aber noch waren die Tage des Interregnums weit. Und es bleibt auf alle Zeiten das hiſtoriſche Verdienſt Hermann von Salzas, daß er verſucht hat, dieſe Entwicklung aufzuhalten und dem Reich wieder die geſunde Baſis von Norden und Oſten zu geben.

Nur ſo iſt ſeine Gründung des Ordensſtaates überhaupt zu verſtehen, der damit ſchon in der Stunde ſeiner Geburt als Vorpoſten des Reiches in Erſcheinung trat. Wie ſehr der große Hochmeiſter raumpolitiſch zu denken verſtand, das beweiſt am beſten ſein Vorſchlag an den Kaiſer, Lübeck als entſcheidende Rückendeckung des jungen Ordensſtaates zur Freien und Reichsſtadt zu erheben, wie das denn auch im Jahre 1226 geſchah. Die ſinnvolle Bindung zwiſchen Orden und Hanſa hat das Reich gehalten in den trüben Jahrhunderten bis hin zur Reformation, in denen die politiſchen Gewalten des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation den apokalyptiſchen Reitern

Digitized by Google

vergleichbar waren. Die plattdeutsche Hansa, dieser beispiellos freiwillige Bund von über hundert meist norddeutschen Städten ergänzte sich in dem Orden, der seine Kolonisten am liebsten aus Niedersachsen nahm (in der Weichselniederung tragen noch heute die Dörfer vielfach niederdeutsche Namen) und dessen größte Männer (wie etwa Winnrich von Kniprode, Lüder von Braunschweig oder Henning Schindekop, der Sieger von Rudau) niederdeutschen Blutes waren. Die geistige und politische Weite des Ordens, den schon Hermann von Salza in der Stunde der Gründung weitgehend selbständig gegenüber der Kirche gemacht hatte, blieb aber nicht beim Niederdeutschen stehen.

Wie später der Preußische Staat aus niedersächsischer Mutterschaft entstanden ist, so hat auch der Orden, ausgehend von dieser gesunden Basis norddeutscher Rassenkräfte, verstanden, sich fremde Blutströme einzubauen und zu erschließen. Der Orden, der von solcher klugen Gesamtschau aus auch vielfach slavische Siedler, mit seinem deutschen Recht belehnt, auf seinen Dörfern seßhaft machte, schuf sich dadurch von vornherein die Elastizität, die ihn dann später befähigt hat, den Übergang ins Preußische durch die bitteren Zeiten von der ersten Tannenberger Niederlage bis zum Frieden von Oliva zu bestehen. Dieser Staat, den der letzte Hochmeister und erste Herzog in Preußen, Albrecht von Hohenzollern, auf Luthers klugen Rat in polnische Abhängigkeit brachte, um den hohen Preis der unangetasteten Erhaltung seines gefährdeten staatlichen Lebens und seines jungen protestantischen Bekenntnisses (das doch wiederum nur die letzte Konsequenz des alten Ordensgedankens enthielt), dieser Staat konnte als junges Volk die Prüfungen überstehen, die er, vom Reich verlassen, durchzuhalten hatte. Aber es zeigt sich auch, daß dieses junge Preußen seine werbende Kraft nach außen in demselben Augenblick verlor, in dem es das Reich nicht mehr hinter sich hatte. Erst als der Große Kurfürst im Frieden von Oliva im Jahre 1660 die volle Unabhängigkeit Preußens von jeder fremden Lehenshoheit und zugleich den untrennbaren und ewigen Zusammenhang dieses Preußens mit den Hohenzollernschen Erblanden der Alt- und Kurmärkischen Basis und mit dem neuerworbenen Pommern festlegen kann, entwickelt das alte Ordensland aus sich heraus wieder eine ideelle und politische Mission.

Da aber noch kein Staat nur von Ideen und ohne reale Erfolge und Leistungen groß geworden ist, kam die Aufgabe Ostpreußens erst dann zum Zuge, als Friedrich Wilhelm I. das Erbe des Großvaters antrat, der über das Eis des ostpreußischen Haffs geritten war. Erst Friedrich Wilhelm, der durch einen seiner besten Männer, seinen früheren Erzieher, Feldmarschall Alexander zu Dohna, dieses Land reorganisieren ließ, der es bis zu seinem Lebensende hin unermüdlich betreute, der später neben seinen Schönebecker Entwürfen das „Retablissement Preußen" als den Kernpunkt seiner politischen Arbeit bezeichnet hat, gründet Ostpreußen neu. Er gründet es von Potsdam her, das damals schon, auch wenn er selbst, der als Außenpolitiker so oft irrte, und erst 1739, ein Jahr vor seinem Tode, das Habsburgische Spiel durchschaute, es kaum gewußt haben mag, das heimliche Reich gegen Wien repräsentierte.

Digitized by Google

Diese Idee: Ostpreußen als werbender, nicht als trennender, sondern verbindender Vorposten des Reiches im nahen Osten ist unter Friedrich dem Großen den verschiedensten Belastungen ausgesetzt gewesen. Die innenpolitische Bewährungsprobe mußte 1759 versagen, als das Land, auf das der kämpfende König keinen Einfluß nehmen konnte, unter der Führung der schlechten Elemente seines Adels der russischen Zarin huldigte. Aber die außenpolitische Bewährungsprobe wurde nach dem Kriege glänzend bestanden, als der große Außenpolitiker Friedrichs, Herr von Hertzberg, zum erstenmal von der Basis der östlichen Landschaften des Preußischen Königreichs aus den Gedanken einer föderativen Ostpolitik aussprach, die gleichermaßen Preußen und Polen, Rußland und Österreich erfassen und so den Osten als organische Einheit dem Westen entgegenstellen sollte, der seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs XIV. seine Politik mit dem starren Anspruch der europäischen Hegemonie betrieb.

Diese Politik ist damals nirgends so gut verstanden worden, wie in Ostpreußen, wo man wußte, wie wichtig es war und bleiben würde, von Preußen aus auf gute Beziehungen zu Rußland zu halten, dieses Rußland aber zugleich in den fernen Osten und auf den Bosporus abzulenken, und wie wichtig es ferner war, von Preußen aus Polen positiv anzusprechen, ihm aber zugleich die Frontenstellung auf das Schwarze Meer zu geben, mit der es unter Kasimir dem Großen wie unter den Jagellonen mächtig und groß geworden war, und ihm zu beweisen, daß eine aktive polnische Ostseepolitik, wie die schwedischen Vasas sie versucht hatten, politisch paradox sein müsse. Nicht durch preußische Schuld, oder zum mindesten nicht durch preußische Schuld allein, sind die Hertzbergschen Ideen ergebnislos verweht. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte aus seiner primitiven Erkenntnis des Natürlichen heraus zu seinem gefährlichen Doppelspieler Grumbkow gesagt, er würde liebend gern auf alle preußischen Gebiete am Rhein verzichten, wenn er dafür Stargard, Konitz und Berent und damit die Brücke nach Preußen bekäme. Von dieser Basis aus wollte er gern den sächsischen Vetter in Polen unterstützen. Nicht anders hatte Hertzberg gedacht, der sehr viel lieber Polen als nächsten Nachbar im Osten sah, wie Rußland. Erst als der letzte Warschauer König, Stanislaus August, von seiner früheren Geliebten Katharina von Rußland gemeinsam mit dem Hause Habsburg zum politischen Tode für sich und sein Reich verurteilt war, hat Preußen sich an den polnischen Teilungen beteiligt, die in dieser Form nicht in der klaren Linie lagen, die den Ordensstaat und später den Vorposten Preußen von vornherein zum Träger des Rechts der jungen Völker gemacht hatten.

Das Ergebnis der verlassenen organischen Einheit der Völker des Ostens prägte sich später in der Konvention von Reichenbach aus, von der ein schnurgerader Weg zur Vormachtstellung des Westens geführt hat, die über Jena und Tilsit bis nach Moskau ging, wo sie sich dann, genau so wie der hannoversche Knesebeck es Friedrich Wilhelm III. vorausgesagt hatte, an der russischen Weite und am russischen Winter brach.

Ostpreußens Aufgabe und Sendung, als Vorposten des Reiches im nahen Osten, ist niemals so deutlich geworden, wie in der Organisation des Wider-

Digitized by Google

standes gegen den Westen, der die Geschichte der Wintermonate des Jahres 1812 und des Frühjahrs von 1813 so denkwürdig und groß gemacht hat. Yorcks Tauroggener Tat, die keineswegs spontan entstanden war, sondern aus aller Berücksichtigung preußischer Disziplinen, langsam und fast schwerfällig zu ihrer vollen Größe aufwuchs, ist keineswegs zufällig auf ostpreußischem Boden geschehen, denn der Aufstand für die Krone und das eigentliche Reich, den er mit den preußischen Landständen in jenem Frühjahr organisierte, ist ja viel weniger das Werk eines Einzelnen, als das einer tragenden Schicht ostpreußischer Führergestalten, unter denen Graf Lehndorff-Steinort, die beiden Dohnas und nicht zuletzt Schön genannt werden müssen. Die Fundamente, die damals über die ostpreußische Brückenstellung ins Reich hineingelegt wurden, sind dauerhafter gewesen, als der Wiener Kongreß und das Olmützer Kompromiß. Sie sind die außenpolitische Vorarbeit für Bismarck gewesen, denselben Bismarck, der schon von Frankfurt aus die Konvention von Reichenbach so schonungslos kritisierte, denselben Bismarck, der, wenn er auch im Anfang seiner Regierungszeit die Gefälligkeiten für Rußland gelegentlich übertrieb, vielleicht auch sogar übertreiben mußte, das Reich aus seinen preußischen Fundamenten mit dem östlichen Grundsatz geschaffen hat, dem das historische Sterbewort des alten Kaisers fast 20 Jahre später noch einmal so ergreifenden Ausdruck verlieh.

Daß dieses Erbe in der Epigonenzeit des Wilhelminismus trotz seiner bis zum Abgang Hohenlohes loyalen Behandlung der polnischen Frage vertan wurde, hatte es wesentlich der Politik Fritz von Holsteins und seiner vorgeschobenen Figuren zu verdanken, die sich einbildeten, Bismarcksches Erbe zu verwalten, wenn sie in Wien das Lied der Nibelungentreue singen ließen. Der an sich richtige Hindenburgische Gedanke, Polen selbständig erstehen zu lassen und zugleich nach dem Brester Frieden auch die übrigen außenpolitischen Verhältnisse im Osten zu bereinigen, konnte im Kriege nicht mehr verwirklicht werden, weil, wie der Führer es bei Hindenburgs Beisetzung in Tannenberg ausgedrückt hat, der Kaiser den großen preußischen Feldmarschall viel zu spät an die auch politisch entscheidende Stelle des Chefs der obersten Heeresleitung berief.

Mit Brockdorff-Rantzau fand dieser Gedanke nach dem Kriege eine neue Gestaltung und Form. Aber seine Verwirklichung mußte scheitern zu einer Zeit, in der weder in Deutschland noch in Polen die Voraussetzungen zu einer weitblickenden neuen föderativen Ostpolitik gegeben waren. Das waren die bitteren Jahre des Stresemannschen Götzendienstes vor dem falschen Westen (den wirklichen Westen und seine gesunden europäischen Kräfte haben wir im Osten noch niemals verleugnet), die Ostpreußen in jene trostlose Lage brachten, in der es sich ideell wie materiell fast verlassen fühlte, um dann erst mit Hindenburgs Übernahme der Reichspräsidentschaft zum erstenmal wieder das Gefühl eines gewissen Heimatrechts bei der Berliner Zentralinstanz zu bekommen.

Das unvollendete Deutschland dieser Nachkriegsjahre, das, wie der Reichspräsident in seinem Testament so scharf gesagt hat, unter allem Unsegen einer parlamentarischen Verfassung litt, die dem deutschen Wesen und seiner ge-

Digitized by Google

schichtlichen Entwicklung, zumal der des Ostens, in keiner Weise entsprach, das innenpolitisch von einem unmoralischen Geschäft zwischen Marxismus und Ultramontanismus, Liberalismus und Reaktion regiert wurde, hat notwendig dazu geführt, daß Ostpreußen politisch und wirtschaftlich fast ausgeblutet wäre. Die furchtbaren Krisenjahre und Konkursziffern der ostpreußischen Landwirtschaft wiederholten, historisch gesehen, die trostlose Lage des reichsverlassenen Ostpreußen, das schon zweimal, einmal unter Michael Küchenmeister, der Heinrich von Plauen stürzte und den Alfred Rosenberg mit Recht den „Erzberger des Deutschen Ritterordens" genannt hat, das andere Mal unter Georg Wilhelm von Brandenburg und seiner Vetternschaft, zum Spielball statt zum Symbol der östlichen Völker geworden war.

Aber wir können sagen, daß das alte preußische Mirakel, von dem Kleist gesprochen hat, in Ostpreußen noch stets in der verschärften Form des Mirakels der Ordensführerschaft lebendig war. Wie sich unter der faulen Kruste Küchenmeisters und seiner Nachfolger Paul von Rußdorf und des Städtebundes bereits der neue Geist Albrechts innerlich vorbereitete, wie sich unter der müden Resignation der schwedischen Zeit bereits der Geist des Kurfürsten und seiner ostpreußischen „Ritte über das Eis" angebahnt hat, so stand auch im Ostpreußen der fieberkranken Nachkriegsjahre das heimliche Reich des Nationalsozialismus bereit. Wer mit uns die Geschichte Ostpreußens einmal überdenkt, der erkennt, daß die beispiellose Anhängerschaft, die der aus der bayerischen Ostmark kommende Adolf Hitler in Ostpreußen fand, für uns nur das Ergebnis einer siebenhundert Jahre alten historischen Entwicklung ist. Nur auf den Fundamenten dieser historischen Entwicklung ist der Plan vom Neuaufbau Ostpreußens, den im Auftrage des Führers Erich Koch in Ostpreußen durchführt, verständlich.

Wie sehr der Nationalsozialismus, der durch seinen Führer das deutsche Ostproblem zum erstenmal in der vollen Weite vom Oberfalzberg bis Tilsit aufgeworfen sieht, in Ostpreußen historische Entwickelungen organisch weitergestaltet, das zeigt sich jedoch vor allem auf außenpolitischem Gebiet. Die neue östliche Friedenspolitik Adolf Hitlers, die den Gedanken des Rechts der jungen Völker, von dem Moeller sprach, aus den Zonen der Theorie in die Realitäten der großen Politik geweitet hat, indem sie sich gleichmäßig an alle Nationen und Völker des Ostens wandte, indem sie jedem dieser Völker vor Augen führte, daß der europäische Ostraum ein großes einheitliches Ganzes ist, dessen Gleichgewichte erschüttert werden, wenn an irgendeiner Stelle kurzfristige Gegensätzlichkeiten wichtiger genommen werden, als das weitblickende Gemeininteresse, hat damit den Osten als Weltanschauung wieder deutlich gemacht.

Das Kernstück dieser Politik ist das deutsch-polnische Problem, das damit endlich von der natürlichen Ebene der politischen Verständigung gesehen wird, zu der sich bei objektivem geschichtlichem Denken so manche historische Voraussetzung findet. Diese Politik des Führers, die in Danzig durch den Präsidenten Rauschning in besonders weitblickender Form aufgegriffen wurde, hat, wie in allen übrigen Landschaften des alten preußischen Ostens, auch in Ostpreußen ein besonders tiefes und alle Kreise der Bevölkerung berührendes Echo ge-

Digitized by Google

funden. Die Zeiten, wo Ostpreußen außenpolitisch ein selbständiger Faktor war, sind seit dem Frieden von Oliva für immer vorbei. Aber die psychologische Aufgabe Ostpreußens als Vorposten des Reiches im nahen Osten besteht weiter. Wie Ostpreußen, raumpolitisch gesehen, die Brücke des Reiches zu den jungen Völkern des nahen Ostens bietet, so ist es umgekehrt die Brücke, über die nun die Welt des Ostens in das Reich hineinsprechen kann.

Alle außenpolitischen Perspektiven Ostpreußens stimmen mit allen historischen Lehren der siebenhundertjährigen Geschichte dieser Landschaft darin überein, daß Ostpreußens Aufgabe als Schlüsselstellung wie als Brücke nur vom Reich her und nur durch das Reich ihren Ausdruck, ihren Sinn und ihre Tiefe bekommt.

Die Front des Reiches wendet sich weltanschaulich wieder zum agrarischen Osten. Der Roggen wird wieder zur ökonomischen Mitte, wie er es einst unter Friedrich dem Großen war. Die Landschaft, die der Ostpreußenplan neuzeitlich gesehen hat, wird wiederum zum gestaltenden Träger des nationalsozialistischen Reiches. Von diesem landschaftlichen Kern der politischen Dinge, in dem unser rassisches Fühlen, unsere wirtschaftliche Betrachtungsweise, unser kulturelles Denken und unser außenpolitisches Erleben sich im Geiste des Führers sinnvoll vereinigen, bekommt auch unser deutsches Verfassungsbild einen neuen östlichen Sinn, den Alfred Rosenberg mit seiner Marienburger Rede vom Ordensstaat als dem tragenden Zukunftsgedanken deutschen Verfassungslebens deutlich gemacht hat. In dem Augenblick nun, wo die benachbarten Völker erkennen, daß der Ordensgedanke und die preußische Idee nicht gegen sie stehen, sondern für sie und unsere weltanschauliche Verständigung mit ihnen sprechen, da weitet sich das alte Geschichtsbild der Ordensführerschaft zur neuen Form des Rechts der jungen Völker.

Digitized by Google

Wilhelm Petersen. Snack

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Karl Bömer:
(Leiter der Presseabteilung des Außenpolitischen Amtes der N.S.D.A.P.)

Die Methoden ausländischer Pressepropaganda

Betrachten wir die Stellung der Welt dem Dritten Reich gegenüber, so wie sie aus den Stimmen der ausländischen Presse hervorgeht, so stellen wir fest, daß von einem Bemühen, uns zu verstehen, wenig zu spüren ist. Man gewinnt den Eindruck, als ob oft mit Methode alles Positive ins Negative gekehrt würde. Wir verzichten bewußt darauf, etwa die häßlichen Lügen- und Haßkampagnen der Emigranten zu apostrophieren. Das Urteil über diese Kritiker des Dritten Reiches hat der größte Teil des Auslands selbst schon gefällt. Was sie sich an Lügen und Fälschungen leisteten, war so haarsträubend, daß selbst die erklärtesten Feinde des Nationalsozialismus von ihnen abrückten. Wir wenden uns also nur der wirklich einheimischen Presse des Auslands zu und stellen dabei fest, daß sie sich — wenigstens die sogenannte „seriöse" — zwar im Ton von der Emigrantenpresse abhebt, bedauerlicherweise aber in sehr vielen Fällen nicht in der Tendenz. Um nur ein Beispiel der jüngsten Vergangenheit zu nennen, sei erinnert an die Rede des italienischen Ministerpräsidenten Benito Mussolini, die er vor italienischen Offizieren und den Militärattachés auswärtiger Mächte am Ende der Sommermanöver 1934 hielt. Wie der Pariser „Matin" berichtet, führte Mussolini u. a. folgendes aus:

> „Man muß für den Krieg nicht etwa morgen, sondern schon heute bereit sein. Wir müssen eine militärische und sogar militaristische, ja, ich kann hinzufügen, kriegerische Nation werden. Das politische, wirtschaftliche und geistige Leben der Nation muß sich auf diesen militärischen Notwendigkeiten aufbauen."

Es ist interessant, einmal nachzuprüfen, wie sich das Ausland zu diesen Ausführungen Benito Mussolinis stellte. Man hätte annehmen sollen, daß sich ein Sturm der Entrüstung in der ganzen Weltpresse erheben würde. Doch das Gegenteil war der Fall, wie es aus dem Kommentar des „Journal", eines der vier großen Pariser Nachrichtenblätter, hervorgeht. Dieses Blatt äußerte sich am 26. August wie folgt:

> „Man darf nicht vergessen, daß Mussolini nicht zu Diplomaten, sondern zu Soldaten gesprochen hat, deren Beruf der Umgang mit der Waffe ist. In der Verherrlichung des Militarismus hat er also nur ein Ideal verteidigt, das allen Nationen der Welt gemein ist. Es ist deshalb auch keinerlei Veranlassung vorhanden, sich entrüstet zu zeigen. Die Worte des Duce sind in erster Linie eine

Digitized by Google

Warnung, und unter den gegebenen Umständen können sie nur von Nutzen sein."

Wenn man diesen Kommentar mit den Antworten ausländischer Zeitungen auf die ständigen Friedensbeteuerungen unseres Führers und Reichskanzlers vergleicht, so zeigt sich am deutlichsten die innere Unwahrhaftigkeit der ausländischen Propaganda. Denn auf die feierliche Erklärung Adolf Hitlers vor 600 000 deutschen Volksgenossen aus dem Reich und aus dem Saarland am 26. August 1934 auf dem Ehrenbreitstein ging man z. B. in der ausländischen Presse überhaupt nicht ein, oder man glaubte, sie als Beteuerung hinstellen zu müssen, hinter der sich der „kriegerische Geist" der deutschen Nation verstecke.

Das „Echo de Paris" schrieb z. B. am 27. August, Adolf Hitler habe vor Hunderttausenden von „fanatisierten" Deutschen eine „kriegerische" Rede gehalten.

So, wie es sich mit den grundlegenden Fragen der Politik verhält, wird jede Äußerung des Nationalsozialismus, von der wir erwarten, daß sie mit derselben Ehrlichkeit aufgenommen wird, mit der sie getan wurde, mit Fleiß ins Gegenteil umgemünzt. Wenn wir Deutschen von Ehre und Gleichberechtigung reden, so lautet das in die Fremdsprache übersetzt: „Kriegswille" und „Imperialismus". Wenn wir von Sozialismus sprechen, heißt es drüben „Kapitalismus". Wenn wir die Hand zur Verständigung bieten, so wird von der anderen Seite die „Notwendigkeit eines Präventivkrieges" daraus konstruiert. Unser „Ja" ist ein „Nein" der anderen.

Den Kampf des Nationalsozialismus gegen solche Methoden der ausländischen Propaganda hat der Schreiber dieser Zeilen in seinem Buch: „Das Dritte Reich im Spiegel der Weltpresse" (Leipzig, Armanenverlag 1934) eingehend dargestellt und mit zahlreichen praktischen Beispielen illustriert. Hier kommt es darauf an, einmal mit aller Deutlichkeit aufzuzeigen, welchem Gesetz die ausländische Presse gehorcht, dem der Gesinnung oder dem des Geschäfts, dem der Wahrheit oder dem der Lüge? Wir nehmen selbstverständlich bei der scharfen Kritik, die wir angesichts des bestehenden Pressesystems der Welt fällen müssen, diejenigen ausländischen Blätter aus, die sich trotz aller inneren wirtschaftlichen und geistigen Krisen, in denen sie sich befinden, ihr klares und gerechtes Urteil bewahrt haben, stellen aber gleichzeitig fest, daß die Zahl solcher Blätter außerordentlich gering ist. Sie gleichen Oasen in der Wüste.

Untersuchen wir das Pressesystem der Welt um uns, so beginnen wir mit einemmal zu verstehen, warum so oft die Lüge über die Wahrheit siegt, und warum die ehrliche Gesinnung auf Kosten des Geschäfts immer wieder in den Hintergrund gedrängt wird. Dabei tritt uns das viel umkämpfte Problem der „Pressefreiheit" entgegen. Wir Deutschen hören immer und immer wieder, daß der Nationalsozialismus die Freiheit der Presse unterdrücke, und daß unsere Zeitungen gezwungen würden, nach dem Rezept der Regierung zu schreiben. Unsere Antwort an das Ausland kleiden wir am besten in eine

Digitized by Google

Gegenfrage. Wir fragen das Ausland, das uns anklagt, ob es denn selbst von „Freiheit der Presse" reden darf, wenn seine Zeitungen täglich Beweise liefern, daß sie unter dem Einfluß von Mächten stehen, die den Journalisten die von ihnen vertretene Meinung aufzwingen? Man wird uns entgegenhalten, daß das Recht der freien Meinungsäußerung verfassungsmäßig garantiert sei, und daß ein jeder Journalist des Auslandes seine Überzeugung frei zum Ausdruck bringen könne. Wir aber behaupten und können dafür zahlreiche Beweise anführen, daß die verfassungsmäßige Garantie zwar in den meisten Ländern der Welt gegeben ist, daß aber in Wirklichkeit der einzelne Journalist in seiner Meinungs- und Willensbildung abhängig ist von den privaten Bindungen seines Verlegers.

Betrachten wir an erster Stelle die französische Presse. Es ist kein Geheimnis mehr, wenigstens nicht für Eingeweihte, daß die französischen Zeitungen ihre wirtschaftlichen Kraftquellen nicht aus sich selbst heraus entwickeln, sondern ihr wirtschaftlicher Bestand abhängig ist von Einnahmen, die nicht aus dem eigentlichen Zeitungsgeschäft stammen. Die gebräuchlichste Unternehmungsform der französischen Zeitung ist die „société anonyme" (Aktiengesellschaft). Aktieninhaber sind in dem weitaus größten Teil der französischen Presse Industrien und andere Interessentengruppen. Darüber hinaus verpachten französische Zeitungen Teile ihres Inhalts, oft ganze Sparten, gegen feste Summen an solche Gruppen. Man weicht also der natürlichen Interessenwerbung, wie sie im Anzeigenteil erfolgen soll, geschickt aus, indem man direkt in den Textteil vordringt. Auf solche Art und Weise werden, ohne daß es der Leser gewahr wird, Zeitungen zu Sprachorganen des interessierten Kapitals und entfernen sich dadurch von jenem Gesetz, unter dem die gute Zeitung stehen muß, nämlich dem Gesetz der öffentlichen Verantwortung. Eine große Anzahl der Blätter, und zwar gerade die einflußreichsten und auflagestärksten, befindet sich z. B. unter dem direkten Einfluß und unter der absoluten Abhängigkeit der französischen Rüstungsindustrie, des Comité des Forges. Was das bedeutet, mögen Beispiele beweisen. Bekanntlich handelt es sich bei den Rüstungsindustriellen um jene Clique von Menschen, die sich Kriege meistens aus der Vogelperspektive betrachten, die nicht wissen, was es heißt, dem Soldatentod stündlich ins Auge zu sehen, sondern nur ein Ziel im Auge haben: Verdienst. Sie fragen nicht danach, wen sie mit ihren Erzeugnissen beliefern, sondern nur daß sie liefern. Ob im Falle des Krieges Menschen ihres eigenen Blutes die Opfer ihrer Spekulation werden, diese Gewissensfrage klingt nicht an ihr Herz. Um nun ihre Interessen zweckmäßig zu vertreten, richtet sich das Hauptaugenmerk der Rüstungsindustrie auf die Pressebeeinflussung. Daß sie sich als Objekt ihrer Spekulation ausgerechnet Deutschland ausgesucht haben, ist nicht weiter verwunderlich. Denn mehr als einmal haben deutsche Soldaten bewiesen, daß sie ihre Heimat, wenn sie angegriffen werden sollte, bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, wie es noch im letzten Kriege geschah. Darum verspricht man sich aus einem kriegerischen

Digitized by Google

Konflikt, in welchen Deutschland verwickelt wird, den größten geschäftlichen Erfolg. Denn ein solcher Krieg wird lange dauern und die Rüstungsindustrie daher eine lange und sehr gute Beschäftigung haben. Kein Wunder, wenn die Zeitungen des Comité des Forges, zu denen u. a. der „Temps" und der „Matin" rechnen, ständig für einen Präventivkrieg plädieren, unter dem eitlen Vorwande, daß Frankreich sonst zu spät komme und eines Tages von den Deutschen überfallen werde. Man stellt Rüstungskarten her, auf denen ein völlig entwaffnetes Frankreich einem in Waffen starrendes Deutschland gegenübergestellt wird. Man entwirft Plakate, auf denen man dem französischen Bürger vorheuchelt, daß seine gefallenen Vorfahren Opfer einer ungenügenden französischen Bewaffnung gewesen seien. Man geistert über Einmarschpläne Deutschlands durch die neutrale Schweiz herum. Jedes Mittel ist recht, Frankreich als das „friedliebende" Volk hinzustellen, das Sicherheit gebrauche vor dem „kriegsdurstigen" Deutschland. Jede Stimme der Vernunft wird zurückgewiesen, da die Profitsucht dieser Industrie Vernunft nicht kennt, sondern nur nach Wegen sucht, den Absatz zu steigern. Aber trotz solcher Abhängigkeiten großer und einflußreicher Blätter spricht man getrost von einer „Freiheit der Presse"! Wir möchten den französischen Journalisten sehen, der dem Redaktionsstab eines dem Comité des Forges hörigen Blattes angehört und mutig und entschlossen die Stimme der Wahrheit erheben würde. Das hieße wahrscheinlich seine sofortige Entlassung. Als z. B. der „Matin" vor wenigen Jahren in die Hände des Comité des Forges überging, da zwang man seinen langjährigen außenpolitischen Mitarbeiter, Jules Sauerwein, sich dem Kurse der Rüstungsindustrie zu verschreiben. Sauerwein, der zu den angesehensten Männern des französischen Journalismus gehört, konnte dieser Gewissensfrage dadurch entgehen, daß er in die Dienste eines anderen Blattes übertrat, welches ihn, die Koryphäe, mit Freuden und wahrscheinlich sogar mit einem besseren Gehalt sofort übernahm. Welcher Durchschnittsjournalist, so fragen wir uns aber, hätte gleich Sauerwein so handeln können, ohne in die Gefahr zu geraten, seine Existenz zu verlieren. So, wie das Comité des Forges Blätter seiner Interessenpolitik dienstbar macht, so tun es andere französische Industrien auf ihrem Gebiet.

Ein besonderes Kapitel bilden die sich in Parteiabhängigkeit befindenden Zeitungen Frankreichs. Auch sie dienen ja nicht dem öffentlichen Interesse, sondern dem Interesse ihrer Partei. Welche Folgen sich daraus ergeben, haben wir Deutschen ja an unserem Pressesystem vor 1933 erlebt, als sich bei uns noch über hundert verschiedene Partei- und Weltanschauungsgruppen in den Zeitungen breit machten. Jede dieser Gruppen diente nicht dem deutschen, sondern ihrem eigenen egoistischen Wohle. Genau so in den Parteiblättern Frankreichs. Soweit sie dem rechten Flügel angehören, stimmen sie mit Deutschland in der Ablehnung des Kommunismus und Marxismus zwar überein. Auf der anderen Seite aber sehen sie in einem geeinigten Deutschland eine um so stärkere Gefahr Frankreichs und sind von dieser Ideologie so befangen, daß sie zu einem sachlichen Urteil nicht mehr fähig sind. Die Blätter der Mitte sehen in Deutschland einen Feind des vermeintlichen Liberalismus

Digitized by Google

und glauben aus diesem Grunde jede Verständigung, die von deutscher Seite ausgeht, abschlagen zu müssen. Die Blätter der Linken denken weniger an das nationale Wohl Frankreichs, wie man es bei den vorgenannten politischen Richtungen voraussetzen darf, sondern sie sehen in dem deutschen Nationalsozialismus ihren weltanschaulichen Gegner. Sie gehen brüderlich Hand in Hand mit den Emigranten. In der französischen sogenannten „Grande Presse d'Informations", in der Nachrichtenpresse, heißt das Gesetz des journalistischen Handelns: Sensation. Welche Wirkungen ein solches Gesetz auf die Geisteshaltung einer Zeitung ausübt, werden wir an dem Beispiel der angelsächsischen Presse kennen lernen. Zunächst ist es wichtig, festzustellen, daß man angesichts einer solchen Abhängigkeit der französischen Presse von kapitalistischen Mächten und Parteigruppen wahrhaftig nicht von einer „Freiheit der Presse" schreiben kann. Wenigstens nicht von einer Freiheit, wie wir Deutschen sie auffassen.

Werfen wir nunmehr unseren Blick auf die Presse Englands und der Vereinigten Staaten und stellen hier dieselben Fragen, so fällt die Antwort nicht anders aus. Das Gesetz der englischen Zeitungen lautet: Erziele hohe Auflagen, um dadurch größtmöglichen Umsatz zu erreichen, der die Grundlage des Zeitungsgeschäfts ist. Die Zeitungen sind keine Vertreter des öffentlichen Interesses, sondern Geschäftsunternehmen. In der englischen Fachsprache selbst sagt man von Verlegern, daß sie nur in Auflageziffern denken. Wenn die Zeitungen, wie es bei den englischen und amerikanischen Massenblättern, welche in beiden Ländern fast neun Zehntel der Gesamtauflage des Landes repräsentieren, der Fall ist, zum Geschäftsunternehmen werden, so darf man sich nicht wundern, wenn sie mit allen Mitteln geschäftlichen Zweckmäßigkeiten folgen. Da man hohe Auflagen nur dann erzielen kann, wenn die Textgestaltung einer Zeitung auf die Instinkte des Massenlesers eingestellt wird, sucht man nach Sensationen um jeden Preis. Keine Tatsache kann diesen Charakter der angelsächsischen Massenpresse besser veranschaulichen, als der Ausspruch von Arthur Brisbane, einem der bekanntesten amerikanischen Journalisten. Er erklärte jungen Berufsanwärtern, die ihn fragten, was denn eine Nachricht sei, einmal folgendes: „Wenn auf dem Broadway ein Hund ein Kind beißt, das ist keine Nachricht. Wenn aber auf dem Broadway ein Kind einen Hund beißt, das ist eine Nachricht." Nun wollen wir nicht in den Fehler verfallen, diesen Ausspruch eines amerikanischen Zeitungsmannes allzu wörtlich aufzufassen. Denn so trivial, wie dieser Ausspruch klingen mag, so war er von seinem Erfinder nicht wörtlich gemeint. Er wollte vielmehr das Gesetz des Massenjournalismus so elementar wie möglich darlegen. Wir wollen auch nicht abstreiten, daß seit dem Aufkommen der Massenpresse, an deren Gestaltung in Amerika James Gordon Bennett und William Randolph Hearst und in England Lord Northcliffe lebendigen Anteil haben, der Journalismus in technischer Beziehung einen Aufschwung erlebte, dem die Welt viel zu verdanken hat. Die modernsten Mittel der Drucktechnik und des Nachrichtenwesens, dank welcher Ereignisse in Sekundenschnelle über Kontinente hinweggetragen und dem Leser in einer technisch bis ins letzte verfeinerten Gestaltung geboten werden können, wurden seitdem in seinen

Digitized by Google

Dienst gestellt. Aber, wie so viele Entwicklungen im menschlichen Leben, so brachte auch diese ihre Nachteile mit sich, unter denen die Massenpresse gerade heute am stärksten zu leiden hat. Wenn nämlich Zeitungen um des Geschäfts willen auf den größtmöglichen Inseratenumsatz eingestellt werden, so bringt das endlich eine Abhängigkeit vom Inserenten mit sich, der nunmehr die Politik der Zeitung diktieren kann. Wenn wir z. B. wissen, daß sich ein großer Teil der amerikanischen Banken und Industrien, also die besten Anzeigenkunden, in jüdischen Händen befinden, so brauchen wir nicht über die deutschfeindliche Haltung der Zeitungen zu erstaunen. Würden die Blätter ihre Unabhängigkeit betonen und die deutschen Verhältnisse sachlich darzustellen versuchen, so wäre die sichere Antwort des Inserenten eine Zurückziehung seiner Anzeigen, mit anderen Worten, die Zeitung würde sich selbst ihre wirtschaftliche Basis entziehen. Was von Amerika gilt, trifft für England ebenfalls zu. Man spricht oft davon, daß sich über 90% der englischen Presse im Besitz von Juden befinde. Diese Tatsache trifft nicht zu. Wohl aber stimmt es, daß, und zwar auch hier wieder auf dem Umwege über die Anzeige, die überwiegende Mehrheit der Blätter in jüdischer Abhängigkeit steht. Die Auswirkungen auf die Geisteshaltung der Presse sind dieselben. Da der Inserent genau weiß, daß von seinem Auftrag die Zeitung wirtschaftlich lebt, macht er sie zur Vertreterin seiner Interessen.

Aber fast ebenso verhängnisvoll, wie die Einflußnahme des Inserenten auf die Textgestaltung einer Massenzeitung, ist ihre Abhängigkeit vom Leser, den sie gewinnen will. Der Massenleser verlangt bekanntlich keine Meinungen, wenigstens keine parteipolitischen, sondern er verlangt sensationelle Nachrichten. Wo die Zeitung keine Sensation findet, müssen solche erfunden werden, und dafür bot natürlich der deutsche Nationalsozialismus und der gewaltige Umbruchsprozeß des deutschen Volkes, der mit seiner Machtübernahme im Jahre 1933 begann, reichlich Gelegenheit. Angesichts der oft schamlosen Darstellungen der ausländischen Massenblätter, so z. B. jüngst noch in Verbindung mit den Ereignissen des 30. Juni oder mit dem politischen Testament unseres verewigten Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls von Hindenburg, fragen wir uns, ob denn wirklich hinter all' den Gerüchtmachereien die Ehrlichkeit einer Gesinnung stand, oder ob es nicht nur und allein die Gier nach der größten und besten Sensation war, die ihre Urheber antrieb? Wir fragen uns weiter, wie kann das Ausland so vermessen sein, die angebliche Unfreiheit und Knebelung der deutschen Presse in ihren Sparten immer wieder zu betonen, wo sie selbst zu einem überwiegenden Teil täglich Beispiele liefert für ihre eigene Abhängigkeit, sei es von dem Geschäftsprinzip ihres Verlegers oder der Interessenpolitik ihrer Inserenten? Denn was nützen staatsrechtlich gegebene Garantien, wenn sie in der Praxis nicht durchgeführt werden? Soll denn durch das Prinzip der Pressefreiheit nur ein leerer Begriff geschützt werden, oder nicht der einzelne Mensch, nämlich der Journalist, der unter dem Schutz dieses Prinzips stehen möchte?

Digitized by Google

Aber selbst dann, wenn wir den Begriff der „Pressefreiheit" wirklich einmal so nehmen, wie er von der Geschichte überliefert wurde, nämlich als die Befreiung der Zeitungen von jeglicher Vorzensur, so dürfen wir Deutschen auch in dieser Beziehung eine Frage an das Ausland stellen. Wie verhält es sich z. B. mit der „Pressefreiheit" in Österreich, wo die Institution der Vorzensur heute Triumphe feiert? Was Frankreich anbetrifft, so wollen wir einen Zeugen herbeirufen, der gewiß nicht in dem Verdacht nationalsozialistischer Beeinflussung stehen kann. Am 24. August 1934 schrieb die „Elsaß-Lothringer Zeitung" folgendes:

> 314 Zeitungen, besagt eine Nachricht, sind bis heute in Tunis verboten worden.
>
> Die Zahl läßt sich auch in der heutigen Zeit, wo überall die Verbote nur so herunterhageln, hören.
>
> Aber es wundert uns eins dabei:
>
> Daß gewisse Zeitungen, die so peinlich sind in bezug auf Pressefreiheit, wenn sie nämlich in Deutschland abgeschafft wird, angesichts der 314 Verbote gar nichts von sich hören lassen! Daß sie kein Wort des Protests finden! Ja, daß sie die betreffende Meldung nicht einmal veröffentlichen!
>
> Gibt es denn zweierlei Pressefreiheit?
>
> Oder ist ein Zeitungsverbot ein Akt der Barbarei, wenn es in Deutschland erfolgt, und eine Wohltat, wenn es durch französische Behörden ausgesprochen wird?
>
> Wir ersuchen unsere Musterdemokraten und -patrioten höflich aber dringend, uns den Unterschied klarzumachen!

Wahrscheinlich werden uns diejenigen, an welche diese Frage gerichtet wird, die Antwort schuldig bleiben, da sie den Balken in ihren eigenen Augen sicherlich erkennen, aber aus wohlzuverstehenden Gründen nach außenhin nicht sehen wollen.

Was hier von dem Pressesystem in Frankreich und den angelsächsischen Ländern gesagt wurde, trifft auch für die übrige Weltpresse zu. Denn mit Ausnahme Rußlands, Italiens und einiger kleiner Diktaturstaaten Europas beherrscht die Parteizeitung oder das Massen- (sprich Geschäfts-)blatt das Feld.

Aber trotz aller eigenen Fehler wird in den Zeitungen des Auslandes ständig und immer wieder, und zwar aus Prinzip, die deutsche Presse der Unfreiheit bezichtigt, während man sich selbst als das Vorbild der Freiheit hinstellt. Es mag uns daher gestattet sein, als Abschluß dieser speziellen Betrachtung aufzuzeigen, worin wir Deutschen die Freiheit der Presse erblicken. In der Erkenntnis, daß sich die publizistischen Führungsmittel eines Landes, wenn sie sich in der Abhängigkeit von gewissen Interessengruppen befinden, zum Schaden nicht nur des eigenen nationalen Wohles, sondern darüber hinaus der ganzen Menschheit entwickeln können, haben wir Deutschen nach dem Willen unseres Führers und Reichskanzlers die Presse als eines der Haupt-

Digitized by Google

mittel publizistischer Führung gesetzlich unter das Prinzip der öffentlichen Verantwortung, d. h., der Verantwortung vor dem ganzen Volk, gestellt. Zeitungen sollen nicht die Träger kapitalistischer Sonderinteressen oder politischer und weltanschaulicher Gedankenklüngel sein, sondern Instrumente des Volkes. Da unser nationalsozialistischer Staat von dem Vertrauen des gesamten Volkes getragen wird, ist es dieses Volkes Wille, wenn die Presse seine Interessen vertritt. Die Kontrolle der Regierung ist also mit anderen Worten die Kontrolle des Volkes selbst, das diese Regierung mit seinem Vertrauen trägt. Es handelt sich für den deutschen Schriftleiter darum, sich als Vertreter seines Volkes stets für dessen Gesamtinteressen einzusetzen. Bedeutet das etwa Unfreiheit? Für ihn gibt es nicht die Frage, was wird mein Verleger sagen, oder was werden die Finanziers meiner Zeitung sagen, wenn ich nun diese oder jene Haltung einnehme, sondern für ihn gilt immer die Frage: Liegt meine publizistische Haltung und mein journalistisches Tun im Interesse des Volkes oder vertrete ich mit meinen Ausführungen private Interessen? Es besteht also tatsächlich — und das geben wir unumwunden, aber auch ebenso freudig zu — in der deutschen Presse eine Kontrolle, nämlich die Kontrolle der öffentlichen Verantwortung. Mit Recht aber wies in diesen Tagen ein amerikanischer Professor den Verfasser darauf hin, daß der Leser deutscher Zeitungen, der deutsche wie der ausländische, wenigstens wisse, wer die Zeitungen kontrolliert. Das sei aber bei der Mehrzahl der ausländischen Zeitungen nicht der Fall. Denn wer sie beeinflusse und ihnen ihr geistiges Gepräge gäbe, das entzöge sich der Kenntnis der Allgemeinheit und wisse nur der Eingeweihte.

Der Welt sei die Tatsache vor Augen gehalten, daß die deutsche Presse, seitdem Adolf Hitler und seine Bewegung die Hände schützend über sie halten, nach seinem und des Volkes Willen der Friedenspolitik dient. In unseren Zeitungen wird nicht geduldet, daß aus privaten Sonderinteressen, die in der Nation lebendig werden, die Handlungen der Staatsoberhäupter und Regierungen anderer Länder wissentlich oder unwissentlich verlästert und bespottet werden, daß Zeitungen die Völker gegeneinander aufhetzen, sondern wir sehen in ihnen die Träger einer wahrhaft friedfertigen und gesinnungstreuen Politik. 1914 zogen unsere Gegner mit dem Kampfruf gegen Deutschland: „To make the world safe for democracy", um also der Welt die Demokratie sicherzustellen. Den Erfolg haben die Verkünder dieser Parole in Europa und in Übersee heute vor ihren Augen. Das, was sie damals mit Demokratie meinten, treten sie heute selbst mit Füßen, indem sie den deutschen Nationalsozialismus bekämpfen. Denn in welchem Staat herrscht wohl eine wahrhaftigere Demokratie als in Deutschland, wo ein ganzes Volk treu hinter seinem selbstgewählten Führer steht? Kann man dasselbe von jenen Ländern behaupten, die mit dem Worte Demokratie alltäglich spielen? Oder wollen sie die seit 1919 aufgetretenen und entstehenden Diktaturen vielleicht als demokratische Einrichtung bezeichnen?

Digitized by Google

Wilhelm Petersen. Holsteeker

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachdem wir einen Blick hinter die Kulissen der ausländischen Propaganda geworfen haben, fragen wir uns, was die Zukunft bringen wird? Wird die Wahrheit über die Lüge siegen? Aus den oben geschilderten Abhängigkeitsverhältnissen eines großen Teiles der ausländischen Presse geht deutlich hervor, daß sie allein wegen ihrer inneren Struktur einem geeinigten deutschen Volk, das für Ehre, Freiheit und Gleichberechtigung kämpft, ablehnend gegenüberstehen muß. Es wäre daher verfehlt, von dem einzelnen Journalisten dieses oder jenes Blattes oder von dem Auslandskorrespondenten in Deutschland **allein** zu erwarten, daß von ihnen die Gesundung der Weltpresse ausgehen könnte. Denn sie sind ja nur ein winziges Teilrädchen des gewaltigen Organismus, und wenn sie im Streben nach Wahrheit und in Erkenntnis ihrer oft ihnen selbst unbekannten Abhängigkeit versuchen würden, gegen diesen Organismus anzukämpfen, so wird dieser Versuch meist vergeblich sein. Mancher ausländische Korrespondent hat darüber geklagt, daß man seine Tatsachenberichte in der Heimatredaktion nicht veröffentlichte, oder daß man durch Fortlassungen oder Zusätze ihren Sinn entstellte. Wir haben also streng zu unterscheiden zwischen solchen Korrespondenten, die nur dem journalistischen Gesetz ihres Landes folgen und dabei von der Wahrheit in die Sensation oder gar Unwahrheit geraten, und solchen, welche aus einer inneren Voreingenommenheit und daher mit vollem Bewußtsein den Nationalsozialismus beschimpfen. Den Letzteren sei geraten, unser Land sobald wie möglich zu verlassen und den Ort ihres Wirkens zu wechseln. Sie mögen gute Journalisten sein und daher an einem anderen Platze auch segensreich wirken. Hier in Deutschland aber sind sie befangen und werden nicht etwa uns, sondern den Ländern, die sie zu vertreten haben, zum Verhängnis. Den gutwilligen Auslandskorrespondenten jedoch wünschen wir, daß in ihrer Heimat eine Wandlung des Pressesystems vor sich gehen wird, wie sie von einem großen Teil ihrer gesunddenkenden Berufskollegen schon seit längerem mit allem Nachdruck gefordert wird. Wir erwarten nicht von ihnen, daß sie den Nationalsozialismus loben, wenn sie nicht davon überzeugt sind. Aber ebenso sehr können wir von ihnen verlangen, daß sie ihn nicht bekritteln, wenn sie an ihre Kritik selbst nicht ehrlich glauben können.

Digitized by Google

Privatdozent Dr. Otto Mann:

Ludwig Börne und der deutsche Journalismus

Börne ist nicht der Vater des deutschen Journalismus, doch einer seiner Mitgestalter. Züge, die uns schon zu selbstverständlich waren, deren Herkunft wir nicht kannten, Züge, die wir heute auszumerzen bestrebt sind, stammen von ihm.

Er ist das Geschöpf einer gärenden Zeit. Die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, diese Zeit der letzten Aufgipfelung der alten deutschen Metaphysik in Hegel, des Fortbestandes der großen klassischen Dichtung noch in Goethe, zugleich schon der geistigen und moralischen Auflösung einer ihrer müde gewordenen Bildungswelt und der unruhigen Suche nach einer politischen und wirtschaftlichen Aktivierung des Lebens — dies ist die Atmosphäre, in der Börnes Talent sich entfalten, hochkommen, wirken konnte. Er wurde damals ganz Journalist, ein Beruf, der in dieser Zeit in Deutschland wenigstens noch umglänzt war von dem geheimnisvollen Schein einer neuen und kühnen Lebenshaltung und geistiger Wagnisse. Er hat durch die Energie, die sich in ihm zur Geltung brachte, seinen Namen der Nachwelt überliefert, und nicht nur oder selbst weniger als Journalist, denn als der Kämpfer für die von ihm journalistisch vertretenen Ideale, der völkerbefreienden Demokratie und als Vertreter einer souveränen Geisteshaltung, des Humors. Noch heute genießt er den widerspruchsvollen Ruhm, ein deutscher Freiheitskämpfer gegen die Metternichsche Reaktion und ein deutscher Humorist zu sein.

Börne wurde 1786 zu Frankfurt am Main als Sohn des Handelsjuden in Wechselgeschäften Jakob Baruch geboren. Das Ghetto verdüsterte seine Kindheit. Er hat dieses Ghetto später mehrfach geschildert mit den Farben des Kummers, der Schwermut, des Hasses. Er hat die eingeschränkten Verhältnisse der Frankfurter Juden zu einer Kette unerträglicher Unterdrückungen und Leiden gemacht und dadurch eines jener wirksamen, politische Notwendigkeiten durch Philantropie vernebelnden Bilder geschaffen; in diesem Talent der Vorläufer Heines, des leidenden Dichters in der „Matratzengruft". Er hat trotzdem den Frankfurter Juden, als Verkörperung des krassesten Erwerbsinns, gehaßt und nicht aufgehört, ihn zu verspotten. „Drei Dinge sind es, die sie zu schätzen wissen", schreibt er, „erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es ist die Blüte ihres Witzes, daß sie den Hamletschen Monolog übersetzen: „Geld oder nicht Geld, das ist die Frage."

Sechzehnjährig darf er der ungeliebten Stadt entfliehen. Er kommt nach Berlin, in die Stadt der Aufklärung, der Klassik, der Romantik. Alle drei Strömungen umfangen ihn innig im Hause des Markus Herz, der ihn aufnimmt. Herz, der bekannte Arzt, ist gebildeter Aufklärer, seine Gattin Henriette Bewunderin Goethes, befreundet mit Friedrich Schlegel und Schleiermacher. Doch weiß man nicht, was er hier aufnimmt. Eine Leidenschaft zu Henriette läßt ihn den Werther, ohne dessen letzte Konsequenz, nacherleben. Des Markus Herz Tod steigert die Verwirrung. Henriette schickt ihn nach Halle, empfiehlt ihn dem Schutze Schleiermachers. Dieser nimmt sich human seiner an, um bald, der strengste Bildner seiner selbst und auch von anderen fordernd, zu resignieren. „Er fängt gar nichts mit sich selbst an", berichtet er verdrossen an Henriette, „vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruiniert sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas anderem zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen

Digitized by Google

wirken, der sich so den Willen selbst wegräsoniert? Er will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmütig über sie hinwegsehen."

1807 ist er wieder in Frankfurt. Nach zerstreuten Studien, der Medizin, der Jurisprudenz, der Kameralwissenschaften hat er inzwischen in Heidelberg zum Doktor der Philosophie promoviert. In Frankfurt ist er seit 1811 Polizeiaktuarius. Die Napoleonische Ordnung hat den Juden die Staatsämter erschlossen. 1815 verliert er sein Amt mit der Wiederherstellung der alten Zustände. Nun vollzieht er seine entscheidende Wandlung. Er wird Anfang 1818 Christ. Er bildet seinen alten Namen Juda Löb Baruch in Ludwig Börne um. Er wird Journalist.

Er folgte dem Zuge der Zeit. In dem Maße, in dem der ernste Wille zur Selbstbildung sank, stieg das Bedürfnis nach leichterer Unterrichtung. Die Welt war in dieser Frühzeit des Industrialismus schon geräumiger geworden. Das Ferne rückte näher, nah genug, um Interesse zu erregen, noch nicht so nah, um, wie heute, wieder so gleichgültig wie das Nahe zu sein. Man reiste, schrieb über die Reise und wurde gelesen. Die Möglichkeiten des Berichtens waren unendlich. Es war die gefährliche Zeit, in der die Deutschen das Wort Jean Pauls bewahrheiteten, daß sie lieber über etwas als etwas läsen. Zeitschriften schossen empor, diese Bedürfnisse zu befriedigen. So kam es im 19. Jahrhundert zu der bedenklichen Erscheinung, daß das Geschehende in unzähligen Köpfen widergespiegelt und in die Köpfe des Publikums geworfen wird. Der Geist verlor hierbei notwendig seine Selbständigkeit. Denn indem er sich zum Kommentator des Geschehenden machte, hörte er selbst auf, Geschehen zu machen und fand die Sphäre seines Berichts immer mehr in den Bereichen der Politik, der Wirtschaft, der ihnen entspringenden gesellschaftlichen Verfassungen. Das Ende ist die Anschauung, daß der Geist nur diese realen Triebkräfte zu erhellen habe.

Börne ist hier führend. Er ist ganz eine empfangende Natur. Es ist der bezeichnendste Zug dieser Menschen, daß sie ohne die sie tragende Umwelt einem Fisch ohne Wasser gleichen. Zuerst war seine Lage noch traurig. Frankfurt, diese ihm unliebste Stadt, schon von Goethe Ort der Verdumpfung gescholten, mußte ihm als Raum seiner ersten Versuche genügen. Er begann damit, in einer „Wage" betitelten Zeitschrift etwas zu politisieren und zu literarisieren. Politisch Dilettant und durch die Zensur eingeengt, sah er sich in der Literatur bald erfolgreicher. Er stützte sich hier auf das Institut, das durch die klassische Dichtung eine so große Bedeutung gewonnen hatte, auf das Theater. Er schrieb Kritiken.

Der Augenblick war einer Kritik äußerst fruchtbar. Die Reaktion, die Enge des Biedermeier senkte sich auf Deutschland herab. Die in den Freiheitskriegen entfachten Leidenschaften und Ansprüche dämpften sich wieder zu Bildungsinteressen. Das Theater, künstlerische Ereignisse waren große Moden. Soeben begannen sich die erfahrenen Theatertalente des von den Klassikern bereiteten Bodens zu bemächtigen. Schicksalsdramatiker wie Müllner und Houwald, von ursprünglicheren doch nur erfahrenen oder exaltierten Talenten wie Kotzebue und Zacharias Werner zu schweigen, beherrschten die Bühne. Gelegenheit genug für einen gewandten Kopf, am Vielbesprochenen mitzusprechen.

Börnes Theaterkritiken haben Schule gemacht. Man kann sie heute noch einem routinierten Theaterkritiker vorlesen mit dem Erfolge, daß er in ihnen das Urbild moderner Kritik entdeckt. Man hört heute noch nicht auf, Börne für seine Taten zu feiern.

Fragen wir, was Börne für seine Kritik mitbrachte. Es ist allen Deutschen dieser Zeit eigentümlich, ja, es ist das Zeichen eines jeden bedeutenden Mannes, daß seine Bildung eine bestimmte Richtung nimmt durch ein starkes inneres Bedürfnis, das in ihr sich klären und erfüllen will. Das Verhältnis Winckelmanns zur Antike, Lessings zum Drama sind Beispiele. Von solcher Richtung ist in Börne nichts. Er beginnt und

Digitized by Google

bleibt in zerstreuten Studien. Von wissenschaftlicher Dringlichkeit zu schweigen, die nicht stets zu tieferer Einsicht führt, bleibt ihm auch die deutsche Sachgebundenheit fremd, die aus den Dingen, nicht nur über sie spricht.

Börne leugnet diesen Mangel nicht, stellt ihn vielmehr mit der ihm eigentümlichen Schmiegsamkeit, unter dem Hinweis auf sein Naturtalent frei heraus. Er habe unbelastet von gelehrten Theorien geschrieben, seinen Eindrücken folgend, und der Beifall habe ihn auf diesem Wege festgehalten. Er gehört wie Heine zu den Talenten, die kritisch genug sind, die sie erwartende Kritik vorauszunehmen und die Meinung vorweg zu verkünden, von der sie wünschen, daß Zeitgenossen und Nachwelt sie von ihnen haben möchten. Dieses Verfahren ist ihm mit einem Erfolg gelungen, der der eigenen kritischen Sichtung der Wissenschaft oft wenig Ehre macht. Noch heute sind überwiegend die Urteile über Börne und Heine aus ihren Selbsturteilen abgeschrieben.

Das Verführende der Börneschen Naturtalentformel ist nun freilich groß. Was leichter, als in der zähen Bemühung eines Lessing, in der peinlich genauen Beobachtung eines Goethe, in der philosophischen Spekulation eines Schiller, in der historischen Gründlichkeit und Tiefe eines August Wilhelm und Friedrich Schlegel deutsche gelehrte pedantische Umständlichkeit zu sehen, ein Übergewicht von Wissenschaft, Schulästhetik und Philosophie, das man einem moderneren, schnellebigeren und unterhaltungsbedürftigen Publikum nicht mehr zumuten dürfte! Wie leicht, an die Instinkte dieses Publikums zu appellieren, indem das gewichtige Gold der alten gediegenen Bildung als glänzend schnellgeprägte Scheidemünze ausgestreut wird! So ist bis heute das Unheil verborgen geblieben, das diese Kritik in der ästhetischen Beurteilung und damit in unserer Bildung und unserem künstlerischen Geschmack eingeleitet hat.

Dies liegt nicht zum wenigsten daran, daß durch diese Entwicklung der tiefere Sinn einer Kritik und der sehr tiefe Sinn der deutschen Kritik anscheinend rettungslos verdeckt worden ist. Wer möchte heute noch eine genugtuende Auskunft zu geben über den Sinn einer Lessingschen Kritik, trotzdem dieser noch zur Zeit der Romantik, noch bis Börne offen lag? Es kann hier nicht der Ort sein, diese wichtige Frage genauer zu behandeln. Doch wenn man sich vorstellt, daß im 17. Jahrhundert aus dem Westen in Gestalt der Aufklärung eine sogenannte natürliche Weltanschauung vordringt, daß diese Weltanschauung den Menschen aus seiner alten tiefen metaphysischen Seinsverfassung in eine aufklärerisch harmonisch oberflächliche Selbstzufriedenheit und Fortschrittsfreude hineinzieht, wenn man sich vorstellt, daß in dieser bedrohlichsten Lage des Menschen im Deutschen vorzüglich die alte Lebenstiefe durch diesen Angriff wach wird, sich dem androhenden Westen entgegenstellt, und daß dieser Widerstand den Charakter einer Kritik annimmt, so ist die Wurzel und die Tiefe dieser deutschen Kritik angedeutet. So wendet der Deutsche den Stachel, mit dem die aufklärerische Kritik die alte Lebenstiefe bedrohte, gegen die Aufklärung selbst. Darum entspringen ihr wunderliche, unaufklärerische Früchte: in Kant die Erschließung des sittlich heldischen Menschen, in Lessing die Erneuerung eines tragischen Weltverhältnisses, in Winckelmann die erste geschichtlich volle Schau der antiken bildenden Kunst, in Hamann eine Neubegründung christlichen Daseins, in Herder eine universale, die Flutung eines göttlichen Lebens nachzeichnende Geschichts-Metaphysik. Bedenken wir nun, daß der Deutsche die Tiefe dieser Lebensstellung bewahrt hat im Fortschritt seiner klassischen Dichtung und seiner idealistischen Philosophie, ja, daß gerade die frühe und die späte Romantik diese kritische Besinnung auf die lebendigen Wurzeln unseres Seins immer entschiedener herausarbeitete, daß durch die Tätigkeit der Schlegels, der Grimms, eines Görres das alte deutsche Antlitz sich wieder glänzend emporhob und dem nationalen Streben bis zu den Befreiungskriegen

Digitized by Google

seine tiefere Berechtigung gab, daß also, kurz gesagt, diese Kritik darin endete, den Deutschen sich selbst wieder entdecken zu lassen, so ist der grauenvolle Absturz bis zu jener Tätigkeit deutlich, die in Kritik nichts sieht als einen reizsamen Leckerbissen, den ein nachempfindendes und nachmalendes Subjekt als Nachtisch des Kunstgenusses spendet.

Hier möchte nun der Einwand am Platz sein, daß jene deutsche Kritik und die neuzeitliche, das Publikum lehrende und unterhaltende Kritik zwei verschiedene Dinge seien und die französische und englische Kritik schon jene freundliche unverpflichtendere Leichtigkeit ausgebildet habe, die Börne in Deutschland herrschend macht. Doch muß dann zugleich betont werden, daß diese Länder einer glücklich festen Überlieferung, einer spannungsloseren Übereinstimmung zwischen dem öffentlichen Geschmack und den normhaften ästhetischen Forderungen diese deutsche kritische Besonnenheit nicht in dem Maße benötigen. Dort wo wie in Frankreich die Theaterkultur zum täglichen Brot gehört, wo der schon zum Gefühl gewordene Geschmack des Publikums und Kritikers die Werke auf einer bestimmten Linie festhält, wo im übrigen das Theater weit mehr gesellige Unterhaltung bleibt, kann auch die Kritik ohne Schaden sich in dieser Ebene halten. Wir hingegen, die wir unsere ästhetische Kultur geschaffen haben aus der Tiefe einer religiösen Welt, für die das Theater die Bretter, die die Welt bedeuten, geworden waren, die wir zugleich für unseren Geschmack keinen Rückhalt haben an einer ästhetisch entfalteten Gesellschaft — wir sind eine Nation, die ihren ganzen Gehalt aus ihrem Innern herausgearbeitet hat und die ihn in dem Augenblick verlieren muß, da diese innere Triebkraft erlischt. Es fehlt uns, was die Franzosen stark macht; nach außen entfaltete traditionelle Form, die ihren lebendigen Ursprung überdauert und selbst den schon erschlaffenden Kräften einer Nation noch Halt und Richtung gibt. Wir sind entweder durch die Macht unseres tiefsten metaphysischen Vermögens, oder wir sind nicht. Darum ist bei uns das Antasten unserer metaphysischen Kräfte, ihr Ersatz durch gesellschaftlich praktische Kräfte ein Verbrechen, während der gleiche Prozeß andere Nationen in der Welt stärken kann. Selbst unsere Politik kann nie den rein machtökonomischen Weg gehen, sondern wird immer sein oder nicht sein mit der Kraft unseres metaphysischen Willens. Auch unsere Politik kann stets nur das Ziel verfolgen, den eingeborenen weltanschaulich gerichteten Kräften unserer Nation eine Richtung zu geben, durch die diese in der Welt ihren Bestand zu sichern in der Lage ist.

Man kann diesen verneinenden Beweis ergänzen durch den bejahenden, durch die Betrachtung, was dieses gesellige Naturtalent Börnes der deutschen Kritik gegeben hat. Wenn Jean Paul das Talent den froh nachhandelnden Affen des Genies nennt, so trifft dies ganz für solche Männer zu, die die leichtere gefälligere Hand besonders der französischen Nation nachzuschreiben suchen. Der Erfolg ist nicht französische Eleganz, die schon Herder als dem Deutschen ungemäß abgelehnt hatte, sondern Verlust deutscher gediegener Prosa vor dem unterhaltenden Getändel des Worts. Da nun auch die Sachlichkeit fehlt, die der Romane, durch Tradition und sichere Beobachtung, auch seinen künstlichen Wortwindungen noch mitzuteilen vermag, so enden wir in Halbheiten, Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, die seitdem unter den Anspruch geistreich journalistischer Schreibart bei uns Mode geworden sind. Wie hierbei das Kapital ästhetischer Einsichten, das Lessing, Goethe, Schiller erworben, verantwortungslos verschleudert, nicht etwa wie in Arbeit und Besinnung eines Hebbel und Otto Ludwig, nur umgewechselt wird, ist erschütternd zu sehen.

Wir mögen heute, und mit Recht, die Hilflosigkeit belächeln, mit der wohlgesonnene, deutschbürgerliche Männer des 18. Jahrhunderts, ein Gottsched, Bodmer, Nicolai, sich um die Tragödie bemühten: doch ist dies nicht nur die erste tastende Annäherung an ein Problem, das die Zukunft für sich hatte, sondern auch redlich schlichte, von

Digitized by Google

aufbauendem Kulturwillen getragene Arbeit. Es fehlte um 1750 noch der Schmuck einer ausgebildeten ästhetischen Kultur, mit dem sich das 19. Jahrhundert zu sehr beladen hat. Es war damals noch unmöglich, über sich hinaus zu sprechen, da der ungeheure Horizont der klassisch romantischen Welt noch verborgen lag. Erst Börne und Heine bilden die Art aus, das Schiefe und Gewöhnliche teils einzuschmuggeln als deutsche Kulturtradition, teils als neue, unserer Nation gegenwärtig notwendige Kulturidee. Sie sehen den Gang der deutschen Kultur stets wach vor sich, sie tun keinen Schritt, dessen Wichtigkeit für die Nation sie nicht zugleich berechnend abmessen und öffentlich erläutern. Indem nun Börne dieses Pathos überträgt auf seine ästhetischen Urteile, gibt es keine Kritiken, in denen die Verschleuderung des nationalen Kulturkapitals so mit Kulturansprüchen getarnt wird. Seine vornehmste Begabung ist, für einen verderblichen Dilettantismus eine Formel gefunden zu haben, die den Mangel in einen Vorzug, ja in ein Verdienst für die deutsche Nation umprägt.

Es ist hier nicht der Ort, diese Kritiken zu zergliedern. Doch muß ihr Charakter genauer wenigstens angedeutet werden. „Ein Trauerspiel ohne Bösewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerspiel" schreibt Börne. „Es gefällt mir ungemein, ich würde es sehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker ist nur Richter, nicht Gesetzgeber; er darf nicht seiner Neigung folgen, nicht immer tun, was ihm gefällt; nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie sagt: wo ist hier der Abscheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und wahr, im „Isidor und Olga" findet man nicht eine abscheuliche Seele." 1. 219. Was ist dies als ein Breittreten des absurden Gedankens, daß dem Kritiker das Schlechte gefalle und ihn nur die Regel im Urteil leite? Was als dessen Vermischung mit der aufkläreriſchen, seit Lessing überwundenen Ansicht, daß die Tragödie die Strafe des Bösen, nicht aber den Menschen in seinem Schicksalsverhängnis darstelle? Oder wenn Börne feststellt: die dramatische Kunst sei von ihrer Bestimmung abgewichen, wenn das Schicksal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verließe und der Tempel der Freude sich in einen Tempel des Gottesdienstes verwandelt habe (1. 231) — was ist das als die unbefangenste Vertauschung von Schillers heldisch lustvoller Erhebung des Menschen über das Schicksal mit einer unbestimmten ästhetischen Vergnügung, die nun zweideutig und entartend der Tragödie als höchste Wirkung untergeschoben wird? Man setze dem Publikum diese Wahrheiten hinreichend vor: und unsere klassischen Köpfe werden in Bibliotheken und in Gelehrtenwissen ihr verborgenes Dasein fristen, da der kritische Vermittler, das Leichte mit dem Unterhaltsamen verbindend und den höchsten Kulturanspruch vertretend, sie überflüssig gemacht hat.

Es ist einer der schönsten und einer der gefährlichsten Züge des Deutschen, jedem sein Recht, selbst auf Kosten des eignen, zu geben. Der Kritiker Börne hat dies erfahren. Dennoch hat das Flüchtige seiner Kritiken nicht ganz verborgen bleiben können. Urbanisierung der Kritik ist für den Deutschen noch kein Vorzug, der dauernde Geltung sichert. Erst weltanschaulicher Einsatz, Kampf für eine Idee gibt der Leistung wirkenden Rang. Börne hat diesem deutschen Bedürfnis Rechnung getragen und seinen Erfolg geerntet.

Es ist augenscheinlich, daß Börne diese Kritiken ohne weitreichendere Absichten begann, durchführte, beendete. Mit ihnen schloß er den ersten schriftstellerischen Abschnitt seines Lebens, seinen ästhetischen, ab. Er sucht und findet weiteren Raum. Er gesteht bald, die Kunst nie um ihrer selbst willen geliebt, sondern sie nur als Mittel einer weiteren Absicht benutzt zu haben. Dies ist die Politik. Ihr hat er den Rest seines kurzen Lebens gewidmet. Als er 1837 zu Paris stirbt, trauern die deutschen Liberalen um den Verlust eines glühenden „Vorkämpfers der deutschen Freiheit".

Die Geschichte des deutschen Liberalismus, und besonders die Geschichte der einzelnen Köpfe, die in dieser Bewegung als die Träger der deutschen Freiheit auftreten,

Digitized by Google

muß neu geschrieben werden. Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte vorzüglich hat sie in Händen von Männern gelegen, die die politische Stimmung dieser Zeit, ja die selbst ihre eigenen politischen Anschauungen glaubten aus Börne oder Heine entnehmen zu können. Es ist ein noch aufzulösendes Rätsel, wie abseitige und ohnmächtige Naturen, die, wie Börne, über nichts verfügten als über ein zäh wiederholtes Schlagwort, oder wie Heine über gar nichts, was nur einer festen Meinung ähnlich sehen könnte, wie diese bloß literarisch Exaltierten oder Routinierten, die keine politische Struktur zu durchschauen, keine vorauszusehen, keine heranzubilden vermochten, heute noch als Wortführer in einer Bewegung gelten, die, wenn sie nur über den Ideenvorrat dieser Köpfe verfügte, vergessen zu werden verdient.

Man tut gut, weder Börne noch Heine im Zusammenhang mit dem Liberalismus zu nennen, wenn man hierunter eine ernstzunehmende politische Bewegung verstehen will, die etwa in der Idee der Selbstbestimmung der Völker und der politischen und geistigen Unabhängigkeit des Einzelmenschen im Staate eine politisch sittliche Idee durchzuführen versucht. Börne und Heine haben mit diesem möglichen Ideal nichts zu tun. Vielmehr vertreten sie eine Extremisierung metaphysischer Ideen, die im deutschen Kulturlauf angelegt waren und die sie in eine neue Ebene versetzen. Als höchste Blüte der innerweltlich humanen Bildung war dieser Bewegung das Ideal des humanen, seine erfüllte Freiheit auswirkenden Menschen entsprungen. Börne und Heine übertragen diese innerlich sittliche Idee in das Gebiet der Politik. Sie machen aus dieser Formel für die einsame, menschenprägende sittliche Bildung das Schlagwort der Freiheit des Volkes gegen die Zwingherrschaft der Fürsten. Sie nehmen dieser Freiheit ihren metaphysischen Sinn als Bildungsideal, um ihr einen politischen Sinn unterzuschieben. Sie machen damit, was Freiheit ist, problematisch. Denn diese Freiheit des Volkes kann nichts sein als unbegrenzte Demokratie, eine selbst für die demokratischsten Völker unerträgliche Verfassung.

Darin liegt nicht nur die Vertauschung bildungshaft metaphysischer und politischer Ideen, wie sie in dieser Zeit häufig sind. Vielmehr macht sich hier geltend das glühende Gefühl einer Rasse, die dem utopischen Begriff selbst einer vernichtenden Freiheit nachstrebt und sich zum Wortführer wirklicher oder scheinbarer Unterdrückung macht. Es ist schwer zu entscheiden, was in diesem Kampfe mächtiger treibt: die Liebe zu den Unterdrückten oder der Haß gegen die herrschenden Mächte; gewiß nur, daß der vernichtende H a ß, in Börne wie in Marx, sich am überzeugendsten ausspricht.

Börne hat dieser politischen Haß- und Freiheitsjournalistenidee die ihm noch beschiedenen Jahre gewidmet. Sie war es, die seinem Leben auch in den Augen der Deutschen einen höheren Glanz verlieh. Er hat sie noch, wie schon angedeutet, über seine Bühnenkritiken nachträglich scheinen lassen. Unnachahmlich diese Fähigkeit, sich selbst eine schwere, wichtige, nützliche Rolle zuzuschieben. Heine gesteht, daß ihm nichts lieber gewesen sei als zurückgezogene Muße, daß aber ihn unglücklicherweise das Schicksal ausersehen habe, den schlafenden deutschen Michel an der Mütze zu zupfen. Börne findet bei späterer Ausgabe seiner Kritiken in ihnen noch diese Mission, an die er, als er sie schrieb, nie gedacht hatte. „Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keines haben können. Das erstere war mir gleichgültig — man kann ein sehr edles, ein sehr glückliches Volk sein ohne ein gutes Schauspiel — aber das andere betrübte mich. Dieser Schmerz gab meiner Beurteilung eine Leidenschaftlichkeit, die man mir zum Vorwurf gemacht. Alle unsere dramatischen Dichter, die schlechten, die guten und die besten, haben das Nationale der Unnationalität, den Charakter der Charakterlosigkeit."

Starke Worte für einen Mann, der die Werke unserer klassischen Dichter vor sich sah und selbst auch nicht über eine nur einigermaßen deutliche Anschauung von diesem nationalen Drama, geschweige über die Kraft es zu verwirklichen, verfügte.

Digitized by Google

Und doch sind diese Worte nachgesprochen worden. Man fand, daß die deutsche Gesinnung von Börne und Heine nicht besser hätte bekräftigt werden können als durch das Ungenügen, das bei ihnen die Deutschheit eines Lessing, Goethe, Schiller hinterließ. Dies ist auch die politische Methode. Börne und Heine waren führend darin, edle Deutsche rücksichtslos zu schmähen aus Schmerz, daß sie ihren nationalen und menschlichen Idealen nicht entsprachen.

Doch es wäre ungerecht, in einem Betragen eine ausgeklügelte Bosheit zu sehen, das der natürliche Ausfluß eines Charakters ist. Der Börne der letzten Jahre beweist dies. Sein Leben gewinnt nun Raum und Bewegung. Er wird reisender Journalist. Diese Lebensform entspricht seinem reizbedürftigen Temperament. Paris, seit der Restauration die heilige Stadt der Liberalen, zieht ihn an. Die Julirevolution 1830 begeistert ihn. Wie Heine eilt er, den heiligen Boden Frankreichs zu betreten und zu küssen. Dieser Rausch führt ihn nach Paris. Er hält ihn dort fest, die sieben Jahre bis zu seinem Tode.

Zeugnis dieser letzten Zeit sind seine Briefe aus Paris, das einzige umfassendere Werk, das er geschrieben. Doch ist auch es nicht als Werk geplant, vielmehr aus der Verlegenheit, einen angekündigten Werkband zu füllen, entstanden. Der Erfolg ließ noch 3 Bände erscheinen, jeder bewußter und dünner als der vorangehende.

Dies Werk ist Börnes größter Erfolg. Selbst besonnenere Deutsche, wie der führende literarische Kritiker Wolfgang Menzel in Stuttgart, oder Gutzkow lobten es. Doch ist dies nur zu erklären durch die Verfassung einer Zeit, die auf die Änderung der politischen Verfassung bedacht war. Einem Menzel, der damals noch scheinbar liberal war, dem stets liberalen Gutzkow waren sprengende Kräfte willkommen. Das positive Programm blieb diesen Männern, die es zum wenigsten selbst mehr besaßen, vorerst gleichgültig.

Heute ist dieses Werk ohne traurigen Verdruß nicht mehr zu lesen. Es gibt keine anspruchsvollere Öde. Vier Bände gefüllt mit kritikloser Agitation und subjektivem Witz- und Empfindungsgetändel. Vergeblich die Suche nach einer faßbaren geschichtlichen, politischen, kulturellen Anschauung. Börne hat Deutschland, ihm jetzt nur noch Gegenstand des Mitleids und des Spottes, aus den Augen verloren; er hat Frankreich nie kennen gelernt oder, wenn er es gekannt hat, nie auszudrücken verstanden. Ihm geht es wie Heine: was er berichtet, ist in jeder Zeitung besser zu lesen, er gibt nur, wie Heine das ästhetische Spiel, die agitatorische Form hinzu. Er gehört zu den Schriftstellern, die den Eindruck erwecken, als sei die Welt ein Pulverfaß, das stets im Begriff ist, zu explodieren. Er sieht sich umgeben von Unterdrückungen ganz Europas, die er beklagt, von geheimen Aufständen, die morgen der Welt schon ein anderes Gesicht geben werden. Keine seiner Enttäuschungen hält ihn lange gebannt, da sein Blick schon wieder wie bezaubert auf neue Revolutionsherde starrt, die für die erloschenen entschädigen werden. Er hält diese Rolle bis zu seinem Tode durch, trotz dem Erlahmen seiner Leser, dem er nur durch gesteigerte Agitation begegnen zu können glaubt.

Man sucht vergeblich Parallelen. Die Zeit schrieb uferlos in die Breite; alle Verheerungen einer von innen nicht mehr gehaltenen Bildung wurden sichtbar. Aber es blieb noch dem ärmsten Talent ein sachlicher Kern. Gutzkow, dieser oft Überhastete, doch in seiner Jugend bedeutende und hellsichtige Schriftsteller, wirkt neben Börne klassisch gediegen. Seine Berichte aus Paris haben noch Goethesche Objektivität, ihnen liegt ein Plan unter: langsam seine Kreise erweiternd und besonnen prüfend und vergleichend erobert er sich eine Anschauung von der französischen Hauptstadt. Börne dagegen ist nichts als subjektive Ekstase. Nichts als der immer gellendere Schrei nach Revolution, nichts als der sich steigernde Haß.

Digitized by Google

Wilhelm Petersen. Wunnerwarken

Digitized by Google

Digitized by Google

Alle höher journalistischen Möglichkeiten sind hier verdorben. Es ist seltsam, zu beobachten, wie leicht Börne und Heine diesen Beruf machen, jener getrieben durch seine Agitation, dieser durch sein schriftstellerisches Spiel, womit er das Dürftige und Gewöhnliche glaubte vergüten zu können. Von der hohen Aufgabe, Auge der Zeit zu sein, den rasch wechselnden und nun unendlich wichtig gewordenen politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Verhältnissen Ausdruck zu geben, von der Verantwortung, mitzuleiten durch hellsichtige Schilderung, die durch ihre Öffentlichkeit das Gute fordert und das Schädliche hemmt, in diesen Berichten nichts. So haben weder Börne noch Heine den deutschen Journalismus gehaltlich gefördert, ihm vielmehr nur einen Ton der Agitation und des Subjektivismus, nur die Methode, durch Vorstellungs- und Wortroutine den Mangel an wirklicher Anschauung und Zielrichtung zu verdecken gegeben — Talente, mit denen in den letzten Jahrzehnten nicht wenig Zeitungen ihr Feuilleton bestritten haben.

Doch sind diese Züge vielleicht auch Börnes Echtheit, seine Rechtfertigung. Diese sich ausbrennende, stets die Revolutionsfackel schwingende Subjektivität kann man nicht machen. Sie ist das tiefe, das notwendige, das vernichtende Gefühl eines Geschöpfs, das wertlos, jedes Haltes in einer Wirklichkeit beraubt, in einer Revolutionen zurückdrängenden und bedrohten Zeit sich durch die Revolution den einzigen Inhalt gibt, den es sich geben kann. Darum ist Börne, trotz vieler Nähe, nicht ganz neben Heine zu setzen. Beide haben sich zuerst vorsichtig bewundert, dann gehaßt und verachtet: Börne mit größerem Recht. Heine war übersättigter Aesthet, kümmerliche Nöte und bedenkliche Erlebnisse poetisch ausmünzend, erst im Unglück seiner letzten Jahre in gewissem Sinne wachsend durch die Kraft seines Zynismus. Börne hingegen endete besessen von der Revolution. Seine Rolle wird zu seinem Charakter. Bis zu seinem Tode hat seine Charakteranlage ihn mit ihr gleichgesetzt.

Wir enden. Der Historiker ist ein rückwärts gewandter Prophet, hat Friedrich Schlegel gesagt. Es ist an der Zeit, daß diese Wahrheit wieder wahr werde. Wir sind nicht berufen, in unserer Geschichte alles zu verstehen, um alles zu billigen. Nur dann ist die Geschichte das Weltgericht, wenn auch die Nachlebenden bemüht bleiben, das Urteil jeder Gegenwart zu berichtigen, die Spreu von dem Weizen, das Gift von der Speise zu sondern. Zu viele zersetzende Kräfte haben, geschützt durch mißverstandene wissenschaftliche Objektivität und Verständniswut auch für und gerade für das Unnatürliche ihre Wirkung bis in die Gegenwart erstrecken können. Das Leben der Nation ist mehr wert als ein bodenloses und wieder blindes Verstehen. Wir verstehen aus unseren Wert- und Unwertgefühlen. Diese sind der Boden unserer Geschichtsschreibung. Wer so versteht, muß, ohne unedlen Eifer, nur dem Werte seiner Nation dienend, richten.

Digitized by Google

Dr. Marc. R. Breyne:

Vom Wesen der flämischen Dichtung einst und jetzt

Nicht von allen Literaturen kann man behaupten, daß Literatur Leben und somit Literaturgeschichte Lebensgeschichte ist. Für die Flamen wie für die Deutschen bedeutet die Literatur das getreueste Spiegelbild aller Taten und Gedanken, aller Hoffnungen und Wünsche des Volkes. Sie ist Ausdruck ihres besonderen geistigen Ringens, ihrer religiösen, politischen und sozialen, aber vorwiegend ihrer nationalen Herzensangelegenheiten. Ein besonderes Kennzeichen der flämischen Dichtung ist die Einheit und Geschlossenheit, die sie von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag zeigt. Eine Einheit, die nicht das Ergebnis äußeren Zwanges ist, die sich vielmehr bei freiester Auswirkung der Einzelpersönlichkeit wie etwas Naturnotwendiges ergibt; eine Geschlossenheit, die reichste Vielseitigkeit umschließt.

Ob man die vor sechshundert Jahren niedergeschriebenen Worte eines Jacob van Maerlant liest:

Ende omdat ic Vlaminc ben,
Met goeder herte biddic hen,
Die dit Dietsche sullen lesen,
Dat si mijns genadich wesen;
Ende lesen sire in somich woort,
Dat in haer lant es ongehoort,
Men moet om de rîme souken
Misselike tonghe in bouken:
Duuts, Brabants, Vlaemsch, Zeeus,
Walsch, Latijn, Grier ende Hebreeus.

Und dieweil ich Flame bin,
Mit gutem Herzen bitt' ich sie,
Die dieses Dietsch werden lesen,
Daß sie mir mögen gnädig sein,
Wenn hier manches Wort gelesen wird,
Das unbekannt in ihrem Lande ist;
Um manchen Reim zu finden
Muß man in Büchern ungewöhnliche Sprachen suchen:
Deutsch, Brabantisch, Flämisch, Seeländisch,
Welsch, Latein, Griechisch und Hebräisch.*

oder die von der Romantik durchglühten Sätze Hendrik Consciences um die Mitte des vorigen Jahrhunderts:

„Wir Teutonen, wir Kinder des Nordens, wir haben den Stein vom Grabe unserer Vorfahren abgehoben, das geweihte Gebein, den heiligen Namen, die markige Sprache wieder hervorgeholt und als Standarte vor den Völkern aufgepflanzt. Tausende unserer Brüder haben dieses Siegeszeichen erkannt, jetzt steigt unser alter Ruhm wieder aus der Vergessenheit empor."

* Die Übersetzung der in diesem Aufsatz wiedergegebenen flämischen Gedichte wollen nur als sinngemäß bewertet werden.

Digitized by Google

oder die viſionären Gedanken eines Cyriel Verſchaeve in ſeinem „Jacob van Artevelde“:

Het machtig volk, waarvan ik immer droom,
De groote ſtaat aan dezen kant der zee,
Die land en zee met zijne nijverheid
En macht beheerſchen zal en optreên als
Een broederſtaat benevens Frankrijk, Engeland
En grooter nog, zoo God ons pogen zegent
En wij den plicht doen, komt er nooit en nimmer
Zoo we onze krachten voort verſtrooien en
Niet allen eensgezind de hand ſlaan aan
Dit eene groote werk.

Das mächtige Volk, von dem ich träume ſtets,
Der große Staat diesſeits des Meeres,
Der Land und Meer durch ſeinen Gewerbefleiß
Und Macht beherrſchen wird und auftritt
Als Bruderſtaat zur Seite Frankreichs, Englands
Und größer noch, wenn Gott das Streben ſegnet
Und wir unſre Pflicht erfüllen,
Kommt nie und nimmer
Wenn weiter wir unſre Kräfte zerſplittern
Und einig alle nicht die Hand legen
An die eine große Aufgabe.

Aus allen ſpricht zu uns derſelbe Geiſt, die mit der Scholle aufs engſte verbundene Seele Flanderns. Die Dichtung Flanderns iſt in ihrem ganzen Weſen, mit dem Volke und mit dem Lande unzertrennbar verbunden. Flämiſche Dichtung iſt Volksdichtung in des Sinnes vollſter Bedeutung. Flämiſches Leben, flämiſche Geſchichte und flämiſche Dichtung ſtehen in engſter Wechſelwirkung zueinander. Wer die flämiſche Dichtung in ihrer Weſensart voll und ganz erfaſſen will, muß die verſchiedenen Abſchnitte flandriſcher Geſchichte ſich zu vergegenwärtigen verſuchen. In den Lehrgedichten eines Jacob van Maerlant, in den Kampfliedern Marnix von Sint Aldegondes, Anna Bijns', Albrecht Rodenbachs und René de Clercqs, in den Nationaldramen und Romanen Hendrik Conſciences und Cyriel Verſchaeves, in allen ſpiegeln ſich die Schickſale Flanderns.

Von den Flamen im allgemeinen kann man als von einer der Kronen des niederländiſchen und ſomit des niederdeutſchen Stammes reden. Seit Jahrhunderten waren ſie Vorkämpfer auf den Gebieten der Wiſſenſchaft und bildenden Kunſt, Muſik und Dichtung. Davon zeugen heutzutage noch die flandriſchen Städte Brügge, Gent und Antwerpen mit ihren herrlichen Bauten, jene Symbole bürgerlicher Freiheit und höchſten Wohlſtandes.

Es würde zu weit führen, alle Ruhmestaten jenes kleinen Volkes der Flamen hier aufzuzählen. Es ſei nur darauf hingewieſen, daß bereits zweihundert Jahre vor Martin Luther ein flämiſcher Dichter, Jacob van Maerlant (1250), in Flandern den urgermaniſchen Gedanken der Gemeindefreiheit verkündete, und das in einer Zeit, als noch die ganze übrige Welt tief im Banne der klöſterlichen Leibeigenenanſchauung lebte. Kein Geringerer als Schiller ſchreibt in ſeiner „Geſchichte des Abfalls der Niederlande“: „Das gemeine Volk ſtieg hier früher als in den übrigen Lehnreichen aus einer traurigen Leibeigenſchaft empor und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſein. So finden wir ſchon im 11. und 12. Jahrhundert eine gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souveräns durch den Einfluß der

Digitized by Google

Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte merklich beſchränkt iſt. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgendeinem Teil der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Von allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar erachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahinzogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes teilhaftig zu machen."

Deutſchland hat Flandern leider zu lange verkannt und vergeſſen. Verſuchten auch in der Mitte des letzten Jahrhunderts deutſche Männer und Frauen wie Ida von Düringsfels, Hoffmann von Fallersleben und Kardinal Diepenbrock Flanderns Sprache und Dichtung dem deutſchen Volke näherzubringen, erſt der große Krieg brachte beide ſeit Jahrhunderte getrennte Völker wieder einander näher.

◆

Die Flamen ſind im großen und ganzen Niederfranken mit einer Beimiſchung von Niederſachſen- und Frieſentum, des letzteren hauptſächlich an der Nordſeeküſte. Zu ihnen gehören die Weſt- und Oſtflamen, die Antwerpener, Brabanter und Limburger. Die Grenze gegen das franzöſiſche Sprachgebiet beginnt etwa bei Calais, verläuft dann öſtlich von Grevelingen und trifft unterhalb Viſé die niederländiſche und die deutſche Grenze. Das Flämiſche war bis zur Entwicklung der nördlichen holländiſchen Provinzen Schriftſprache. Im Mittelalter ſprach man ſogar in Oberdeutſchland mitunter flämiſch. Heutzutage fangen die beſten Sammlungen flämiſcher Dichtkunſt noch ſtets mit dem Ludwigslied, dem Heliant und mit den Liedern des Heinrich van Veldeke, des Vaters der deutſchen epiſchen Dichtung, an.

Van Veldich der wiſe man
Der rechter rime alrerſt began.

Die flämiſche Sprache jener Zeit wurde „dietſch" genannt, ihre vier Hauptmundarten waren flämiſch, brabantiſch, zeeuwſch und holländiſch. Dietſch bedeutet eigentlich Volksſprache im Gegenſatz zum Lateiniſchen, der Sprache der Gelehrten und der Kirche. In einem öſtlichen Streifen Brabants ſowie auch in Limburg nennt das Volk ſeine Sprache heutzutage noch ſo.

Wenn auch Hendrik van Veldeke der erſte war, der „rechter rime alrerſt began", ſo entfaltete ſich doch die flämiſche Literatur nicht in Limburg, ſondern in den flandriſchen Provinzen und zwar in Weſtflandern mit Jacob van Maerlant (um 1235—1291). Welche hohe Auffaſſung der edlen Dichtkunſt van Maerlant bereits beſaß, ſpricht deutlich aus ſeinen Verſen:

Wie recht dichter weſen ſal,
Dat moet hen meeſt ofte al
Van naturen in ſijn gheboren

Want dichten dat en is geen ſpel.
Het moet comen uut reynen ſinne
Daar gheen commer en is inne.

Wer ein wahrer Dichter ſein will,
Der muß in den meiſten Fällen als Dichter geboren ſein,
Denn dichten iſt kein Kinderſpiel,
Dazu gehört ein reiches Gemüt,
Frei von Kummer und Verdruß.

Digitized by Google

Die Dichter jener Zeit waren nicht nur vom Geist eines aufblühenden und selbstbewußten Bürgertums beseelt, sondern sie standen auch mitten im Leben des Volkes. Die flämische Dichtung des 13. und 14. Jahrhunderts ist Gemeinschaftsdichtung. Der mittelalterliche Mensch fühlt sich nicht als Individuum, sondern als Teil der Gemeinschaft, sei es seiner Gilde, seines Standes oder der Kirche. Selbst da, wo die Dichtung einen höheren Flug zu nehmen wagt, wie in den lyrischen oder religiösen Gesängen, „Wapene Martijn" und „Van den Lande van Overse" des obengenannten van Maerlant, bleibt sie völkisch, ungekünstelt, spontan in Rhythmus und Ausdrucksweise.

Aus der didaktischen Schule Maerlants ist der Antwerpener Stadtschreiber Jan Boendaele zu nennen, der durch seinen „Lekenspieghel", eine übersichtliche Kirchengeschichte und Sittenlehre seiner Zeit, bekannt geworden ist. Während in den höheren Ständen die französische Sprache und somit die französischen Ritterromane blühten und am Hofe französische Minnesänger gern gesehene Gäste waren, blieb das flandrische Volk dieser Entwicklung fern. Diesem Umstand verdanken wir die reiche Volksliedpoesie, von der wir aus dem 14. und 15. Jahrhundert eine Reihe köstlicher Lieder wie das „Hildebrandlied", das „Lied des Riesen", das „Lied des Herrn Halewijn" u. a. besitzen. Die Blütezeit jener ursprünglichen Volkslyrik liegt um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert kam das mehrstimmige Volkslied zu höchster Kultur. Es ist für die flämische Volkspoesie eine unschätzbare Kulturtat, daß ein unbekannter Sammler die köstlichen Lieder in dem berühmten „Een scoon Liedekens-Boeck" zusammentrug (Antwerpen 1544), die dann später von Hoffmann von Fallersleben wieder entdeckt und herausgegeben wurden. Die geistlichen Lieder sind uns erhalten geblieben in den mehr als dreißigmal neu aufgelegten „Souterliedekens" (1540), zu denen Clemens von Papa (um 1500—1558) dreistimmige Sätze schrieb. Alle diese Volkslieder zeugen von der hohen Blüte der Haus- und Volksmusik in den Niederlanden.

Wie monumental ist z. B. die altflämische Volksballade vom „Ritter Halewijn", der, ein zweiter Blaubart, den unschuldigen Mädchen, die seine Lieder herbeilockten, das Herz herausriß, es verschlang und die Toten an den Galgen hängte:

Eines Königs Tochter zieht aus, von ihres Vaters Schwert umgürtet, dem Unholde zu begegnen und schlägt ihm in einem günstigen Augenblicke das Haupt ab. Die Ballade beginnt:

Heer Halewyn sanc een liedekyn,
al wie dat hoorde wou bi hem syn.

En dat vernam eens conincs kint
die van haer ouders so wert bemint.

Herr Halewijn sang ein Liedchen
Und wer das hörte, wollte bei ihm sein.
Das erfuhr ein Königskind,
Von ihren Eltern so sehr beminnt.

und schließt kurz und wuchtig:

Daer wert gehouden een banket,
dat hooft werd op de tafel gesct.

Dort feierte man ein Bankett,
Das Haupt wurde auf den Tisch gesetzt.

Die höfischen Lieder Herzog Jan I. von Brabant (1261—1294) dürfen hier nicht vergessen werden, von denen die zeitgenössische Dichtung schrieb:

Digitized by Google

„En ſprac men anders niet
over al tdietſche lant,
dan vanden hertoge van Brabant,
ende vanden levene, dat hi leidde . . .“
(Jan van Heelu.)

Unter den wenigen Romanen jener Zeit, die nicht als bloße Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen zu betrachten ſind, gilt die Erzählung „Carel ende Elegaſt“. Dieſer zu dem ſogenannten „Fränkiſchen Zyklus“ gehörende Roman zeugt von ſoviel menſchlicher Tiefe und zugleich von ſo feiner ſpieleriſcher Ironie, daß man ihn neben die beſten Erzeugniſſe franzöſiſcher Ritterpoeſie ſtellen darf.

Zu den klaſſiſchen Gedichten der Weltliteratur wird mit Recht das unſterbliche Tierepos „Van den Vos Reynaerde“ gerechnet. In dieſen Verſen hat der flämiſche Sinn für das wirkliche Leben ſich in die höchſten Sphären plaſtiſcher Darſtellung zu erheben gewußt. Aus einer niederländiſchen Bearbeitung ging der niederdeutſche Reinke de Vos hervor, der 1498 in Lübeck herausgegeben, von Gottſched ins Hochdeutſche übertragen und auf dieſe Weiſe ſpäter dann von Goethe benutzt wurde.

Aber alle dieſe belehrenden, geſchichtlichen oder ſatyriſchen Dichtungen verblaſſen gegenüber der Tiefe und Innigkeit der myſtiſchen Dichtung des Flandern des 14. Jahrhunderts. „Mitten im bunten Leben des Volkes blühen abſeits vom Alltag die weißen und roten Blumen der Frömmigkeit und der myſtiſchen Verſenkung.“ Unter den vielen Marienlegenden ragt die „Sproke van Beatrijs“ in ihrer innigen Schlichtheit hervor.

Den höchſten dichteriſchen Schwung erreichten auf dem Gebiet der myſtiſchen Literatur die Kloſterſchweſter Hadewijch in ihren „Viſionen und Briefen“ und Jan van Ruusbroec, der 1294 zu Ruusbroec in Brabant geboren, ſich in ſpäteren Jahren als Einſiedler in den Zonienwald zurückzog und als 93jähriger Prior des dort gegründeten Kloſters Groenendael nach einem ſchaffensreichen und heiligen Lebenswandel dahinſchied. Der Myſtiker Ruusbroec iſt nicht nur der Schöpfer der literariſchen flämiſchen Proſa, ſondern der erſte Geſtalter einer ideellen Lebensvollkommenheit. Die flämiſchen Myſtiker und allen voran Jan van Ruusbroec haben das geſamte religiöſe Schrifttum der darauffolgenden Zeit maßgebend beeinflußt. Die ganze geiſtige Literatur Niederdeutſchlands iſt vom Schrifttum Jan van Ruusbroecs abhängig. Eckehard in Norddeutſchland, Ruusbroec in Brabant ſind zwei Vorkämpfer des nordiſch-chriſtlichen Geiſtes, weſensverwandt, demſelben Ziele nachſtrebend und doch im Gefühl und in der Methode anders. Eckehard, der Draufgänger, wie der flämiſche Dichter Verſchaeve kürzlich in einem Vortrag in Aachen ausführte, der erſt wagt und dann wägt. Ruusbroec dagegen, der Denker, der erſt alles genau überlegt, die Möglichkeiten abwiegt, um ſich dann mit ſicherem Sprung ſeinem Ziele entgegenzuſtürzen.

Das 15. Jahrhundert führte einen völligen Umſchwung in die Welt der flämiſchen Dichtung ein. Die Literatur ſteht voll und ganz im Zeichen der „Rederijkerskamers“, jene Singſchulen mit ihren „Prinzen“ und „Faktoren“, ihren Wappen und Kennſprüchen, in denen alles echte und geſunde Leben nach und nach unter einem Wulſt von Formelkram erſtickte. Im großen und ganzen bildet das 15. und 16. Jahrhundert einen Übergang zwiſchen Mittelalter und Neuzeit. Das 14. Jahrhundert war für Flandern eine Blütezeit, die Zeit der freien Gemeinden und der Artevelden. Das 15. Jahrhundert iſt die Zeit der Herzöge von Burgund, die, wo ſie nur können, die Macht der Gemeinden eindämmen, um einen zentraliſierten Staat zu begründen. Es iſt die Zeit der großen „Landjuwelen“, jene Sängerturniere mit ihren Prunkaufführungen und Rieſenumzügen. Antwerpen, die Metropole jener Zeit, zählte bereits damals, 1560, eine Einwohnerſchaft von über hunderttauſend Köpfen.

Digitized by Google

War die Dichtung des Mittelalters Gemeinschaftsdichtung im höchsten Sinne des Wortes und hegten die Dichter jener Zeit nicht im entferntesten eine so hohe Meinung von der Kunst als solcher, so waren die „Rederijkers" sich voll und ganz dessen bewußt, daß auch die Form künstlerisch wertvoll und die Kunst als solche sich über das Leben erhebt und erstrebenswert ist. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts entwickelt sich die Wortkunst der „Rederijkers" zu jener schönen, ursprünglichen und persönlichen Poesie, wie wir sie im 17. Jahrhundert in den Werken der Renaissance vorfinden. Infolge der Religionskämpfe ging die Leitung von den südlichen nach den nördlichen Provinzen der Niederlande über. Während man in Flandern nur wenige Namen von Klang in der Dichtung jener Zeit aufzuweisen vermag, strahlen in Holland die Namen eines Bredero (1585—1618), Huygens (1596—1687), Hooft (1581—1647) und vor allem des genialen Renaissancedichters Joost van den Vondel, der, von flämischen Eltern zu Köln am Rhein 1587 geboren, in Amsterdam, wohin seine Eltern unter dem Druck der Gegenreformation schon früh übersiedelten, 1679 gestorben ist. Joost van den Vondel ist zweifellos der größte Klassiker der niederländischen Literatur. Seine Dichtungen legten die Grundlage der jetzigen niederländischen Schriftsprache. Er hat nicht nur die Dichtung seiner engeren Heimat, sondern auch die der Nachbarstaaten, so z. B. in Deutschland die Schlesische Schule eines Opitz und Gryphius nachhaltig beeinflußt.

Das Volk der Niederlande blieb nunmehr getrennt. Nord und Süd fanden sich seitdem nicht wieder. Die kurze Spanne Zeit nach den napoleonischen Kriegen bis zur Brabanter Revolution 1830 genügte nicht, um die beiden Volksteile des niederländischen Stammes über das viele Trennende hinweg zum gemeinsamen inneren nationalen Leben wieder zusammenzuschmelzen. Während die Literatur in den Nordniederlanden im 17. und 18. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte, verwelschten die höheren Klassen der Gesellschaft in Flandern und Brabant mehr und mehr. Adel und Besitz, sowie die Geistlichkeit entfernten sich immer stärker vom Urquell des völkischen Lebens und standen jeder Regung der Volksseele in der Literatur interesselos gegenüber.

Ein Wiederaufblühen eigener Dichtkunst erfolgte erst 1830, teilweise unbewußt gegen den belgischen Staat und seine französierende Politik. Die kurze Wiedervereinigung mit Holland war jedoch nicht unfruchtbar geblieben. Sie hatte die Flamen gelehrt, wieder Interesse für ihre Muttersprache zu gewinnen. An der Wiege der flämischen Bewegung, die als Reaktion gegen die französische Politik des neuen belgischen Staates einsetzte, stehen keine Stürmer und Künstler, sondern Schulmänner und Gelehrte, u. a. Jan Frans Willems (1793—1846), „der Vater der flämischen Bewegung", sowie die Professoren Blommaert, David und Snellaert.

Der erste, der eine literarische Tat größter Bedeutung vollbrachte, war Hendrik Conscience (1812—1883) mit seinem unsterblichen „Löwen von Flandern". Das flandrische Volk, das seit hundert Jahren mangels guter Prosawerke entweder gar nicht mehr las oder sich seit der Gründung des französisch orientierten belgischen Staates nur an Pariser Werken ergötzen mußte, horchte auf einmal auf diese neue Stimme, die plötzlich aus ihrer Mitte selbst erklang. Conscience hat sein Volk wieder lesen gelehrt. Das ist seine soziale Rolle. Seine literarische Bedeutung liegt darin, daß er der toten flämischen Literatur wieder Leben einflößte.

Was Conscience für die flämische Prosa in jener romantischen Literaturperiode getan hat, hat Karel Ledeganck (1805—1847) auf dem Gebiete der Poesie geleistet. Sein bestes Werk ist die kurz vor seinem frühen Tod fertiggestellte Trilogie „De drie Zustersteden" (1846), ein an Byron erinnerndes längeres Gedicht, in dessen Strophen er den drei flämischen Städten Brügge, Gent und Antwerpen noch halb rhetorische, aber oft sehr schöne, von glühender Vaterlandsliebe getragene Strophen widmet. In diesen Strophen hat Ledeganck das Glaubensbekenntnis der jungen flämischen Be-

Digitized by Google

wegung niedergelegt. Hauptſächlich in dem Lied „An Gent“ fand die flandriſche nationale Jugend ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das ausgeſprochen, was ſie zur Erneuerung der flandriſchen Selbſtändigkeit brauchte.

Gij zijt geen ſpruit
Van 't lauwe Zuid;
Gij zijt een kloeke telg van 't blonde en friſſche Noorden!
En echter, zegt men, gij bemint
De zoelte, die de zuidewind
Gelijk een ſtiklucht blaaſt uit zijn verpeſtende oorden,
En merkt niet, dat zij 't gras van Vlaandrens beemden ſchroeit,
Wanneer ze er aan het zwerk geen donderwolken broeit.

Daarom gedenk
Den heiligen wenk
Van al wat u omringt. Blijf trouw aan uw verleden!
Blijf ſteeds uw Vlaamſchen oorſprong waard!
Wees Vlaamſch van hart en Vlaamſch van aard!
Wees Vlaamſch in uwe ſpraak en Vlaamſch in uwe zeden!
Uw roem en uw geluk vindt ge op dien weg alleen,
Met al de heerlijkheid der dagen van voorheen!

Nicht aufgeblüht
im weichen Süd
Biſt du, ein kräftig Reis, erzeugt im friſchen Norden!
Und doch, man ſagt, du liebſt das Spiel
Des Zephirſäuſelns, das, dich ſchwül
Umkoſend, markverſehrend weht von Südlands Borden.
Du merkſt nicht, daß ſein Hauch dein ſaftig Grün verſengt,
Dieweil der Himmel ſchwer voll Wetterwolken hängt.

Aus Grabesgruft,
Ernſt mahnend, ruft
Der Väter Stimme dir: Halt feſt, was wir erſtritten,
Der Ahnen wert, die ſtets bewahrt
Flämiſch das Herz, flämiſch die Art!
Sei flämiſch in der Sprache, flämiſch in den Sitten!
Auf dieſem Weg allein blüht Ehre dir und Glück,
Und kehrt die Herrlichkeit der Vorzeit dir zurück*.

Weniger volkstümlich, obwohl mit der Glut eines geborenen Dichters beſeelt, war Prudens van Duyſe (1804—1859). Seine Verſe ſind jedoch allzu rhetoriſch für unſeren heutigen Geſchmack. Zu nennen ſind noch Jan M. Dautzenberg (1808—1889), ein feiner Sprachkünſtler, ſowie ſein nüchterner Nachfolger Droogenbroeck (Jan Ferguut). Alle dieſe Dichter und Schriftſteller tragen noch die weſentlichen Merkmale der Romantik, jedoch einer Romantik mit dem typiſch flämiſchen Malerauge und der flandriſchen Leidenſchaft.

Der Bruch mit der Romantik beginnt bei Julius Vuylſteke (1836—1903) und wurde vollendet durch den großen religiöſen Naturlyriker Guido Gezelle (1830 bis 1899). Wenn wir dieſe Dichtung mit der eines van Duyſe und Ledeganck vergleichen,

*) Aus Heinrich Brühl, „Flämiſche Liederdichtung“, M.-Gladbach. 1917.

Digitized by Google

merken wir sofort, welches Stück Weg die flämische Literatur innerhalb dieser zwanzig Jahre zurückgelegt hat. Die Form ist natürlicher und einfacher geworden und in der Lyrik liegt ein viel persönlicheres Gefühlsmoment.

◆

An Flanderns literarischem Himmel leuchtete Ende des vergangenen Jahrhunderts das Dreigestirn Guido Gezelle, Hugo Verriest und Albrecht Rodenbach. Um sie scharten sich Dichter und Ästheten aller Gattungen, die in eherner Treue das Banner der flandrischen Dichtung hochhielten. Es waren der schwärmerische Lyriker Eugen van Oye, der feinsinnige Victor de la Montagne, der Schöpfer des Volksliedes René de Clercq, der philosophische Naturromantiker Prosper van Langendonck, der 1931 in Berlin verstorbene Kunsthistoriker und Epiker Pol de Mont, ferner die tief religiösen Constant Eeckels und Lodewijk Dosfel, sowie der geniale Epiker und viel belesene Ästhet Cyriel Verschaeve. Bei ihnen allen spiegeln sich die Hauptzüge des flandrischen Volkes in ihrer ganzen Dichtung wieder, Hauptzüge, die sich in folgende drei Grundeigenschaften zusammenfassen lassen.

Zuerst eine glühende Liebe zur flandrischen Art, eine Eigenschaft, die wir bei allen, aber am stärksten bei dem früh verstorbenen Dichter und Studentenführer Albrecht Rodenbach (1856—1880) vorfinden. Rodenbach ist der junge Bannerträger des erwachenden Flanderns. Die Augen jener flandrischen Generation, die die Jahre des deutsch-französischen Krieges und die Geburt des jungen Deutschen Reiches sahen, waren nach Deutschland gerichtet. Albrecht Rodenbach (nicht zu verwechseln mit seinem in Paris erzogenen Vetter Georges Rodenbach, der Verfasser des „Toten Brügge") war eine Sturm- und Drangnatur, die um die siebziger Jahre von einer alten Burschenherrlichkeit in Flandern träumte und seine Mitschüler in Bünde und Gauverbände zusammenschloß.

Ja, wir sind der Flamen Söhne,
Voller Kraft, der Väter wert, —
Flanderns Lied aufs neu ertöne,
Blitze wieder, Flanderns Schwert!
Alles fremde Wesen falle!
Uns gehört der Nordseestrand,
Uns, den Flamen! — Laut erschalle:
„Heil dir, Gott und Flandernland!"

Wer kennt sein Nationalepos „Gudrun", das der 24jährige Löwener Student dichtete, jenen Lobgesang auf den germanischen Geist, der die Welt einmal erobern muß? Am Schluß des Dramas spricht der sterbende Wate:

Aus tiefer Wunde fliehen mir die Kräfte,
Und sickernd mit dem Greisenblut die Seele.
Noch einen Blick aufs neu gebor'ne Moorland,
Daß ich den Vätern künde frohe Mär!
Ja, vor mir steht, was dreimal hundert Jahre
Von Sklaverei vergessen macht. — Gesäubert
Vom schmutzgen Blute, das der Rache floß,
Liegt hier der Väter Grund. Der Zukunft Hoffnung,
Seh junge Frau'n ich, Schand' und Hohn entrückt,
Mit tapf'rem freien Volk gepaart. Unzähmbar
Herrscht über sie ein wilder Meereskönig,
Und läßt den „Wald der Wälder" neu ersteh'n. —

Digitized by Google

Ihr Römer mögt nur kommen; — tapf'res Schwert
Beschützt getreu der Freiheit Haus und Herd. —
Oh Etzelingen ihr, auf Walhalls Flur,
Ihr seid gerächt, ich komm', ich hielt den Schwur.
Erwartet mich! — Nichts stört die letzte Stunde.
Moorland erstand auf's neu aus festem Treuebunde*.

Der zweite Zug, der eng mit dem ersten verbunden ist, ist eine tiefe Religiosität, die in Flandern ein ausgesprochen mystisches Gepräge trägt. Hiervon zeugen hauptsächlich die Werke des großen Naturlyrikers Guido Gezelle, die stärkste und gottbegnadetste Dichternatur, die nicht nur Flandern, sondern die Niederlande seit Joost van den Vondel, dem klassischen Dichter des 17. Jahrhunderts, aufzuweisen haben. Dieser tiefe Denker und Dichter sprach und schrieb in seiner mundartlich gefärbten westflandrischen Heimatsprache schlicht und einfach, meistens für Leute, die nur eine gewöhnliche Volksschulbildung genossen hatten. Aber das überwältigende Gefühl seiner religiösen Seele und sein starkes gottbegnadetes Naturempfinden machten aus ihm den Erwecker des neuzeitlichen Flanderns. Seine Werke, sowie die seines Schülers Hugo Verriest (1840—1922) müssen im Stillen gelesen und genossen werden.

Scheinbar im Widerspruch zu diesem steht die dritte Eigenschaft des Flamen, die Liebe zu Lebensfreude und Lebensgenuß, wie man sie in den schwungvollen Volksliedern René de Clercqs und in den von Licht und Farbe strotzenden Erzählungen Felix Timmermans' wiederfindet.

Es wäre jedoch unsinnig, wollte man die Schätze flandrischer Literatur von diesen drei Gesichtspunkten aus einteilen. Diese drei Eigenschaften findet man hier mehr, dort weniger bei allen wahrhaften Vertretern flämischer Dichtung wieder. Eine der markantesten Dichterpersönlichkeiten wurde uns vor zwei Jahren (im Juni 1932) entrissen, der in der Verbannung in Holland lebende René de Clercq. Mit ihm ist zweifellos ein gutes Stück flandrischer Geschichte der Neuzeit ins Grab getragen worden. Auch in Deutschland war René de Clercq in den Kreisen, die sich während und nach dem Kriege besonders mit Flandern beschäftigten, eine bekannte Persönlichkeit. Von ihm erschien im Inselverlag eine Übersetzung seines Kriegsgedichtbandes „Das Nothorn" in der Übertragung Wolfgang von Ungers. Von seinen kraftvollen Streitgedichten möge folgendes von Jef van Hoof vertonte Lied Zeugnis seiner unauslöschlichen Liebe zu Flandern ablegen.

Daar is maar één Vlaandren.

Daar is maar één land, dat mijn land kan zijn,
Daar rukt niet de Rhône, daar stroomt niet de Rijn,
Daar vloeit maar de Leye en de Schelde, die brandt,
Daar is maar één Vlaandren, 't is mijn land!

Daar is maar één land, dat mijn land kan zijn,
Daar is maar één vreugd, daar is maar één pijn,
Daar is maar één liefde, daar is maar één haat,
Daar is maar één Vlaandren, en't vergaat.

Daar is maar één land, dat mijn land kan zijn,
Het groeit naar de daad, en die daad is mijn,
Het wordt in de wereld veel of niets.
Daar is maar één Vlaandren, en 't is Dietsch!

*) Aus „Gundrun" von Albrecht Rodenbach (deutsche Übersetzung Göttingen 1918).

Digitized by Google

Es gibt nur ein Flandern.

Es gibt nur ein Land, das mein Land ſein kann,
Dort rauſcht nicht die Rhône, dort ſtrömt nicht der Rhein.
Dort fließt nur die Leye und die Schelde,
Es gibt nur ein Flandern und es iſt mein Land!

Es gibt nur ein Land, das mein Land ſein kann.
Es gibt nur eine Freude, es gibt nur ein Leid,
Es gibt nur eine Liebe, es gibt nur einen Haß,
Es gibt nur ein Flandern und es vergeht.

Es gibt nur ein Land, das mein Land ſein kann,
Es wächſt zur Tat, und die Tat iſt die meine,
Es wird in der Welt einmal viel oder nichts.
Es gibt nur ein Flandern und es iſt dietſch!

◆

War bis dahin die Dichtung Flanderns im echten Sinne des Wortes Volksdichtung, in der, wie bereits oben erwähnt, völkiſches Leben und Geſchichte in engſter Wechſelwirkung mit der Dichtung ſtanden, ſo weiſt die Nachkriegszeit eine ſtarke Gegenwirkung gegen alles, was bis jetzt war, gegen Romantik, Rhetorik, Symbolismus, ja ſogar gegen Realismus und naturgetreue Wiedergabe auf. Der Krieg hat auch in Flandern eine ſcharfe Trennungslinie zwiſchen Alt und Neu, zwiſchen Vor- und Nachkriegszeit in der Literatur gezogen. In Anlehnung an franzöſiſche und deutſche Vorbilder brachten die jungen Dichter Flanderns der Nachkriegszeit ganz neuartige Werte in die Poeſie hinein. Von den Hauptmerkmalen, wie wir ſie bei Gezelle oder de Clercq vorfinden, iſt bei den Jüngeren nicht das Geringſte mehr vorhanden. Der Krieg zerriß auch hier das Band der Überlieferung. Die neuere Dichtung iſt nicht mehr ſo ſtark an die flandriſche Scholle gebunden.

In den einleitenden Worten einer Sammlung „Das junge Flandern", die kurz nach dem Kriege in Antwerpen erſchien, legte der bekannte Kunſthiſtoriker Dr. J. Muls das Glaubensbekenntnis der Jüngeren in folgenden Worten nieder:

> „Die Dichter wollen dem Gefühlsmäßigen nicht mehr huldigen. Von Tränen auf ihren Wangen keine Spur mehr. Sie haben das ariſtokratiſche „Self-Control" gelernt; ſie ſind zu ſtolz, noch ihr Leid zu klagen, zu männlich, noch getröſtet zu werden. Ihre ganze Aufmerkſamkeit geht nunmehr zum Mitmenſchen, zur Maſſe, in brüderlichem Mitleiden, das, wie bei Wies Moens oder Marnix Gyſen, den Wert eines Glaubensbekenntniſſes erhält und uns bis in die tiefſten Tiefen unſeres Weſens erſchüttert. Die Dichter ſind nicht länger mehr die Schmarotzer der Wirklichkeit. Ihre Kunſt iſt Schöpfung, nicht Darſtellung. Keine Beſchreibung der äußeren Welt mehr als etwas vom Menſchen Abſeitsſtehendes, ſondern vom Menſchen, der mit der Schöpfung einig."

Zu dieſer Gruppe gehörten außer dem jetzt als Politiker berühmt gewordenen Wies Moens, Marnix Gyſen, Pol van Oſtaijen (Antwerpen, 1896—1929), Karel van den Oever, Gaſton Burſſens, Victor Brunclair, Franck van den Wijngaert. Das dichteriſche Material iſt ganz und gar moderniſiert, oft bis ins äußerſte, wie wir es bei ihren Vorbildern, den franzöſiſchen Dichtern, und auch in Deutſchland vorfinden.

Mit einem ganz anderen Temperament beſeelt, obwohl vom ſelben menſchenfreundlichen Geiſte erfüllt, iſt Achille Muſche (geb. 1896 Gent). Muſche iſt, „obwohl",

Digitized by Google

wie er selbst bekennt, „Sohn armer Eltern, arme Blume der Straße", ein Idealist, der von Völkerversöhnung und Menschenverbrüderung träumt. Dies kündet sein eigenartiges und vor wenigen Jahren vom belgischen Staat preisgekröntes Werk „Die beiden Vaterlande". Das erste Vaterland ist nach Musesche das irdische, die Welt, das Leben selbst, das so herrlich ist, daß er nicht glauben mag, die Menschen könnten so vieler Schönheit und Herrlichkeit gegenüber sich noch unglücklich und unzufrieden fühlen. Das zweite Vaterland ist ein übersinnliches, das der Dichter einmal in seiner eigenen Seele, dann wieder jenseits aller Ozeane beheimatet. Seine von starkem Antrieb getragenen Verse sind leider nicht immer von Redeschwall und leerer Rhetorik freizusprechen. Jedoch ist Achille Musesche eine Dichterpersönlichkeit, die uns zweifellos noch etwas zu sagen hat.

In scharfem Gegensatz hierzu steht die Kunst des unter dem Decknamen Marnix Gysen schreibenden Dr. J. A. Goris (geb. 1899, Antwerpen). Gysen ist wohl der persönlichste unter den Dichtern der Nachkriegsperiode. Seine Kunst, hauptsächlich die seiner frühesten Gedichte, ist mit der Wies Moens' wesentlich verwandt. Ganz besonders sein sehr persönliches Gedicht „Loblitanei des heiligen Franz von Assisi" (1921), in dem der Einfluß des Franzosen Guillaume Apollinaire nicht zu leugnen ist.

Zu den besten seiner späteren Gedichte sind zweifellos die kleineren Versstücke zu rechnen, die dem Inhalt nach alltäglich, jedoch oft überraschend tiefe Bedeutung besitzen und in denen den Unwichtigkeiten des täglichen Lebens ein Ewigkeitshauch anhaftet. Sie heißen z. B. „Geschenk meines Vaters", oder „Mit meiner Base im Garten" oder „Mit meinem Erbonkel auf der Bank" usw. Marnix Gysen wandte sich in der letzten Zeit auch mit Erfolg der beschreibenden Prosa zu. Von ihm erschienen zwei Reisetagebücher „Entdecke Amerika" und „Auf den Spuren Odysseus", die durch ihre elegante und klare Sprache erfreuen und von starker und persönlicher Beobachtungsgabe Zeugnis ablegen.

Die meisten dieser jüngeren flandrischen Dichter der Nachkriegszeit scharten sich um die 1920 in Antwerpen gegründete Zeitschrift „Ruimte". Es waren außer den obengenannten der Expressionist Viktor Brunclair (geb. 1899), der Impressionist A. W. Grauls (geb. 1889), ferner der sehr moderne Karel van den Oever (1878—1929), sämtlich aus Antwerpen, Gaston Bursens (geb. 1896, Dendermonde), Frank van den Wijngaert (geb. Contich 1901), und der Mystiker Urbain van de Voorde (geb. 1893 Blankenberghe).

Ausgesprochen religiös ist die Begeisterung der Dichter Gerard Walschap, Dirk van Sina und Antoon van de Velde. Ihre Bedeutung liegt jedoch weniger auf dem Gebiet der reinen Poesie als auf dem des Romans für den ersteren und für die beiden letzten auf dem des Theaters.

Im Gegensatz zu den Nachkriegsdichtern, die sowohl in der Form wie im Ausdruck nicht nur gewagt, sondern nach dem Beispiel Pol van Ostaijens sehr überspannt sind, hat sich die überlieferungsgebundene Lyrik über die Kriegsjahre hinweg doch noch entwickelt. So treffen wir in Flandern eine Gruppe von Dichtern an, die, obwohl sie bereits mit beiden Füßen in der Nachkriegszeit stehen, sich von der früheren Generation eines Gezelle, de Clercq, Verschaeve, u. a. doch nicht ganz abgewandt haben. Es sind der bereits genannte Urbain van de Voorde, ferner August van Cauwelaert (geb. 1885 Lombeek), Richard Minne (geb. 1891 Gent), Reymond Herreman (geb. Brüssel), Fritz Franken (geb. 1893 Antwerpen), Daan Boens (geb. 1893 Ostende) und die Dichterin Alice Nahon (Antwerpen 1896—1926). Sie alle blieben dem schönen gebundenen Stil und dem sorgsam bearbeiteten Vers noch treu. Vier der in diesem Geiste schaffenden Dichter scharten sich um die kleine Antwerpener Zeitschrift „'t Fonteintje". Es sind Maurice Roelandts, Karel Leroux, beide

Digitized by Google

aus Brüssel, und die obengenannten Richard Minne und Reymond Herreman. Diese Dichter sind in erster Linie Anhänger und Bewunderer des vor kurzem verstorbenen Dichtersonderlings Karel van de Woestijne.

Maurice Roelandts hat sich in letzter Zeit allerdings mehr und mehr dem Roman zugewandt. Sein Werk „Komen en Gaan" hat eine sehr starke Beachtung errungen und wird als eines der psychologisch besten in der flandrischen neuzeitlichen Romanliteratur betrachtet*. Sein 1917 veröffentlichter Gedichtband „De Kom der Loutering" (Die Schale der Läuterung) war von der Kunst van de Woestijnes ganz und gar durchdrungen.

Von Karel Leroux erschien ein Gedichtband „Vom Grundsatz des Lebens", der starke Beachtung gefunden hat. Auch das Werk Richard Minnes „In den zoeten Inval" (Im Schlaraffenland) wird zu den besten Erscheinungen der Nachkriegszeit gerechnet. Seine Gedichte sind überraschend frisch und voller persönlicher Einfälle.

In der Reihe der Nachkriegsdichter Flanderns sind weiter noch zu erwähnen Aimé de Marest, der die germanische Ballade zu einem neuen Wiederaufleben führte. Der tiefreligiöse Leonce Reypens und die Sonettendichter Clemens van der Straeten und Schwester Maria Josefa. Ferner Karel de Winter, Frans de Wilde und August van Boeckel.

Zu den Allerjüngsten, deren Persönlichkeit sich noch nicht durchgesetzt, jedoch zu berechtigten Hoffnungen Anlaß geben, gehören André de Medts, P. G. Buckinck, Pol Roggbé, René Verbaet, J. Vercammen, Eugène Gilliams und der Bruder der christlichen Schulen Albe. Letzterer hat in seinem Gedichtband „Paradiesvögel" sich plötzlich als ein Dichter erwiesen, der eine innige geheimnisvolle Seele mit einem echten und urwüchsigen Künstlergeist in sich vereinigt.

Zum Schluß sei hier noch auf das Werk des flämischen Dichters und Führers Cyriel Verschaeve hingewiesen, dem am 30. April ds. Js. anläßlich seines 60. Geburtstages Ehrungen aus fast allen Ländern Europas zuteil wurden. Es ist Flanderns uralte und stets frische Kraft, die in Verschaeve wie in einem Gezelle oder einem Rodenbach abermals durchbricht und uns zugleich die Sicherheit für die Zukunft des flandrischen Volkes bietet. Verschaeve ist eine Persönlichkeit, die mit der Zeit von keinem Kulturvolk der Welt ignoriert bleiben kann. Für das nach Selbständigkeit strebende junge Flandern ist Verschaeve, der die Tradition der großen geistigen Führer und Dichter fortführt, der Säer und der Wortführer. Seine schriftstellerische Tätigkeit ist vielumfassend. Wir besitzen von ihm eine ganze Reihe von Essays und Vorträgen, die fast alle Gebiete der Künste berühren und ein ganz persönliches und neuartiges Licht auf das Schaffen einzelner großer Meister und Künder der Menschheit wie Rubens, Rembrandt, Michelangelo u. a. werfen. Auch für die Bühne hat Verschaeve Wertvolles geschaffen. Er veröffentlichte eine Reihe historischer und biblischer Dramen, so die „Artevelden", das „Ferdinand-Verbiest"-Drama, sowie die viel beachteten Bühnenwerke „Judas" und „Maria Magdalena". Als Lyriker hat Verschaeve das vielumstrittene Nordsee-Epos „Seesymphonien" (1911) geschrieben, ein Werk von gewaltiger Erlebnisoffenbarung. Anläßlich seines 60. Lebensjahres ist zur Huldigung des großen Dichters die Gesamtausgabe (in acht Bänden) seiner bisher vorliegenden Werke in Angriff genommen worden. In diese Ausgabe werden auch die sehr beachteten Vorträge in deutscher Sprache aufgenommen, die Verschaeve 1930 und 1934 in Aachen sowie 1932 in Stuttgart über „Rubens, der Flame", „Die Wende in der Kunst" und über den „Christlich-nordischen Geist in der flämischen Mystik" gehalten hat. Gerade jetzt, wo das deutsche Volk sich auf die Urkräfte seines Volks-

*) Von Maurice Roelandts erschien vor kurzem im Voigtländer-Verlag die Übersetzung seines Romans „Maria Danels".

Digitized by Google

tums wieder beſonnen hat, ſollte das Wort eines Rufers und Kämpfers an der Nordſee auch über den Rhein einen Widerhall finden. Von ihm ſtammt der „Treuſchwur an Flandern“, der, in der ergreifenden Vertonung des flämiſchen Komponiſten Jef van Hoof, alljährlich von Hunderttauſenden flämiſcher Frauen und Männer, an den Gräbern des Yſer-Schlachtfeldes, mit erhobener Hand abgelegt wird:

Trou aan Vlaanderen	Treuſchwur an Flandern
O land van roem en rouwe,	O Land von Ruhm und Trauer,
Van liefde en lijdensnood,	Von Liebe und Leidensnot,
Gij wordt weer vrij en groot!	Wirſt wieder frei und groß!
Wij zweren houwe trouwe,	Wir ſchwören eherne Treue
U, Vlaanderen, tot der dood!	Dir, Flandern, bis zum Tod!

Auf dem Gebiet der Dichtkunſt iſt der Zuſtand in Flandern, ſoweit wir ihn überſchauen können, bis jetzt noch nicht geklärt. Es gärt in allen Schichten des Volkes. Strömungen durchwühlen das Land kreuz und quer, bekämpfen ſich einerſeits, um ſich wieder gegenſeitig zu beeinfluſſen. Von den neueſten Entwicklungen der flandriſchen Dichtung können wir im allgemeinen ſagen, daß in der Form ein ſichtbares Streben nach Knappheit und Abgeſchloſſenheit vorhanden iſt, und daß das allgemein vorherrſchende Zeichen auf eine Wiederkehr zu den Ewigkeitsaufgaben der Dichtkunſt hindeutet.

Digitized by Google

Prof. Dr. Lothar G. Tirala, München:

Rasse und Weltanschauung

Eine vergangene Zeit hat, wenn von Rasse gesprochen wurde, lediglich nach den anatomischen Merkmalen gefragt, in welchen sich die Rassen unterscheiden. Erst allmählich lernte man auch die geistigen und seelischen Unterschiede als Erbmerkmale der einzelnen Rassen kennen.

Das feinste und zarteste Gebilde einer Rasse, gleichzeitig auch die Krönung und Vollendung ihrer seelischen Kräfte ist ihre Weltanschauung.

Die Methode, die Verfahrungsweise bei diesem Thema kann nur eine *vergleichende* sein. Es soll gezeigt werden, daß die Vertreter einer großen Rasse stets einheitlich und gleich all die wichtigen Fragen beantworten, welche wir als entscheidend für eine Weltanschauung ansehen. Diese *Gleichheit* muß auch in den großen Kulturschöpfungen einer Rasse herrschen, die *nicht* auf *eine* Persönlichkeit, auf *einen* Namen zurückgehen. Eine haltlose, liberalistische Zeit wollte uns glauben machen, daß Philosophie, Weisheitslehre, Ethik, Religion und Weltanschauung lediglich von einem blassen, abstrakten Gebilde, von der allgemeinen menschlichen Vernunft getragen würden. Das ist ein großer entscheidender Irrtum, weil

1. vorausgesetzt wird, daß alle Menschen im Bau, und wenn man so sagen darf, in der Konstitution der Vernunft, gleich sind;
2. daß die Weltanschauung von Verstand und Vernunft allein getragen wird.

Im Gegensatz dazu soll an einer kleinen Auswahl von Problemen gezeigt werden, daß die Stimme des Blutes und der Rasse bis in die feinsten Verästelungen des Denkens nachwirkt und Wendung und Richtung des Denkens entscheidend beeinflußt.

Wenn wir daran gehen, die Weltanschauung des einzelnen und ihre Quellen aus der Tiefe der Rassenseele nachzuweisen, müssen wir uns erst einmal darüber klar werden, was Weltanschauung eigentlich ist. Bleiben wir bei der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: Weltanschauung ist nicht etwa eine besondere Philosophie, deren es ja doch viele gibt, sondern die *charakteristische Art, die Welt zu erleben und dieses Erlebnis zu gestalten*; denn Anschauung ist nach dieser Begriffsbestimmung nicht nur etwas Passives, sondern etwas Aktives, nicht nur die Art, wie der einzelne von dem Erlebnis beeinflußt wird, wie er die Natur auf sich wirken läßt, wie er die Wirkungen der Umwelt erlebt, sondern auch wie er diese Erlebnisse formt, wie er sich zu Leid und Freude stellt, wie er seine Aufgaben in dieser Welt bestimmt und wie er schließlich sein Leben durch Natur und Religion, Kunst und Wissenschaft gestaltet.

Und da sind nun die ersten Fragen, die an uns herantreten: *Läßt sich denn Weltanschauung nicht lehren?* Kann nicht jeder jede Weltanschauung übernehmen? Ist nicht Weltanschauung so wie ein edles Kunstwerk, das man in seinem Zimmer aufstellt, und das nun aus Griechenland, aus Japan oder aus China stammen kann? Doch die Beantwortung dieser Fragen kann erst am Schlusse unserer Untersuchung gegeben werden. Denn es sind tatsächlich die ersten und die letzten Fragen.

Artreine, rassereine Menschen haben die Weltanschauung, die zu ihnen gehört, Bastarde werden da und dort hingezogen. Wir müssen daher die Weltanschauung rassereiner Menschen betrachten und untersuchen, ob ein wirklich rassereiner Mensch die Weltanschauung einer anderen Rasse übernehmen kann. Wir dürfen uns durch das Benehmen der Bastarde oder der bastardierten Völker nicht

Digitized by Google

täuschen lassen, wie z. B. der Juden, deren Vertreter in allen Lagern zu finden sind, von denen einige versuchen, Kantianer zu sein, andere Spinozisten und noch andere wollen originell sein und führen z. B. wie H. Bergson Schopenhauer unter neuen Masken ein, die vierten schwören auf Karl Marx, und begeistern sich für die Theorien des Bolschewismus, die nächsten sind Zionisten und hängen am Alten Testament, und sehr viele lächeln als Skeptiker über alle diese Versuche. Wer Geschichte der Philosophie studiert hat, der hatte sicherlich das unangenehme Gefühl, daß gerade manche dieser Geschichtsschreiber der Philosophie eine Lehre als gleichwertig neben die andere stellen, sie historisch abzuleiten versuchen und gar oft die Meinung vertreten, daß Begriffe und Ideen eine überindividuelle Wirklichkeit besitzen, die Generationen von Denkern geradezu überfallen, während wir sehen, daß die Denker bestimmter Rassen sich immer wieder von den gleichen Problemen angezogen fühlen und eine Lösung um die andere in der gleichen Richtung versuchen. Deshalb vertrete ich die Auffassung, daß selbst auf dem Gebiet der Logik, wo es sich, wie man glauben sollte, um reines Denken handelt, die Denker gemäß ihrer eigenen Art zu denken Stellung nehmen. Dabei handelt es sich doch um rein formales Denken.

Die hohe begriffliche Ausbildung ist für die nordische Rasse charakteristisch. Aristoteles hat vor mehr als 2000 Jahren einen Höhepunkt auf diesem Gebiet erreicht. Die Gesetze der Logik sind von den Gesetzen des Sprachbaues abhängig und gelten, wie die vergleichende Sprachtypenforschung gezeigt hat, nur für bestimmte Rassen und Sprachen. Dies ist nun nicht etwa eine Überschätzung des Rassegedankens. Auch Menschen, welche dem Rassengedanken sehr ferne stehen, werden die typischen Unterschiede im Denken bei verschiedenen Völkern gar wohl bemerkt haben, werden aber gewöhnlich den Unterschied im Sprechen und im Denken auf die verschiedene Kulturhöhe der Völker beziehen, welche hier untersucht werden.

Es ist ein Charakteristikum der nordischen Rasse, daß sie sich von ihren Gedanken allein nicht leiten läßt und, wenn es auch noch so streng logisch zugeht, die Kontrolle über das Denken selbst nie verliert. Die nordische Rasse läßt sich vom reinen Denken allein nicht tyrannisieren. Und schließlich ist es in das Bewußtsein der nordrassischen Denker übergegangen, daß das logische Denken bei aller Achtung, die sie ihm zollen, dennoch der schöpferischen Kraft entbehrt. Diese nordische Wertung läßt sich am besten in dem Satz zusammenfassen: „Alles Denken nützt zum Denken nichts.“ Wenn wir also dieses Verhältnis der nordischen Rasse zur Logik bestimmen wollen, so müssen wir es als ein polares bezeichnen; höchste Achtung vor der Klarheit und Reinheit des Denkens einerseits, andererseits das Bewußtsein, daß das reine Denken sekundärer Natur ist. Ich brauche gar nicht auf die niederen Rassen hinzuweisen, die nicht imstande sind, mit ihrem begrifflichen Denken weiter als bis zu der Zahl 5, 8 oder 10 zu kommen. Auch hochstehende Rassen sind im begrifflichen Denken den Ariern nicht gewachsen. Als Beispiel gilt das arische Neungebot, das von den Iraniern formuliert worden ist und von den vorderasiatischen, orientalischen Völkern übernommen wurde. Diese waren nicht imstande, die scharfe begriffliche Bestimmung des Gebotes „Ehre das Eigentum des Andern“ zu übernehmen, sondern sie erweiterten dieses Gebot, indem sie es in drei Gebote auflösten. Das Zehngebot Moses ist nach dem Vorbild des iranischen Neungebotes geformt worden. Die beiden letzten Gebote Moses, das 9. und 10. verlangen begrifflich das Gleiche: Du sollst nicht begehren Deines nächsten Weib und Eigentum, Haus, Knecht, Esel, usw.

Wenn wir aber nun weiter vorschreiten wollen auf dem Gebiet der Weltanschauung selbst, so müssen wir zuerst einmal die unpersönlichen großen Kulturwerke der arischen Völker in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, und dann erst die schöpferischen Genien als Früchte des Stammes betrachten. In dem Mythos, den die nordische

Digitized by Google

Wilhelm Petersen. Neels Karp

Digitized by Google

Digitized by Google

Rasse immer wieder geschaffen hat, stellte sie das Geschehen am Himmel, den Wechsel des Mondes und seinen Stand zur Sonne, dann später die Sonne selbst in ihrem Kreislauf und den durch sie bedingten Wechsel der Jahreszeiten dichterisch und symbolisch dar. Dieses Geschehen am Himmel ließ sie in den Taten und Leiden des Helden und der Heldin widerspiegeln. Immer wieder und bei allen Völkern der nordischen Rasse ist es der lichte Held, der seinem dunklen Gegner zum Opfer fällt. Einmal besiegt der lichte den dunklen, und dann besiegt der dunkle den lichten. Bei den Germanen ist es die tausendfältig abgewandelte Gestalt Siegmunds, Sigurds = Siegfrieds, Baldurs, der dem Wotan, Hödur oder Hagen zum Opfer fällt. So ist es bei der männlichen und ebenso bei der weiblichen Gestalt. Die lichte und schöne Prinzessin oder Königstochter soll dem Helden gehören und wird durch die schwarze Braut, durch die verbrecherische Frau, — die Hägse, die der ins weibliche übertragenen Gestalt Hagens entspricht — verdrängt und kommt nach langer Zeit der Entbehrung und Leiden wieder in den Besitz ihres Geliebten. Das beschäftigte die nordrassischen Arier in allen möglichen Gestalten. Am schönsten und einfachsten finden wir das in den Märchen der arischen Völker wieder. In ihnen spiegelt sich eine heldenhafte Weltanschauung, die vor den Leiden dieser Welt, die den besten Vertretern der Rasse als Schicksal auferlegt werden, nicht zurückweicht. In Sage und Mythos fällt der Held den dunklen Mächten zum Opfer. Trotz allen Mutes, aller Tapferkeit und Furchtlosigkeit, gerade infolge dieses charakteristischen Zuges des nordischen Menschen wird er dem Untergang geweiht. Es drückt sich darin ein Überschwang der Lebensbejahung aus. Der Held fühlt sich so sicher im Vollbesitz seiner Lebenskräfte, daß er, — so wie Sigurd im Färöischen Sigurlied, — Fafner, dem Wurm, auf seine Todesprophezeiung antwortet: „Feindesrat, der rührt mich nicht, daß dem Fluch ich fliehe, und das Schicksal scheu' ich nicht, recht hinein ich ziehe." Diesen Zug finden wir bei den nordischen Indern, Persern und Griechen, Germanen, Slaven und Kelten in ihren Heldensagen, Märchen und Mythen. Ich denke da z. B. an den Helden Karna der Kuruinge im Mahâbharatam, dem großen Epos der Inder, der in seinem strahlenden Leichtsinn am Tage des entscheidenden Kampfes seine eigene Rüstung verborgt. Es ist das, was die Alten den „amor fati" nannten, die Liebe zum eigenen Schicksal; man weicht ihm nicht aus, man verbirgt sich nicht, sondern bejaht es und geht lachenden Herzens in den Tod. Denn der Held hat das Gefühl, seine Vollendung erst in diesem höchsten Augenblick zu finden, wo er sein wahres Selbst im Sterben bewährt und über den individuellen Tod hinaus bewahrt, weil die gesamte Jungmannschaft sich zu seinem Wesen bekennt. Deshalb feiern alle großen Lieder der Arier diesen Sieg im Untergang.

Ob wir nun die Helden des Nibelungenliedes vor Augen haben, oder den König Durjodhana, der als Führer der Kuruinge im Kampf gegen die Panduföhne besiegt wird und nun zerschmettert und zertreten da liegt, weil sein Gegner im Keulenkampf unritterlich gekämpft und durch einen Tiefschlag gegen die Gesetze des Kampfes gefrevelt hat. So ist der besiegte Durjodhana in Wirklichkeit unbesiegt und fühlt sich trotz seiner Niederlage als der wahre Sieger. Keinem dieser Helden fällt es ein, wegen dieser Leiden oder wegen des Unterganges die Welt selbst zu schmähen. Es ist eben die heldische Bejahung des Lebens auch im Untergang. Die schweren Leiden, die Isol die Lichte, im isländischen Märchen auf sich nehmen muß, bis sie zu ihrem von Kindheit an verlobten Fertram (Tristan) gelangen kann, entsprechen den Leiden der weißen Braut in dem Märchen „die weiße und die schwarze Braut", oder denen des Aschenputtels oder der Jungfrau Maleen oder der Damajanti im Indischen. Diese Leidenszeit, die der Held oder die Heldin auf sich nimmt, wird in manchen Sagen oder Mythen manchmal erst durch den Tod beendet. Da bewährt sich die Einzelpersönlichkeit, die kraft ihrer Liebe, ihrer Steigerung der Lebenskräfte den Tod für

Digitized by Google

das geliebte Wesen nicht scheut. Wir finden diesen Zug in der Sage von der Alkestis im Griechischen, wo sich die Frau für den Gatten opfert, um ihn aus dem Hades ins Leben zurückzuführen, den uns Hüsing in seinen Liedern und Laichen aus der Vergessenheit entrissen hat. Da opfert sich der Geliebte für das Mädchen, das der Totenfährmann eben wegführen will.

Bei allen nordrassischen Völkern finden wir also diese Steigerung und Veredelung der Persönlichkeit im Opfer für das geliebte Wesen, und diese heldenhafte Haltung ist es, die das Denken der nordrassischen Völker auch in ihrer Weltanschauung bestimmt.

Dieselbe heldenhafte Haltung finden wir in der erhabensten Schöpfung, die die arischen Inder hervorgebracht haben, im Bhagavadgita. Hier ist die Weltanschauung des Kriegers, des tatbereiten Menschen in der großartigsten Form verherrlicht. Aufgestellt sind die beiden Heere, bereit, aufeinander einzudringen. An der Spitze der Heere stehen die Könige und Fürsten auf ihren Streitwagen. Der kampfbereite Held Ardjuna läßt die Waffen sinken, tieferschüttert von dem Anblick der tapferen Krieger und der nahen Verwandten, die er bekämpfen soll. Da tritt der Gott Krischna, der das Kriegertum der nordischen Rasse verkörpert, als sein Wagenlenker zu ihm und belehrt ihn: „Du mußt deine Pflicht erfüllen, auch wenn es dir weh tut, auch wenn du deine Verwandten töten mußt. Nicht um Ruhm, nicht um Gewinn, nicht um den Erfolg der Tat kümmere dich, sondern schwinge dein Schwert, wie es deine Pflicht gebeut, die dir vom Schicksal auferlegt ist. Du bist deinen Freunden, deinem König verpflichtet. Du darfst sie jetzt nicht im Stich lassen, auch wenn dir der Kampf für sie noch so weh tut. Und wenn dich Schmerz überkommt, ob es nicht besser wäre, sich wie ein Brahmane zurückzuziehen in die Tiefen des Waldes, um dort reinem Erkennen zu leben, du darfst es nicht tun, das Gesetz des Helden erlaubt es nicht." Dieser Zwiespalt der Hingabe an das Werk und der Hingabe an die Erkenntnis durchzieht auch die Bhagavadgita. Die Hingabe an die Tat ist ihr nordischer Teil, die Überschätzung der Erkenntnis der Teil der Brahmanen. Deutlich ringen diese beiden Auffassungen miteinander. So lautet die Weisheit des Ariers: „Fest in der Hingabe vollbringe die Werke, aber laß' fahren die Anhänglichkeit an ihren Lohn, o Siegreicher." „Vollbringe du das notwendige Werk, denn das Tun steht höher als das Nichtstun." Und die Meinung des Priesters wird ausgedrückt: „Tief steht das Werk unter der Hingebung an die Erkenntnis, o Siegreicher." — Diese Überschätzung der Erkenntnis ist das Werk der Brahmanen! Die Denker der nordischen Rasse sind den Weg des Kriegers gegangen und haben überall bis Kant und Nietzsche das Tun über das Denken gestellt. Es reizt zwar den nordrassischen Mann, sich in die Tiefen der Erkenntnis herabgleiten zu lassen, doch höher als das Erkennen steht ihm immer die Tat.

Wenn wir uns im kühnen Gedankensprung die beiden großartigsten Gestalten der germanischen Welt, Goethe und Kant, vor Augen treten lassen, so verkündet der Philosoph den Primat des Handelns, der praktischen Vernunft über die reine Vernunft, so hoch er das reine Denken auch schätzen mag. — Goethe in seinem Faust kündet das Gleiche. Faust verzweifelt am Denken; das Erkennen befriedigt ihn nicht, trotzdem er in alle Tiefen der Erkenntnis vorgedrungen ist. Leer und schal fühlt er sich, weil nur das Leben, das Handeln, die Tat allein den germanischen Mann befriedigen kann. Den höchsten Augenblick genießt er in dem Gedanken, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen und seinem Volk, umbrandet von den Gefahren des Meeres, in kühnem Bemühen den Boden seiner Tätigkeit zu erhalten. Faust drückt den Höhepunkt des Lebens in den unsterblichen Versen aus: „Ja, diesem Sinn bin ich ganz ergeben, das ist der Weisheit letzter Schluß; nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Das ist die Weisheit

Digitized by Google

des Kriegers. So wirkt auch in Goethe, der selbst wahrhaftig ein Weiser genannt werden kann, im höchsten Alter, da andere schon so mild geworden sind, daß sie sich nur mehr am reinen Erkennen begnügen, diese Weltanschauung des Kriegers, die der nordischen Rasse einzig gemäß ist. Der Genius, der ihm dieses Bekenntnis entlockt, ist eben der Geist der nordischen Rasse. Es ist derselbe Geist, der auch aus den verschiedenen Gedankenschöpfungen Nietzsches herausleuchtet, und der immer wieder unsere männlichen Männer anzieht und begeistert. Nietzsche hat dies in dem jauchzenden Dithyrambus geformt: „Der freie Mensch, und wie viel mehr der freigewordene Geist, tritt mit Füßen auf jene verächtliche Art von Wohlbefinden, von der träumen Krämer, . . . Weiber, Kühe: ‚Der freie Mensch ist Krieger!‘ “

Alle germanischen Denker haben den Widerspruch im Erkennen und Handeln immer wieder betont, am schärfsten wohl Kant, der darauf ausging, die Ethik zu retten, und die Schranke, welche die Welt der Erscheinung umgibt, einmal genau abzustecken, um dann für das ethische Handeln Platz zu gewinnen. Denn so merkwürdig es klingt, rein erkenntnistheoretisch ist der Solipsismus, die Meinung, daß das erkennende Subjekt allein der Welt gegenübersteht, schwer zu überwinden; denn erst im Handeln weiß jeder sehr wohl, daß er nicht träumt, daß die Welt nicht nur aus Vorstellungen, die nach den Regeln der Psychologie ablaufen, besteht, sondern daß es nur seine Welt ist, die sich aus Vorstellungen zusammensetzt, daß aber diese Vorstellungen ihre eigene gewaltige Wirklichkeit haben, die unabhängig vom erkennenden Subjekt ist. Unsere Welt ist mehr als eine Traumwelt. Nicht die Welt ist meine Vorstellung, sondern die Welt meiner Sinne und meines Verstandes ist Vorstellung.

Es ist nun überaus wichtig, festzuhalten, daß die Erkenntnistheorie der verschiedenen Rassen durchaus bestimmt ist von ihrer innersten Anlage zum Denken überhaupt. In der Ethik schwankt die vorderasiatische und orientalische Rasse zwischen ausgeprägter Sinnlichkeit, Überschätzung der sinnlichen Güter, Hinneigung zu Handel und Verkehr, Ausschaltung des Bauern, und wütender Askese, unbedingter Verachtung des Leibes und all seiner Eigenschaften und Fähigkeiten. Genau so im Erkennen: Hier entsteht einerseits ein Materialismus: der feste Glaube, daß die materielle Welt allein da ist und die einzige Wirklichkeit darstellt. Auf der anderen Seite entspricht diesem Zustand der Askese und Weltverachtung der sogenannte Idealismus, der diese uns umgebende Welt als einen Traum oder als reine Vorstellung auffaßt. Der Versuch der sogenannten deutschen idealistischen Metaphysiker, Schopenhauer, Fichte, Hegel und Schelling, Kants Lehre von der Erscheinungswelt umzubiegen als Lehre von einer Vorstellungswelt, wurde schon von Kant selber energisch zurückgewiesen; denn er wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, die Welt der Erscheinungen als eine Vorstellungswelt umzudeuten und war von der Realität dieser Welt durchaus überzeugt. So ist gerade Kants Versuch, in der Mitte zwischen Materialismus und Idealismus zu bleiben, die große Tat des germanischen Denkers. Er läßt sich weder von den Verführungen materialistischer Auffassung, noch von denen idealistischer Auflösung der Welt in eine Traum- und Vorstellungswelt beeinflussen, sondern nimmt diese Mittelstellung ein, welche tatsächlich auch genau der Stellung entspricht, die für den nordischen Geist charakteristisch ist. Kant nannte das Transzendentalphilosophie. Wenn es erlaubt wäre, in diesem germanischen knappen Sinn Kants Auffassung zusammenzufassen, möchte ich es mit folgenden Worten versuchen: „Das Wesen der Welt ist reicher und tiefer als die Welt der Erscheinung“. Die Welt des Wirkens und Handelns unterliegt aber anderen Gesetzen als die Erscheinungswelt. Es ist ein grober Irrtum, dies als eine Inkonsequenz Kant'schen Denkens zu erklären, sondern dieser Primat des Handelns, der Welt der Tat — bei Kant insbesondere der Welt der ethischen Tat — ist ein Hauptmerkmal der arischen Rasse, das nicht dem klüglerischen Verstand entsprungen ist. Alle germanischen Forscher haben diese Wirklichkeit

Digitized by Google

mehr oder weniger bewußt in einem Primat der Tat über das reine Denken anerkannt: Die Tat ist alles, der Gedanke nichts. Als Wesen in der Welt der Erscheinung, in der Sinnenwelt, unterliegen wir der Notwendigkeit und Abhängigkeit und sind in unseren Entschlüssen gebunden. Jeder Querschnitt enthält sozusagen die festgefrorenen Beziehungen. Wenn wir uns aber als handelndes Subjekt selbst empfinden, so ist das Handeln aus dem eigenen Wesen heraus, welches mit Notwendigkeit vor sich geht, mit dem Anspruch auf Freiheit verknüpft. In diesem Sinn heißt Freiheit nichts anderes als artgemäßes Handeln. Kein Ethiker kann mehr verlangen, als daß jeder Mensch seiner Art gemäß wirken kann, mehr braucht er nicht, um dieses Tun vor sich selber zu rechtfertigen: denn keiner von uns verlangt in Wahrheit die restlose Freiheit, die ihn befähigt, gegen sein eigenes Wesen zu handeln, da ja in Wirklichkeit jeder voll befriedigt ist, wenn er seinem eigenen Wesen gemäß handeln könnte. Dem nordischen Menschen kommt nun dieses innere Gesetz des Handelns, die Moral nicht von außen, sie ist keine von irgendeinem Gott — und sei es Allvater selbst — aufgetragene Verpflichtung, sondern sie wächst aus ihm selbst heraus. Die höchste Moral besteht darin, seiner Art entsprechend zu handeln und sich durch keine Einwirkung von der Außenwelt bestimmen zu lassen, etwas anderes zu tun, als was seinem inneren Gesetz entspricht. Nur das ist Freiheit. Der nordische Mensch kämpft für eine Ethik, die er selbst gesetzt hat. Er will, daß die Werte Treue, Tapferkeit, Selbstbehauptung, Freundschaft, Freiheit, Beständigkeit, Zuverlässigkeit, Edelmut, Liebe und Minne vorhanden seien, er ist gezwungen, diese seine innersten Werte in die Welt hinaus zu projizieren. Das ganze Leben erschiene uns sinnlos, wenn diese ethischen Güter nicht vorhanden wären. Das ist der tiefste Sinn der einzigartigen Gestalt des Don Quijote, der nirgends deutlicher wird, als in dem Gespräch Don Quijotes mit dem besorgten Pfarrer, der ihn besuchen kommt, um ihn von seiner angeblichen Narrheit zu heilen. Es handelt sich also nicht um eine Anerkennung der moralischen Bedeutung dieser Welt, wie bei Schopenhauer, sondern um eine Erzeugung dieser moralischen Bedeutung unseres Handelns. Wir wollen, daß Ethik sei, wir wollen, daß es so sei, auch wenn die Welt diese ethischen Grundtatsachen nicht aufweist, auch wenn wir in ihr weder Freundschaft noch Treue, noch Freiheit, noch Gerechtigkeit finden könnten. Diese Auffassung kann aber nur bei einem Wesen wirken, welches seine Persönlichkeit nicht überschätzt, sondern sich im Gegenteil gebunden fühlt durch die Gemeinschaft der Sippe und des Volkes, in dem es lebt und mit dem es leben will.

Von der Rassenpsychologie werden zwei Begriffe durcheinandergeworfen, die sehr oft unter demselben Namen auftreten, die aber innerlich nichts miteinander zu tun haben: Der vorderasiatische Erlösungsgedanke und der germanische Befreier- und Heilandgedanke. Die vorderasiatische Rasse ersehnt und braucht den Erlöser. Die Völker vorderasiatischer und orientalischer Rasse schwanken zwischen äußerster Sinnlichkeit und Askese. Sie leiden unter ihrer Sinnlichkeit, weil sie sich von ihr vollkommen überwältigt fühlen und von ihr fort wollen, wenn sie ihr körperlich nicht mehr genügen können. Diese vorderasiatischen Gedanken haben ihre tiefste Ausprägung in dem Begriff des Erlösers gefunden. Er soll die Angehörigen eines solchen Volkes von ihrem eigensten Wesen erlösen, sie verwandeln in dem tiefsten Grund ihres Seins. Diese Erlösungssehnsucht ist etwa im 6. Jahrhundert von Buddha auch in Indien gestaltet worden und ist nichts ursprünglich Arisches. Die großen Religionen des Orients sind fast alle nichtarischen Ursprungs und auf dem Erlösergedanken gegründet. Bei den Ariern aber finden wir an Stelle des Erlösungsgedankens den Befreiungsgedanken. Diese beiden Gedanken sind durch eine ganze Welt, eben durch die Welt der Rasse, voneinander geschieden. Wer lediglich wie der Held und die Heldin im arischen Mythos und Märchen durch die Zeiten der Leiden

Digitized by Google

hindurch muß, aus Not und Pein und Gefangenschaft in Luft und Freiheit und Sonne, der ist dem eigentlichen Erlösergedanken durchaus abhold und kämpft sich aus Leid und Qual zum Sieg. Eine vollkommene Verkennung ist es, in unseren Mythen und Märchen diesen Erlösungsgedanken finden zu wollen. Dieser Befreiungsgedanke unserer Märchen und Mythen hat mit dem asiatischen Erlösungsgedanken nichts zu tun. Im mönchischen Christentum, im Buddhismus, im Pessimismus Schopenhauers und in den Gedanken der deutschen Mystiker wird die Welt nicht nur geflohen, weil sie Leiden bringt und Schmerz, das wäre nur ein Antrieb für gewöhnliche Seelen. Diese Welt wird *verachtet* trotz aller Freuden oder *gerade* dieser Freuden wegen, die sie zu bieten hat, weil sie uns mit Leid und Freud an das Irdische bindet. Als man Buddha die Geburt seines Sohnes meldete, wandte er sich schweigend ab. Das ist der tiefste Sinn dieser Weltabkehr, während der arische Held herausstrebt aus den Fesseln seiner Umgebung und aus der schweren Leidenszeit in die Zeit der Befreiung und des frohgemuten starken Lebens aufsteigt.

Ich will es mir nicht entgehen lassen, auf die *Dramen Richard Wagners* hinzuweisen, welche von verschiedenen Seiten als Erlösungsdramen bezeichnet worden sind. Wenn auch noch so viel von Erlösung gesprochen wird, so ist es in Wirklichkeit keine Erlösung im vorderasiatischen Sinn, sondern es ist Befreiung und Läuterung zum wahren Sein. So verlangt Tristan Erlösung, d. h. Befreiung von den Fesseln des Tages, um ganz seiner Liebe leben zu können. Auch Tannhäuser verlangt nicht Erlösung von seiner Art, sondern er verlangt Befreiung von der Fessel der Venus, um in der Liebe der Elisabeth die Liebe des reinen Weibes genießen zu können. Wotan verlangt Erlösung, aber nicht Erlösung von seinem Wesen, sondern im Gegenteil, er will seine Herrschaft dem Helden Siegfried abtreten, er sagt: „Dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott." Auch da handelt es sich in Wirklichkeit gar nicht um den Erlösungsgedanken im Sinne der vorderasiatischen Rasse, sondern um die Befreiung von dem Druck und Fluch. Ich möchte daher vorschlagen (weil Clauß das Wort Erlösung in diesem asketischen Sinn gebraucht hat), für diesen nordischen Gedanken, der ganz anderer Art ist, das Wort „Befreiung" zu gebrauchen; Richard Wagner hat auch einmal versucht, dem wirklich asketischen indischen Erlösungsgedanken Gestalt zu geben, ließ es aber bei dem Versuch „die Sieger" bleiben. Es muß daher ein für alle Male auf diese grundlegenden psychologischen Unterschiede aufmerksam gemacht werden: Richard Wagners germanische Befreiungsgedanken haben mit dem vorderasiatischen Erlösungsgedanken nichts zu tun. Es ist ein furchtbares Mißverständnis aufgekommen, auf das man mit aller Schärfe hinweisen muß, damit man gerade dem erwachenden arischen Geist seinen wertvollsten künstlerischen Vorkämpfer Richard Wagner nicht verleidet.

Soweit im ersten Augenblick die erkenntnistheoretischen Untersuchungen Kants oder die Aphorismen Nietzsches oder die Gedanken der Inder des Rigvedas auseinanderliegen, wenn wir in die Tiefen herabsteigen, finden wir die gleichen Grundlagen und die gleichen Ergebnisse. Nirgends anderswo, in keinem Volk, in keiner Rasse sind solche Gedanken wieder gedacht worden. Daher können wir schließen, daß *Erbanlagen des Geistes die Ursachen* sind, derentwegen immer wieder bei diesen Völkern die *gleiche Weltanschauung* ans Tageslicht tritt. In diesem Geschehen liegt ein tiefer Sinn. So hat unser Volk zu den wahren Quellen seines Wesens, seiner rassischen Anlagen wieder zurückgefunden, nachdem es jahrzehnte- oder vielleicht jahrhundertelang von fremdrassischen Menschen verführt wurde, seiner eigenen artgerechten Weltanschauung zu entsagen. Es führte an allen möglichen Stellen den vergeblichen Versuch durch, fremdrassische Weltanschauung, pazifistische Lehren nicht nur aufzunehmen, sondern nach ihnen zu leben. Die Abwendung von dieser nicht artgemäßen Weltanschauung ist Aufgabe und Schicksal! Die moderne Biologie hat gezeigt, daß zu der Umwelt

Digitized by Google

eines jeden lebenden Wesens auch seine Art, zu reagieren, zu antworten, paßt. Wir glauben, daß auch unsere Weltanschauung eine lebensnotwendige Äußerung der germanischen Rassenseele ist. Um uns in dieser Welt von Feinden erhalten zu können, ist uns diese heldische Weltanschauung von Gott als notwendige und ergänzende Eigenschaft mitgegeben worden. Die Gesinnung, die daraus quillt und sich in Taten umsetzt, kann wohl nicht besser gekennzeichnet werden, als durch den alten deutschen Fahnenspruch:

Vertrau' auf Gott,
Dich tapfer wehr',
darin besteht die ganze Ehr',
denn wer auf Gott herzhaftig wagt,
wird nimmer aus dem Feld gejagt.

Digitized by Google

Deutſche Lyrik

Otto Ferſch:

Dem toten Kameraden

Heute früh noch,
als der Dienſt
uns rief
zur Arbeit
für die Heimat —
ſtandeſt du da.
Wie immer.

Als wir dann
marſchierten
vorbei an
ſchlafenden Fenſtern,
erſtaunten Straßen,
feindlichen Winkeln,
ſchritteſt du
neben mir.

Und plötzlich,
mein Kamerad,
biſt du
geſtürzt.
Denn die Kugel faß!
Sprachſt noch
gebrochenen Augs:
Heil Hitler!
und warſt tot ...

Wir haben dich
begraben,
unter Blumen.
Unſere Augen
blieben trocken.
In uns
war kein Weinen.
Du biſt ja
bei uns.
Wir marſchieren
weiter!

Digitized by Google

Otto Ferſch:

Der tote Sturmbann

Vierhundert Mann
marſchieren
mit bleichem Lächeln
durch die Ewigkeit.
Arbeiter, Bauern, Studenten, Soldaten —
unſere tote S.A.!

Dem einen ſchlug man
den Schädel ein,
dem andern ſchoß man
Kugeln ins Herz.
Den einen
erſchlug die Übermacht,
der andre
fiel im Hinterhalt.

Der eine
iſt ein Fiſcherſohn
von der däniſchen Grenze,
der andre
ein luſtiger Student
von den Karawanken.

Der eine
Profeſſor,
der andre
Schmied,
der eine
Beamter,
der andre
Soldat.

Und ihnen voran
Horſt Weſſel,
der die Fahne trägt,
für die ſie alle
geblutet und ſtarben.

Ihr Marſchtritt,
ihr Herzſchlag,
ihr Befehl und
ihr Lied
heißt: Deutſchland!

Digitized by Google

Vierhundert Mann
marschieren
mit bleichem Lächeln
durch die Ewigkeit.
Arbeiter, Bauern, Studenten, Soldaten —
Unsre tote S.A.!

Otto Fersch:

Unseren Frauen!

Wir Jungen kämpften.
Im großen Krieg
und nachher.
Wir taten unsere Pflicht.
Gut!

Aber unsere Frauen,
warum vergißt man sie,
die Mütter und Schwestern
und Töchter und Frauen,
die bangend fragten,
nach uns
und still
und werkend
an ihrem Platz
standen.

Die Frauen, die
mit heiterer Miene
und trotzigen Augen
und liebenden Händen
und blutenden Herzen
die schlimme Zeit
mit uns überstanden!

Den Frauen Dank!
Soviel wie uns!
Denn:
Sie waren Kameraden!

Digitized by Google

Heinrich Anacker:

Wir brauchen die Weiten

Im Schatten der Mauern
Befällt uns ein Trauern;
Die Enge der Gaſſen macht müd uns und ſchwer.
Wir brauchen die Weiten
Zum Schauen und Schreiten;
Im Traum unſ'rer Nächte rauſcht ewig das Meer.

Wir ſteigen auf Türme;
Wir lieben die Stürme,
Und lieben das donnernde Wogengebraus.
So ſtrecken nach Segeln,
Nach Wolken und Vögeln
Im Ferneverlangen die Arme wir aus.

Uns ſteckt dies Verlangen
Voll Inbrunſt und Bangen
Im Blut von verſcholl'nen Jahrhunderten her:
Wir brauchen die Weiten,
Die Endloſigkeiten,
Und Wikingerfahrten auf wogendem Meer!

Digitized by Google

Johannes Linke:

Wie der Modies den Hitler zum Schweigen brachte

Nachdem mir der Modies die persönliche Genehmigung dazu erteilt hat, will ich diese Geschichte der Nachwelt überliefern. „Wenn du grad unbedingt meinst, daß du's aufschreiben mußt", hat er gesagt, „so schreib's halt auf! Aber setz mir fein dazu, daß wir heut keine solchen Holzschädel mehr sind, wie selbiges Mal, weil ich jetzt selber ein Hitler bin! Hast mich verstanden?" Und da ich ihn verstanden habe und nur die nackten Tatsachen berichten will, schicke ich also voraus, daß der Modies heute kein Holzschädel mehr ist wie vor einem Jahre, sondern daß er sich langsam und schwerfällig, wie die Holzbauern nun einmal sind, anfangs widerstrebend, später aber freudig und begeistert eingereiht hat in das Millionenheer unseres Führers, dem er damals solch einen bösen Streich spielte.

Der Modies, den das Vertrauen seiner Landsleute vor zwanzig Jahren zum Bürgermeister gemacht hatte, lebte wie alle seine Vorfahren, soweit man von ihnen weiß, in dem Dörfchen Rienzern, das insofern eine geschichtliche Bedeutung hat, als dort vor achtzig Jahren der letzte wilde Bär Deutschlands geschossen wurde. Aber von diesem Bären stammte, um von vornherein alle Irrtümer aus der Welt zu schaffen, unser Modies nicht ab, obwohl er tatsächlich den Spitznamen Bär trug, was aber andere Gründe hatte. Er besaß große Wälder an der Winterseite des Gebirgs, die er streifenweise schlug, rodete und neu anpflanzte, ein jedes zu seiner Zeit. Daneben betrieb er noch einen rechtmäßigen Holzhandel, kaufte ganze Waldflecken oder auch einzelne Blöcher auf, wie es sich eben schickte, und verhandelte sie wieder. So hatte er es wenigstens in den ruhigen oder auch unruhigen Zeiten gehalten, solange das Holz noch etwas wert war, und so wäre es wohl bis an sein Lebensende weitergegangen, wenn nicht die Holzpreise erschreckend gestürzt wären und wenn ihn nicht sein Schicksal im Marktflecken in eine Versammlung geführt hätte, wo eben ein Redner mit großem Feuer verkündete, an dem ganzen Unglück seien die Preußen schuld, und keinen Augenblick eher könne es besser werden, bis sie nicht ihren König und die alten Briefmarken wieder hätten, kurzum, bis nicht das Bayernland ein selbständiges Reich geworden sei. „Bruderherz! Das war doch einmal ein Wort!" hatte da der Modies geschrieen und mit dem Maßkrug auf den Tisch gehauen, daß es nur so dröhnte. Und von dieser Stunde an war er Vertrauensmann der Bayerischen Volkspartei für Rienzern und die umliegenden Einöden; kurz und gut, er geriet in die große Politik, die er bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, und wäre wohl schließlich auch bayerischer Ministerpräsident geworden, wenn es sein Unglück nicht anders gewollt hätte.

Bis zu dieser Zeit hatte er in dem verlorenen Dorfe, von wo man drei gute Wegstunden bis zur Bahn zu gehen hat, nach der altväterlichen Art gelebt wie seine Nachbarn, wie einst sein Vater und sein Großvater und seine Vorfahren alle. Jetzt aber kam ein anderer Zug in ihn. „Wir sind ja hier drei Wochen hinter dem Mondschein zurück; das kann nicht so bleiben!" Darum kaufte er sich ein Motorrad, das er

Digitized by Google

nach einer Woche des Glückes und der Unruhe auf den ausgefahrenen Waldwegen zuschanden richtete. Danach erstand er sich, wenngleich der Geschäftsverkehr jetzt fast völlig eingeschlafen war, eine Schreibmaschine, die indessen zu seinem Leidwesen weder grammatisch noch orthographisch einwandfrei arbeitete, und die er deshalb in der Ecke als ein elendiges Gelump verstauben und verrosten ließ. Inzwischen wurde das Bargeld immer seltener und die Steuerlast immer größer, so daß er seine hochfahrenden Pläne ein wenig beschneiden oder zum mindesten verschieben mußte.

Nur einen einzigen Herzenswunsch hatte er noch: ein Radio mußte ins Haus! Anfangs zwar, als er von diesen unheimlichen Dingern gehört hatte, die jeden Ton und jedes Wort aufgreifen und durch die Luft jagen und irgendwo in der Fremde wieder ausspeien konnten, da hatte er sie aus Leibeskräften verflucht und hatte gemeint, nun sei alles aus; man könne ja nach einer kräftigen Mahlzeit nicht einmal mehr herzhaft husten und dürfe überhaupt kein ehrliches Wort mehr reden, weil das alles in der Welt draußen gehört würde, aber allmählich, als er begriffen hatte, daß das alles gar nicht so schlimm gemeint sei, wuchs sein Verlangen nach einem solchen Kazerl wie eine Wetterwolke im Sturm. Einstweilen aber mußte er sein Gelüst verkneifen, denn die Zeiten waren zu hundsmiserabel.

Für einen Festmeter Fichtenholz bekam man nicht einmal mehr so viel, wie der Hafer kostete, den die Rösser während des Fuhrweges fraßen, der Steuerbote kam alle Augenblicke auf den Hof geschneit, und dazu hörte er Woche für Woche, der Hitler vergifte die Herzen der Bayern. Jeden Bissen aß der Modies voller Angst, weil er meinte, er könne ihm das Leben kosten. Der Hitler! Immer wieder stand dieses Schreckgespenst, das seine Zeitung verwünschte und in die heißeste Hölle verdammte, vor ihm. Den Arbeitern wollte er ihr Brot, den Bauern ihren Hof nehmen, ganz Bayern wollte er ausrotten und an die Preußen verteilen, Krieg wollte er bringen — es war grauenhaft! Er hatte seine Seele dem Teufel verschrieben, und dafür hatte er eine gewaltige Redemacht bekommen, daß die Leut sich nicht dagegen wehren konnten. Der Herr Pfarrer hatte es selber gesagt: „Der Hitler ist die Stimme Satans! Das Hakenkreuz ist das Zeichen der Hölle — aber wir wollen es schon wieder grad biegen!" Er grübelte in mancher Nacht nach, wie er, der Modies von Rienzern, das Hakenkreuz grad biegen und die Stimme des Verführers zum Schweigen bringen könne — aber es fiel ihm nichts ein. Und wenn er mit seinen Nachbarn darüber sprach, lachten sie ihn gerade aus, und sie sagten, schlimmer als der Brüning könne es auch der Hitler nicht machen, und die jungen Burschen sagten sogar, der Hitler sei die einzige Rettung.

Ja, es waren schlimme Zeiten! Es ging kein Handel, und erst im Herbst verkaufte er aus nackter Geldnot hundert Festmeter Langholz an den Herrn Breslauer, der zwar auch kein Bayer, aber doch wenigstens kein Preuße war wie dieser Hitler. Eigentlich war es ja eine Schande — was er für die Stämme einnahm — aber immerhin, wie er seine sämtlichen Steuern bezahlt hatte, blieb ihm noch so viel übrig, daß er sich einen Radio kaufen konnte. Es war ein Lichtblick in dieser Finsternis.

Der Wald lag seit Wochen tief verschneit, und Wild und Mensch lag im Winterschlaf. Der Postbote kam nicht mehr durch die Schneewahten, und kein Mensch wußte, was in der Welt draußen vorging. Der Jänner ging vorbei, der Horner rückte heran: da brachte eines Tages der Knecht des Nachbarn, der mit dem Schlitten auf der Bahn gewesen war, den längst erwarteten Radioapparat für den Modies mit. Ganz Rienzern geriet in Aufregung. Männer, Weiber und Kinder drängten sich zum Modies in die Stube und schauten dem Schmied zu, der nach den beiliegenden Anweisungen die Geräte aufstellte. Jeder gab gute Ratschläge, aber

Digitized by Google

der Schmied ließ sich nicht irre machen. „Ein jedes Ding braucht seine Zeit! Heut gegen die Nacht könnt ihr zulusen!“ Der Nachmittag verstrich, die Zuschauer waren wieder heimgegangen, und der Schmied bastelte noch immer. Er drehte Schrauben fest, zog Drähte und studierte immer wieder den Plan. Inzwischen hatte der Modies ein Fäßlein Bier aus dem Wirtshause geholt, und die Bäuerin spülte die Maßkrüge aus. Es sollte ein Fest werden!

Die Nachtsuppe wurde aufgetragen, die Nachbarn und Nachbarinnen kamen wieder herein. Alte und Junge — man hätte nicht glauben mögen, wie viel in der Bauernstube Platz hatten! Die Mädchen räumten das Geschirr ab, die Schnupftabakdosen kreisten, und der Bauer zapfte Bier. Da schraubte der Schmied eine silbrige Birne ein, schob sich seine Kappe in den Nacken und seufzte erleichtert: „Das wär geschafft!“ Eine leise, feine Musik war zu hören. In der Stube wurde es totenstill. Es war ein feierlicher Augenblick, wie zum ersten Male ein Klang der großen Welt in das abgeschiedene Dorf hereintönte. Der Modies stand auf und räusperte sich: „Der Radio da, der hat ein gehöriges Trum Geld gekostet. Aber das ist alles gleich. Jetzt kommt eine neue Zeit. Zum Wohl, meine Herren!“ Die Männer nickten bedächtig und tranken ihm zu. Ja, gebe es der liebe Himmel, daß eine neue Zeit käme! Sie tat bitter not.

Der Schmied schob an einem Hebel — und plötzlich brauste es gewaltig auf. Dunkles Stimmengewirr quoll aus dem schwarzen Gehäuse. Marschtritt dröhnte heran, ferne Rufe stiegen empor, Tausende sangen ein Lied ... „marschieren wir“, dazu predigte einer in lodernden Worten.

„Das Ding scheint noch nicht ganz richtig in Ordnung zu sein!“ meinte der Modies.

„Der Münchner Fasching ist das!“

„Geh zu, das ist doch der Reichstag!“

Die Wirtsmagd, die ein Jahr in der Stadt gedient hatte, schüttelte den Kopf: „Ach woher, da schlägt ein anderer Sender durch. Da muß man ein wenig rücken!“

Der Schmied rückte den Hebel abermals ein wenig — da stürmte eine nie erhörte Woge von Jubel herein, die flammende Stimme verkündete „Die Fahnen!“ und schon schmetterte eine Kapelle, wie sie noch nie eine gehört hatten, einen Marsch, daß den alten Kriegern das Herz im Leibe hüpfte. Die Musik schwieg, das dumpfe Brausen hob wieder an, und die Stimme des Predigers lohte wieder. Da — das Herz stand ihnen still — jetzt bebte die Erde im Aufruhr des Glückes, das nun heranbrandete. Die Weiber faßten einander an den Händen, und die Mädchen weinten. Was das war, wußten sie nicht, aber sie begriffen: es war etwas unsagbar Herrliches. Und nun, wie die Sturmflut immer näher heranschwoll, hörten sie noch das eine Wort, das immer und immer wiederkehrte, und die Burschen rissen ihre Kappen vom Kopfe und schrien es mit — Heil! Heil! Heil!

Der Modies war bleich geworden. Eine entsetzliche Ahnung ging ihm auf. Aber nein, das konnte ja gar nicht sein!

Minutenlang dröhnte die Stube vom Jubelruf. Dann verebbte die Brandung unter einem Worte: Deutsche! flutete noch einmal empor und ward gestillt von der Stimme, die sich jetzt heimatlich herrlich entfaltete.

Dem Schmied rollten die Tränen über sein stachliges Gesicht. „Das ist der Adolf Hitler!“ Der Modies fuhr zusammen. Das also war die Stimme dieses Furchtbaren!

Er kämpfte einen kurzen, harten Kampf. Er sah, wie seine Nachbarn die Hände gefaltet hatten, und wie ihre Augen leuchteten.

Digitized by Google

Jetzt war sein großer Augenblick gekommen; jetzt konnte er das Bayernvolk erlösen von diesem entsetzlichen Manne; jetzt konnte er ihm den Mund für immer schließen! Er sprang auf und brüllte keuchend: „Jetzt hast am längsten geredt, Adolf Hitler! Das war dein letztes Wort!“

Damit packte er seinen Maßkrug und schleuderte ihn in das Funkgerät, daß es krachend zerbarst. Dann trieb er seine entsetzten Nachbarn vom Hofe und war wie von Sinnen über seine opfermütige Heldentat...

Ja, das hat der Modies wirklich und wahrhaftig gemacht. Aber er hat heute einen neuen Lautsprecher in seiner Stube stehen, und wenn der Führer einmal zum deutschen Volke redet, dann sitzt er andächtig im Kreise seiner Landsleute und lauscht auf die Stimme, die nun auch in *seinem* Herzen wiederklingt.

Digitized by Google

Ständischer Aufbau

Ständige Beilage der Nationalsozialistischen Monatshefte
Leitung: Dr. Max Frauendorfer

Einsendungen sind zu richten an das Amt für Ständischen Aufbau der N.S.D.A.P., Dienststelle Berlin, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf: A 2 Flora 0019

In Frankfurt a. M. starb unser lieber Parteigenosse, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Gewerbe-Hygiene

Dr. Hans Eger

Als Leiter des sozialpolitischen Ausschusses der Arbeitsgemeinschaft für Ständischen Aufbau e. V., stellte er seine ganze Tatkraft und sein großes Wissen in den Dienst des Nationalsozialismus.

Er war ein guter Kamerad, wir werden ihn nicht vergessen.

Dr. Max Frauendorfer
Leiter des Amtes für Ständischen Aufbau
der N.S.D.A.P.

Dr. Hans Buchner, München:

Ständischer Aufbau und wirtschaftliche Selbstverwaltung

Die Weltanschauung des Nationalsozialismus geht davon aus, einen Vereinigungsvorgang zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit zu vollziehen, der die Gesellschaft aus einer mechanischen Summierung der Individuen zu einer sinnvollen Gruppierung mit sittlichen und charakterlichen Grundwerten erhebt, der andererseits die beziehungshafte Selbstbestimmung des einzelnen ihrem richtigen Maße zuführt. Von dem ein eigenes Wesen und eine eigene Gesetzmäßigkeit besitzenden übergeordneten Ganzen aus ist die Bezogenheit einer umgrenzten Zahl von Teilgliedern zu werten.

Vom Standpunkt dieser Gesellschaftsauffassung aus müssen auch wirtschaftsrechtliche und wirtschaftstheoretische Grundbegriffe, wie Eigentum, Besitz, Preis, Lohn, Einkommen, Kapital, Arbeit, eine besondere ganzheitliche Auslegung und Erklärung finden. Diese Wirtschaftsanschauung fordert die Begründung und sittliche Verankerung von Hab und Gut, von Eigentum

Digitized by Google

und Beſitz in dem Begriff der Dienſtleiſtung an der Allgemeinheit, der Beziehungſetzung zu öffentlichen Intereſſen. Sie fordert Eingliederung aller Volksgenoſſen in die Arbeitsgemeinſchaft nach leiſtungswertiger Staffelordnung. Sie fordert den Ausgleich zwiſchen Kapital und Arbeit, die Erhebung der letzteren zum berechtigten Teilhaber und verpflichteten Mithelfer an der Wertgewinnung, fordert Schaffen und Leiſten ſamt einem aus dem Leiſtungswertgefälle der Verrichtungsbeteiligung ſich ergebenden Anſpruch auf Eigentum, Beſitz, Lohn und Entgelt, Ertrag und Gewinn. Darin begreift ſich, daß auf eine gerechte Verteilung des Ergebniſſes der leiſtungsbeſtimmten Wertgewinnung abzuzielen iſt, welche durch den Grad und die Art der Leiſtungsanteilnahme an der Wertgewinnung feſtgeſtellt wird. Es handelt ſich bei der Betrachtung der Wirtſchaft und der mit ihr ſich befaſſenden Rechtsgrundſätze nicht nur um eine ſtoffliche Welt der Güter, um Fragen des Austauſches der Koſten und Arbeitsmengen, der Preisbildung, des Nutzens und Profits; ſondern vor allem darum, daß auch die Wirtſchaft ein Stück Geiſtesleben und Willensverwirklichung des Volkstums iſt; daß ſich in ihr nicht das Ungeiſtige der Ware als ſolcher, ihres Umlaufs und ihrer Umlaufsmittel, ſondern auch das Geiſtige des Menſchen, Erkenntnis und Wille darſtellt. Im Mittelpunkt der Wirtſchaft ſteht weder Geld noch Ware, ſondern der Menſch. Der tiefere Sinn ihrer geſellſchaftlichen Bedingtheit aber beſteht darin, daß die Rechte des einzelnen aus den Pflichten gegen die Geſamtheit erſtehen.

Wirtſchaftsrecht gilt als die Bewegung des Rechts, welche die Begründung, Erhaltung und fortwährende Neuſchöpfung desſelben innerhalb der Wirtſchaftsordnung zum Gegenſtand hat. Mit der Beziehungſetzung zwiſchen Recht und Wirtſchaft wird die Bedeutung des ſtändiſchen Aufbaues der Wirtſchaft als Träger der objektiven Wirtſchaftspflege im Sinne der ganzheitlichen Rechtsauffaſſung gekennzeichnet. Der Führer hat wiederholt betont, daß man auf dem Gebiet der Wirtſchaft langſam und unter beſonderer Berückſichtigung des geſchichtlich und organiſch Gewordenen vorgehen müſſe, daß man eine Zuſammenfaſſung der Kräfte und Energien finden müſſe, die den großen Prozeß der Wertgewinnung von der Erzeugung bis zum Verbrauch bewerkſtelligen. Damit iſt zugleich ſchon angedeutet, daß der Staat von der Seite der Politik her die Wirtſchaft führt, aber nicht ſelbſt wirtſchaftet. Das bedingt auch auf wirtſchaftlichem Gebiete das Bekenntnis zum Führergedanken, zur Wiederherſtellung der Verantwortlichkeit, der privaten Initiative und damit der rechtverſtandenen wirtſchaftlichen Freiheit, welche die Rechte des einzelnen aus ſeiner Pflichterfüllung gegen die Geſamtheit ableitet. Das bedingt die Einſetzung eines rangmäßig und führerſchaftlich aufgebauten Syſtems, welches eine zweifache Aufgabe zu erfüllen hat: Die Freiheit der ſchaffenden Perſönlichkeit in der Dienſtleiſtung für das Volkstum und den Einſatz der Volksgeſamtheit für die geordnete Obſorge

Digitized by Google

Wilhelm Peterſen. Tweern Truel

Digitized by Google

Digitized by Google

zugunsten jedes einzelnen auf allen Gebieten des öffentlichen, körperschaftlichen und privaten Wirtschaftslebens zu gewährleisten.

Kein Stand, kein Betrieb, kein Wirtschaftszweig kann ohne die anderen bestehen und sich weiterentwickeln. Die Wirtschaft bildet mit allen ihren Gliederungen eine große Schicksalsgemeinschaft, in der die Einzelglieder aufeinander und auf die Ganzheit angewiesen sind und die Ganzheit auf die Mitarbeit der Teilglieder. Die Vertretungen der Berufe und Stände sollen bei ihren Erwägungen und Handlungen nicht den Sondernutz voranstellen, sondern sie sollen aus freier und innerer Überzeugung dem Gemeinwohl dienen, denn die Rechte auch der Ständegruppen und Wirtschaftszweige erwachsen aus ihren Pflichten an die Gesamtheit. Jeder Stand hat seine bestimmte Aufgabe im Volksganzen und hat dieser Aufgabe zu dienen. Aus diesem Dienst und aus den Pflichten, die dieser Dienst auferlegt, leitet er dann seine Rechte ab und ist in der Lage, seine Forderungen aufzustellen.

Die ständische Selbstverwaltung der Wirtschaft wird vor allem davon auszugehen haben, daß sie Trägerin der objektiven Wirtschaftspflege im Sinne der Ganzheitsrechtsauffassung zu sein hat, welche alle Rechte aus Pflichten ableitet, die gegenseitige Verflochtenheit und Bedingtheit des privaten und öffentlichen Rechts feststellt und die Ausschließlichkeit des Gegensatzes von Wirtschaft und Recht in Abrede stellt. Damit treten die beiden Hauptkategorien der Ganzheitsauffassung des Rechts, die Nebenordnung und Nachordnung, für die berufsständische Selbstverwaltung der Wirtschaft in den Vordergrund. Die inmitten der ständischen Wirtschaftsordnung stehende Tendenz, die subjektiven Lebensbedingungen des einzelnen mit den objektiven Lebensnotwendigkeiten der Gesamtheit zu verbinden, verdeutlicht sich in den zwei Grundkomponenten wirtschaftlicher Organisationsformen, in den berufsstandsverbindenden öffentlich-rechtlichen Kammern und in den spezialisierenden privatrechtlichen Verbänden. Die Kammern umfassen in ihrer Organisation die verschiedenartigsten Wirtschaftszweige und Betriebe und können daher mit Erfolg für die Probleme allgemeinwirtschaftlicher Art eintreten im Gegensatz zu den Verbänden, die aus ihrem Charakter der subjektiven Wirtschaftspflege sich für die speziellen Berufs- und Standesfragen einzusetzen in der Lage sind. Damit setzen sich diese naturgemäß dem Schein der Einseitigkeit aus. Die Kammern sind demgegenüber vor jedem Schein von Einseitigkeit durch die Vielseitigkeit ihres Tätigkeitsbereiches geschützt, die Eignung zum Ausgleich verstärkt ihr öffentlich-rechtliches Gepräge und ihre amtliche Eigenschaft, welche Rücksichtnahme auf die Allgemeinheit gebietet. Die Kammern, die Handel, Industrie, Handwerk und Landwirtschaft vertreten und fördern, dienen nicht nur ihrem Kreise, sondern der Gesamtheit, indem sie für den Ausgleich der Lebensbedingungen der Berufszweige und Berufsstände untereinander wirken. Zu diesem Ausgleich sind sie als Querverbindungen der Berufs- und Wirtschaftsverbände hervorragend berufen, weil sie sich aus Vertretern einer großen

Digitized by Google

Anzahl von Wirtschaftsgruppen zusammensetzen, die zugleich Vertreter von Berufsverbänden sind. Damit treffen sich innerhalb der Kammern beide Wesenszüge der berufsständischen Selbstverwaltung der Wirtschaft. Die subjektive Form der Wirtschaftsvertretung der Verbände wird durch die Eingliederung und Vertretung derselben in den Kammern unter dem Einfluß der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen und Berufsständen im Sinne der objektiven Wirtschaftspflege gleichsam geläutert.

Die Selbstverwaltung der Wirtschaft geht von dem Grundgedanken aus, die Erfordernisse des Produktionsganges von der Erzeugung bis zum Verbrauch, die aus der Erfahrung gewonnenen Produktions-, Absatz- und Verteilungsgrundsätze im Rahmen von Gremien von Fachleuten betreuen zu lassen, die aus den Kreisen der Wirtschaft delegiert sind, um die Erfordernisse des Wertgewinnungsganges gegenseitig abzusprechen, zu beraten und die Ergebnisse dieser Absprachen gegebenenfalls staatlichen Verwaltungsstellen vorzutragen. Damit ist Gewähr gegeben, daß die Souveränität der Fachkunde und der Sachkenntnis in den Vordergrund der wirtschaftlichen Selbstverwaltung rückt, und in den Formen von öffentlich-rechtlichen Körperschaften in Erscheinung tritt, welche die subjektiven Lebensbedingnisse der einzelnen Stände in das Selbstverwaltungssystem der objektiven Wirtschaftspflege ausmünden läßt. Die Fachverbände und ihre Vertreter erscheinen damit als Betreuer der gleichheitlichen innerständischen Verrichtungsformen der Einzelstände und Branchen, während die sich aus ihnen zusammensetzenden Körperschaften des öffentlichen Rechts, genannt Kammern, als Treuhänder der zwischenständischen gemeinsamen Verrichtungsformen betrachtet werden können.

Der Nationalsozialismus steht auf dem Standpunkt, daß es volkswirtschaftlich und berufsständisch bedeutsam ist, einseitige Interessen an Stellen zusammentreten zu lassen, wo sich der Ausgleich vollzieht und die Wechselwirkung von Neben- und Nachordnung im Sinne der Ganzheitsauffassung und der objektiven Wirtschaftspflege zutage tritt. Daraus lassen sich dann im Sinne des Ganzheitsgedankens des deutschen Rechts und der Einführung desselben in die Wirtschaftspflege festumrissene Wesenszüge ableiten. Im Vordergrund derselben steht das Bestreben zum Ausgleich der Lebensbedingungen der Wirtschaftszweige und Berufsstände. Dieser Ausgleich, diese Wechselwirkung von Neben- und Nachordnungen repräsentiert sich besonders deutlich im Kammersystem und in dessen zweifachem Wirkungskreis, der zu einer unzertrennlichen Einheit verbunden ist: als Vertretung einzelner Berufsstände dienen die Kammern zugleich der Allgemeinheit und als Organ der Allgemeinheit dienen sie zugleich den Einzelgruppen der Wirtschaft insoferne, als Teilgruppen durch die Autorität der Kammern volkswirtschaftlich zu handeln vermögen, während andererseits die Volksgemeinschaft durch die Kammer den Teilgruppen wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit im Rahmen der Bezogenheit auf die völkische Schicksalsgemeinschaft zusichert. Das Wort „Kammer" wird in diesem Zusammen-

Digitized by Google

hang im Rahmen der berufsständischen Neugliederung zur Bezeichnung öffentlich-rechtlicher Körperschaften gebraucht, die im Sinne des eben charakterisierten doppelten Aufgabenkreises der wirtschaftlichen Selbstverwaltung der Berufsstände tätig sind. Diese berufsständische Selbstverwaltung der Wirtschaft wird in der Lage sein, den früher bestehenden Gegensatz zwischen Recht und Wirtschaft beheben zu helfen, so zwar, daß sie im Sinne der objektiven Wirtschaftspflege das Wirtschaftsrecht vertritt. Hauptträger dieses Systems der berufsständischen Selbstverwaltung sind also die Kammern und die mit ihnen zusammenarbeitenden Verbände. Der Sinn ihrer Verwaltungstätigkeit liegt darin, den Rechtsgedanken im Rahmen der Lebensnotwendigkeiten der Volkswirtschaft verantwortungsvoll im Sinne der Volksgemeinschaft zu vertreten. Damit stellt das wirtschaftliche Ständewesen den Mittler zwischen dem Staat als ideellem und formellem Vertreter des Volkstums und der Wirtschaft als Erscheinung der materiellen und praktischen Lebensverrichtung des Volkstums dar.

In dem System der berufsständischen wirtschaftlichen Eigenverwaltung treffen sich, wie betont, die Arbeitskreise der Kammern mit denen der Verbände. Die Verbände sind den Aufgaben des Wirtschaftsausgleiches zum größten Teil enthoben. Die Kammern erfüllen demgegenüber Aufgaben höherer Ordnung, die über das Berufstrennende der einzelnen Verbände zum Element der Standesverbindung gesteigert werden. Aus diesen Gründen erscheint es zweckmäßig, die Verbände organisch mit den Kammern zusammenarbeiten zu lassen. In der Abstimmung der Arbeitsgebiete beider aufeinander liegt die Lösung zum Schlüssel des Aufbaues der berufsständischen Eigenverwaltung der Wirtschaft. Die wirtschaftliche Autonomie des einzelnen Berufsstandes wird begrenzt durch die Rücksichtnahme auf die anderen Berufsstände, sie muß sich in Beziehung setzen zur Gesamtwirtschaft und zum Volkstum. Dies zu vermitteln ist die Aufgabe der objektiven Körperschaften des öffentlichen Rechts, der Kammern. Andererseits wird die Reichweite der wirtschaftspolitischen Legislative und Exekutive, die von seiten des Staates eingeleitet und durchgeführt wird, in die Träger der wirtschaftlichen Selbstverwaltung einmünden und von diesen an die Wirtschaft und die einzelnen Berufsstände weitergereicht werden. So treffen sich in den Körperschaften der berufsständischen Selbverwaltung der Wirtschaft Staatsauftragsangelegenheiten einerseits und Wirtschaftsauftragsangelegenheiten andererseits zu gleichen Teilen. Damit sind diese ein Mittelpunkt des berufsständischen wirtschaftlichen Eigenlebens im Sinne der Ganzheitsbetrachtung, die den Gegensatz zwischen Recht und Wirtschaft endgültig begräbt und das nationalsozialistische Wirtschaftsdenken in die Tat umzusetzen in der Lage ist.

Es besteht zweifellos die Möglichkeit, schon auf der sogenannten Unterstufe der wirtschaftlichen Selbstverwaltung die Tätigkeit der Verbände und

Digitized by Google

der Kammern zu kooperieren, sowie die Kammern unter sich in Verbindung zu bringen. Voraussetzung für die objektive Wirtschaftsbetreuung seitens der Kammern wird auch auf der Unterstufe der Ausbau von Verbindungen zwischen den Kammern der Stände sein. Auf der sogenannten Mittelstufe, die ein Zusammenschluß von mehreren Kammerbezirken in Form von freien Absprachen, Zweckverbänden oder öffentlich-rechtlichen Körperschaften sein kann, erscheint die unmittelbare Verbindung zwischen den Kammern der einzelnen Stände mindestens durch Ausbau von Verbindungsstäben geboten. Für die Oberstufe versteht sie sich von selbst. Die objektive Wirtschaftspflege wird im Sinne der Ganzheitsrechtsauffassung von der Mittelstufe besonders erfolgreich durchgeführt werden können, wenn dieselbe Trägerin öffentlich-rechtlicher Befugnisse ist. Sie würde gerade in der vermittelnden Tätigkeit zwischen den Berufsständen eine ihrer Hauptaufgaben zu sehen haben.

Der ständische Aufbau der Wirtschaft ermöglicht, daß jeder Stand seine arteigenen Angelegenheiten festzustellen, seine Lebensbedingnisse gegenüber den anderen Ständen und gegenüber dem Staat zu vertreten und zugleich die ihm vom Staat übertragenen Aufgaben zu erfüllen in der Lage ist. Daß dabei die Volksgemeinschaft und ihre Vertretung, der Staat, die Oberhoheit über die Stände und ihre Vertretungen wahrnimmt, um die einheitliche Willensrichtung und die Eingliederung der Wirtschaft und ihrer Stände in die Zielrichtung der Staatspolitik festzustellen, dies besonders zu bemerken erübrigt sich. Die ständische Ordnung der Wirtschaft ist geeignet, den Staat von den ihm artfremden wirtschaftlichen Aufgaben zu entlasten und dieselben in die Hände der Selbstverwaltung der Wirtschaft zu legen. Der Staat ist die „politische Erscheinung des Volkes vor sich selbst", die „Vertretungserscheinung des Volkstums", wie sie durch die Behörde als Form, in welcher der Staat mit seinen Bürgern verkehrt, repräsentiert wird. In der Selbstverwaltung der Wirtschaft tritt dem Amtswalter der Sachwalter und dem beamteten Staatsdiener der ständische Wirtschaftsdiener oder Wirtschaftspfleger zur Seite. Die Sachwalterschaft beruht auf einer Verbundenheit mit der Sache, für welche der Träger dieser Sachwalterschaft einzutreten hat und die über die bloße Erfüllung von Dienstvorschriften hinausreichen muß. Der Sachwalter der sich selbst verwaltenden Wirtschaft muß mit seiner ganzen Verantwortung und seinem ganzen Pflichtbewußtsein „Walter der Sache" sein, für die er eingesetzt ist. Diese Einsatzbereitschaft ist Voraussetzung für die Pflege des Standesbewußtseins gleicherweise wie für die Initiative des einzelnen, die sogenannte Privatinitiative. So gibt die Selbstverwaltung in der ständischen Wirtschaftsgemeinschaft durch die Sachwalterschaft der Wirtschaftsdiener oder Wirtschaftspfleger jedem Glied des Standes das Gefühl und die Gewähr dafür, daß seine Lebensbedingnisse von Menschen seines Lebenskreises festgestellt, wahrgenommen, von Wirtschaftspflegern seines Standes vertreten und auf die Lebensnotwendigkeiten der Allgemeinheit abgestellt werden. Damit steht die Sachwalterschaft der objektiven Wirtschaftspflege im Mittelpunkt des Organisationsgefüges der ständischen Selbst-

Digitized by Google

verwaltung der Wirtschaft. Die Urteilsfähigkeit des einzelnen wird durch das Mittragen der Verantwortlichkeit für das Ganze gestärkt. Dadurch wird klar, daß die Durchsetzung auch der Wirtschaft mit dem ständischen Gedanken sich um das Problem der Erziehung zum Gemeinschaftsgeist gruppiert.

Professor Dr.-Ing. W. Müller:

Gedanken zur Frage der Betriebsgemeinschaft

Der 14. und 23. Januar 1934 können als zwei bedeutsame Tage in der Entwicklung des nationalsozialistischen Staates angesehen werden. Am 14. Januar fand die große Kundgebung des arbeitenden Volkes aus Anlaß des „Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit" statt, und neun Tage später wurde der Wortlaut der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Wir hoffen, daß nunmehr die Betriebsgemeinschaft zu einer in der deutschen Wirtschaft fest verankerten Tat wird!

Nichtsdestoweniger erscheint es angebracht, das Problem einer näheren Betrachtung zu unterziehen, weil Gesetze allein noch nicht die ideelle Betriebsgemeinschaft verbürgen, vielmehr sowohl auf Arbeitgeber- wie Arbeitnehmerseite im Denken und Handeln der verantwortlichen Menschen noch eine tiefgehende geistige Wandlung zu geschehen hat. Wir wollen ja alle nicht, daß das „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit" und mit ihm der Begriff der „sozialen Ehre" auf dem Papier stehen bleibt, sondern wir wünschen eine restlose Durchdringung aller Volksgenossen mit jenem Gemeinschaftsgeist und eine ebenso restlose Anwendung des Gesetzes, auch da, wo es sich um die Notwendigkeit schärfster Maßnahmen handelt.

Die Betriebsgemeinschaft hat ihren festen Pol im Führer, wie das Gesetz dies auch mit Recht zum Ausdruck bringt.

Als ich 1930 das Problem des wirtschaftlichen Führers und seiner praktischen Wirksamkeit in allen menschenbehandelnden und -führenden Fragen auf Grund einer langjährigen Praxis analytisch untersuchte und ihm 1932 einen synthetischen Aufbau folgen ließ, standen wir noch mitten im alten System. Meine Erfahrungen zeigten nur zu deutlich, daß allein in dem Versagen unserer Wirtschafts- und Staatsführung in Betreff der psychologischen Menschenführung der Marxismus die stärkste Stütze gefunden hatte. Es wäre daher ungerecht gewesen, von vornherein den Arbeiter und Angestellten anzuklagen, anstatt den deutschen Unternehmer oder generell den deutschen „Vorgesetzten". In der Tat, sie waren es, die dem Marxismus von England, dem Aufenthaltsorte Karl Marxens, her bei uns Eingang verschafften; sie waren es auch, die das Volk eigensüchtigen Interessen dienstbar machten; und ihrem psychologischen Unverstand haben wir in erster Linie das Unglück der handarbeitenden Volksgenossen zu verdanken! Die bedrängten Menschen wußten nichts anderes zu tun, als hinter einer Schimäre, einer Fiktion, Schutz zu

Digitized by Google

suchen. Diese Schutzlosigkeit des mit dem Leben ringenden Arbeitnehmers geht klar aus der folgenden Episode hervor.

Im Jahre 1928, als die Arbeitslosigkeit anfing, bedrohliche Formen anzunehmen, fand ich auf meine dringendsten Vorstellungen (ich hatte 1927 gelegentlich einer sozialpolitischen Studienreise durch England, Schottland und Wales die Gefahren für Staat, Volkswohlstand und Moral erkannt) weder bei der damaligen Reichsregierung, noch beim Reichsverband der deutschen Industrie und der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, noch bei sonst einflußreichen Unternehmerpersönlichkeiten und Generaldirektoren Gehör! Hier zeigte sich überall ein solches Unvermögen in der Wertung der Gefahren und in der psychologischen Beurteilung der Sachlage, daß es mich aufs tiefste erschütterte. Woher dieses Versagen, speziell der liberalistischen Industrieführer kam, die sich in ihrem sonstigen Geschäftsgebaren immer als weitblickend erwiesen hatten, ob aus Gleichgültigkeit gegen die arbeitenden Volksgenossen, oder aus Urteilslosigkeit, möge dahingestellt bleiben. Doch „wie der Herr, so auch das Gescherr". Das Schlimmste war nämlich, daß die Vorgesetzten als solche glaubten, sich ebenfalls ihren volksgemeinschaftlichen Aufgaben entziehen zu dürfen: Dem Beispiele der Wirtschaftsführer folgend betrachteten auch sie den Untergebenen als Nummer oder Maschine; auch sie glaubten, er habe nur Anrecht auf seine materielle Arbeitsvergütung, nicht aber auf eine individuelle Ehre, auf eine sein kostbarstes Gut, seine Arbeitskraft, Rücksicht nehmende Arbeitsanspannung, und auf seine ihm nach des Tages Last verbleibende Freizeit; sie sahen in ihm nur den Untergebenen, der auch bei Außerachtlassung der einfachsten Gerechtigkeitsgrundsätze still und ergeben sein muß. Kurz, die ganze Kulturlosigkeit schien sich der Handlungsweise der „leitenden" Menschen jener liberalistischen Aera überlagert zu haben.

Und da kam eines Tages die Abrechnung in Gestalt des nationalen Umsturzes unter einem wirklichen Führer. Das Auftreten Adolf Hitlers rückte zugleich das Führerproblem in den Vordergrund, denn ein autoritäres Regime besitzt sein Rückgrat in der Persönlichkeit, im Menschen: Es verlangt, daß ein jeder Staatsbürger seine Lebensaufgabe beispielgebend und damit führend vollendet. Dieser ebenso leicht verständliche, wie schwer zu erfüllende Grundsatz wird leider nur zu oft verkannt. Nicht aus bösem Willen! Aber aus Urteilslosigkeit und Eitelkeit verwechseln engstirnige Geister Befehlen mit Führen, Zur-Schau-Stellung der eigenen, völlig uninteressanten Figur mit Dienstleistung an der Allgemeinheit, Redeschwall mit praktischem Handeln, kurz: Schein mit Sein. Liberalisten verstecken ihre „volksbeglückenden Tugenden" hinter der Majorität, unechte Führer verschanzen ihre einigkeitszersetzenden Allüren hinter der Autorität; was der eine sagt, ist der andere wert, ja, man kann sogar meinen, daß das Wirken jener Liberalisten sich nur auf einer Kompromißbahn bewegen kann, die zwar auf tiefem Niveau, aber in einer mehr oder weniger ausgeglichenen Ebene liegt, daß dagegen das Wirken falscher Führerpropheten eine unmittelbare Gefahr für die Reinhaltung einer Idee bedeutet. Es liegt das eben im Wesen jedes autoritären Gedankens, daß er bei richtiger Anwendung die höchsten Blüten treibt, bei mißverstandener Auslegung dagegen ideellen Schaden stiften kann.

Digitized by Google

Die Deutschen sind charakterologisch nun mal so veranlagt, daß sie bisher auf die Ausbildung verfeinerter Menschenführungsmethoden, oder mit anderen Worten, der Entwicklung einer Menschenführungskultur, nicht diejenige Mühe verwandten, die dem Problem ohne Zweifel von Rechts wegen zukommen sollte. Weshalb ich mir auch in meiner Broschüre „Der Führer" die Lösung dieser Aufgabe zum Ziel setzte. Es war dies um so dringender notwendig, als die neue Zeit neue Menschen gebraucht, und als sich mit unserer zunächst noch alten Erziehungsmethode keine genügend schnelle Wandlung der menschlichen Gesinnung und ihrer praktischen Handlungsweise erreichen läßt.

So ist denn das Führerproblem auch heute noch eine ernste Frage, der wir alle Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Denn seien wir doch offen und ehrlich: Von der Lösung dieser Frage hängt die Zukunft unserer Bewegung ab! Der oberste Führer gibt zwar ein leuchtendes Beispiel prinzipientreuer Pflichtbewußtheit. Er kann aber nicht jeden Schelm am Ohr nehmen. Die allgemein gültige Umsetzung jenes Führerbeispiels in die Tat ist einzig und allein Sache des Volkes und in erster Linie der Parteigenossen, die ja wirkliche Nationalsozialisten und Nachahmer jenes beispielgebenden Mannes sein wollen. Parteigenossen, die sich nicht an die Beispielgebung des obersten Führers halten, sabotieren die eigene Bewegung und ihre Ideale.

Zahlreiche Volksgenossen sind sich heute noch nicht klar, was für Voraussetzungen zur Lösung der sozialen Arbeiterfrage notwendig sind. Die Anzahl derer, die im Jahre 1932 ihre Kraft für die Betriebsgemeinschaft einsetzte, war gering; von den Unternehmern ganz zu schweigen, die mit Leichtigkeit an den Fingern abgezählt werden konnten. Zwar fand ich bei zahlreichen eigenen Vortragsgelegenheiten an Hochschulen, bei Verbänden und sonstigen Institutionen Zustimmung, aber jeder übte eine ängstliche Zurückhaltung. So zog keiner die Konsequenzen einer besseren Einsicht. Damals mußte ich immer wieder erfahren, wie unendlich fern der Unternehmer und generell der Vorgesetzte vom Arbeiter und Angestellten, d. h. vom Untergebenen, stand und wie ihre Psychen Wege gingen, die sich wie zwei gerade Linien nur in einem Punkt, dem des materiellen Arbeitsproduktes, trafen, im übrigen aber völlig abseits verliefen: Der einzelne Arbeiter (nicht seine marxistische Organisation) war immer willens, die Vernunft anzuerkennen, der Unternehmer war aber mehr oder weniger vernunftlos und kannte seine eigenen Leute nicht. Der Grund hierfür lag natürlich in den persönlichen Verhältnissen: Schwäche bekennt sich leichter zur Gemeinschaft als Stärke, und dieses vorzüglich bei dem an sich individualistischen Deutschen. Schon vor zwanzig Jahren konnte ich zuerst als industrieller Betriebsleiter, später als Personaldirektor kommunistisch verseuchter Großbetriebe die Erfahrung machen, daß der Arbeiter als ehrlicher und anständiger Mensch sich sogar willig und gern einer vernünftigen Führung, auch durch den Unternehmer bzw. dessen Stellvertreter, überließ. Das ist ja auch psychologisch erklärlich, denn Vertrauen ist ein reiner Gegenseitigkeitsglaube; wer mir sein Vertrauen schenkt, dem bringe ich auch das meine dar; wem ich es gebe, der gibt es zurück. Nur Gesinnungslumpen sind davon ausgenommen, und die gibt es unter einfachen Menschen sicher

Digitized by Google

weniger als unter solchen, die, durch Bequemlichkeit und Raffsucht verdorben, dem Materialismus mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen verfallen sind.

Diese Erfahrungen veranlaßten mich auch, dem „Vorgesetzten" die Hauptschuld an dem sozialen Zusammenbruch Deutschlands beizumessen, da es ihm an Führerqualitäten ermangelte und auch heute noch vielfach fehlt. Seien wir uns doch klar darüber, daß dieser Mangel auch noch bei vielen Nationalsozialisten bestehen muß. Man kann von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er gelernt hat. Wo aber war bei uns die Führerqualifikation zu erlernen? An Nichtführern sicherlich schwer! Auch wenn mir kürzlich ein hoher Staatsbeamter in aller Harmlosigkeit erklärte, eine ungerechte Behandlung durch die Vorgesetzten wecke am besten im Untergebenen das Gefühl für Gerechtigkeit und Anstand, weshalb die schlechte Behandlung kein Schaden sei! Die Qualitäten sind heute also zunächst nur dort anzutreffen, wo sie ein Geburtstagsgeschenk der Natur sind. Der geborene Menschenführer ist daher ebenso selten wie der schöpferische Musiker oder Dichter. Gute Propagandisten oder Organisatoren, an denen Deutschland nicht arm ist, sind noch keine Menschenführer. Was wir aber von allen Volksgenossen im Interesse des Vaterlandes fordern müssen, das ist die genügende Selbstkritik und Urteilskraft, die ihnen sagt, wo ihr Können in der Menschenführung einen Mangel aufweist, damit sie diese Lücke durch ein ehrliches, leidenschaftliches Streben wenigstens auszugleichen versuchen. Ein unbeugsamer Wille wird auch sie dann vor allen Handlungen fernhalten, womit sie die soziale Ehre ihrer Untergebenen verletzen und der Idee Adolf Hitlers Schaden zufügen.

Zur Erreichung der Betriebsgemeinschaft sind demnach wirkliche Führer notwendig, als richtung- und beispielgebende Menschen: Ein Betriebszellenobmann ist kein Führer, wenn er die Rechte seiner Schutzbefohlenen zugunsten guter Freunde oder eines freigebigen Unternehmers mißachtet und dadurch dem Unrecht zum Siege verhilft. Ein Verbandsleiter ist nie ein Führer, wenn er seine Personalpolitik durch weibliche Reize, freundschaftliche Begünstigungen und unwahrhafte Handlungsweise, vielleicht sogar zu Ungunsten alter, treuer Parteigenossen, beeinflussen läßt. Ein Unternehmer ist nie ein Führer, wenn er seine Angestellten als Sache betrachtet, mit denen man nach Belieben umgehen kann, denen man ihre gesetzlichen Rechte vorenthalten darf, und gegenüber denen es erlaubt ist, sich bei begangenem Unrecht hinter einer doppelten Moral zu verschanzen, oder zwischen Moral und formalem Recht einen Trennungsstrich zu ziehen. Alle diese „Leiter" verletzen die soziale Ehre aus Urteilsunfähigkeit, Charakterlosigkeit oder Dummheit. Ihnen muß daher die Verantwortung genommen werden.

Wir erkennen daran, daß dem Führertum neben der fachlichen Eignung in erster Linie moralische Qualitäten zugrunde liegen. Ein Führer kommt mit dem Gesetzesrecht allein nicht aus, denn sonst müßten Richter und sonstige Rechtsgelehrte eo ipso berufene Menschenführer sein, was kein Mensch behaupten wird. Solange daher Moral und Gesetzesrecht zweierlei Begriffe sind und sich nicht decken, ebensolange wird der Führer oft genug zwischen Baum und Borke stehen, aber er wird wissen, daß für ihn im

Digitized by Google

Verkehr mit seinen Schutzbefohlenen die Moral als das höchste Gesetz gilt. Das mögen sich alle diejenigen gesagt sein lassen, die heute das Wort „Führer" ständig im Munde führen oder sich dafür halten, ohne zu wissen, welche Schwere der Verantwortung in diesem ehrgeizigen Wörtchen ruht und welche hohe Forderungen moralischer und fachlicher Eigenschaften es stellt; sie mögen wissen, daß nicht jeder Unteroffizier und Offizier, nicht jeder Abteilungsleiter und Unternehmer, nicht jeder Lehrer und Betriebsmeister wirkliche Führer sind. Viele üben das formale Amt eines Führers aus, aber nur wenige sind dazu innerlich berufen und gerüstet!

Somit entsteht die erste Forderung nach Schaffung wahrer, echter Führerqualitäten.

Es gibt zwei Arten von Führer, die Genies und die Talente. Beiden liegen die gleichen moralischen Elemente zugrunde, die im ersten Fall naturgegeben und intuitiv in die Erscheinung treten, im zweiten dagegen durch die Vernunft erst geweckt werden müssen. Ich habe diese sozialen Tugenden in meinen genannten Werken eindeutig charakterisiert. Die Weckung geschieht meist durch die Lebenserfahrung, weshalb im Gegensatz zu den Führergenies das Führertalent erst in späteren Lebensjahren zur Entfaltung gelangt, wenn der Mensch eine gewisse Mindestsumme von Lebenserfahrungen gewonnen hat und allmählich in das Alter des Verarbeitens dieser eintritt. Während so Führergenies schon in den 20er Lebensjahren auftreten, sind die Talente wohl kaum vor Mitte der 30er Jahre reif, und die, welche über die moralischen Grundelemente nicht verfügen, werden nie zu Führern, auch wenn sie Methusalems Alter erreichen.

Um die Fachleute aus der Masse der mittelmäßigen Menschen herauszufinden, muß die Auslese schon frühzeitig, auf den Schulen, beginnen, d. h. der Erziehungs- und Ausbildungsplan ist auf die Weckung von Führereigenschaften abzustellen. Dadurch werden auch die unfruchtbaren Mittelmäßigkeiten, wenn auch zwar nicht zu Führern, so doch zu einsichtigeren und urteilsfähigeren Menschen erzogen. Zur Erreichung dieses Zweckes habe ich um die Mitte vorigen Jahres den Reichs- und Länderregierungen vorgeschlagen, an allen Universitäten, Hochschulen, Fachschulen und Führerschulen Lehrstühle respektive Lehrfächer über die zur Führerausbildung wichtigsten Disziplinen einzurichten, die einen angemessenen Einblick in die Fragen der Menschenbehandlung und der Persönlichkeitsbildung, des Arbeitsrechtes, der Arbeitsethik und Sozialphilosophie, des Arbeiterschutzes und der Hygiene geben, aber nicht in einer trocken-wissenschaftlichen, sondern in lebensvoller und das Gemüt ergreifender Form, denn Menschenführer heißt nicht die Nutzanwendung von Gesetzesparagraphen, sondern die Schaffung eines Vertrauensverhältnisses. Menschenführung ist daher keine reine und kalte Verstandessache, sondern eine Angelegenheit des Gemütes. Wer überhaupt denkt, eine Betriebsgemeinschaft mit Gesetzesparagraphen erreichen zu können, zeigt, daß er keine Ahnung hat: Wenn das Herz dabei nicht mitspricht, und zwar weit mehr als der kalte Verstand, wird er bald vor dem Zusammenbruch seiner Idee stehen. Der wirkliche Führer darf nicht anders als psychologisch richtig handeln können, und der Geführte

Digitized by Google

muß die felsenfeste Überzeugung haben, daß seine Sache in der Hand des Führers gut aufgehoben ist. Deshalb vermag der Führer jede Kritik zu ertragen, weil er seine naturgegebene Überlegenheit und Unantastbarkeit weiß, und die Kritik der Geführten wird unter der Wucht der eigenen Erkenntnis und Überzeugung bald von selbst verstummen. So kommt schließlich die Betriebsgemeinschaft zustande, in der die Führung, möge diese durch den Unternehmer oder den Betriebszellenobmann oder durch beide gleichzeitig geschehen, ihre Aufgabe in richtiger, volkseinigender Weise realisiert. So verlangt das Führertum für sich Erkenntnis eigenen Unrechtes, aber auch zugleich des fremden Rechtes und Ehrbegriffes; es verlangt Rückgrat gegenüber unberechtigten fremden Forderungen, aber auch gegenüber eigenen Willensregungen, wenn sie auf die Begehung von Handlungen hinauslaufen, die der sozialen Moral ins Gesicht schlagen und dadurch ehr- oder rechtverletzend auf die Mitarbeiter wirken. Zum letzteren gehören alle Fälle von doppelter Moral, wie z. B. Verwandten- und Freundeswirtschaft, die darauf abzielt, für den persönlichen Anhang zu ungunsten Gleich- oder Vorberechtigter materielle oder ideelle Vorteile zu ergattern. Es gehören hierunter aber auch z. B. alle Fälle, wo eine Ausbeutung der Arbeitskraft durch Überstunden geschieht, sei es daß die Vorgesetzten aus einer laxen Arbeitsmoral und unfähigen Oberaufsicht heraus nicht rechtzeitig ihre Dienstzeit beginnen, sondern „Freizeit schieben", sei es, daß die Leitung Geschäftsunkosten einsparen will und sich um die Zahl der auf der Straße harrenden Arbeitslosen nicht kümmert. Es gehören hierher aber auch jene Fälle der Vertragsuntreue, die zwar durch Kunstkniffe auf die Basis des formalen Rechtes geschoben werden können, aber nichtsdestoweniger jede Gesinnungsehrlichkeit missen lassen: Was der Führer sagt, muß ebenso ehrlich und unangreifbar sein, wie das, was er tut: Keine Bevorzugung der Untüchtigkeit vor der Tüchtigkeit, keine doppelte Moral bei der Wertung, keine Empfänglichkeit für Liebedienerei und Zuträgerei, und was es an Unwürdigkeiten mehr gibt. Alles dieses soll heute noch häufig genug vorkommen, ein Beweis, daß einerseits der Liberalismus noch spukt und andererseits unsere Bewegung über eine noch zu geringe Zahl wahrhafter Führer verfügt, um mit den Unwürdigkeiten Schluß machen zu können.

In Erkenntnis der großen Schwierigkeiten, die sich noch dem praktischen Durchsetzen der Sozialidee und sozialen Tugenden und damit der Verwirklichung der wahren Betriebsgemeinschaft in den Weg stellen, habe ich eine „Reichsarbeitsverfassung" in ausgearbeiteter Form vorgelegt, welche, wie eine Staatsverfassung, die Bedeutung der Arbeit für Volk und Mensch, ihre Stellung im Staatsgefüge und ihre grundsätzliche Wertung ein für allemal festlegt und damit jedem Volksgenossen seine naturgegebenen Rechte und Pflichten auf dem Gebiet der hand- und geistesschaffenden Lebensbetätigung sichert. Daneben möchte für alle Betriebe, Büros und Fabriken eine grundsätzliche „Betriebsverfassung" gelten, die ich ebenfalls in ausgearbeiteter Form vorlegte, und in der dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer die sittlichen Rechte und Pflichten im einzelnen bindend vorgeführt werden, die beide Arbeitsvertragskontrahenten sich gegenseitig gewähren müssen bzw. selbst zu beobachten haben. Die Betriebsverfassung soll das arbeitsethische Regulativ

Digitized by Google

sein, das dem Dienstvertrag zugrunde liegt. Man sage nicht, ethische Forderungen lassen sich nicht genügend präzisieren und formulieren. Wer das behauptet, spricht entweder wider bessere Einsicht oder aus mangelnder Erfahrung. Aber auch wer glaubt, Reichsarbeitsverfassung und Betriebsverfassung seien durch das neue Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit überflüssig geworden, wird der Materie und der Praxis des Betriebslebens nicht gerecht, so daß er nur nach formaljuristischen Überlegungen urteilt, aber nicht nach Lebenserkenntnissen. Denn Pflege des sozialen Geistes, Hebung der Arbeitsmoral und Stärkung der sozialen Tugenden bedeutet nichts anderes als Aufbau einer Volkskultur ihrem innersten Wesen nach; in diesen Zielsetzungen verwirklicht sich das Schöne, Wahre und Gute, die Grundlage einer jeden Kulturäußerung. Und schön, wahr und gut soll es in unseren Betrieben werden.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Konsul Hans Jonas, Königsberg:

Die Deutsche Ostmesse im nationalsozialistischen Staat

Im Rahmen des nationalsozialistischen Wirtschaftsaufbaues wächst die Bedeutung der Königsberger Ostmesse als Wirtschaftszentrum des deutschen Ostens und zugleich als Zentralmarkt für die deutsche Ausfuhr nach Osteuropa. Die neuen Bestrebungen zur Hebung des Ostgeschäfts brachten auch der Deutschen Ostmesse wichtige Funktionen bei der Durchführung der Ausfuhr-Förderung und -Werbung. Sie wurde bei der Neuregelung des Messe- und Ausstellungswesens neben Leipzig als einzige deutsche Messe mit nationaler und internationaler Bedeutung anerkannt und ihr der Titel „Die Deutsche Ostmesse" gegeben.

Als nach dem Weltkriege durch das Versailler Diktat sämtliche Wirtschaftsverbindungen zwischen Deutschland und den osteuropäischen Nachbarstaaten zerrissen und eine vollkommene Umwandlung der Ostgrenzen geschaffen worden war, galt es in erster Linie, diese Beziehungen neu aufzubauen. Bereits durch ihre geographische Lage war die alte Handels- und Ordensstadt Königsberg mit ihren langjährigen Traditionen auf dem Gebiete des Ostgeschäfts dazu bestimmt, im Rahmen der Nachkriegsverhältnisse dem deutschen Osterport die Wege zu ebnen. Außerdem mußte das abgetrennte Ostpreußen einen eigenen Markt erhalten, der die Käufer und Erzeuger dieser weiträumigen Provinz mit den Firmen und Interessenten aus dem Mutterlande zusammenführen sollte. Es war also schon damals vor vierzehn Jahren nicht etwa die Prestigefrage einer Großstadt maßgebend für die Gründung der Deutschen Ostmesse, sondern wirtschaftspolitische Momente. Daß sie Inflation und Wirtschaftskrise, die sich im agrarischen Ostpreußen infolge der großen Verschuldung der Landwirtschaft besonders stark auswirkten, überlebte, beweist ihre Notwendigkeit. Jedoch erst im nationalsozialistischen Staat wurde der Deutschen Ostmesse die Anerkennung zuteil, die ihr auf Grund ihrer Mission zukommt. Sie erfährt weitgehendste Förderung durch sämtliche maßgebenden Behörden und Parteistellen. Ihre Aufgaben hat unser Führer und Volkskanzler Adolf Hitler in klaren Worten umrissen, als er zur diesjährigen Veranstaltung ihr das Geleitwort gab: „Möge die Deutsche Ostmesse dazu beitragen, die zwischenstaatlichen Beziehungen im osteuropäischen Raum in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht auszugestalten. Nicht imperialistische Ziele beherrschen die Wirtschaft des nationalsozialistischen Deutschlands, sondern das Bestreben, einem 66-Millionen-Volk Arbeit und damit Brot zu schaffen. Im Zeichen dieses Aufbauwillens eines Volkes, das sich innerlich wiedergefunden hat und das bei Wahrung seiner Ehre und Freiheit an der Befriedung Europas mitarbeiten will, hat auch die Deutsche Ostmesse besondere Aufgaben zu erfüllen. Aus diesem Grunde möge ihr ein Erfolg beschieden sein."

Deutschlands Außenhandel mit Osteuropa, dessen Förderung zu den vornehmsten Aufgaben der Deutschen Ostmesse gehört, erreicht durchschnittlich etwa 10% des gesamten deutschen Außenhandels. In den letzten Jahren 1931 bis 1933 betrug der Anteil 12% der deutschen Gesamtausfuhr und erwies sich damit als verhältnismäßig krisenfest. Betrachtet man jedoch das Aktivum des deutschen Außenhandels, so beläuft sich der Anteil Osteuropas auf ganze 23,2% (1932 sogar 35,7%). Diese Ziffern rechtfertigen die besondere Sorgfalt, die dem Ostgeschäft zugewandt wird und begründen eine entsprechende Berücksichtigung dieser Staaten auch bei dem Neuaufbau des deutschen Außenhandels, wie dies z. B. bei den neuesten deutschen Wirtschaftsverhandlungen mit Finnland und Polen, trotz der deutschen Reformen auf dem Gebiete der Agrar-Einfuhr, zum Ausdruck kam. Voraussetzung für eine erfolgreiche Durchführung des Ostgeschäftes ist neben einer genauen Marktkenntnis die

Digitized by Google

Vertrautheit mit den psychologischen Eigenarten des osteuropäischen Kunden und eine hierauf zugeschnittene Werbung. Der osteuropäische Einkäufer entschließt sich leichter zu einer Neuanschaffung bei persönlicher Besichtigung der entsprechenden Warenmuster bzw. bei der Vorführung der in Frage kommenden Maschinen und Apparate. Daher ist eine reichhaltige Warenmustermesse, die in ihrem Aufbau den Bedarf der osteuropäischen Agrar-Staaten berücksichtigt, am besten geeignet, den Absatz deutscher Erzeugnisse in Osteuropa zu fördern.

Die Werbung in Osteuropa wird von einer großen Zahl ehrenamtlicher Vertreter der Deutschen Ostmesse in den wichtigsten Wirtschaftszentren der einzelnen Staaten durchgeführt. Diese, mit den Verhältnissen des Landes vertraut, unterstützen den deutschen Kaufmann bei der Durchführung seiner Geschäfte durch Auskünfte, praktische Ratschläge u. a. Sie leiten ferner die Werbung zum Besuch der Deutschen Ostmesse. Daneben gibt die Deutsche Ostmesse Exportzeitschriften heraus, die in russischer Sprache erscheinen und im russischen Sprachgebiet weit verbreitet sind. Diese Zeitschriften unterrichten den ausländischen Fachmann und Interessenten laufend über die neuesten Errungenschaften der deutschen Landwirtschaft und landwirtschaftlichen und übrigen Technik. Die Zeitschrift „Ost-Europa-Markt", Organ des der Deutschen Ostmesse angegliederten Wirtschaftsinstituts für Rußland und die Oststaaten, vermittelt dem deutschen Kaufmann die Ergebnisse der absatzorientierten Forschungen dieses Instituts. Die laufende und eingehende Beobachtung der Wirtschaftsentwicklung und Strukturwandlung der osteuropäischen Staaten sowie die zahlreichen hierbei angeknüpften Beziehungen zu ausländischen wirtschaftlichen Organisationen und Unternehmungen dienen der Ostwerbung und im speziellen der Besucherwerbung zu der Deutschen Ostmesse.

Die beim Besuch der Deutschen Ostmesse den Gästen aus den östlichen Nachbarstaaten vermittelten Anregungen wirken sich vielfach erst später in Form konkreter Aufträge an die deutsche Wirtschaft aus: ein beträchtlicher Anteil der deutschen Ausfuhr nach Osteuropa ist auf ihr Konto zu buchen. Neben ihrer Aufgabe als Mittlerin zwischen der deutschen Wirtschaft und dem osteuropäischen Verbraucher, ist sie ferner um die Ausgestaltung des Umschlags- und Veredelungsverkehrs über den Königsberger Hafen (Linsen, Hülsenfrüchte u. a.) bemüht. Ebenso um den Ausbau der Veredelung ausländischer Rohstoffe in Ostpreußen. Ihrer Vermittlung ist es ferner gelungen, den weltbekannten ostpreußischen Hochzuchten den osteuropäischen Markt zu erschließen. In den letzten Jahren konnten erhebliche Vieh- und Saatgutlieferungen nach Sowjetrußland vermittelt werden.

Die hier kurz erwähnten Aufgaben und Ziele der Deutschen Ostmesse haben im neuen Deutschland eine wesentliche Vertiefung erfahren. Als „Gradmesser der Wirtschaftsbelebung" brachte sie auf der vorjährigen Messeveranstaltung zum erstenmal das neuerwachte Vertrauen in die wirtschaftliche Aufwärtsbewegung des Staates überzeugend zum Ausdruck. Die außergewöhnlich starke Beteiligung der Firmen aus den übrigen Reichsgebieten an der vorigen und besonders an der diesjährigen Messeveranstaltung zeigt die Zuversicht, die der nationalsozialistischen Aufbauarbeit im deutschen Osten entgegengebracht wird. In fast noch höherem Maße war bei der ostpreußischen Wirtschaft selbst eine Belebung festzustellen. Industrie, Landwirtschaft und Handwerk Ostpreußens, die bereits im vorigen Jahre ihren Selbstbehauptungswillen kraftvoll zum Ausdruck brachten, sind auch auf der diesjährigen Messe mit eindrucksvollen Darbietungen vertreten. Der Reichsnährstand vermittelt in einer historisch-soziologisch und agrarpolitischen Schau einen Einblick in das Bauernland Ostpreußen und zeigt die Ziele und Bestrebungen nationalsozialistischer Agrarpolitik auf. Ebenso stellt sich eine Reihe weiterer Sonderausstellungen in den Dienst national- und bevölkerungspolitischer Aufklärungsarbeiten: Die Saarausstellung, die der östlichen deutschen Provinz die Probleme an der Westgrenze aufzeigt, ein Rückblick auf die Ereignisse in „Ostpreußen im Weltkrieg" sowie die Sonderschauen „Erbgesund — Erbkrank" und „Arbeitsdienst". Die ersten Erfolge nationalsozialistischen Wirtschaftsaufbaues in Ostpreußen, vor allem die siegreiche Arbeitsschlacht des Jahres 1933 wird durch Photostatistiken dargestellt, die auch

Digitized by Google

die Belebung der ostpreußischen Wirtschaft in ihren einzelnen Zweigen behandeln.

Der Erfolg der vorjährigen Messe dürfte dieses Jahr, wie aus der außerordentlich reichen Beschickung der diesjährigen Messe hervorgeht, noch übertroffen werden. Die fortschreitende Durchdringung der deutschen Wirtschaft mit der nationalsozialistischen Wirtschaftsauffassung im Sinne des Dienstes am Volke für das Gemeinwohl, tritt in der reibungslosen Zusammenarbeit der zuständigen Behörden, Parteistellen und Wirtschaftsunternehmungen zutage und verhilft der Deutschen Ostmesse zu einem erfolgreichen Aufbau. Seit einem Jahre hat sich das Gesicht der deutschen Wirtschaft grundlegend verändert: auf den großen Messen und Ausstellungen ist Steigerung der Qualitätsproduktion, Zuversicht bei den Produzenten und Kauflust bei den Besuchern festzustellen.

Reichspropagandaminister Dr. Goebbels hat die Messe in Königsberg als Brücke zum Osten bezeichnet. Sie habe die Aufgabe, den Völkern des Ostens zu zeigen, was das deutsche Volk zu bieten vermag, sowie den friedlichen Verkehr wechselseitigen Gebens und Nehmens wirtschaftlicher und kultureller Güter zu fördern. Im Sinne dieser Zielsetzung darf es als ein erster sichtbarer Erfolg der Friedenspolitik unseres Führers und Volkskanzlers Adolf Hitler bewertet werden, daß im Jahr 1934 Polen zum erstenmal mit einer großen Kollektivausstellung auf der Deutschen Ostmesse in Königsberg in Erscheinung tritt.

Außenpolitische Rundschau

Durch das von der Reichsregierung nach dem Ableben des Reichspräsidenten Generalfeldmarschall v. Hindenburg dem Volke unterbreitete Gesetz, wonach der Führer das Amt des Staatsoberhauptes sowie das des Reichskanzlers in einer Hand vereinigt, wurde das deutsche Volk zur Entscheidung an die Wahlurne gerufen. Weder in Frankreich noch in Amerika oder anderen größeren Ländern der Welt gibt es Gesetze, die die Wahl des Staatsoberhauptes unmittelbar durch das Volk vorsehen und aus diesem Grunde wurde die Wahl in Deutschland von der ganzen Welt mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt, und nachdem die Wahlziffern vom 19. August ein überwältigendes Vertrauensbekenntnis zum Führer zeitigten, das in der Geschichte Europas ohne Beispiel dasteht, konnte sich auch das Ausland diesem großen Ereignisse nicht entziehen, wenn auch ein Teil der Auslandspresse sich vergeblich bemühte, die Größe dieses Erfolges zu verkleinern. Es sei hier nur ein Zitat aus der großen englischen Zeitung „Daily Mail" angeführt, die der Wahrheit die Ehre gab, indem sie schrieb: „Kein Druck konnte eine ganze Nation zwingen gegen ihren Willen einen solch eindrucksvollen Beweis ihres Vertrauens zu geben" und dieses Vertrauen war zugleich das Bekenntnis zu dem vom Führer beschrittenen Weg einer aufbauenden nationalsozialistischen Staatspolitik. —

Ebenso wie Deutschland hat auch Danzig durch den Abschluß eines Wirtschaftsabkommens mit Polen, das u. a. eine Regelung der Zollangelegenheiten und eine Beteiligung Danzigs an der polnischen Einfuhr vorsieht, seine Beziehungen zu Polen auf dem Wege der Verständigung neu geregelt. — In Polen hat die rücksichtslose Ausweisung polnischer Bergarbeiter aus Frankreich starke Erbitterung ausgelöst, dazu kam die Zyradowaffäre, die zur Verhaftung zweier französischer Direktoren führte, die trotz der Vorstellungen des französischen Botschafters in Warschau nicht freigelassen wurden, vielmehr sich zuerst vor Gericht wegen der ihnen zur Last gelegten Verfehlungen zu verantworten haben werden. Obwohl man sich in Paris über das Verhalten Polens sehr ungehalten gezeigt hat und die französische Presse die schärfsten Töne gegenüber Polen anschlug, zeigte man in Warschau keinerlei Neigung, sich in irgendeiner Form von Frankreich bevormunden zu lassen und die scharfe Sprache, mit der die polnische Presse der französischen Polemik entgegnete, bewies, daß man sich in Warschau stark genug fühlt, dem französischen Druck zu begegnen.

In Österreich, wo die Regierung Schuschnigg das Erbe der Regierung Dollfuß übernommen hat, ist, soweit es sich bisher übersehen läßt, alles beim Alten geblieben. Eine große Anzahl von Würgeurteilen wie schweren Kerker-

Digitized by Google

strafen, die einer mittelalterlichen Justiz entlehnt sind, durch die man glaubt, die Träger der Opposition unschädlich machen zu können, zeigen klar und deutlich, daß man in Wien weit davon entfernt ist, zu einer Konsolidierung der innerpolitischen Verhältnisse zu kommen. Die Reise des Bundeskanzlers Schuschnigg nach Budapest sowie seine Besprechungen mit Mussolini in Florenz, wobei jeweils die Übereinstimmung der politischen Ansichten hervorgehoben wurde, lassen auf die Vermutung schließen, daß man in Wien, um aus den innerpolitischen Schwierigkeiten einen Ausweg zu finden, nach neuen Unterstützungsmöglichkeiten von seiten des Auslandes Umschau hält. Dazu kommt die starke Aktivität von seiten der Legitimisten und des Hauses Habsburg selbst, das die Zeit für gekommen hält, um seinen Einfluß auf die österreichische Politik in verstärktem Maße Geltung zu verschaffen. Aus diesem Grunde wird auch die Hetze der amtlichen christlich-sozialen Wiener „Reichspost" gegenüber Südslawien verständlich, von dem bekannt ist, daß es eine Restauration der Habsburger unter keinen Umständen zu dulden gewillt ist. Die Wiener Lügenmeldungen von einem deutsch-südslawischen Geheimabkommen bezüglich eines beabsichtigten gemeinsamen kriegerischen Vorgehens gegenüber Österreich sind bezeichnend für die Mentalität gewisser Wiener Kreise, die glauben ohne eine Verständigung mit Deutschland und Südslawien, in einer Anlehnung an Italien die brennendsten Fragen im Donauraum einer Lösung entgegenführen zu können.

In Genf wurde die 15. ordentliche Völkerbundsversammlung mit einer Rede des tschechischen Außenministers Benesch eröffnet, die insofern Beachtung verdient, als sie die Passiven der Völkerbundspolitik gebührend hervorhob wie sie in dem Mißerfolg der Abrüstungsarbeiten, sowie im Auszug zweier Großmächte Deutschland und Japan zum Ausdruck kam. — In einer Geheimsitzung des Rates wurde dem von Frankreich befürworteten Wunsch der Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund stattgegeben und Rußland ein ständiger Ratsitz im Völkerbund zuerkannt. — Bezüglich der Saarfrage obliegt es dem Genfer Rat, die von dem französischen Außenminister Barthou unterzeichnete Note zu prüfen, in welcher die französischen Argumente hinsichtlich der Wirtschaftsfragen im Zusammenhang mit der am 13. Januar 1935 stattfindenden Volksabstimmung im Saargebiet dargelegt sind. — Was die Frage des Ostpaktes anlangt, die Herr Benesch in seiner Eingangsrede mit kurzen Worten streifte, so hat die deutsche Regierung den beteiligten Staaten ihre Stellungnahme übermittelt und nach sorgfältiger Überprüfung des ganzen Fragenkomplexes sich dahin entschieden, „daß sie keine Möglichkeit sehe, einem derartigen internationalen Vertragssystem beizutreten, solange ihre Gleichberechtigung auf dem Gebiete der Rüstungen von gewissen Mächten in Zweifel gezogen wird." Gleichzeitig wurde in dem Schreiben der Deutschen Regierung auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten hingewiesen, die sich aus der in dem Paktplan vorgesehenen militärischen Unterstützungspflicht der jeweiligen Paktteilnehmer ergeben und dabei hervorgehoben, daß bei einem beabsichtigten Abschluß mehrseitiger Verträge der Schwerpunkt nicht auf eine automatische Unterstützungspflicht im Kriegsfalle hinauslaufen dürfe, vielmehr auf eine Nichtangriffsverpflichtung sowie auf die Verpflichtung der an einem Konflikt interessierten Mächte zur Konsultation gelegt werden müsse. Mit dieser Antwort hat die deutsche Regierung erneut ihren Willen einer Politik der Verständigung die Wege zu ebnen betont, die sich jedoch nur auf dem Boden der deutschen Gleichberechtigung erfolgversprechend auswirken kann. Es liegt nun bei den anderen Mächten, die deutschen Vorschläge, die jeder Einseitigkeit entbehren, einer Betrachtung zu unterziehen und dabei dem Gedanken Rechnung zu tragen, daß die deutschen Forderungen die unabläßige Voraussetzung für eine Befriedung Europas in sich tragen.

Im Fernen Osten, wo die russisch-japanischen Auseinandersetzungen an der Grenze von Mandschukuo ihren Fortgang nehmen, ist die Lage weiterhin als gespannt anzusehen. Die Verhaftung einer größeren Anzahl von Eisen-

Digitized by Google

bahnbeamten der russischen Ostbahn durch die Japaner erfolgte mit der Begründung, daß diese Beamten an Anschlägen und Überfällen auf japanische Truppentransporte beteiligt gewesen seien. Von seiten der Sowjetregierung wurden diese Verhaftungen mit einer in einem scharfen Ton abgefaßten Note an Japan beantwortet, worin dieselbe Verwahrung gegen die japanischen Behauptungen einlegte und namentlich die Vorwürfe, als seien auch Angehörige der russischen fernöstlichen Armee an den Anschlägen beteiligt gewesen, zurückwies. In Tokio wurde der russische Protestschritt als völlig unbegründet angesehen und der Sowjetunion nahegelegt, sich mit ihrer Beschwerde an die Regierung von Mandschukuo zu wenden, die jedoch die Haftentlassungen der russischen Eisenbahnangestellten ablehnte. — Der Konflikt in Mandschukuo, von dem nicht anzunehmen ist, daß er weitere Folgen nach sich ziehen wird, zeigt, daß Japan seine Machtposition, die es sich dort geschaffen hat, weiter festigen und ausbauen will, was im Hinblick auf die strategisch wichtigen Bahnlinien, die an die russische Ostgrenze führen, von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung ist.

Abgeschlossen am 12. September 1934.

C. v. Holst.

Das Buch

„Franz Ritter von Epp. Der Weg eines deutschen Soldaten". Von Walter Frank. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1934.

In fesselnder Darstellung wird der Leser bei der Schilderung der ungewöhnlich reichen und eindrucksvollen Erlebnisse dieses zielbewußten Kämpfers durch drei Erdteile geführt. Von der Feuertaufe bei den Boxeraufständen in China, der Bewährung in den Hererokämpfen in der Schutztruppe in Deutschsüdwest, dem mit dem Pour le Mérite gekrönten Heldentum im großen Kriege bis zum hingebungsvollen Einsatz im Kampfe um das Dritte Reich führt ein gerader Weg, der Weg eines deutschen Soldaten.

Die Tatsache, daß der Verfasser sich überall auf umfangreiches Quellenmaterial stützen kann, das ihm in Form von Tagebüchern, Briefen und Dokumenten zur Verfügung stand, machen sein Buch besonders wertvoll. Im Erlebnis des Heldentums dieses deutschen Soldaten wird zugleich das Erlebnis des erbitterten Ringens um die Volkwerdung deutlich; im Weg Epps wird der Weg des deutschen Soldaten schlechthin geschildert, der Weg vom Frontsoldatentum zu einer neuen politischen Ordnung, der Weg vom Krieg zum Reich.

Damit kann Franks Werk zugleich wegweisend sein für eine neue nationalsozialistische Geschichtsschreibung. Es wird sicher in weitesten Kreisen unseres Volkes Anerkennung und Zustimmung finden.

A. P.

Baltikum. Heft 2 der Schriftenreihe „Der Deutsche im Ausland", herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. Für die Jugend zusammengestellt von Matthes Ziegler. Verlag: Julius Beltz, Langensalza. 1934. 120 S.

Ein lebendiges Stück aus der Geschichte des Nord-Ostsee-Raumes, das jeder Deutsche kennen muß, um das Vermächtnis in sich aufzunehmen, das aus ihm spricht. 700 Jahre Grenzlandkampf, in dem sich die Kämpfe des Deutschen Reiches wie in einem verdeutlichenden Spiegel wiederholen, immer um eine Spur härter in der Fragestellung und Konsequenz; dazwischen Sagen, Skizzen des Lebensstiles, der immer so vorbildlich aristokratisch ist; gute Bilder von Bauten und Landschaften. Vom Ritterorden bis zur Landeswehr, von der ersten Russifizierung bis zur Bolschewikenzeit und dem Ausklang in die „Randstaaten". Man wünscht sich viele Lehrer, die mit Hilfe dieser Schrift der Jugend den Willen einhämmern, immer daran zu denken, was hier an deutschem Blut zu deutscher Heimaterde wurde.

Stengel-v. Rutkowski.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift

der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 31. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.00 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 56 **November 1934** **5. Jahrgang**

Aus dem Inhalt:

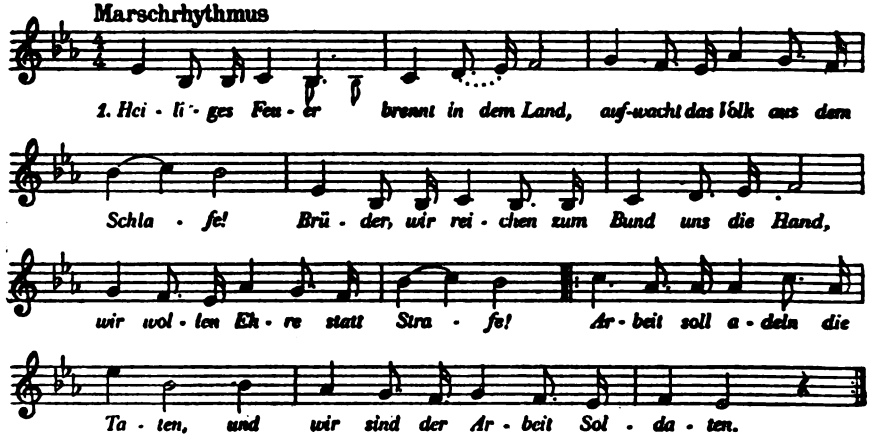
Das Lied des Arbeitsdienstes / Das Vorwort des Reichsarbeitsführers / Erb: Konstantin Hierl / Hanns Seitz: Treugelöbnis des Arbeitsdienstes / Hans Hano: Neuland der Kommenden / v. Gönner: Die organisatorische Entwicklung des Arbeitsdienstes / Dr. Will Decker: Staatspolitische Erziehung im Arbeitsdienst / Hans Surén: Die Leibeserziehung im N.S. Arbeitsdienst / Frhr. Loeffelholz v. Colberg: Vom Führertum im Arbeitsdienst / Das Lied vom Spaten / Tholens: Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes / Wunderlich: Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes beim Bau des Schutter-Entlastungskanals in Baden / Dr.-Ing. Rutz: Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes bei Landgewinnung und Moorkultur / Gedicht von Dr. Will Decker an den Reichsarbeitsführer / Kretzschmann: Der staatspolitische Unterricht im Arbeitsdienst / Dr. Schmeidler: Die Verwaltung im Arbeitsdienst / Dr. v. Funcke: Der verwaltungsrechtliche Aufbau des N.S. Arbeitsdienstes / Konrad Lutz: Lied der Bauern / Dr. Schuster: Die Aufgaben des Arztes im N.S. Arbeitsdienst / Maria Burgstaller: Deutscher Frauenarbeitsdienst / Eberhard Hübner: Das Werksoldatenlied / Müller-Brandenburg: Das Aufklärungs- und Pressеamt beim Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst / Karoly Kampmann: Presse und Arbeitsdienst / Beintker: Arbeitsdienst und Ausländer / Hermann Grauerholz: Es griff ein Volk zum Spaten / Geschichten aus dem N.S. Arbeitsdienst / Otto Weber-Krohse: Yorck / Prof. Dr. E. Jaensch: Paul Krannhals † / Kritik der Zeit / Das Buch.

Digitized by Google

Das Lied des Arbeitsdienstes

(Gedichtet und komponiert am 9. Oktober 1933 zur Hochzeit eines Kameraden, ward dieses „Lied des Arbeitsdienstes“ am 6. September 1934 auf der Zeppelinwiese beim Appell des N.S. Arbeitsdienstes zum Reichsparteitag von 52 000 Arbeitsmännern gesungen.)

Worte und Vertonung: Will Decker

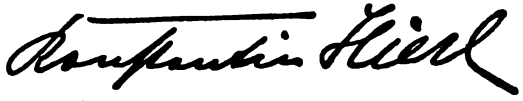


Taten braucht unser deutsches Land,
Worte genug sind gefallen.
Dir nur gehört uns're schaffende Hand,
Deutschland, du schönstes von allen!
Dir dienen wir mit dem Spaten,
denn wir sind der Arbeit Soldaten.

Braun ist das Kleid wie die Erde von dir,
Deutschland, wir grüßen dich wieder!
Du bist die Mutter von allen und mir,
dir danken wir uns're Lieder.
Nie wollen wir dich verraten,
denn treu sind der Arbeit Soldaten.

Digitized by Google

Die allgemeine gleiche Arbeitsdienstpflicht wird einst als etwas so Selbstverständliches betrachtet werden wie heute die Schulpflicht, und wird eine ebenso große Kulturtat darstellen wie diese.



Digitized by Google

Arbeitsführer Herbert Erb:
(Adjutant des Reichsarbeitsführers.)

Konstantin Hierl

Es gibt wohl kaum eine Organisation, die in so ausgesprochenem Maße das Werk ihres Führers ist wie der Arbeitsdienst. Von seinen ersten Anfängen an begegnen wir bei entscheidenden Entwicklungspunkten immer wieder dem Namen Hierl, als dem über die Tagesziele hinausweisenden Vorkämpfer der allgemeinen, gleichen Arbeitsdienstpflicht. Seit 1929 vertrat er in Wort und Schrift diese Idee und machte präzise Vorschläge für die Durchführung. Nur wenige glaubten damals an die Idee des Arbeitsdienstes und selbst bis in die jüngste Zeit hinein mußte den Zweiflern und offenen Gegnern durch die Tat und in mühsamen Entwicklungsetappen der Boden der Verneinung schrittweise genommen werden. Nach den Worten des Führers auf dem Reichsparteitag 1934 in Nürnberg steht nunmehr fest zu erwarten, daß bald alle jungen Deutschen ohne Unterschied durch die Schule des Arbeitsdienstes, das heißt aber durch die Schule Konstantin Hierls zu gehen haben. Grundlegende Betrachtungen über den Arbeitsdienst, wie sie in vorliegendem Heft enthalten sind, werden besonders verständlich sein, wenn man sich über die Persönlichkeit desjenigen klar wird, der heute den Arbeitsdienst allein und verantwortlich leitet.

Konstantin Hierl wurde am 24. Februar 1875 zu Parsberg in der Oberpfalz als Sohn des Königlichen Oberamtsrichters Hierl geboren. 1893 trat Hierl als Offiziers-Aspirant in das 11. bayerische Infanterie-Regiment „Von der Tann" ein, in welchem er am 4. März 1895 zum Offizier befördert wurde. Seine Fähigkeiten, die er besonders auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte und der Taktik bewies, lenkten bald die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf den Leutnant Hierl, so daß er schon mit 24 Jahren zur Kriegsakademie kommandiert wurde. Bereits damals betrieb Hierl seine kriegsgeschichtlichen Untersuchungen ganz besonders vom Standpunkt der Psychologie aus, die moralischen Faktoren als Ursache für Sieg oder Niederlage schienen ihm von bleibender Bedeutung. So kam er in einer Abhandlung zu folgender Feststellung: „Oft ist das Resultat einer Schlacht direkt und ganz ausschließlich das Produkt solcher moralischer Faktoren, namentlich jener, die in der Persönlichkeit des obersten Führers zum Ausdruck kommen. Die Kriegsgeschichte zeigt am Ende manchen Schlachttages beide Parteien in materiell gleicher Lage, aber die Entscheidung fällt, bevor sie mit der Waffe tatsächlich ausgekämpft ist. Der eine Teil gibt die Schlacht verloren, sei es, weil die Truppen durch die an sich nicht größeren Verluste in ihrem inneren Halt mehr erschüttert sind als der Feind, oder, was noch häufiger, weil der oberste Führer infolge pessimistischer Veranlagung die Lage schlimmer ansieht, als sie ist, und nicht die seelische Kraft zu dem Entschluß findet, das unentschiedene Ringen am nächsten Tage zu erneuern; auf der anderen Seite führt die zähe Ausdauer, der unerschütterliche Wille zu siegen, tatsächlich zum Siege."

Digitized by Google

Diesen Feststellungen ist Hierl für seine eigene Person treu geblieben, besonders als er im späteren Leben als gereifter Mann selbst die Rolle des Führers übernahm, von dem er gesagt hatte, daß seine Erfolge von seiner Zähigkeit des Siegeswillens abhängen. Denn gerade die Beharrlichkeit, unterstützt durch unglaublich gute Nerven, hat ihn in seinem jahrelangen Kampf um den Arbeitsdienst und seine nationalsozialistische Gestaltung zum Sieger werden lassen — auch über Mächte, die zunächst stärker und ihm gegenüber im Vorteil befindlich erschienen.

Hierls besondere Fähigkeiten brachten ihm eine sehr frühe Berufung in den Großen Generalstab, als Generalstabsoffizier geht Major Hierl 1914 ins Feld. Anfangs beim Armeeoberkommando 6 Kronprinz Rupprecht von Bayern, ab März 1915 Generalstabsoffizier bei der 10. bayerischen Infanterie-Division, wird Hierl im März 1917 Ia beim I. bayerischen Reservekorps und im August 1917, auf Grund seiner Verdienste in der Arras-Schlacht, zum Generalstabschef dieses Korps ernannt. Im Juli 1918 wurde Hierl dann erster Generalstabsoffizier der 19. Armee, als welcher er den traurigen Zusammenbruch und die Revolte der Erbärmlichkeit vom 9. November 1918 erlebte.

Seine Einstellung gegenüber den Ereignissen vom November 1918 zeigt am deutlichsten eine schlichte Eintragung, die Hierl im letzten Quartier auf dem Rückmarsch in das Gästebuch machte: „An Gott und seinem Volke darf man nicht verzweifeln!".

Er selbst lebte dann diesen Ausspruch vor: Jahre intensivster Arbeit brachen an. Berufung in das neu gebildete Reichswehrministerium, Herausgabe eines kriegsgeschichtlichen Standardwerkes „Der Weltkrieg in Umrissen" und — fast wie zum Ausgleich für diese theoretische Tätigkeit — Aufstellung und Führung eines eigenen Detachements, der „Gruppe Hierl" zur Niederwerfung des Spartakistenaufstandes in Bayern. Mit dieser Truppe säuberte Hierl Augsburg von roten Horden.

Aus dem Freikorpsführer und bisherigem Nur-Soldaten entwickelte sich sehr bald der politische Soldat. Der Bürgerkrieg und seine harten Notwendigkeiten stellten Fragen weltanschaulicher und politischer Art an einen Mann wie Hierl, der gewohnt war, den Dingen nachzudenken und auf den Grund zu gehen. War er schon vor dem Kriege durch Studien zu der Auffassung gekommen, daß der Persönlichkeit des verantwortlichen Führers ausschlaggebende Bedeutung in allen Kriegslagen zukommt, so verdichtete sich diese Ansicht bei ihm auf Grund der Kriegs- und Nachkriegserfahrungen so sehr, daß er, lange bevor das Führerprinzip Allgemeingeltung bekam, als eine Bedingung unseres Wiederaufstieges den Ersatz anonymer Behörden durch voll verantwortungsfähige Männer ansah.

Auch in vielen anderen Fragen fand Hierl Lösungen, die dann ein Jahrzehnt später als nationalsozialistisches Gedankengut allgemein anerkannt wurden. Seine scharfe Beobachtungs- und Beurteilungsgabe ließ ihn frühzeitig Gutes und Unbrauchbares des „ancien régime" voneinander trennen, so hat er sich vor allem von allen klassenmäßigen Vorurteilen abgewandt und bereits 1919 die Notwendigkeit ausgesprochen, dem Arbeiter eine würdige Stellung zu verschaffen, um mit ihm ein neues Deutschland zu erkämpfen. So war es

Digitized by Google

kein Zufall, daß Hierl nach seinem Ausscheiden aus der Reichswehr im Jahre 1924 in direkte Verbindung mit Ludendorff und — Adolf Hitler trat. Diese Verbindung aber ist für ihn zum Schicksal geworden, wie für jeden, der sie früher oder später gefunden hat.

Nach jahrelangem Zusammenarbeiten berief Adolf Hitler im Jahre 1929 Oberst Hierl in die Parteileitung. Als Organisationsleiter II hat dann Hierl, neben seinen anderen Arbeitsgebieten, den Arbeitsdienst parteiamtlich geführt, und es ist ausschließlich seiner Initiative zu danken, daß diese Idee aus kleinsten Anfängen heraus, gegen behördliche Widerstände, ja gegen Verständnislosigkeit in den eigenen Reihen ihren Siegeszug bis zum heutigen Stande durchführen konnte.

Es hat viele Klippen auf diesem Weg gegeben. So absurd es klingen mag: eine der gefährlichsten war die Einführung des freiwilligen Arbeitsdienstes im Jahre 1931. Die Absicht der damaligen Gesetzgeber war, durch die von ihnen gegebenen gesetzlichen Möglichkeiten den Arbeitsdienst zu verfälschen, ihn bis zur Undurchführbarkeit zu erschweren und ihn schließlich in sich selbst scheitern zu lassen. Aus taktischen Gründen wurde daher der eigentliche Verfechter der Arbeitsdienstpflicht, Oberst Hierl, zum Gegner des freiwilligen Arbeitsdienstes in der damaligen Gestalt. Erst die Machtergreifung durch die N.S.D.A.P. brachte im Frühjahr 1933 durch Hierls Ernennung zum „Staatssekretär für den Arbeitsdienst" die Möglichkeit, der unheilvollen Entwicklung, die der freiwillige Arbeitsdienst tatsächlich inzwischen genommen hatte, zu steuern und ihn allmählich auf eine Basis zu bringen, die für seinen weiteren Ausbau brauchbar war. Es dauerte indessen noch ein volles Jahr bis Hierl durch Ernennung zum „Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst" äußerlich die Anerkennung seiner rastlosen und stets im Stillen vollbrachten Arbeit, in Wirklichkeit aber dadurch auch die alleinige, absolute Führung des Arbeitsdienstes bekam.

Inzwischen ist der Arbeitsdienst auf dem Reichsparteitag 1934 in Nürnberg zum ersten Male in geschlossener Masse neben den alten Parteigliederungen der Politischen Organisation, der S.A., S.S. und H.J. aufmarschiert. Sein Erscheinen hat Beifall gefunden, sein Appell, der bewußt in neuen Formen abgehalten wurde, hat nach Anlage und Durchführung die vollste Anerkennung sowohl des Führers als auch aller Nationalsozialisten gefunden, sein Vorbeimarsch mit geschultertem Spaten prägte allen, die dabei waren, das Bild gleichmäßiger Geschlossenheit als Wesenskern des Arbeitsdienstes ein. Dies aber ist es, was gezeigt werden sollte: der Arbeitsdienst ist heute bereits eine einheitlich denkende, geschlossene Formation, dank der stets gleichmäßigen und sachlichen Leitung ihres Schöpfers und Führers Hierl, der mit gutem Gewissen dem Führer in Nürnberg die Versicherung geben konnte: daß er sich auf seinen Arbeitsdienst verlassen könne, in jeder Lage, in schweren Tagen nicht minder als in guten.

Digitized by Google

Treugelöbnis des Arbeitsdienstes.

(Zum 29. Juni 1934, dem unvergeßlichen Tage, da der Führer in Westfalen den Arbeitsdienst besuchte.)

Alle gelobten Dir,
dem Führer,
in schwerer Stunde
erneut
unwandelbare Treue!
Wir aber
faßten nur fester
die Hacke,
den silbern leuchtenden Spaten,
und weihten Dir stumm
bei jeder Scholle
urheiliger Muttererde,
bei jedem Pulsschlag
unseres reinen jungen Blutes,
unser Leben,
für immer,
bis in den Tod!

Hanns Seitz
(Arbeitsgau 20 b Westfalen-Süd.)

Neuland der Kommenden.

Singt der Sturm sein wildes Lied,
Heult die Nebelfrau im Ried,
Stöhnt das Moor, und bangt das Luch:
„Da, es naht der graue Zug
Der Kommenden!“

Nahen einzeln. Werden mehr.
Wachsen an zum Riesenheer.
Ziehn in Marschkolonnen weit
Durch des Landes Einsamkeit,
Die Kommenden.

Trotzen dem Sturm sein wildes Lied.
Jagen die Nebelfrau durchs Ried.
Höhnen das Moor und zwingen das Luch —
Erde, die niemals Früchte noch trug,
Wird Neuland der Kommenden.

Hans Hano.

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Rolf von Gönner:
(Leiter des Dienstamtes der Reichsleitung.)

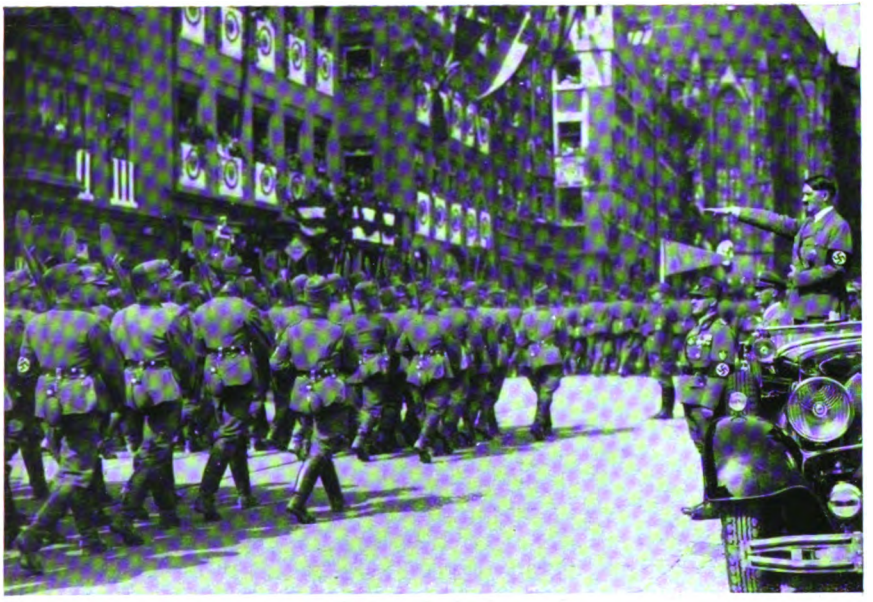
Die organisatorische Entwicklung des Arbeitsdienstes

Der in Deutschland entwickelte Arbeitsdienstgedanke ist in irgendeiner abgewandelten Form zu allen Zeiten zu finden. Die Arbeit, nicht als die Vorbedingung einer Wertschaffung, sondern als eine die Menschen befriedigende Tätigkeit und als Erziehungsmittel ist naturgegeben und von großen Volkserziehern als Ausgangspunkt jeglichen Fortschrittes gewählt. Die schönste Form des Arbeitsdienstes finden wir beim deutschen Ritterorden, der, frei von allen egoistischen Zielen in gemeinsamer Arbeit den deutschen Boden kultivierte und eine Kulturtat vollbrachte, die heute noch große Volksleistungen überstrahlt. Das anbrechende liberalistische Zeitalter sah in der Arbeit nicht mehr ein Erziehungsmittel, sondern eine nur noch mit Geld meßbare Tätigkeit. Die Freiwilligkeit zur Arbeit verschwand gänzlich, die Arbeit wurde zur Ware, die gegen Geld feilgehalten wurde. Mit dem Wechseln der Aktienpakete wechselte die Verfügung über die Arbeiter, deren Existenz nur von dem Willen der Aktienbesitzer abhing. Die Geldfürsten gewannen mehr und mehr an Macht und schoben die Belegschaften wie die Schachfiguren auf die rentabelsten Felder oder legten sie still, wenn das Geld an einem anderen Platze geeigneter erschien oder die Beschaffung einer neuen Maschinenanlage sie entbehrlich machte. Jeder Gemeinschaftssinn ging verloren. Das Gold, und damit das Geld, regierte die Welt, der Tanz um das goldene Kalb begann von neuem die Welt zugrunde zu richten. Die Habgier erreichte im Weltkrieg einen Höhepunkt, der die verblendete Menschheit in wenigen Jahren zu Boden schmetterte.

In Zeiten der Not hat der Mensch immer an die Wurzel der menschlichen Kraft gedacht, an den Boden und der Hände Arbeit. Daß die Arbeit am deutschen Boden vor dem Weltkriege zugunsten der Industrie vernachlässigt wurde, rächte sich im Kriege bitter. Die Staatsmänner sind aus den Erfahrungen aber nicht klug geworden, die liberalistische Denkungsweise hatte die Geister derart umnebelt, daß auch nach dem Kriege das Heil nur in der Industrie und nicht im Born alles gesunden Lebens, dem deutschen Boden, gesucht wurde. So kam es, daß jährlich für zwei Milliarden Mark Lebensmittel eingeführt werden mußten, weil ausländische Lebensmittel „billiger" waren als die, die der deutsche Boden hervorbringen konnte, daß der deutsche Boden brach lag und das deutsche Bauerntum zugrunde ging, weil sich die Arbeit am Boden nicht mehr rentierte.

Druck erzeugt Gegendruck. Der aktivste Teil des Volkes, die Jugend, ging im Sturm über die verbohrten, daher unbelehrbaren, vom liberalistischen Geist gefesselten Menschen hinweg und kehrte zur Quelle aller Kraft, zum Boden

Digitized by Google



Sie sehen nur den Führer!
Vorbeimarsch auf dem Parteitag 1934

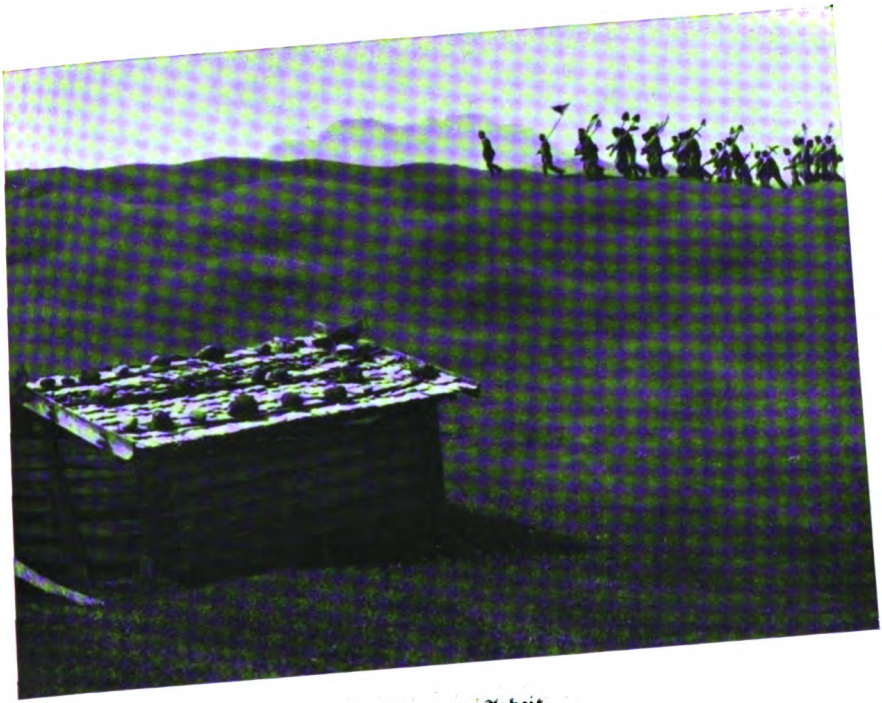
Der Führer kommt auf die Zeppelinwiese zu Nürnberg
Das Spatenmeer beim Kommando: „Achtung! Augen rechts"

Digitized by Google

Dreiklang der Spaten

Arbeit unter Höhensonne

Digitized by Google



Anstieg zur Arbeit

Fahrt über die Weser zum Deichbau

Digitized by Google

Wir ſchippen Lore für Lore

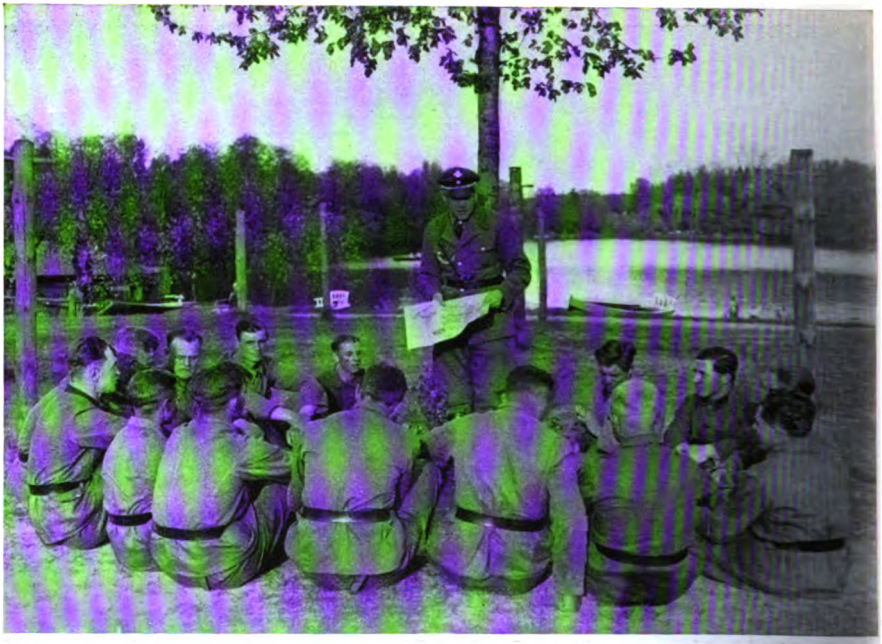
Da muß genau berechnet werden

Digitized by Google

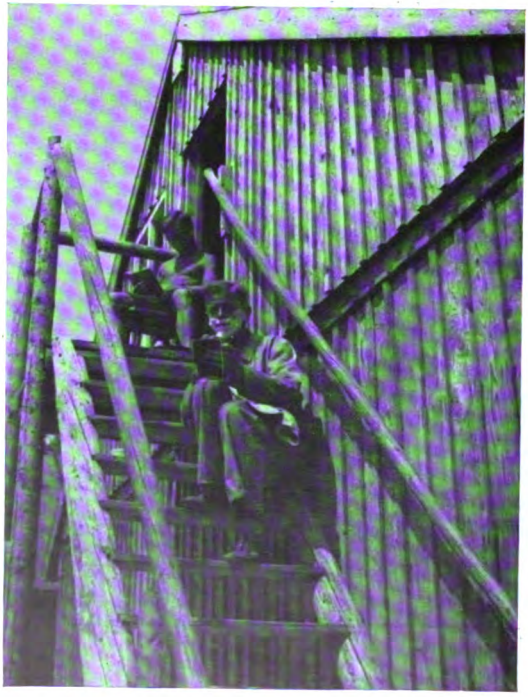
Arbeit am Hang

Ein schweres Stück

Digitized by Google



Zeitungsstunde in Templin



Sonntagsruhe im Barackenlager Mittenwald-Buckelwiesen

Digitized by Google

Arbeit am Graben

Digitized by Google

Wir ſind der Arbeit Soldaten

Digitized by Google

zurück. Zuerst zwang die Not die Studenten hinauszuziehen, um sich in den Ferien das Geld für das Studium zu verdienen. Die Jugend entdeckte aber bald, daß das Wertvolle an der Gemeinschaftsarbeit nicht das Geld war, sondern die Achtung vor den Mitmenschen und deren Arbeit. Zum Studenten schlug sich der Arbeiter und der Soldat, der Bauernsohn und der Sohn geistiger Arbeiter und bald waren im Gemeinschaftsleben neue Lebensformen gefunden und es begann ein Kampf gegen eine Weltanschauung, die sich bereits überschlagen hatte und zum Absterben reif war. Der Begriff der Ehre der Arbeit wurde wieder lebendig und wie eine Welle packte der Gedanke des Ehrendienstes am Volke die Jugend, die mit dem Spaten freudig hinauszog, um als Kolonisatoren an Deutschlands Unabhängigkeit zu arbeiten. Der Arbeitsdienst, eine der Grundforderungen der N.S.D.A.P., war zur Tatsache geworden.

Es war nicht zu vermeiden, daß bei der notwendig gewordenen Organisation des Arbeitsdienstes da und dort falsche Wege gegangen wurden, und auch der Eigennutz seine Blüten trieb. Der Gedanke des Arbeitsdienstes war aber stark genug, diese Auswüchse zunächst zu beseitigen. In der Entwicklung des Arbeitsdienstgedankens trat eine Hemmung erst ein, als die marxistischen Regierungen ihn für gefährlich hielten und begannen, einen, wenn auch aussichtslosen Kampf gegen ihn zu führen. Die Industrie hatte Angst, daß die billigen Arbeitskräfte die Preise drücken könnten, die Gewerkschaften befürchteten einen Druck auf die Löhne, die politischen Parteien hatten Sorge, daß der neue Gedanke die Zahl seiner Anhänger verringern könnte, die Regierungsstellen hatten Geldsorgen, als der Plan auftauchte, den Arbeitsdienst als Arbeitsdienstpflicht einzuführen; sie befürchteten sogar, daß durch den Einsatz von einer halben Million Menschen eine Überproduktion eintreten könnte und daß bei Einführung der Arbeitsdienstpflicht die Wirtschaft von Arbeitskräften entblößt würde.

Während dieser unerquickliche Kampf um die Durchführung eines so herrlichen Gedankens ausgefochten wurde, hatte der Organisationsleiter der N.S.D.A.P., Oberst a. D. Hierl, längst seinen Plan ausgearbeitet, in welcher Form die Arbeitsdienstpflicht in Deutschland eingeführt werden konnte. Die N.S.D.A.P. war als staatsfeindliche Organisation vom Arbeitsdienst ausgeschlossen und konnte nur, um auch selbst praktische Erfahrungen zu sammeln, mit getarntem Namen als Dienstträger tätig sein. Im Jahre 1932 erschien dem inzwischen zum Beauftragten der N.S.D.A.P. für Arbeitsdienst vom Führer bestellten Pg. Hierl der Zeitpunkt für gekommen, auch den freiwilligen Arbeitsdienst im großen in Angriff zu nehmen. Schon Ende des Jahres 1932 waren mehr als 20000 Nationalsozialisten in geschlossenen Lagern zusammengezogen, um als Stammpersonal für die kommende Arbeitsdienstpflicht ausgebildet zu werden. Als Adolf Hitler die Macht übernahm, war der Arbeitsdienst der N.S.D.A.P. gerüstet, alle Dienstträger, bis auf den Stahlhelm, in den eigenen Arbeitsdienst einzugliedern. Im Juli 1933 wurde auch der Stahlhelm als eigener Dienstträger ausgeschaltet und es gab nur noch einen Dienstträger, den Nationalsozialistischen Arbeitsdienst.

Digitized by Google

Es galt jetzt, den alten freiwilligen Arbeitsdienst zu liquidieren, das zum Teil übernommene Führermaterial auszukämmen und die ganze Verwaltung auf eine gesunde Grundlage zu stellen. Die Abwicklung, die viele Monate in Anspruch nahm, zeigte in ganz erschreckender Weise, daß ungezählte Millionen verschleudert oder fehlgeleitet worden waren. Daß böswillige Gruppen die nicht sofort zu beseitigenden Mißstände dem neuen Herrn in die Schuhe zu schieben versuchten, kann nicht Wunder nehmen. Aber unbeirrt und unbekümmert um alle persönlichen und sachlichen Anfeindungen verfolgte der Reichsarbeitsführer Hierl sein großes Ziel und zeigte am Parteitag in Nürnberg dem deutschen Volke den Arbeitsdienst, wie er von ihm in langen Jahren in stiller Arbeit vorbereitet und ausgebaut wurde. Der Anblick dieser einzigartigen Organisation war in seiner Wirkung so tief, die Anerkennung für das in so kurzer Zeit vollendete Werk so groß, daß alle Gegner verstummten, als der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler dem Vater des deutschen Arbeitsdienstes bewegt vor dem deutschen Volke seinen Dank aussprach.

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Dr. Will Decker, M.d.R.:
(Inspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens.)

Staatspolitische Erziehung im Arbeitsdienst

Der nationalsozialistische Arbeitsdienst sieht in der staatspolitischen Erziehung eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg seiner Arbeit. Große Leistungen werden nie aus Zwang geboren, sondern immer nur aus einem großen Willen. Je größer das gesteckte Ziel ist, um so größer muß der Wille sein, den ein entschlossenes Geschlecht aufbringt, um das Ziel zu erreichen. Diesen Willen zu wecken und zu härten, ist die Aufgabe der staatspolitischen Erziehung im Arbeitsdienst. Sie soll die Absicht des Führers erfüllen, ein Volk schaffen zu helfen, das unzertrennlich ist. Sie soll die erlebte Volksgemeinschaft des Lagers in den bewußten Willen jedes einzelnen Arbeitsmannes übersetzen, freudig die Pflichten der Gemeinschaft gegenüber zu bejahen. Sie soll also die Erkenntnis der nationalsozialistischen Staatsauffassung durch die lebendige Verkündung der nationalsozialistischen Weltanschauung erweisen. Und sie ist dann eine wirkliche Erziehung, wenn sie Nationalsozialisten erzieht. Ihre Ergebnisse sollen darum nicht sichtbar sein in schönen Aufsätzen oder auswendig gelernten Programmsätzen, sondern in leuchtenden Augen, straffer Haltung, vorbildlicher Kameradschaft und hervorragender Leistung.

Die staatspolitische Erziehung im Arbeitsdienst kann darum nicht Aufgabe frontfremder „Lehrer" sein. Der Erzieher einer Abteilung ist der Abteilungsführer, nicht irgendein „Spezialist". Dieser Abteilungsführer kann freilich nicht alles allein machen. Er braucht einen Helfer, der eine besondere und ausgesprochene Begabung hat, den aus allen Schichten zusammengekommenen Arbeitsmännern die deutsche Geschichte, die nationalsozialistische Idee, die Rassenfrage, die Aufgaben des Bauerntums, die Probleme der Wirtschaft, das Ethos der Arbeit, die Schönheit der Heimat, die Grundgesetze der deutschen Art, die Bejahung der deutschen Kultur in einem echten Feierabend nach der Arbeit nahe zu bringen. Dieser Helfer schält sich in der Praxis fast immer ganz von selbst heraus. Er wird in den Bezirksschulen für seine besondere Aufgabe der staatspolitischen Erziehung geschult, damit eine Einheitlichkeit gewährleistet wird, ist aber nicht nur für diese Aufgabe da, sondern macht seinen Dienst als Zugführer oder Truppführer wie jeder andere auch. Seine Schulung bezieht sich auf die geistige Ausrichtung, sie schreibt ihm aber nicht die Methode vor. Das Stoffgebiet liegt im Großen fest, die Bewältigung ist Sache der Persönlichkeit.

Der eine wird am stärksten im Vortrag wirken, ein anderer, dessen Vortrag nur ermüden würde, kann in Arbeitsgemeinschaften das stärkste Interesse aller wachrufen. Ein Dritter wird in der Gestaltung der freien Zeit, des Feierabends, den Schlüssel finden, mit dem er die Herzen seiner Kameraden dem neuen Staat aufschließt.

Digitized by Google

Hier hat der Abteilungsführer zu lenken und die vorhandenen Kräfte nach ihren stärksten Möglichkeiten sich entfalten zu lassen. Daß dies nach den großen Richtlinien der Reichsleitung geschieht, überprüft und überwacht der Helfer für die staatspolitische Erziehung bei der Gruppe, der zum Gruppenführer als dem für die gesamte Erziehung Verantwortlichen in demselben Verhältnis steht wie der Abteilungshelfer zum Abteilungsführer. Er gibt im Gruppenbereich die Richtlinien weiter und bleibt selbst in diesem und jenem Lager, um besondere Fragen zu behandeln. Er ist die treibende Kraft, die Anregungen gibt und Höhepunkte schafft. Er wacht, daß aus „Deutschen Abenden" nicht nationaler Kitsch wird.

Und über ihm wacht wiederum als der Helfer des Gauführers der Gau-Unterrichtsleiter. Durch ihn spricht der Gauführer, wenn er für die staatspolitische Erziehung neue Aufgaben stellt. Der Gau-Unterrichtsleiter muß die Persönlichkeit sein, die den ewigen Schwung erhält, die das heilige Feuer des Idealismus hütet, die alle Richtlinien, die von der Inspektion des Erziehungs- und Bildungswesens an die Gaue gehen, mit Leben erfüllt. Er muß eben so sehr der Prediger der Idee wie ihr lebendiges Vorbild sein. Er hält die Fühlung mit allen anderen Gliederungen der Bewegung in den Fragen der Schulung. Auf ihn muß der Gauführer sich als Mann eigener Gestaltungskraft und schöpferischer Initiative verlassen können.

Ist so an der großen Front des Arbeitsdienstes die staatspolitische Erziehung in den Gesamtdienst eingegliedert als lebendiger Teil, aber nicht als totes Fach, so haben die Schulen des Arbeitsdienstes die Aufgabe, den Führern der Front in allen Graden jene Gesamtdurchbildung zu geben, die den Abteilungsführer z. B. nun auch zugleich den staatspolitischen Erzieher seiner Arbeitsmänner werden läßt.

Truppführer und Obertruppführer werden in den Lehrabteilungen, die den Schulen des Arbeitsdienstes angegliedert sind, so ausgebildet, daß sie nicht nur disziplinär und im inneren Dienst, sondern auch in Bezug auf staatspolitische und Leibeserziehung, sowie Arbeitstechnik sattelfeste Zugführer sind. Die besten unter ihnen werden in gleich universaler Ausbildung an den Bezirksschulen auf ihre Aufgaben als Abteilungsführer, die besten unter den letzteren an der Reichsschule in Potsdam auf ihre Aufgaben als Gruppenführer vorbereitet.

Neben der Reichsschule in Potsdam hat die Reichsschule für Arbeitstechnik in Rhinluch die besondere Aufgabe, das gesamte für die arbeitstechnische Ausbildung im Arbeitsdienst nötige Führertum besonders auszulesen und durchzuschulen.

Sonderkurse an Reichs- und Bezirksschulen dienen der Durchbildung der einzelnen Führer für ihr besonderes Gebiet, z. B. der staatspolitischen Erziehung, der Leibeserziehung, der Verwaltung. An der Reichsschule finden von Zeit zu Zeit außerdem Kurse für Angehörige höherer Stäbe statt, damit immer wieder die lebendige Verbundenheit aller Dienststellen der Front erhalten bleibt.

Auch das gehört in das Gebiet der staatspolitischen Erziehung. Der Nationalsozialismus soll ja im Arbeitsdienst nicht Theorie, sondern Praxis sein.

Digitized by Google

Diese Praxis ist, wo nicht Theorien gelehrt, sondern Führerverpflichtungen gelehrt werden. Erst dann kann man Gefolgschaft gewinnen.

Staatspolitische Erziehung ist nicht dort, wo schöne Worte gemacht, sondern wo Disziplin, Zucht, Gehorsam, Treue, Bescheidenheit, Opferwilligkeit unter Beweis gestellt werden. Staatspolitische Erziehung im Arbeitsdienst ist daher nicht einseitige Forderung, sondern notwendiger Teil. Sie wäre sinnlos, wenn zu ihr nicht die Entfaltung körperlicher Kraft käme. Genau wie die Entfaltung körperlicher Kraft sinnlos wäre, wenn eine Idee ihr nicht das Ziel wiese.

So ist die staatspolitische Erziehung im Arbeitsdienst eine Aufgabe, die ohne Schema gelöst werden muß aus dem Geist, der alles lebendig macht, aus dem Geist des Nationalsozialismus, der ein hartes Geschlecht mit dem Willen zu harter Arbeit zusammenfügt. Dieses Geschlecht wird der Erbe jener Freiheit sein, die, innerlich einmal gewonnen, auch äußerlich nicht mehr gekettet werden kann.

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Hans Surén:
(Inspekteur für Leibeserziehung des N.S. Arbeitsdienstes.)

Die Leibeserziehung im N.S. Arbeitsdienst

Mit überlegter Absicht wurde die körperliche Ertüchtigung und Schulung von Gesundheit und Kraft im Arbeitsdienst nicht mit Sport und Leibesübungen bezeichnet. Der Arbeitsdienst will jedem Arbeitsmann die für eine arische Rassenpflege grundlegende und ausschlaggebende innere Einstellung und Geisteshaltung zum körperstolzen und kraftbewußten deutschen Menschen geben. Da die charakterlichen, seelischen und heldischen Kräfte für Erhaltung und Förderung der Rasse hauptsächlich grundlegend sind, müssen Sport und Leibesübungen diesen seelischen Innenwerten dienstbar sein. Als erstes Ziel der gesamten Leibesbildung ist die Charakterschulung anzusehen und nicht die muskuläre Kraft und Leistung. Die sportliche Höchstleistung spiegelt noch keineswegs rassische Werte, denn die aus „Kraft und Willen" geformte gute Körperleistung kann sowohl von jeder Rasse als auch von einem Volksgenossen erreicht werden, der charakterlich durchaus kein Vorbild zu sein braucht.

Steht für Volk und Rasse die bewußte Schulung der nordischen Geistes- und Charaktereigenschaften an erster Stelle, dann darf in der Erziehung der deutsche Mensch mit gutem Charakter aber ungünstiger körperlicher Veranlagung nicht weniger gelten als derjenige, der körperlich von Natur aus besser veranlagt, aber dessen charakterliche Lebenshaltung weniger gut ist.

Ferner darf sich eine Erziehung nicht nur auf Gebiete erstrecken, die hauptsächlich für ein jugendliches Alter in Frage kommen, sondern ebenso wie die Schule ein Wissen für das ganze Leben vermitteln soll und die Grundlagen für ein späteres Weiterstreben legt, muß durch die Leibeserziehung ebenfalls ein unerschütterlicher Sinn und Wille erweckt werden, niemals im Streben nach Kraft, Abhärtung und Gesundheit zu erlahmen.

Werden diese drei bedeutungsvollen Forderungen erfüllt, dann formt sich eine Erziehung in nationalsozialistischem Geist ... Der Weg zur Erfüllung dieser Forderung ist in der Eigenart einer besonderen „Körperschule" und in der Eigenart der Betriebs- und Lehrweise gegeben. Die Übungsformen sind derart mannigfaltig, daß eine geburtliche Veranlagung für ein Spezialgebiet zunächst keine besondere Beachtung findet. Die Betriebsweise aber muß derart geleitet sein, daß jeder Übende möglichst auf sich selbst gestellt ist, aus seiner Eigen- und Selbstdisziplin heraus strebt. Dadurch wird die ganze Schulung zu einem Beweis des Charakters und der seelischen Veranlagungen.

Es liegt in der Eigenart dieser Schulung, daß körperlich Schwache in einer früher unbekannten Weise zur Kraft geführt werden können. Der körperlich schwache, jedoch in seinem Charakter rassisch wertvolle Volksgenosse findet

Digitized by Google

hier den willkommenen Weg, seine Körperkraft zu einer beachtlichen Leistung zu bringen, denn gerade er läßt es ja an gutem Willen, Fleiß und Ausdauer nicht fehlen.

Jede Erziehung, auf welchem Gebiete sie sich auch betätigen mag, muß ihren Erfolg im Tatbeweis finden, weil sie ansonsten nur Theorie bleiben muß. Ein theoretischer Unterricht ist zur Belehrung und Vertiefung notwendig, ausschlaggebend für den Einzelnen wie für das ganze Volk ist und bleibt die „Tat". Die Tat aber bewertet sich nach dem Beweggrund und wird dadurch zum Beweis des Charakters und der rassischen Art.

Aus diesen Gründen, die hier nur kurz umrissen werden können, hat dieser Ausbildungszweig im Arbeitsdienst die Bezeichnung „Leibeserziehung" erhalten. Es handelt sich hier um eine Gesamterziehung des Charakters und Körpers zum nationalsozialistischen Kämpfer.

Diese Leibeserziehung bildet aber keineswegs einen Gegensatz zu Sport, Kampfspiel und Turnen; sie umfaßt auch diese Gebiete, übt sie aber unter anderen Voraussetzungen als die der Höchstleistungen. Der Arbeitsdienst will durch seine Leibeserziehung die große, breite Grundlage für eine heldische Geisteshaltung, für Kraft, Gesundheit und Leistungsfähigkeit schaffen, aus denen hernach die bewundernswerten sportlichen Höchstleistungen herauswachsen können.

Wie richtig dies Streben im Arbeitsdienst ist, wurde bereits jetzt schon bei allen sportlichen Veranstaltungen bewiesen. Der Arbeitsdienst hat im Sportkampf mit anderen Organisationen in allen Gauen geradezu bewundernswerte Erfolge errungen. Und zwar Erfolge, die häufig unsere Arbeitsmänner ohne jegliches Spezialtraining gewissermaßen vom Arbeitsplatz aus erkämpft haben. Sie wurden zu einem folgemäßigen, natürlichen Ergebnis ihrer Gesamterziehung und Lebenshaltung. Besonders beachtet wurden überall die erstaunlichen Mannschaftsleistungen, weil sie einen geradezu unerschütterlichen Gemeinschaftsgeist bewiesen.

Der Arbeitsdienst hat aber noch eine weitere, besonders hohe Aufgabe zu erfüllen. Durch Verfügungen des Reichsarbeitsführers wurde in der sogenannten Arbeitsvorschulung etwas ganz Neues geschaffen. Die Arbeitsphysiologie forschte stets nach den besten Wegen, um den Arbeiter auf seine Arbeit und auf die Handhabung seines Arbeitsgeräts einzustellen. Durch beste Einstellung wird nicht nur die Leistung verbessert, sondern werden auch Kräfte geschont. In diesem Streben ging man stets vom Werkzeug als dem Bestimmenden aus, anstatt dieses nur als eine Verlängerung des Armes oder als Objekt des Körpers anzusehen.

Es ist hier leider nicht der Raum, auf Einzelheiten einzugehen, die sich durch die besondere Art der Schulung sowohl mit der körperlichen, als auch seelischen Vorbereitung zur Arbeit befassen müßten. Jedenfalls muß der naturgemäße Bewegungsablauf wieder erweckt werden, der die im Körper verborgen liegenden Kräfte der Schwere, des Schwungs in richtiger Weise mit der muskulären Kraft vereinigt. Die richtige Arbeitsbewegung ist die, bei der mit geringstem Kraftaufwand die größte Leistung erzielt wird.

Digitized by Google

Man konnte diesem Grundsatz aber nicht gerecht werden, weil die Gesetze der naturgemäßen Bewegung dem Menschen unserer Zeit verloren gegangen waren. Sie können nur dann wiedergefunden werden, wenn wir den arbeitenden Menschen in sich selbst wieder zum Natürlichen hinführen. Nur auf diese Art der Schulung kann das Werkzeug — gleich um was für eine Arbeitshandlung es sich handelt — zum Objekt des arbeitenden Körpers werden.

Durch die Eigenart der im Arbeitsdienst eingeführten Arbeitsvorschulung wird auch die seelische Einstellung außerordentlich vorteilhaft beeinflußt. Die beiden großen Willensquellen, die aus dem Pflichtbewußtsein und aus der Freude fließen, erfordern ständige Beachtung, Schulung und vor allem gegenseitigen Ausgleich. Es ist erwiesenermaßen möglich, die Arbeit mit Hacke und Spaten — auch in ihrer täglichen, oft eintönigen Wiederholung — zu einem immer wiederkehrenden Körpererlebnis und zu einer Körperfreude zu gestalten. Nur derjenige Arbeitsmann arbeitet richtig, dessen Schwerarbeit zu Spiel und Freude wird. Alle Sinne des Arbeiters müssen das Spiel der Kräfte derart erleben, daß stets von neuem eine stolze Freude über den sieghaften Kampf um Manneskraft, Mannesleistung und Manneschönheit erwacht.

Überblickt man die großen Aufgaben, die der Reichsarbeitsführer für die Leibeserziehung dem Arbeitsdienst zur Lösung gegeben hat, so ist neben der Neuartigkeit auch die tiefe Verbundenheit der Erziehung im Arbeitsdienst mit unserem ganzen deutschen Volk zu erkennen. Alles, was der Arbeitsmann lernt, kann er für sein ganzes Leben verwerten. Daß im Arbeitsdienst nebenher auch die üblichen und notwendigen Ordnungsübungen und eine für die Erziehung zur Naturverbundenheit sehr wertvolle Geländeschulung gepflegt wird, sei hier ebenfalls erwähnt. Darüber hinaus sind wir uns im Arbeitsdienst bewußt, daß die ganze Leibeserziehung in einer urgesunden und einwandfreien Lebensweise wurzeln muß.

So weist unser Reichsarbeitsführer der Leibeserziehung wegen ihrer ausschlaggebenden Bedeutung in der Gesamtausbildung des Arbeitsdienstes die Stelle an, die sie im nationalsozialistischen Staat überall gefunden hat und von unserem Führer in seinem Werk „Mein Kampf" wie folgt befohlen wurde:

„Der völkische Staat hat in dieser Erkenntnis seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Hier aber wieder an der Spitze die Entwicklung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit, und erst als letztes die wissenschaftliche Schulung.

Was das griechische Schönheitsideal unsterblich sein läßt, ist die wundervolle Verbindung herrlichster körperlicher Schönheit mit strahlendem Geist und edelster Seele."

Digitized by Google

Albert Birkle: Winter im Bayeriſchen Wald

Digitized by Google

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Freiherr Loeffelholz von Colberg:
(Leiter des Personalamtes der Reichsleitung.)

Vom Führertum im Arbeitsdienst

Das nationalsozialistische Führungssystem, vom Führer oft verkündet und dargelegt, ist in kaum einer anderen Organisation von so ausschlaggebender Bedeutung wie beim Arbeitsdienst.

Ihm ist jeder Arbeitsdienstführer verschworen auf Gedeih und Verderb und von ihm sagt unser Reichsarbeitsführer, daß es „im Arbeitsdienst in voller Klarheit und Schärfe zur Durchführung kommen muß".

Denn soll der Arbeitsdienst, wie es der Wille des Führers ist, „ein Eckpfeiler des neuen Staates" werden, soll nach den herrlichen Worten des Führers am 6. September, die von allen Angehörigen des Arbeitsdienstes und darüber hinaus von dem größten Teil des deutschen Volkes mit Jubel aufgenommen wurden, „die Zeit kommen, da kein Deutscher hineinwachsen kann in die Gemeinschaft dieses Volkes, der nicht erst durch die Gemeinschaft des Arbeitsdienstes gegangen ist", so gibt es auf der anderen Seite für keinen Verständigen darüber den geringsten Zweifel, daß unser Arbeitsdienst steht und fällt mit seinem Führertum.

In klarer und weit vorausschender Weise hat der Reichsarbeitsführer in seiner Rede an die Arbeitsdienstführer bei der Sondertagung am 8. September im Kulturvereinshaus in Nürnberg die Führerfrage behandelt und die Ziele gesteckt, die erreicht werden müssen, wenn der bisherige freiwillige Arbeitsdienst der Arbeitsdienstpflicht Platz machen muß.

Was der Reichsarbeitsführer an diesem Tage verkündet hat, war nur die logische Folge seiner oben angezogenen früheren Verfügung.

Von allem Anfange an, von dem Tage im Jahre 1930 ab, als er in der ersten Besprechung mit dem Führer die Grundgedanken für den Arbeitsdienst festlegte, die die vollste Billigung des Führers fanden, war dem Schöpfer des deutschen Arbeitsdienstes die hohe und letzten Endes ausschlaggebende Bedeutung der Führerfrage völlig klar, war sein Ziel, das er mit der ihm eigenen Zähigkeit, Tatkraft und dem unbedingten Festhalten an einmal als richtig erkannten Grundsätzen unverrückbar im Auge behielt: Die Schaffung des Einheitstyps des Arbeitsdienstführers.

Denn nicht die rein praktischen Kenntnisse allein auf allen den vielseitigen und weit verzweigten Gebieten des Arbeitsdienstes sind es, die diesen erwünschten Typ des Arbeitsdienstführers ausmachen! Unendlich viel wichtiger sind die charakterlichen Eigenschaften, ist die sittliche Höhe, auf der er stehen muß, ist das tiefe soziale Verständnis, das er bringen muß, ist die tiefinnerste Überzeugung, die in ihm wohnen muß, daß er, der Führer, ganz gleich ob er Truppführer oder Gauarbeitsführer ist, vom Führer an diese Stelle gesetzt ist — als Hüter des nationalsozialistischen Gedankenguts, als

Digitized by Google

Garant der Durchtränkung aller seiner ihm anvertrauten Arbeitsmänner mit diesem lebendigen Quell nationalsozialistischen Denkens, Fühlens und Empfindens!

Ungleich bedeutsamer als alles formelle Wissen und Können, als alle geistige Begabtheit und körperliche Tüchtigkeit, so notwendig all das gerade für den Arbeitsdienstführer sein mag, ist es, daß ihm ein unerbittlicher, niemals wankend werdender Gerechtigkeitssinn inne wohnt, ein nie versagender Mut der Verantwortung und jeder hohe Grad einer edleren Bescheidenheit, die niemals die eigene Person in den Vordergrund rücken läßt, sondern nur der hohen heiligen Sache zu dienen bestrebt ist!

Erst die Erwerbung, dann der Besitz aller dieser hohen Eigenschaften geben dem deutschen Mann heute den Anspruch und das Recht auf den höchsten Titel, den das deutsche Volk heute einem Volksgenossen geben und verleihen kann, den Titel: „Führer!“ . . .

Vorbild und leuchtendes Beispiel für jeden deutschen Führer, ganz besonders aber für jeden solchen im Arbeitsdienst, ist Adolf Hitler, in dessen vollendeten Führereigenschaften sich die Weltanschauung des Nationalsozialismus verkörpert.

Vorbild ist er uns allen, weil er, wie kaum ein zweiter, all das, was er von uns verlangt, uns auch selbst vorlebt.

Im nationalsozialistischen Staate im allgemeinen und im Arbeitsdienst im besonderen kann nur *der* auf eine Gefolgschaft rechnen, hat nur der Autorität und das Ohr der ihm Unterstellten, der alles das, was er befiehlt und anordnet, was er erwartet und fordert, selbst in mustergültiger Weise erfüllt, *selbst* Träger und Besitzer aller der hohen Eigenschaften und Tugenden ist, die er von seinen Leuten fordert.

Nur wer den heiligen Nationalsozialismus als das *größte* Erlebnis seit seiner Geburt an sich selbst erlebt hat, kann mit Aussicht auf Erfolg seiner Arbeit und seines Wirkens Arbeitsdienstführer werden, nur wer von sich mit gutem Gewissen sagen kann, daß ihm unser oberstes Gesetz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ völlig in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Das Leben im Arbeitsdienst ist kein Rosenleben. Opferbereitschaft bis zum äußersten, in der ersten Zeit häufig ein Zigeunerleben, Trennung von der Familie, Selbstverleugnung in vielen Fällen werden gefordert und müssen willig und im Bewußtsein der übernommenen Pflichten übernommen und getragen werden.

Nur schärfste und rücksichtsloseste Führerauslese kann den Arbeitsdienst vor der großen Gefahr bewahren, an seinem Führertum zu scheitern und zugrunde zu gehen.

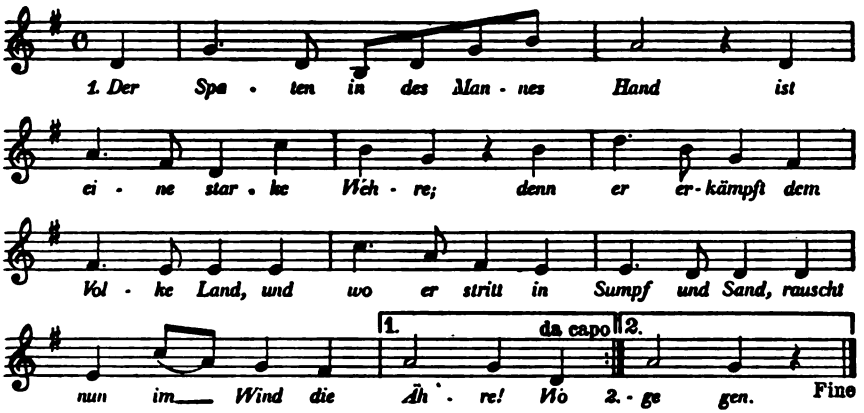
Der Reichsarbeitsführer und seine Berater sind sich der Schwere und der ungeheuren Bedeutung dieser großen Aufgabe voll und ganz bewußt und hoffen, sie im Sinne des Führers zum Heile des nationalsozialistischen Staates und des großen deutschen Vaterlandes lösen zu können!

Digitized by Google

Das Lied vom Spaten

Dem Arbeitsgau 20a, Weſtfalen-Nord, gewidmet.

Worte: Konrad Liß — Vertonung: Kurt v. Hertzberg



Entſtanden: Juni 1934
(Muſikverlag Sansſouci, Berlin-Wilmersdorf)

Wo er in wackern Händen ruht,
da wirkt er Frucht und Segen.
Und wer den Spaten führet gut,
dem wandelt Seele ſich und Mut
dem Morgen hell entgegen.

Auf neuem Land ein neu Geſchlecht,
dem Boden feſt verbunden;
das ſteht im Sturme ungeſchwächt
und ſteht zur Heimat treu und echt,
zu der es heimgefunden.

Der Spaten in des Mannes Hand
iſt eine ſtolze Wehre;
wer ſich zu ſeinem Dienſt bekannt,
der ſteht im Dienſt an Volk und Land
und ſteht im Dienſt der Ehre!

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Tholens:
(Leiter des Planungsamtes der Reichsleitung.)

Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes

Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes wird, wie die jeden wirtschaftlichen Unternehmens, bestimmt durch die Gegenüberstellung seiner Ausgaben und Einnahmen. Die Ausgaben des Arbeitsdienstes sind die öffentlichen Mittel, die für ihn aufgewandt werden; die Einnahmen die wirtschaftlichen Werte, die er durch seine Arbeit erstellt.

Nachdem bereits eineinhalb Jahre nationalsozialistischen Arbeitsdienstes offenbar machen konnten, welche unermeßlichen Werte der Arbeitsdienst allein dadurch unserem Volke gibt, daß er seine Jugend durch die ihm arteigene Erziehung mittels Arbeit am Boden zu äußerlich und innerlich ganz neuen Menschen formt, kann zwar die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes nicht allein der Maßstab sein, mit dem seine Bedeutung gemessen werden darf. Aber der Arbeitsdienst kann auch diesen Maßstab vertragen.

Die große Arbeitsaufgabe des Arbeitsdienstes ist, das deutsche Bauernland zu mehren und zu verbessern; so Platz zu schaffen für neues Bauerntum und den Platz zu stärken für das bestehende. Dieses Werk des Arbeitsdienstes nun ist zu messen durch die Steigerung, die es der Ertragsfähigkeit unseres Bodens gibt. Nicht etwa, wie dies in der Verfallszeit Gewohnheit war, durch den Gewinn, der vom Bauern auf dem neuen oder verbesserten Boden erzielt oder mehr erzielt werden kann. Dieser Maßstab war faule Frucht vom Baum liberalistischer Wirtschaftserkenntnis. Denn für solchen Gewinn ist maßgeblich grundlegend die jeweilige Wirtschaftspolitik. Diese aber kann allen Gewinn zunichte machen, wie die Erfahrung lehrte. Darum ist auch in gesunden Zeiten für den Wert eines Bodens seine Ertragsfähigkeit gleichbleibend bestimmend, und zwar derart, daß der Wert mit der Ertragsfähigkeit im steigenden Maße zunimmt.

Zur Bestimmung der Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes sind also lediglich gegenüberzustellen der Aufwand, der für ihn zu leisten ist, und die Steigerung, die seine Arbeit der Ertragsfähigkeit unseres Bodens bei normaler Bestellung gibt. Außer Betrachtung zu bleiben hat der Arbeitsaufwand, der für die Nutzung des Bodens vom Bauern zu leisten ist. Im übrigen ist dieser im überwiegenden Maße der gleiche wie auf dem unverbesserten Boden, in großem Umfange ist er sogar dadurch kleiner, daß mit der Verbesserung der Böden meist eine Zusammenlegung des heute ungemein zersplitterten bäuerlichen Besitzes stattfindet. Hinzu kommt, daß leider auch heute noch viele Arbeitskraft brachliegt, die Nutzung dieser daher volkswirtschaftlich sowieso nicht in Rechnung zu stellen ist.

Diese Gegenüberstellung des Aufwandes, der für den Arbeitsdienst zu leisten ist, und der Steigerung, die seine Arbeit der Ertragsfähigkeit unseres

Digitized by Google

Bodens gibt, bestätigt für das bisherige Werk des Arbeitsdienstes im großen und ganzen die Erfahrungen, die in den vergangenen Jahrzehnten mit den Arbeiten der Landeskultur gewonnen sind, dahingehend, daß die Steigerung der Ertragsfähigkeit im allgemeinen 15—20 v. H. des für die Kultivierung aufgebrachten Aufwandes ausmacht.

Hierzu im folgenden ein Beispiel, das sich dadurch zur Betrachtung besonders eignet, als hier der durch die Kultivierung erzielte Mehrertrag schon im ersten Erntejahr, anstatt, wie sonst meist, erst nach einigen Jahren, voll in die Erscheinung tritt.

Weitere Beispiele folgen in den nachstehenden Aufsätzen meiner nächsten Mitarbeiter.

Dieses erste Beispiel gibt den Erfolg des Werkes einiger Abteilungen des Arbeitsgaues 13, Magdeburg-Anhalt, im Drömling (Provinz Sachsen) in der Gegend der Orte Jahrstedt, Röwitz, Köckte, Oebisfelde, Mannhausen und Rätzlingen während der Zeit vom 1. April vorigen Jahres bis zum 31. März dieses Jahres wieder.

Diese Abteilungen leisteten nach den Feststellungen des Leiters der Planungsabteilung, Arbeitsführer Reg.-Baurat Francke, unter Zugrundelegung ihrer vorschriftsmäßigen Stärke von je 216 Köpfen im Laufe dieser 12 Monate nachstehende Arbeit. Sie überdeckten je rund 400 Morgen oder 100 Hektar bis dahin nur durch Spreugewinnung genutzten Niederungsmoores nach einem im Jahre 1860 durch den Gutsbesitzer Rimpau eingeführten Verfahren mit einer 10 bis 12 Zentimeter dicken Sandschicht. Hierbei wurde der benötigte Sand entweder aus dem Untergrunde vermittels Aushub von Gräben, die in einem Querabstand von 25 Meter gezogen wurden, oder aus dem überschüssigen Baggergut des Mittellandkanals, das andernfalls auf Kippen hätte untergebracht werden müssen, gewonnen. Das Arbeitsgerät bestand in jedem Falle aus Loren mit den zugehörigen Geleisen, Spaten und Schaufeln.

Ein Teil der so neugewonnenen Äcker wurde noch im vorigen Jahre mit Hafer und Hackfrüchten bestellt. Der genaue Ertrag dieser Äcker soll nach der Ernte durch die zuständigen Organe des Reichsnährstandes sorgfältig festgestellt werden. Die von der gleichen amtlichen Seite für den Zweck dieser Veröffentlichung vorgenommenen Schätzungen, die sich allerdings auf die Hafererträge beschränken mußten, da für die Hackfrüchte infolge der Witterungsverhältnisse dieses Jahres eine brauchbare Schätzung noch nicht möglich ist, ergeben indes schon jetzt, daß auf den übersandeten Feldern im Mittel mit einer Hafernernte von 12 Zentnern je Morgen gerechnet werden kann. Bei einem Verkaufswert von 9.— RM. je Zentner Hafer beträgt der Ertragswert somit 108.— RM. je Morgen. Vor der Übersandung wurden dagegen je Morgen nur 20 Zentner minderwertiges Futter mit einem Verkaufswert von 1.— RM. je Zentner gleich 20.— RM. geerntet. Für einen Teil der Ernte, die schon auf dem Halm verkauft wurde, konnte sogar ein Preis von 160.— Reichsmark je Morgen erzielt werden.

Digitized by Google

Die Kosten einer Arbeitsdienstabteilung zu 216 Köpfen betragen nominell 216 × 800 RM. = 170000 RM. im Jahre. Die von den einzelnen betrachteten Abteilungen durch das Arbeitswerk eines Jahres erzielte laufende Ertragssteigerung beträgt nach Vorstehendem 400 × 88 RM. = 35000 RM.

Somit übersteigt in diesem Falle die jährlich wiederkehrende Ertragssteigerung 20 v. H. der nominell hierzu aufgewendeten Kosten!

Hinzu kommt folgendes. Der Aufwand, der heute, wo wir noch über zwei Millionen Arbeitslose haben, für den Arbeitsdienst geleistet wird, geht nicht zu Lasten irgendwelchen anderen Arbeitsertrages oder Einkommens, sondern wird einzig bestritten durch die Arbeit derer, die andernfalls ohne Arbeit wären. Infolgedessen führt dieser Aufwand auch nicht zu irgendwelcher Steuererhöhung. Das für ihn vom Staate ausgegebene Geld fließt vielmehr, soweit es nicht in der Arbeitslosenunterstützung erspart wird, infolge der so vermehrten Steuereingänge allmählich wieder voll zum Staate zurück.

Die für den Arbeitsdienst aufgewendeten öffentlichen Mittel sind somit, solange Arbeitslosigkeit besteht, lediglich ein Vorschuß auf die hieraus entstehenden Mehreingänge an Steuern (und Ersparnisse an Arbeitslosenunterstützung); somit können sie auch solange Arbeitslosigkeit besteht, nur „nominell" als Kosten gewertet werden.

Da für die mit dem Werk des Arbeitsdienstes erzielte Ertragssteigerung unseres Bodens gleichzeitig gilt, daß sie einer ebenso großen Einfuhrersparnis gleichzusetzen ist und hiermit unserer gegenwärtig größten Wirtschaftsnot gesteuert wird, fordert daher das Wohl von Volk, Staat und Wirtschaft, daß dieses Werk seine Begrenzung einzig in der Leistungsfähigkeit des Arbeitsdienstes selbst findet.

Digitized by Google

Oberarbeitsführer Friedrich Wunderlich:
(Regierungsbaurat in der Planungsabteilung der Reichsleitung.)

Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes beim Bau des Schutter-Entlastungskanales in Baden

In dem vorstehenden Aufsatz hat Gauarbeitsführer Tholens die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes an Hand eines Beispieles nachgewiesen, das von ganz besonderem Wert ist für die Beurteilung der großen Moorkultivierungen, die der Arbeitsdienst im Sprottebruch, im Havel- und Rhinluch und im Emslande begonnen hat. Liegen doch diesem Beispiel Erhebungen über tatsächlich geerntete Erträge zugrunde, die von Sachverständigen der staatlichen Kulturbauverwaltung und des Reichsnährstandes eingehend nachgeprüft sind. Diese Untersuchungen können also nicht durch das beliebte „Wenn und Aber" ewiger Kritikaster angegriffen werden. Ihre Kritik wird aber sicher sagen: „Das mag für den Einzelfall der Moordammkultur richtig sein, aber dieses Arbeitsgebiet ist ja nur ein kleines, eng begrenztes." Ich lasse daher ein Beispiel folgen, das sich auf ein anderes großes Gebiet der Landeskultur, der Schaffung von Hochwasserschutzanlagen, erstreckt. Bei diesen Arbeiten kommen neben dem Einsatz des Arbeitsdienstes noch erhebliche Aufwendungen für Bauwerke, Facharbeiten usw. in Frage, die allgemein die Kosten höher stellen als bei reinen Meliorationen.

Die Schutter entspringt im Schwarzwald. Sie fließt zunächst in etwa Ost-West-Richtung auf den Rhein zu, biegt dann aber beim Eintritt in die Rheinebene bei Lahr scharf nach Norden ab und mündet rund 30 Kilometer unterhalb Kehl (gegenüber Straßburg) in die Kinzig, kurz vor deren Einmündung in den Rhein. Beim Austritt aus dem Gebirge in die Rheinebene verringert sich das Gefälle der Schutter stark. Dies führt zu dauernden Geschiebeablagerungen und damit zur Erhöhung der Flußsohle. Die Schutter konnte seit vielen Jahren nur noch eine Wassermenge von 13 m^3/sec. abführen, während die Hochwassermengen bis zu 90 m^3/sec. betragen. Es traten daher in dem anliegenden Niederungsgebiet regelmäßig starke Überschwemmungen auf, die häufig zur völligen Vernichtung der Ernten führten. Von den Hochwasserschäden sind 16 Gemarkungen mit einem Gebiet von 4302 Hektar betroffen, hiervon sind 1640 Hektar Ackerland, 2563 Hektar Wiesen und Weiden und 159 Hektar bebautes Dorfgelände. Im langjährigen Durchschnitt ist nach den Feststellungen des Kulturbauamtes Offenburg mit einem jährlichen Schaden durch Vernichtung der Feldfrüchte, Vernichtung der Heuernte und Auslaugen des Bodens in Höhe von 100 000.— RM. zu rechnen. Nicht eingerechnet ist hier der Schaden an den Gebäuden in den überschwemmten Ortsteilen und an der Gesundheit der Bewohner.

Das Land Baden, vertreten durch das Badische Finanz- und Wirtschaftsministerium, Abteilung für Landwirtschaft und Domänen, hat nun durch den Bau eines in Lahr-Dinglingen beginnenden Entlastungskanales, der das Hochwasser der Schutter bis zu einer Menge von 80 Sekunden-Kubikmeter aufnimmt und auf dem kurzen Wege von 7 Kilometer unmittelbar dem Rhein zuführt, diese Hochwasserschäden beseitigt. Der Bau ist in den Monaten Februar bis August 1934 unter Einsatz von vier vollen Arbeitsdienstabteilungen des Arbeitsgaues 27 durchgeführt. Als bauleitende und aufsichtsführende Fachbehörde trat das Kulturbauamt Offenburg auf. Nach den Abrechnungen des Arbeitsdienstes sind einschließlich des Innendienstes, der Urlauber, Kranken, Kommandierten usw. 186 945 Arbeitsdiensttagewerke aufgewendet worden. Das entspricht einer Arbeitsleistung einer vollen Abteilung von 216 Mann auf die

Digitized by Google

Dauer von 28 Monaten = 2 1/3 Jahren. Die für das Werk des Arbeitsdienstes aufgewendeten Mittel betragen daher 2 1/3 × 170 000.— RM. = rund 400 000.— RM.

Nach den vom Kulturbauamt Offenburg gemachten Angaben setzen sich die Gesamtkosten für den Bau des Flutkanals wie folgt zusammen:

Beiträge und Zuschüsse für Notstandsarbeiten	52 000	RM.
Lohnkosten für Facharbeiter	213 000	„
Baustoffe	256 000	„
Baracken und Fahrräder	68 000	„
Geländeerwerb	152 000	„
Planung und Bauleitung	25 000	„
Sonstiges	47 000	„
dazu das Werk des Arbeitsdienstes	400 000	„
=	1 213 000	RM.

Diesem Geldaufwand steht schon jetzt nach Fertigstellung des Kanals ein Nutzen von 100 000 RM. gegenüber, der dem oben angegebenen Ernteausfall entspricht. Der jährliche Gewinn durch Verhütung von Ernteausfall allein übersteigt somit 8,2 v. H. der aufgewendeten Kosten.

Der Bau des Schutter-Entlastungskanals ermöglicht es weiter, das fast 4500 Hektar große Niederungsgebiet an der Schutter nunmehr planmäßig zu entwässern und zu kultivieren.

Es folgt jetzt daher der zweite Bauabschnitt, der die Räumung des alten Schutterlaufes und seine Begradigung an stark gewundenen Stellen vorsieht. Die Kosten dieses Bauabschnittes betragen 350 000 RM.

Als dritter Bauabschnitt ist die Entwässerung der besonders versumpften Gebiete in der Schutterniederung vorgesehen. Die Kosten hierfür betragen 250 000 RM.

Zur Durchführung des Gesamtunternehmens werden also folgende Kosten entstehen:

1. Abschnitt — Entlastungskanal	1 213 000.—	RM.
2. Abschnitt — Räumung der Schutter	350 000.—	„
3. Abschnitt — Entwässerung der Niederung	250 000.—	„
	1 813 000.—	RM.

Diesen Aufwendungen stehen als jährliche Mehreinnahmen gegenüber:

1. Die verhüteten Hochwasserschäden und damit eine Ertragssteigerung in Höhe von 100 000.— RM.
2. Eine weitere Ertragssteigerung aus den 2500 Hektar meliorierten Wiesen, die vom Kulturbauamt Offenburg mit 40.— RM. pro Hektar angegeben wird 100 000.— RM.
3. Ertragssteigerung des 1640 Hektar großen Ackerlandes um 10 v. H. des bisherigen Ertrages, der nach den Pachtpreisen mit rund 300 000.— RM. angesetzt werden kann 30 000.— RM.

230 000.— RM.

Durch die einmalige Verausgabung von 1 813 000.— RM. entstehen also jährliche Ertragssteigerungen von 230 000.— RM., d. s. 12,5 v. H. der hierzu aufgewendeten Kosten.

Anmerkung: Die Zahlenangaben sind einem Bericht des Leiters der Planungsabteilung des Arbeitsgaues 27, Baden-Pfalz, Oberstfeldmeister Regierungsbaumeister Glockner entnommen und durch den Leiter der Kulturbauabteilung im Badischen Finanz- und Wirtschaftsministerium, Oberbaurat Nesselhauf, bestätigt.

Digitized by Google

Dieses Beispiel zeigt, daß auch bei Arbeiten, bei denen außer den Aufwendungen für den Arbeitsdienst noch erhebliche Mittel für Bauwerke, Facharbeiten, Grunderwerb und Bauleitung aufzubringen sind, der volkswirtschaftliche Wert der Arbeiten des Arbeitsdienstes nicht angezweifelt werden kann.

Ähnliche Hochwasserschutzanlagen sind in großem Umfange in Deutschland erforderlich. In Baden wird jetzt mit der Pfinz-Saalbach-Flußkorrektion begonnen, die ebenfalls zwei Entlastungskanäle von erheblich größeren Abmessungen vorsieht. Hier werden 15 Arbeitsdienstabteilungen eingesetzt. Das beteiligte Gebiet umfaßt rund 50 000 Hektar.

In Preußen sind nach Feststellungen des Preußischen Landwirtschaftsministeriums in den Jahren 1926 bis 1930 Hochwasserschäden in Höhe von 300 Millionen RM. eingetreten; hiervon entfallen allein auf das Jahr 1926 126 Millionen RM. An Hochwasserbeihilfen zur Linderung der durch Hochwasserschäden entstandenen Not sind nach den Erhebungen des Reichsernährungsministeriums in den Jahren 1924 bis 1928 von Reich, Ländern, Gemeinden usw. rund 225 Millionen RM. aufgewendet worden, die das Reich besser vorher für den Bau von Hochwasserschutzanlagen und Flußregulierungen eingesetzt hätte. Wären doch mit diesen Mitteln Verhütung der große Volkswerte vernichtenden Hochwasserschäden und darüber hinaus noch erhebliche Ertragssteigerungen möglich gewesen.

Der Arbeitsdienst ist der Stoßtrupp, der das nationalsozialistische Wirtschaftsprogramm auf dem Gebiet der inneren Kolonisation gegen alle Hemmungen der Bürokratie in die Tat umsetzt. Er legt durch die Förderung von Landeskultur und Siedlung den Grundstock zur Bildung neuen gesunden Bauerntums und darüber hinaus zu wahrer nationalsozialistischer Wirtschaftsordnung. Die gemeinsame Arbeit an deutscher Heimaterde ist das beste Mittel zur Verbindung von Blut und Boden. So geht der Wert des deutschen Arbeitsdienstwerkes weit über die rechnerisch festzulegende Wirtschaftlichkeit hinaus. Denn was gibt es wertvolleres als die gleichzeitig geleistete Arbeit am deutschen Menschen! Arbeit ist Kampf. Kampf aber stählt Körper und Geist und führt zu echter Volksgemeinschaft. Leuchtenden Auges wirkt so die deutsche Jugend durch seine Arbeit im Arbeitsdienst an führender Stelle mit an der Gestaltung des Dritten Reiches nach dem Willen unseres Führers.

Digitized by Google

Arbeitsführer Dr.-Ing. Harry Ruß:
(Regierungsbaurat in der Planungsabteilung der Reichsleitung.)

Die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes bei Landgewinnung und Moorkultur

Zwei Beispiele, herausgegriffen aus der Fülle der Arbeitsvorhaben des Arbeitsdienstes, die aber deswegen von Bedeutung sind, weil sie sich auf vollendete Teile einheitlicher Großbauvorhaben beziehen, sollen zeigen, daß die für den Arbeitsdienst verausgabten öffentlichen Mittel in einem angemessenen Verhältnis zu dem Wert der durch das Werk des Arbeitsdienstes hervorgebrachten landwirtschaftlichen Mehrerträge stehen.

1. Der Arbeitsgau Nr. 7, Schleswig-Holstein, findet ein großes Arbeitsfeld an der Nordseeküste bei den Landgewinnungsarbeiten, durch die dem Meere Land abgerungen und in landwirtschaftlich nutzbare Flächen umgewandelt wird. Die natürliche selbständige Auflandung der Küste durch Schlick wird an geeigneten Stellen durch Baumaßnahmen künstlich gefördert. Das so gewonnene Neuland erhält durch Deiche Schutz gegen die höchsten Fluten, so daß die Möglichkeit geschaffen ist, auf ihm Ackerwirtschaft zu treiben.

Eine solche Eindeichung wurde vom Arbeitsgau bei der Ortschaft Norddorf auf der Insel Amrum in der Zeit vom 1. April 1933 bis 1. Oktober 1934, also in eineinhalb Jahren, mit einer Kleinabteilung von 144 Mann durchgeführt. 85 Hektar Land liegen jetzt im Deichschutz, und während infolge der steten Überflutungen hier bislang die Erträge der als Grünland genützten Fläche nur gering und minderwertig waren, können auf ihr nunmehr Ackerfrüchte angebaut werden.

Der Leiter der Planungsabteilung des Arbeitsgaues 7, Regierungsbaurat Richter, macht über dieses Arbeitsvorhaben Angaben, die zu folgender Wirtschaftlichkeitsberechnung führen:

Entstandene tatsächliche Kosten:

1. 144 (Mann) × 1,5 (Jahr) × 800.— RM.	=	172 800.— RM.
2. Kosten für Geräte und dergleichen	=	35 000.— RM.
Demnach Gesamtkosten des Deichbaues:	=	207 800.— RM.

Wirtschaftlichkeitsberechnung:

Größe des eingedeichten Geländes = rd. 85 Hektar.

Ertrag des Geländes vor der Eindeichung:

Der Wert der Heuernte betrug je Jahr und Hektar im günstigsten Falle 150.— RM. Durch Überflutung wurde die Ernte fast in jedem zweiten Jahr vernichtet, so daß ein Durchschnittswert des Ertrages von rund 75.— RM. je Hektar eingesetzt werden kann.

Mithin Ertragswert der Ländereien vor der Eindeichung =
75.— RM. × 85 Hektar = 6 375.— RM.

Digitized by Google

Möglicher Ertragswert bei sachgemäßer Pflege und Unterhaltung der Ländereien nach der Eindeichung:

1. Durch Ansaat von Weizen, Einsaat je Hektar	= 4 Ztr.	
Durchschnittsertrag je Hektar	= 80 Ztr.	
Wert des Reinertrages je Hektar bei Anbau von Weizen = 80 — 4 = 76 Ztr. × 12.— RM.	=	912.— RM.
Abzüglich Kosten für Umbruch, erste Düngung usw.	=	100.— RM.
Summe	=	812.— RM.
2. Durch Ansaat von Gerste oder Hafer:		
Einsaat je Hektar	= 4 Ztr.	
Durchschnittsertrag je Hektar	= 50 Ztr.	
Wert des Reinertrages je Hektar bei Anbau von Gerste oder Hafer = 50— 4 = 46 Ztr. × 9 RM.	=	414.— RM.
Abzüglich Kosten für Umbruch, erste Düngung usw.	=	100.— RM.
Summe	=	314.— RM.
Gemittelter Reinertrag = $\frac{812 \text{ plus } 314}{2}$	=	563.— RM.
Gesamtertrag = 563 × 85	=	47 855.— RM.

Demgegenüber steht der Ertrag der Ländereien vor der Eindeichung im Werte von 6 375.— RM., so daß eine Ertragsteigerung der Ländereien durch die Eindeichung von 41 480.— RM. erzielt wird. Hiernach beträgt die jährlich wiederkehrende Ertragssteigerung rund 20 v. H. der nominell für die Herstellung des Deiches aufgewendeten Kosten.

2. Westlich der Reichshauptstadt Berlin, unmittelbar vor ihren Toren, dehnt sich zwischen Havel und Elbe das Havelländische und das Rhin-Luch aus. Hier liegen 87 000 Hektar Niederungsmoor, von denen erst ein kleiner Teil in Kultur ist.

Durch Gutachten der Kulturbaubeamten in Potsdam, Regierungsbaurat Baumgärtel, und in Neu-Ruppin, Regierungsbaurat Wittmer, ist festgestellt, daß in dem Gebiet allein 18 500 Hektar Siedlungsland geschaffen werden können und daß auch auf den restlichen Flächen durch Entwässerung, Wegebau und Folgeeinrichtungsarbeiten Ertragssteigerungen erzielt werden. Für eine Siedlerstelle werden 20 bis 25 Hektar Fläche gerechnet, von denen zwei Drittel als Grünland und das andere Drittel als Ackerland anzulegen sind. Um auf dem Niederungsmoor mit Sicherheit Ackerwirtschaft treiben zu können, muß ein Teil der als Ackerland zu nutzenden Flächen durch Übersandung in Moordammkultur umgewandelt werden. In dieser Art werden 800 neue Siedlerstellen entstehen.

Für die Durchführung des großen Kultivierungs- und Siedlungswerkes hat der Arbeitsgau 9, Brandenburg, 14 Arbeitsdienstabteilungen eingesetzt, die das große Werk in zwei Millionen Lohntagewerken erstellen sollen. Im westlichen Teil des rund 38 000 Hektar großen Rhin-Luches, in den Gemarkungen Babe und Roddahn, ist bereits die Entwässerung eines in sich abgeschlossenen, 380 Hektar großen Teiles von Niederungsmoorflächen in der Zeit vom 14. Juli 1933 bis 1. September 1934, also in 410 Tagen, von der Arbeitsdienst-Abteilung Alt-Roddahn durchgeführt worden. Die entwässerte Fläche soll auch weiterhin als Grünland genutzt werden. Während jedoch hier bislang nur minderwertiges Gras wachsen konnte, werden jetzt Kulturgräser gedeihen.

Für das Gebiet kann schon die Wirtschaftlichkeit der vom Arbeitsdienst geleisteten Arbeit nachgewiesen werden, einer Arbeit, die charakteristisch ist für die gesamte

Digitized by Google

Fuchfläche und die daher Schlüsse zuläßt über den Wert der in ihr vom Arbeitsdienst zu erledigenden Kultivierung.

Die Angaben, die der Leiter der Planungsabteilung des Arbeitsgaues Nr. 9, Regierungsbaurat Wolffram, über die Entwässerungsarbeiten Babe-Roddahn macht, ergeben folgende Wirtschaftlichkeitsberechnung:

Tatsächliche Anlagekosten:

1. 60 (Mann) $\times \frac{410}{365} \times$ 800.— RM.	=	54 000.— RM.
2. Kosten für Bauwerke, Geräte, dergleichen	=	7 800.— RM.
3. Kosten für Durchführung der Folgeeinrichtungsarbeiten = 380 Hektar × 150.— RM.	=	57 000.— RM.
Zusammen	=	118 800 — RM.

Wirtschaftlichkeitsberechnung:

Ertrag des Gebietes vor der Melioration durch Nutzung von minderwertigem Heu 30 Ztr. × 380 Hektar × 1.— RM.	=	11 400.— RM.
Ertragswert nach Durchführung der Melioration durch Nutzung von gutem Heu (Erfahrungswerte in dem Gebiet) 50 Ztr. × 380 Hektar × 1.50 RM.	=	28 500.— RM.
Mehrertrag	=	17 100.— RM.

Hiernach ergibt sich die jährlich wiederkehrende Ertragssteigerung zu 14 v. H. der nominell aufgewendeten Kosten. Die Kosten für regelmäßig wiederkehrende Unterhaltung (Walzen, Düngung, Nachsaat und dergl.) der kultivierten Flächen, die im Jahr etwa 20.— RM. je Hektar betragen werden, wurden nicht berücksichtigt.

Zusammenfassend ergibt sich, daß die für den Arbeitsdienst bereitgestellten öffentlichen Mittel wirtschaftlich verwendet worden sind. Die angeführten Beispiele lassen sich beliebig vermehren und zeigen daher die Wirtschaftlichkeit des Arbeitsdienstes überhaupt.

Digitized by Google

Arbeitsdienst

Meinem Reichsarbeitsführer Pg. Hierl gewidmet.

Laßt doch die Neider streiten,
ob sich das Werk „rentiert“:
wir sehen künft'ge Zeiten,
die unser Tun gebiert.

Wir sehen wurzelfeste
Geschlechter neu erstehn,
wir sehen morsche Reste
des Gestern doch vergehn.

Wir lachen ob der Sorgen
von Haß und Reaktion,
und grüßen Deutschlands Morgen
als unsrer Arbeit Lohn.

14. April 1934. Will Decker.

(Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus der Nr. 17 der Wochenzeitschrift „Deutscher Arbeitsdienst für Volk und Heimat“, Berlin SW 11, Dessauerstraße 28.)

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Hermann Kretzschmann:
(Leiter der Reichsschule des deutschen Arbeitsdienstes in Potsdam.)

Der staatspolitische Unterricht im Arbeitsdienst

Wenn im nationalsozialistischen Arbeitsdienst auf den staatspolitischen Unterricht besonderer Wert gelegt wird, so deshalb, weil unser Ziel erfordert, daß neben allen anderen Erziehungsaufgaben im Arbeitsdienst die weltanschauliche Schulung eine Förderung und Vertiefung erfährt.

Der staatspolitische Unterricht ist natürlich nur ein Teilgebiet der gesamten nationalsozialistischen Erziehung im Arbeitsdienst. Arbeit und Kameradschaft, Geisteserziehung und Leibeserziehung und die richtige Nutzung der Freizeit in einer sinnvollen Freierabendgestaltung müssen zusammenwirken, um das Ziel voll zu erreichen. Die Gleichwertigkeit und Gleichrangigkeit dieser Unterrichtsfaktoren ist eine Selbstverständlichkeit. Eins ohne das andere wäre sinnlos und würde den Forderungen einer nationalpolitischen Erziehung nicht entsprechen.

Der staatspolitische Unterricht im Arbeitsdienst kann selbstverständlich nur ein nationalsozialistischer sein. Dies setzt voraus, daß die Führer im Arbeitsdienst, die zu gleicher Zeit die Erzieher dieser deutschen Jugend sind, restlos den Nationalsozialismus vorleben.

Wir sprechen bewußt vom staatspolitischen Unterricht als Vorbereitung einer volksdeutschen und nationalpolitischen Erziehung.

Bei diesem Unterricht kommt es nicht so darauf an, ungeheures Wissen in die Köpfe der Jugend hineinzupumpen, sondern es ist der Hauptwert darauf gelegt, daß Herz und Gemüt beeindruckt werden und daß der Arbeitsdienst aus seiner Lagergemeinschaft heraus Erlebnisse schafft, die für das ganze Leben haften bleiben.

Der Unterricht hat die Aufgabe, durch rastlose Kleinarbeit diese Erlebnisse in Wort und Bild zu unterstreichen und Kenntnisse zu Erkenntnissen zu machen.

Die Auswahl des Unterrichtsstoffes hat deshalb in vorsichtiger Weise zu erfolgen; denn jedes Zuviel würde ja schaden. Gerade hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Es war deshalb eine der Hauptaufgaben, das Stoffgebiet eng zu umgrenzen.

Das Gebiet der Arbeit, die ja allen im Arbeitsdienst gemeinsam ist, wird durch volkswirtschaftliche, arbeitskundliche und arbeitstechnische Schulung darauf eingestellt, das neue Arbeitsethos jedem zu vermitteln. Hierbei kommt auch die deutsche Arbeiterbewegung, gesehen mit den Augen des Nationalsozialisten, zu ihrem Recht. Im Zusammenhang mit der Schulung in Fragen der Arbeit und der Volkswirtschaft, wird auch das Wehrpolitische vom Gesichtspunkt des Schutzes deutscher Arbeit behandelt.

Digitized by Google

Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß alle Fragen der Arbeit am deutschen Heimatboden nicht nur kulturtechnisch, sondern auch von der geschichtlichen Seite aus gesehen werden: der Kampf um die deutsche Scholle von Urvätertagen an, über Völkerwanderung und Ordensritterzeiten hin, bis zu den Siedlungs- und Grenzlandarbeiten des Großen Kurfürsten und der preußischen Könige.

Die Arbeit um deutsches Neuland als Notwendigkeit für unser Volk ohne Raum, gibt dann in Verbindung mit der Lagerheimat den Übergang zur deutschen Geschichte. Diese deutsche Geschichte wird nun nicht etwa gelehrt in trockenen Vorträgen, nicht in Zahlen und dynastischen Namen, sondern heraus aus der Geschichtsverbundenheit der Lagerheimat mit den Überlieferungen auf die gesamte deutsche Vergangenheit.

Die Politik des Tages wird unter Auswertung der nationalsozialistischen Presse in das Licht der Geschichtsverbundenheit gerückt.

Gerade bei der heute so stark politisch, partei- und tagespolitisch, eingestellten deutschen Jugend, wird besonderer Wert darauf gelegt, daß Politik als werdende Geschichte erkannt wird, und daß die Geschichte vergangener Zeit auch einst Politik war. Hierbei wird besonders der Führergedanke herausgeschält. Es wird der überragende deutsche Mensch geschildert, der als Führer die Geschehnisse des deutschen Volkes gelenkt hat, in die Bahnen, die dem Gesamtvolkstum am besten dienten. Adolf Hitler wird hierfür als das lebende und leuchtende Beispiel gezeigt. So wird auf diesem Stoffgebiet besonders der Reichsgedanke und Großdeutsche Gedanke herausgestellt und all die Persönlichkeiten und die Ereignisse werden hervorgehoben, die auf dieses Ziel im Laufe der deutschen Geschichte eingestellt waren. Deutschlands große Männer, ihr Leben, ihre Worte und ihre Taten, finden eine besondere Würdigung.

Aus den Quellen deutschen Volkstums, aus Heimat und Natur, wird im Unterricht geschöpft, um den Jungen aus der Großstadt und aus dem Industriegebiet das kulturelle Wollen des deutschen Volkes aus Vergangenheit und Gegenwart nahe zu bringen und um all die kulturellen Werte in der deutschen Seele der Jungen zu wecken. Die „Grundgesetze deutscher Art", die blutsmäßig im deutschen Menschen vorhanden sind, finden in unserem Unterricht besondere Beachtung. Ehre, Kampf, Treue, Glaube, Recht und Führertum werden an Hand von Beispielen aus der Geschichte, aus der nationalsozialistischen Revolution und dem alltäglichen Leben verständlich gemacht.

Das Lagerleben dort draußen im Luch, auf der Heide und dem deutschen Wald gibt Gelegenheit, die Naturverbundenheit des norddeutschen Menschen aufzuzeigen und Aufgabe der Berufenen im Arbeitsdienst ist es, diese Naturliebe und Naturfreude zu wecken und zu fördern und den Naturschutzgedanken zur Geltung zu bringen.

Das nahe Dorf, die Kleinstadt mit ihrer schollenverbundenen Bevölkerung und einem hier und da noch regem Volkstum, dienen dazu die Fragen des Volkstums der deutschen Landschaft und der deutschen Heimat aufzuzeigen. Heimatpflege und Heimatschutz finden im Arbeitsdienst ihren wohlverdienten Platz.

Digitized by Google

Die ungeheure Erdarbeit, die der Arbeitsdienst an der Erdoberfläche unseres Heimatbodens leistet, führt dazu, daß Vorzeitfunde aus der deutschen Vor- und Frühgeschichte in Form von Grab- und Kultstätten, Resten von Siedlungen oder Streufunde freigelegt werden. Hier bietet sich dem Unterricht eine Fundgrube von Anschauungsmaterial und gerade auf diesem Gebiet zeigt sich von Monat zu Monat mehr, daß die Jugend aller Volkskreise im Arbeitsdienst immer größeres Verstehen für alle Fragen der deutschen Vorzeitforschung gewinnt. Wenn dann bei wissenschaftlichen, wertvollen Funden berufene Fachleute ins Lager kommen, sorgsam den Fund bergen und hierbei den Arbeitsmännern einen lebendigen Vortrag über die Frühzeit unserer Geschichte oder unseres deutschen Bodens halten, sind die Jungen nicht nur stolz auf ihre Mitarbeit, sondern folgen mit immer steigendem Verständnis.

So trägt der Arbeitsdienst dazu bei, lebendiges Verstehen für die deutsche Heimat, die deutsche Geschichte und den deutschen Menschen zu wecken. Hier setzt auch die Schulung ein über Rassefragen und Erbgesundheitslehre. Wobei besonderer Wert auf die Auswahl der Schulungsleiter und Vortragenden gelegt wird.

Volksdeutsche und Grenzland-Fragen werden im ganzen Reiche behandelt, erfahren jedoch in den Grenzgebieten eine doppelte Förderung.

Als Ergänzungsfächer, die mehr dem nationalwirtschaftlichen Verstehen und der praktischen Arbeit dienen, werden die Gebiete der Arbeits-, Waren- und Werkzeugkunde sowie die des Rohstoffersatzes behandelt.

Da der junge Arbeitsmann nach oft ungewohnter und ihm zuerst schwerer Arbeit nicht so aufnahmefähig ist, wie ein Schüler oder Student, muß die Schulung lebendig gestaltet werden. Die besten Methoden sind auch hier gerade gut genug, um in Anwendung gebracht zu werden. Die Unterrichtsstoffe müssen in leicht verständlicher Weise an die zu Schulenden herangebracht werden und der Lehrer darf nie zu viel voraussetzen. Sowohl der Volksschüler, wie auch der Schüler höherer Lehranstalten wird bei der im Arbeitsdienst zur Anwendung gebrachten volkstümlichen Art der Schulung immer auf seine Kosten kommen. Neben Anschauungsmaterial, Bild und Buch, wird viel mit Schmalfilm und Bildwerfer gearbeitet. Hier gilt es, das Bild, vom Wort unterstrichen, als Schulungsmaterial weitgehendst in Anwendung zu bringen.

Hitlers „Mein Kampf" ist das grundlegende Lehrbuch, ergänzt durch weiteres nationalsozialistisches Schrifttum, wie das Buch von Dr. Will Decker „Der deutsche Weg" und das Lehr- und Lesebuch des deutschen Arbeitsdienstes „Bausteine zum Dritten Reich".

Immer wird darauf geachtet, daß der theoretische Unterricht durch Heimatwanderungen, Museumsbesuche, Zeigen von Werkstätten und Industriebetrieben belebt und ergänzt wird.

Digitized by Google

Willy ter Hell: Schwäbiſche Alb bei St. Johann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Dr. jur. Herbert Schmeidler:
(Leiter des Verwaltungs- und Wirtschaftsamtes in der Reichsleitung.)

Die Verwaltung im Arbeitsdienst

„Verwaltung" ist ein Wort, bei dem mitunter starken Männern, oft sogar gerade starken Männern ein Frösteln über den Rücken läuft: der Begriff ist ihnen untrennbar vom „Bürokratismus" im üblen Sinne des Wortes, untrennbar von schematisierenden Paragraphen, untrennbar von dicken staubigen Aktenbündeln, die von pedantischer Hand nach „Vorgängen" durchgeblättert werden, um eine „Verfügung vom grünen Tisch" zu erlassen, die die kämpferische Initiative erdrosseln will.

Mag sein, daß es auch heute im Dritten Reich noch an dieser oder jener Stelle „Verwaltungen" gibt, die nationalsozialistischer Geist noch nicht durchweht und vor denen diese Angst berechtigt ist.

Die Verwaltung im Arbeitsdienst hat vom ersten Tage an, nachdem ihr der Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hierl ihre Richtlinien gab, nur nach diesen gearbeitet. Die Arbeit vollzog sich in der Stille, aber die mit ihr verbundenen Kämpfe waren damit nicht weniger heftig.

Die große Linie, die der Reichsarbeitsführer vorgezeichnet hat, tritt klar aus folgenden von ihm einmal niedergelegten Worten hervor:

> „Führung und Verwaltung im Arbeitsdienst müssen eine Einheit bilden. Ihre Zusammenarbeit soll sich vollziehen wie die des Familienvaters und der Hausfrau in der harmonischen Familie.
>
> Der Geist, der dem Arbeitsdienst sein besonderes Gepräge gibt, muß in den im Verwaltungsdienst eingesetzten Führern ebenso lebendig sein wie in allen Führern.
>
> Alle tragen die gleiche Ehrentracht des Arbeitsdienstes, alle müssen sich als dienende Glieder einer Gemeinschaft fühlen mit dem gleichen Ziele, die hohen ethischen und volkswirtschaftlichen Aufgaben des Arbeitsdienstes zu erfüllen und das Wohl der anvertrauten deutschen Jugend nach Kräften fördern."

In der Praxis übertragen bedeutet diese Linie: Die Verwaltung, von der Reichsleitung des Arbeitsdienstes bis herunter zur Arbeitsdienstabteilung, soll unbürokratisch und kämpferisch, aber wirtschaftlich, klar und sauber sein.

Wie der Geist des Arbeitsdienstes schöpferisch die deutsche Jugend zu grundlegend neuen, rein nationalsozialistischen Gedankengängen führt, so muß auch seine Verwaltung und Wirtschaftsführung schöpferisch wirken. Sie darf nicht zum Schaden des Aufbaus am alten kleben, nur „weil es immer so war"!

Als Staatssekretär Hierl im März 1933 endgültig die Führung des Arbeitsdienstes im Reiche übernahm, gab es aber bekanntlich bereits grund-

Digitized by Google

legende Gesetze und Verordnungen über den Freiwilligen Arbeitsdienst, es gab mehrere Tausende von „Lagern" und unzählige sogenannte „offene" Arbeitsdienstmaßnahmen, und es gab Hunderte von Trägern des Dienstes, d. h. Bünde, Bündchen und Zweckverbände, die mit ihren Leuten „Arbeitsdienst machten". Und alle diese Dienstträger „verwalteten" ihren Arbeitsdienst selbständig. Denn die „Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung" zahlte über die Träger der Arbeit an die Träger des Dienstes einen „Förderungsbetrag" pro Tagewerk des Arbeitsdienstwilligen, der allein oder zusammen mit einem Zuschuß der Träger der Arbeit die finanzielle Grundlage darstellte, auf der nun „gewirtschaftet" wurde. Bei der Frage, „wie das geschah", empfiehlt es sich über eine sehr große Zahl von Dienstträgern den Mantel der Vergessenheit zu breiten und zu schweigen! Auf diesem Gebiete mußte jedenfalls neben dem organisatorischen Umbau im Jahre 1933 erst einmal ein „Groß-Reinemachen" erfolgen! Im übrigen aber war es nicht zu umgehen, daß man das System der „Förderung", d. h. der Mittelbewilligung pro Kopf und Tagewerk im Haushaltsjahr 1933 noch beibehielt, obwohl es schon in dem Augenblick für den Arbeitsdienst nicht mehr paßte, in dem er sich von den Begriffen der Arbeitslosenunterstützung und der Notstandsarbeiten gelöst hatte, um nach dem Willen des Führers zu einer Schule der nationalsozialistischen Erziehung der ganzen deutschen Jugend zu werden.

Am 1. April 1934 ist dann verwaltungsmäßig dieses „Förderungssystem" gefallen: an die Stelle der „Förderungsbeträge" und der damit verbundenen Bewirtschaftungsformen ist das System der planmäßigen Mittelbewirtschaftung nach den Grundsätzen der Reichshaushaltsordnung getreten. Mit dieser Änderung ist auch die bisher noch durch die Landesarbeitsämter und Arbeitsämter ausgeübte Kassentätigkeit auf den Arbeitsdienst selbst übergegangen. Seit 1. April hat jede Arbeitsgauleitung ihre eigene Amtskasse, die allein zuständig ist für den gesamten Kassenverkehr des Arbeitsgaues.

Gewaltig waren die Aufgaben, vor denen die Verwaltung im Jahre 1933 auf den Gebieten des Verpflegungs-, Bekleidungs-, Unterkunfts- und Transportwesens stand. Eine „Armee" von 250 000 jungen, frisch arbeitenden Menschen will und muß reichlich essen, muß ausreichend, einheitlich und zweckmäßig bekleidet und gut untergebracht sein.

Viel ist hier geleistet worden, das Auftreten des Arbeitsdienstes beim Parteitag in Nürnberg hat auch hiervon beredtes Zeugnis abgelegt. Aber noch ebensoviel bleibt zu leisten.

Vor allem muß nun das beschaffte wertvolle Gut an Bekleidung, Unterkunftsgerät und Fahrzeugen systematisch und sorgsam verwaltet werden, um die Grundlage zu einer planmäßigen „Garnitur-Wirtschaft" bilden zu können.

In einem geordneten sauberen Beschaffungssystem des Arbeitsdienstes liegt gleichzeitig eine ganz planmäßige Belebung der freien Wirtschaft: es gibt unter den gesamten durch den staatlichen Haushalt für den Arbeitsdienst bewilligten Millionen nicht einen Pfennig, der nicht noch im Laufe des Etatsjahres irgendwie

Digitized by Google

belebend in die freie Wirtschaft fließt! Die bescheidenen Gehälter der Führer ebenso wie die Taschengelder der Arbeitsmänner wandern für dringende private Anschaffungen umgehend in den Handel. Die für die Beschaffung von Verpflegung, Bekleidung, Wäsche, Unterkunftsbaracken, Geräten aller Art und Kraftfahrzeugen festgelegten Millionenbeträge werden genau so planmäßig, wie sie übers ganze Haushaltsjahr verteilt sind und zugewiesen werden, teils zentral durch die Reichsleitung des Arbeitsdienstes, teils dezentral nach deren Richtlinien durch die Arbeitsgaue in Aufträgen den Lieferanten der freien Wirtschaft zugeführt und geben dort Hunderten von Volksgenossen Arbeit und Brot.

Im übrigen aber geben alle grundsätzlichen und organisatorischen Verfügungen ja nur den Rahmen, in dem gehandelt werden muß; zur Ausführung selbst gehören Männer, die natürlich zum Teil erst für ihre Aufgaben herangebildet und erzogen werden müssen.

Gerade die Verwaltung einer solchen im Aufbau befindlichen Riesenorganisation, wie es der Arbeitsdienst ist, erfordert ganze Persönlichkeiten von geradem, sauberen Charakter, die auch soweit möglich, schon die nötigen Fachkenntnisse aus Verwaltung und Wirtschaft oder zumindest Begabung und Willen für diese schwierigen Ämter im Arbeitsdienst mitbringen müssen. Nur der Verwaltungsmann, der — von unbedingter persönlicher Sauberkeit — sich auf Grund seiner Kenntnisse und Leistungen auch energisch durchsetzt, kann die Aufgaben erfüllen, die er im Rahmen des Ganzen hat:

Ständig bereiter Helfer, Kamerad und Fachberater zu sein, aber auch, wenn es nötig ist, rücksichtsloser Kämpfer gegen Unverstand und Unsauberkeit zum Segen des großen ideellen Zieles:

Deutscher Arbeitsdienst — Ehrendienst — Ehrenpflicht!

Digitized by Google

Gauarbeitsführer Dr. v. Funcke:
(Leiter des Rechtsamtes in der Reichsleitung.)

Der verwaltungsrechtliche Aufbau des N.S. Arbeitsdienstes

Der Arbeitsdienst hat mit seinem stark beachteten Appell und anschließenden Vorbeimarsch vor dem Führer und Reichskanzler in Nürnberg am 6. September ds. Js. zum erstenmal offiziell auf einem Reichsparteitag mitgewirkt. Er hat hierdurch seine Anerkennung als vollgültiges Glied der nationalsozialistischen Bewegung erfahren. Damit ist er zugleich in das breite Licht der Öffentlichkeit getreten. Das Interesse weiter Kreise wendet sich erklärlicherweise der Frage zu, auf welchen Rechtsgrundlagen der Arbeitsdienst eigentlich beruht und wie er in die Reichsverwaltung und in die Bewegung eingebaut ist.

Als der Freiwillige Arbeitsdienst vom demokratisch-parlamentarischen System durch die Notverordnung vom 5. Juni 1931 (RGBl. I Nr. 22) eingeführt wurde, war er als reine Beschäftigungsmöglichkeit für unterstützte Arbeitslose gedacht, d. h. die Mittel der Arbeitslosenunterstützung und Krisenfürsorge wurden nunmehr für die Durchführung von Arbeiten durch Unterstützungsempfänger eingesetzt. Indem man die Arbeitslosen auf diese Art für kurze Zeit von der Straße herunterbrachte, hoffte man, der weiteren Verwahrlosung und politischen Radikalisierung der Arbeiterschaft entgegenzuwirken. Das Wesen des Freiwilligen Arbeitsdienstes als Krisenmaßnahme schlechthin wurde dadurch unterstrichen, daß sie allen Unterstützungsempfängern ohne Unterschied des Lebensalters zugute kam und daß sie ferner in der Praxis meist nur von solchen Unterstützungsempfängern in Anspruch genommen wurde, die kurz vor der Aussteuerung standen und daher nach einer neuen „Versorgung" Ausschau halten mußten. Die Durchführung dieses Freiwilligen Arbeitsdienstes war sinngemäß dem Aufgabengebiet der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung zugeteilt, deren Präsident zugleich Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst war und als solcher dem Reichsarbeitsministerium, der obersten Fachbehörde für Arbeitsrecht und Arbeitslosenfürsorge, unterstand. Die Präsidenten der Landesarbeitsämter als Bezirkskommissare und in ihrem Auftrage die Arbeitsämter waren mit der verwaltungsmäßigen Durchführung des Freiwilligen Arbeitsdienstes betraut.

Als der Arbeitsdienst durch den Nationalsozialismus aus dem engen arbeitsmarktpolitischen Rahmen herausgenommen, allen jungen Deutschen — unabhängig von dem Zustande der Arbeitslosigkeit oder des Unterstützungsbezuges — erschlossen und zur großen Erziehungsschule der deutschen Jugend ausgebaut wurde, war es nur folgerichtig, ihn auch aus dem artfremden Aufgabengebiet des Reichsarbeitsministeriums und der ver-

Digitized by Google

waltungsmäßigen Verbindung mit den Organen der Reichsanstalt herauszulösen. Der zum Staatssekretär für den Freiwilligen Arbeitsdienst nach der Machtergreifung ernannte Reichsbeauftragte für den Arbeitsdienst der N.S. D.A.P., Oberst a. D. Hierl, hat den Arbeitsdienst zielbewußt als eine Rechtseinrichtung mit durchaus eigenen Zielen und Formen hingestellt. Das Reichsgebiet wurde in 30 Arbeitsgaue, die Arbeitsgaue in je 6—8 Arbeitsdienstgruppen und diese wieder in je 6—8 Arbeitsdienstabteilungen geteilt. An die Spitze der Arbeitsgaue traten staatliche Arbeitsgauführer, die die Aufgaben der bisherigen Bezirkskommissare übernahmen. In der Zentralstelle wurde die Reichsleitung des Arbeitsdienstes unter der Führung des Staatssekretärs und Reichsarbeitsführers gebildet. Sie ist eine einem Ministerium unterstellte oberste Reichsbehörde. Der Arbeitsdienst erhielt ferner seinen eigenen Haushalt im Rahmen des Reichshaushalts und seine eigene Kassenverwaltung. Die Aufgaben der Arbeitsämter bei der Einstellung und Entlassung der Arbeitsmänner gingen auf die neu gebildeten staatlichen Meldeämter für den Freiwilligen Arbeitsdienst über. Für die Auswahl und die körperliche und charakterliche Erziehung des Führernachwuchses wurden neben der Reichsschule in Potsdam zwölf Bezirksschulen mit angeschlossenen Lehrabteilungen errichtet. Ihren Abschluß fand die Errichtung einer eigenen Verwaltungsorganisation für den Arbeitsdienst durch die Zweite Verordnung über den Freiwilligen Arbeitsdienst vom 3. Juli 1934 (RGBl. I S. 581), in der der Arbeitsdienst dem Reichsminister des Innern als dem für die Jugenderziehung verantwortlichen Reichsminister unterstellt und zugleich der Staatssekretär und Reichsarbeitsführer zum Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst ernannt wurde.

Die Vereinheitlichung von Geist und Form des Arbeitsdienstes hat auch eines der wichtigsten Organe erfaßt, den Träger des Dienstes. Ihm kommt die überaus bedeutungsvolle Aufgabe der wirtschaftlichen, körperlichen und geistigen Betreuung der Arbeitsmänner zu. Während unter dem früheren System eine bunte Fülle von privaten Vereinen, Bünden und Organisationen verschiedenster politischer, konfessioneller und gesellschaftlicher Färbung die Jugend im Arbeitsdienst zusammenführte und damit oft nur außerhalb desselben liegende verbandsegoistische Zwecke verfolgte, übt die Aufgaben des Trägers des Dienstes nunmehr allein der Nationalsozialistische Arbeitsdienst e. V. in Berlin aus. Die Führung des N.S.Ad. e. V. liegt in den Händen des Staatssekretärs und Reichsarbeitsführers; seine Bevollmächtigten in den Arbeitsgauen sind regelmäßig die Arbeitsgauführer. Die Arbeitsdienstgruppen und -abteilungen sind Untergliederungen des N.S.Ad., die Arbeitsdienstführer — mit Ausnahme der Arbeitsgauführer und Meldeamtsleiter — Angestellte des Vereins.

Wir haben es somit jetzt mit einer staatlichen und einer parteiamtlichen Verwaltungssäule im Arbeitsdienst zu tun. Der staatlichen Verwaltung — Reichsleitung, Arbeitsgauleitungen, Meldeämter — fallen zu die Verteilung und Überweisung der Mittel, die Arbeitsplanung, die Anerkennung der Arbeitsdienstmaßnahmen sowie die Einstellung und Entlassung der Arbeitsmänner. Aufgabe der parteiamtlichen Verwaltung im N.S.Ad. ist die

Digitized by Google

wirtschaftliche und erzieherische Betreuung der Arbeitsmänner sowie die Auswahl und Ausbildung des Führer-, Lehr- und Verwaltungspersonals. Der auch auf anderen Gebieten des staatlichen und politischen Lebens beobachtete Einbau nationalsozialistischer Organisation in den Staatsapparat ist damit auch im Arbeitsdienst planmäßig vollzogen. Die Personalunion in den führenden Stellen des Staates und der Bewegung sichert die Einheitlichkeit und Stetigkeit der gesamten Verwaltung im Arbeitsdienst.

Der N.S. Arbeitsdienst stellt somit zurzeit eine halbstaatliche Rechtseinrichtung dar, die der Reichsarbeitsführer als eine Vorstufe für die kommende allgemeine Arbeitsdienstpflicht bezeichnet hat. Sie findet ihre Erklärung und Rechtfertigung in der geschichtlichen Entwicklung des Arbeitsdienstes, insbesondere in dem wesentlichen Merkmal der Freiwilligkeit auf Seiten der Arbeitsmänner und des Trägers des Dienstes. Es ist zu erwarten, daß nach Erledigung einiger noch ausstehender großer Aufgaben, wie der Errichtung eines eigenen Heildienst- und Versorgungswesens, der Überführung des Führer-, Lehr- und Verwaltungspersonals in ein festes beamtenähnliches Verhältnis, der verwaltungsrechtliche Aufbau des Arbeitsdienstes so fest gefügt dasteht, daß er zugleich mit der Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht in ein rein staatliches Rechtsgebilde umgewandelt werden kann. Trotzdem muß und wird auch dann das enge Zusammenwirken von Staat und Partei entscheidend bleiben für die weitere Ausgestaltung des Arbeitsdienstes. Wie sich der Aufgabenkreis dieser beiden das Leben der Nation formenden Kräfte in der Richtung auf das gemeinsame Ziel gegeneinander abgrenzen wird, hat der Reichsarbeitsführer auf dem Parteikongreß 1934 in folgende maßgebliche Formulierung gefaßt:

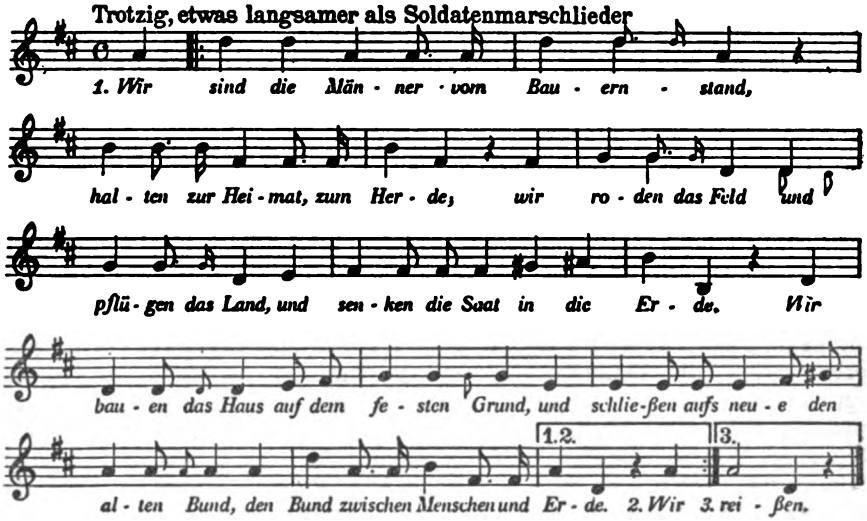
> „Die nationalsozialistische Partei gibt die weltanschauliche und politische Richtung an, aus der nationalsozialistischen Bewegung kommt die lebendige Kraft, die immer neue Impulse gibt und eine Erstarrung in Formalismus und Bürokratie verhindert.
>
> Der nationalsozialistische Staat gewährleistet die Stetigkeit und Festigkeit der Einrichtungen, sichert Autorität und Disziplin, er ist der Hüter von Recht und Gesetz und der Träger der Macht nach innen und außen.
>
> Nationalsozialistische Bewegung und nationalsozialistischer Staat gehören zusammen wie Seele und Leib, beide zusammen haben eine gemeinsame Aufgabe: Dem Bestand und Gedeihen des deutschen Volkes zu dienen.
>
> So ist auch für den nationalsozialistischen Arbeitsdienst Sinn und Zweck seines Daseins: Dienst am Volke."

Digitized by Google

Lied der Bauern

(Dieſes Bauernlied ſang der Arbeitsdienſt erſtmals am 27. Januar 1934 zur Eröffnung der „Grünen Woche“ in Berlin. — Beim Erntedankfeſt auf dem Bückeberg am 1. Oktober 1934 ward es von zehntauſend Arbeitsmännern vor dem Führer und dem ganzen deutſchen Volke geſungen.)

Worte: Konrad Liß — **Vertonung: Kurt v. Hertzberg**



(Muſikverlag Sansſouci, Berlin-Wilmersdorf)

Wir ſind die Bauern, wir ſchaffen das Brot
für unſ'res Volkes Genoſſen;
uns hat des Volkes, des Landes Not
auf ewig zuſammengeſchloſſen.
Wir bauen das Haus auf dem feſten Grund,
wir bau'n auf dem ſtarken, dem mächtigen Bund,
den Städter und Bauer geſchloſſen.

Und kommt der Feind uns ins Land herein,
Will uns den Boden entreißen,
dann woll'n wir des Landes Soldaten ſein
und wehrhafte Bauern heißen.
Was wir geſchaffen in Frieden und Ruh,
kein Teufel ſoll haben die Macht dazu,
es unſerer Fauſt zu entreißen!

Digitized by Google

Reichsarbeitsarzt Dr. Schuster:
(Leiter der Heildienstabteilung der Reichsleitung.)

Die Aufgaben des Arztes im Arbeitsdienst

Im freiwilligen Arbeitsdienst, wie er vor der Machtübernahme durch die N.S.D.A.P. bestand, wurde eine ärztliche Untersuchung vor der Einstellung nicht als notwendig erachtet. Es wurde aber von verschiedenen Seiten, besonders durch das Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose darauf aufmerksam gemacht, daß die für den Arbeitsdienst in Betracht kommenden Jahrgänge besonders durch die Tuberkulose gefährdet seien. Es wurde daher grundsätzlich gefordert, alle Arbeitsmänner vor dem Eintritt in ein Lager ärztlich zu untersuchen, sowie bei den Bewerbern besondere Untersuchungen auf Tuberkulose durch die Fürsorgestellen ihres Wohnortes vornehmen zu lassen. Weiter sollte eine besondere ärztliche Beaufsichtigung der Arbeitsmänner in den Lagern vorgesehen werden. Im Februar 1933 wurde deshalb zwischen dem Reichskommissar für den FAD. und den ärztlichen Spitzenverbänden ein Vertrag abgeschlossen, der die ärztliche Betreuung der Arbeitsmänner in den einzelnen Lagern und die Einstellungsuntersuchungen regelte. Vom 1. April 1933 ab wurde durch Verordnung des Reichskommissars vom 16. Februar 1933 die Einstellung in ein geschlossenes Arbeitsdienstlager von dem Nachweis einer ärztlichen Untersuchung abhängig gemacht. Die Einstellungsuntersuchungen wurden durch besondere Vertrauensärzte vorgenommen, die den Arbeitsämtern von den örtlich zuständigen kassenärztlichen Vereinigungen namhaft gemacht wurden. Das Ergebnis der Untersuchung wurde in eine „Gesundheitsbescheinigung" eingetragen. In der Regel sollte sich die Einstellungsuntersuchung auf die Feststellung beschränken, daß der Untersuchte frei von ansteckenden Krankheiten sowie daß er nach seinem Körper- und Gesundheitszustand der vorliegenden Arbeitsaufgabe gewachsen war. Bei vorliegendem Tuberkuloseverdacht durfte der Bewerber erst dann als arbeitsdiensttauglich bezeichnet werden, wenn der Verdacht durch eine entsprechende Sonderuntersuchung beseitigt war.

Für Lagerführer und Lagerführeranwärter sollten besondere gesundheitliche Anforderungen vorgesehen werden.

Leider zeigte sich bald, daß auch mit diesen Einstellungsuntersuchungen nicht immer Volltaugliche für den FAD. gewonnen wurden. Statistische Erhebungen ergaben vor allem, daß immer wieder Tuberkulosefälle beobachtet wurden. Es wurden deshalb Ende 1933 besondere „Richtlinien für die Untersuchung auf Tauglichkeit" eingeführt, die eingehende Vorschriften über den Gang der Untersuchung und eine Tabelle über Fehler, Krankheiten und Gebrechen enthalten. Durch diese Tabelle wird eine karteimäßige Erfassung sämtlicher körperlicher Fehler und Krankheiten gewährleistet. Die Einstellung der Arbeitsmänner erfolgt seit dem 15. Dezember 1933 nur noch durch Ver-

Digitized by Google

mittlung besonderer Meldeämter für den FAD., bei denen Vertrauensärzte nach den Richtlinien die Einstellungsuntersuchungen vornehmen. Der Einstellungsbefund wird jetzt in eine Karteikarte eingetragen. Hat die Einstellungsuntersuchung Tauglichkeit ergeben, so erfolgt Überweisung des Bewerbers in ein Arbeitsdienstlager. Der Einstellungsbefund wird in den Arbeitsdienstpaß übertragen.

Bei sorgfältiger Beachtung dieser Richtlinien scheint die größtmögliche Gewähr dafür gegeben, daß nur wirklich taugliche Bewerber zur Einstellung gelangen.

Während ihrer Tätigkeit beim Arbeitsdienst gelten für die Arbeitsmänner immer noch die Bestimmungen des § 19 der Ausführungsvorschriften zur Verordnung über den FAD. vom 2. August 1932. Darnach sind die Arbeitsmänner gegen Krankheit versichert; sie erhalten an Leistungen aus der Krankenversicherung lediglich Krankenpflege für ihre Person, gegebenenfalls Krankenhauspflege nach § 184 RVO. Der Kranken- und Pflegeanspruch endet regelmäßig mit dem Ablauf der 26. Woche nach Beginn der Krankheit. Kranken- und Hausgeld wird für den Arbeitsmann nicht gezahlt. Die Praxis hat nun gezeigt, daß die Krankenversicherung zwar ambulante Behandlung in im allgemeinen ausreichendem Maße gewährt, aber eine völlig unzureichende Krankenhauspflege, die bekanntlich nach § 184 RVO. nur eine Kann-Leistung ist. Selbst wenn hierin vielleicht bei entsprechender Erhöhung der Beiträge eine Änderung eintreten sollte, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Krankenversicherung lediglich eine Heilbehandlung durch die Kassenärzte gewährt. Neben dieser Heilbehandlung erwächst aber den Ärzten im Arbeitsdienst eine Reihe weiterer wichtiger Aufgaben. Zu diesen Aufgaben gehören vor allem die ärztliche Überwachung der hygienischen Verhältnisse in den Lagern, dauernde Beaufsichtigung des Gesundheitszustandes der Arbeitsmänner, Unterweisung der Arbeitsmänner und ihrer Führer in allen Fragen der Hygiene zur Vermeidung der Entstehung und Ausbreitung von Krankheiten, Ausbildung geeigneter Arbeitsmänner für den Krankenpflegedienst und für erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen, Aufklärung und Unterweisung des gesamten Personenkreises des Arbeitsdienstes in allgemeinen und grundlegenden Fragen der Bevölkerungspolitik, Rassenkunde und Erbgesundheitspflege, Zeugnisausstellung bei Unfällen usw., regelmäßige Berichterstattung über Krankenbewegung usw.

Für die Erfüllung all dieser Aufgaben stehen dem Arbeitsdienst hauptamtlich bisher nur die Arbeitsgauärzte zur Verfügung. Der Gauarzt ist der Fachberater des Arbeitsgauführers in allen Fragen des Heildienstes. Innerhalb seines Dienstbereichs überwacht er die Durchführung der bestehenden Vorschriften für den gesamten Heildienst, überzeugt sich durch persönliche Beaufsichtigung von der sachgemäßen Ausführung dieses Dienstes, von den gesundheitlichen Zuständen der Unterkünfte und Arbeitsstätten und prüft die Beköstigung und die Wasserverhältnisse. Weiter hat er in erster Linie für die Ausbildung und weitere Fortbildung der Heilgehilfen zu sorgen, von denen je einer planmäßig bei jeder Arbeitsdienstabteilung angestellt ist. Bei

Digitized by Google

Ausbruch von ansteckenden Krankheiten trifft er in Zusammenarbeit mit den zuständigen Landesmedizinalbeamten die notwendigen Bekämpfungsmaßnahmen.

Es liegt auf der Hand, daß damit nur ein Bruchteil des vorhin aufgeführten ärztlichen Aufgabenkreises erfüllt ist. Die bei den Krankenkassen tätigen Ärzte können aber selbst bei bestem Willen diesen Aufgaben nicht gerecht werden, zumal die für die einzelnen Arbeitsdienstabteilungen örtlich zuständigen kassenärztlichen Vereinigungen in der Regel in gewissen Zeitabständen einen Wechsel unter den mit dem Lagerdienst beauftragten Ärzten eintreten lassen müssen.

Die bisherige Regelung der ärztlichen Versorgung erscheint daher in mancher Hinsicht verbesserungsbedürftig, da sie der Eigenart und den dadurch bedingten besonderen Erfordernissen des Arbeitsdienstes nur unzureichend gerecht wird. Eine andere Lösung scheint daher unumgänglich zu sein. Am zweckmäßigsten erscheint Einrichtung eines eigenen Heildienstes, da nur so eine nachhaltige Einwirkungsmöglichkeit bis zu den letzten gesundheitsdienstlichen Maßnahmen gewährleistet wird.

Digitized by Google

Maria Burgstaller:
(Reichsschulungsleiterin des Frauenarbeitsdienstes.)

Deutscher Frauenarbeitsdienst

Im Deutschen Frauenarbeitsdienst arbeiten seit dem 1. Januar 1934 laufend 10 000 Mädels. Die Teilnahme am Deutschen Frauenarbeitsdienst ist freiwillig, die Dienstzeit dauert 26 Wochen. Als Hauptarbeitsgebiete haben sich im Laufe der Zeit immer mehr die Hilfsmaßnahmen in Neusiedlungen und Bauerndörfern als notwendig erwiesen. Wenn wir bedenken, daß allein in Pommern von 100 000 landwirtschaftlichen Betrieben 130 000 ohne jede fremde Hilfe arbeiten und daß diese Tatsache zugleich für die Bauernfrau eine Arbeitszeit von etwa durchschnittlich 16 Stunden täglich bedeutet, so wird uns klar, daß der Deutsche Frauenarbeitsdienst an dieser Stelle sein bestes Arbeitsgebiet gefunden hat, zumal wir wissen, daß die Lage in den übrigen Agrarprovinzen Deutschlands ähnlich ist.

Auch der Frauenarbeitsdienst sieht seinen Hauptzweck in der positiven Arbeitsleistung, weil wir wissen, daß die Erziehung zur künftigen deutschen Frau nur gelingen kann, wenn auch in ihr das Erlebnis des Wertes der Arbeit zum Erzieher wird. Nur wenn jedes junge Mädchen einmal an sich selbst praktisch erlebt hat, daß jede Arbeit glücklich und zufrieden macht, wenn diese Arbeit mit der Erhaltung des eigenen Lebens zugleich dem Volksganzen dient, werden wir die deutsche Frau vor uns sehen, die die Führerin der deutschen Frauen, Gertrud Scholtz-Klink, einmal mit folgenden Worten gezeichnet hat:

„Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß. Sie muß geistig und körperlich gesund sein; sie muß geistig und körperlich arbeiten können, und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß bis zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserem Volke drohen, wissen. — Sie muß, um es mit einem Wort zu sagen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes der Parteien oder eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mithandelt mit dem ganzen Volk."

Nicht die Vorbereitung für einen bestimmten Beruf ist das Erziehungsziel des Deutschen Frauenarbeitsdienstes, sondern die Formung der künftigen deutschen Frau, die Formung der deutschen Frau zum nationalsozialistischen Menschen. Daher ist es selbstverständlich, daß die notwendige Arbeitsleistung ergänzt wird durch eine systematische staatspolitische Schulung und auch ergänzt wird durch ein richtig geführtes Gemeinschaftsleben im Lager. Die staatspolitische Schulung muß der jungen Dienstwilligen die Notwendigkeiten des deutschen Lebens und damit zugleich die Einsatzmöglichkeiten des Einzelnen aufzeigen. Es wird in diesen Schulungsstunden vor allen

Digitized by Google

Dingen gesprochen über die Entwicklung des deutschen Lebens, über das Programm der N.S.D.A.P., über die Lage des deutschen Raumes, über die deutschen Grenzen, den Versailler-Vertrag, über Bauerntum und Siedlungsfragen, über die bevölkerungspolitische Lage Deutschlands usw. Daraus ergeben sich ganz von selbst Betrachtungen über die eigentlichen Aufgaben der Frauen. Die Durchführung der Schulung liegt in den Händen der einzelnen Lagerführerin, denn nur sie, die mit den Mädels im Lager lebt und arbeitet, kann die natürliche Wechselbeziehung zwischen der täglich vom Lager zu leistenden Arbeit und dem deutschen Leben herstellen.

Zur Leitung der Schulung ist seit dem 1. Juli d. J. in jeder Landesstelle eine Schulungsleiterin tätig, die ihren Sitz in der Landesführerschule hat und ihre Richtlinien von der Reichsschulungsleiterin erhält. Jede Führerin muß in Zukunft einen mehrwöchigen Bewährungs- und Schulungskursus in diesen Landesführerschulen mitmachen, bevor sie die Führung eines Lagers bekommt. Die Schulung der Führerinnen erfolgt in engster Zusammenarbeit mit den Schulungsämtern der Partei.

Digitized by Google

Werksoldatenlied

Weise: Kaiserjäger-Marsch.

Es tönt auf grüner Heide
das Werksoldatenlied,
im braunen Arbeitskleide
ziehn wir in Reih und Glied;
wir tragen Beil und Spaten
statt Säbel und Gewehr:
wir sind die Werksoldaten
wir sind das braune Heer!

Zu tilgen Deutschlands Schande
sind wir allzeit bereit,
wir helfen unserm Lande
aus Arbeitslosigkeit;
wir säen grüne Saaten,
wo andre Unkraut sä'n:
wir woll'n als Werksoldaten
getreu zur Heimat stehn!

Und wenn die Schar der Feigen
auch vor Empörung braust:
wir werden euch schon zeigen
die deutsche Arbeitsfaust!
Bespritzt ihr unsre Taten
mit Lügen, Gift und Dreck:
der Schritt der Werksoldaten
geht über euch hinweg!

Und wenn ein neuer Morgen
den Freiheitskampf gebracht,
und über Not und Sorgen
das deutsche Volk erwacht:
dann lassen wir vom Spaten
und greifen zum Gewehr,
und stehn als Frontsoldaten
im deutschen Freiheitsheer!

(Entstanden im Sommer 1932 in Döberitz, gedichtet von Eberhard Hübner.
Die sonst so rühmenswerte und verdienstvolle Sammlung „Wohlauf Kameraden!" von Gerhard Pallmann aus dem Bärenreiter-Verlag Kassel bringt auf S. 106 den Wortlaut gerade dieses Liedes nur nach „mündlicher Überlieferung" und somit stark verändert. Vorliegende Fassung ist die ursprüngliche und auch wirklich allgemein im Arbeitsdienst gesungene!)

Digitized by Google

Arbeitsführer Hermann Müller-Brandenburg:
(Leiter des Apa der Reichsleitung.)

Das Aufklärungs- und Presseamt beim Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst

Als im April 1933 das Aufklärungs- und Presse-Amt beim Staatssekretär für den Freiwilligen Arbeitsdienst gegründet wurde, wurden ihm die Bearbeitung aller Angelegenheiten der Presse, des Rundfunks und des Films zugewiesen. Durch die große Entwicklung, die der Arbeitsdienst nahm, traten aber sehr bald weitere Arbeitsgebiete unter die Zuständigkeit des Amtes.

So wurden ihm die Fragen des Büchereiwesens überwiesen, es wurde das Verordnungsblatt geschaffen und ihm zur Bearbeitung zugeteilt, dann traten die Fragen der Volkstumsarbeit hinzu, hier vor allen Dingen die Saarfrage. Alle mit diesen Fragen zusammenhängenden Angelegenheiten kamen in die Zuständigkeit des Apa.

Weiter aber: durch den Vorstoß im Effektiv-Komitee in Genf im Sommer 1933, der sich gegen den Arbeitsdienst richtete, wurde der Arbeitsdienst auch in das Bereich der Außenpolitik gezogen, obwohl er eine an sich ausschließlich innerdeutsche Angelegenheit ist. Das Ausland begann auf Grund der Vorgänge in Genf ein ganz außerordentliches Interesse am Arbeitsdienst zu nehmen. Zunächst nach der Richtung hin, festzustellen, ob der Arbeitsdienst tatsächlich eine geheime militärische Angelegenheit sei, wie in Genf behauptet wurde, oder ob es wahr sei, daß er mit den Fragen der Landesverteidigung nichts zu tun habe, wie es Tatsache ist. Als dann, notgedrungen, auf Grund der Tatsachen, das Ausland erkennen mußte, daß der Arbeitsdienst eine sehr friedliche, volkswirtschaftlich bedeutungsvolle Aufgabe habe, und dazu einen außerordentlich großen volkserzieherischen Wert, wurde das Interesse des Auslandes nicht geringer, sondern erhöhte sich noch; es wurde sozusagen positiv. Man wollte wissen, was der nationalsozialistische Staat und die nationalsozialistische Bewegung da an Eigenartigem und Einzigartigem zu schaffen begonnen hatte.

Alles, was nun mit diesen Dingen in Verbindung steht, wurde dem Apa zur Bearbeitung übertragen. Damit stieg aber der Umfang der Arbeiten in diesem Amte in einem vorher gar nicht im entferntesten auch nur angenommenen Maße und es kam der Zeitpunkt, wo die Frage entstand, ob das Amt überhaupt noch in der Lage sei, die Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, zu bewältigen.

Wenn man sich vor Augen hält, daß allein in den ersten sechs Monaten des Jahres 1934 im Schriftverkehr über 10 000 Ein- und Ausgänge zu erledigen waren, daneben die Abfertigung der täglichen zahlreichen Besuche von Persönlichkeiten aus dem eigenen Volk und der fremder Völker, Verhandlungen und Konferenzen, Lagerbesichtigungen usw. usw., dann wird man sich ein ungefähres Bild von dem Umfang der zu leistenden Arbeit machen können.

Dabei mußte die Propagandatätigkeit des Arbeitsdienstgedankens in Ansehung der Notwendigkeit, alle Volkskreise über den Arbeitsdienst aufzuklären, ständig gesteigert werden. So kam der Augenblick, wo eine Teilung der Aufgaben einfach dringendes Gebot wurde, das nicht mehr zu umgehen war. Diese Teilung der Aufgaben erfolgte dann im Sommer dieses Jahres auf Anordnung von Reichsarbeitsführer

Digitized by Google

Hierl durch die Einsetzung des Pressechefs des N.S. Arbeitsdienstes, Reichstagsabgeordneten Pg. Kampmann, der vom Apa alle Angelegenheiten der Presse, des Films und des Rundfunks übernahm und zwar im ganzen Umfange bis auf die Auslandangelegenheiten und die amtlichen Veröffentlichungen des Reichskommissars für den Arbeitsdienst, die beim Apa als Reichsbehörde verblieben sind.

Das Apa hat also nunmehr in seinem Geschäftsbereich die amtlichen Verlautbarungen der Reichsleitung bzw. des Reichskommissars für den Freiwilligen Arbeitsdienst und das Verordnungsblatt, dazu das Büchereiwesen des Arbeitsdienstes, die Volkstumsarbeit und die Angelegenheiten des Auslandes. Das Apa steht zu diesem Zweck in ständiger enger Verbindung mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und dem Auswärtigen Amt, sowie dem Außenpolitischen Amt der Partei. Zur Zuständigkeit des Apa gehört ferner das Ausstellungswesen und die Saarangelegenheiten. Der Charakter des Amtes bedingt, daß neben der engen Verbindung mit den genannten Reichsministerien eine enge Verbindung mit den zuständigen Stellen der Partei vorhanden sein muß, ebenso ein sehr enges Zusammenarbeiten mit dem Inspekteur für das Erziehungs- und Bildungswesen des Arbeitsdienstes, Dr. Decker.

Digitized by Google

Arbeitsführer Karoly Kampmann, M.d.R.:
(Pressechef des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes.)

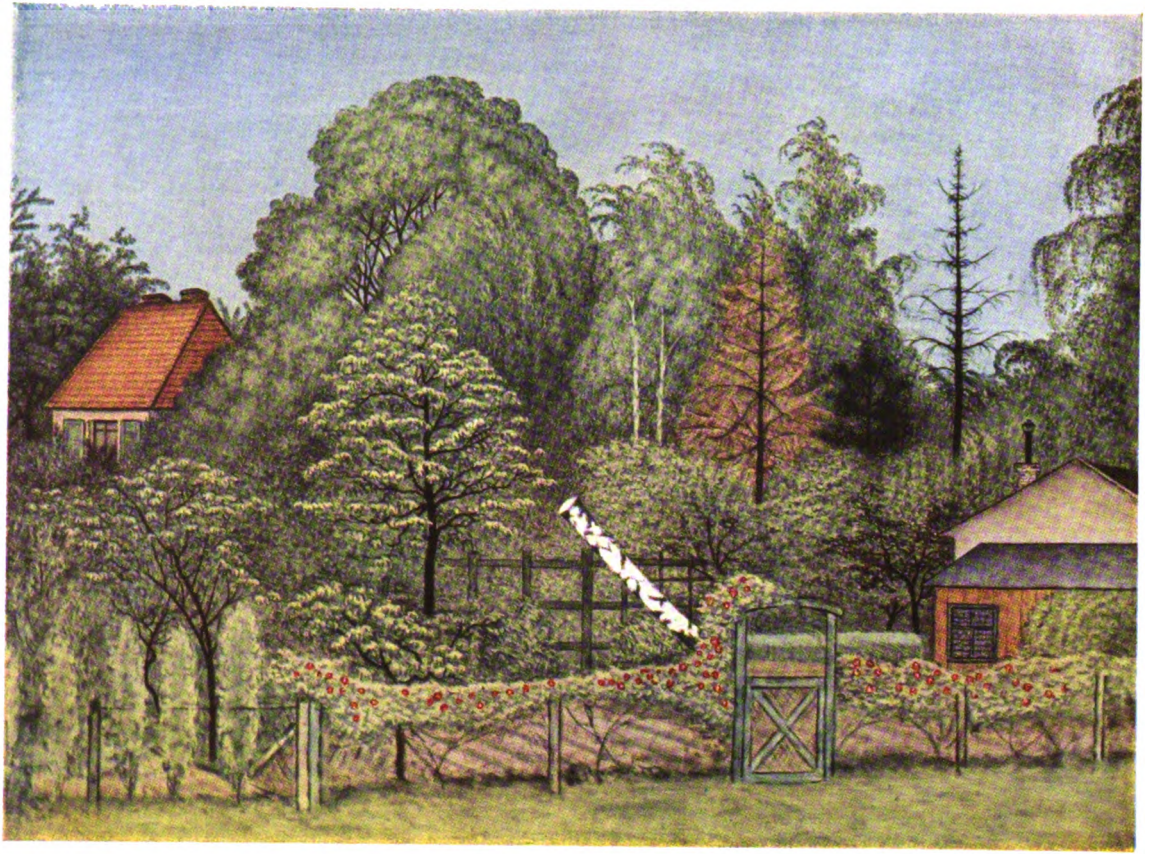
Presse und Arbeitsdienst

Seitdem in Nürnberg die Öffentlichkeit zum ersten Male in weitem Ausmaße Einblick in die große Erziehungsschule des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes genommen hat, ist das Interesse der Presse des In- und Auslandes an dieser Organisation der N.S.D.A.P. in Zeitungen, Zeitschriften und Korrespondenzen durch eine nicht vermutete Vielzahl von Aufsätzen, Bildwiedergaben und Zeichnungen zum Ausdruck gekommen.

Die Presse des Auslandes hat entsprechend ihrer Einstellung zu Deutschland den Arbeitsdienst unter einem ganz bestimmten, uns allen bekannten Blickwinkel betrachtet. Sie ist dabei — bewußt oder unbewußt, sei dahingestellt —, vom Rüstungsstandpunkt des jeweils von ihr vertretenen Landes aus betrachtet, zu Ergebnissen gelangt, die das Nichtverstehenkönnen eines Ausländers für die Aufgaben des Arbeitsdienstes offenbaren und so den Arbeitsdienst als reindeutsche Einrichtung kennzeichnen. Wer gewöhnt ist, Pfadfinder- oder andere Organisationen als militärische Formationen zu sehen, übersieht sehr leicht, daß die Jugendordganisationen anderer Länder nicht ebendenselben Zwecken zu dienen brauchen, für die sie im eigenen Lande bestimmt sind.

Es ist Tatsache, daß fast jeder Ausländer, der Deutschland besucht und dem die Möglichkeit geboten wird, die nationalsozialistische Partei in ihren Gliederungen kennen zu lernen, den Wunsch äußert, nochmals Arbeitsdienstlager besichtigen zu können. Wir begegnen in diesem Begehren nicht so sehr einer Neugierde, als vielmehr dem Verlangen, etwas verstehen zu wollen, was für einen Ausländer ungeheuer schwer, wenn nicht gar unmöglich ist, zu begreifen. Auch ein weiterer Besuch in Lagern wird meist nicht zu einer restlosen Erfassung der Idee des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes führen, weil zu ihrem Begreifen nicht nur nüchternes Sehen und liebenswürdiges Bewundern, sondern bodenverwurzeltes Erleben aus innerer Begeisterung notwendig ist. Wie oft haben ausländische Journalisten sich in Abhandlungen mit dem Arbeitsdienst beschäftigt, über ein gewisses Maß von äußerlichem Erkennen aber sind sie nicht hinausgekommen. Daher auch die vielen Fehlberichte der Auslandspresse über den Arbeitsdienst. Sein geschlossenes Auftreten in Nürnberg ist zweifellos für alle, die ihn infolge seiner Zurückhaltung nicht kannten, eine Überraschung gewesen, aber in seinem disziplinierten Verhalten und im Gleichklang des Marschschrittes, im geschulterten oder präsentierten Spaten militärische Ausbildung zu sehen, ist absurd und unwahr. Wie sehr für dieses Blickfeld die Erkenntnisse des von einem ausländischen Journalisten vertretenen Landes eine Rolle spielen, erkennt man leicht daran, daß z. B. die Presse bestimmter Länder auf Grund des Anschauungsunterrichts in Nürnberg im Arbeitsdienst das Soldatentum des Friedens sah, während die Deutschland feindlich gestimmte Presse in ihm den Ausdruck eines geheimen Militarismus witterte und in diesem Sinne ihre Leser unterrichtete. Es darf in diesem Zusammenhang aber auch nicht unveröffentlicht bleiben, daß es ausländische Journalisten gegeben hat, die, erfüllt von Bewunderung für den Arbeitsdienst, ehrlich versucht haben, die Öffentlichkeit des Auslandes so zu unterrichten, daß ihr Standpunkt sich der Zweckbestimmung des Arbeitsdienstes grundsätzlich an-

Digitized by Google



Hans List: Märkische Landschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

schloß, ohne allerdings die Idee dieser reindeutschen Organisation restlos erfassen zu können. Einen besonders großen Anteil am Interesse für den Arbeitsdienst bei den Ausländern hat das Außenpolitische Amt der N.S.D.A.P., welches zahlreiche Besichtigungen zusammen mit dem Aufklärungs- und Pressеamt der Reichsleitung des Arbeitsdienstes durchführte.

Die deutsche Presse hat in Nürnberg Gelegenheit gehabt, den Arbeitsdienst von einer anderen Seite her kennen zu lernen, als sie es sonst durch Lager- und Schulbesichtigungen gewöhnt war. Sie hat nicht verschwiegen, daß sie über das Auftreten des Arbeitsdienstes erstaunt war, und sie hat dieser Verwunderung Ausdruck verliehen durch eine großzügige Unterrichtung der Öffentlichkeit durch Leitartikel und Berichterstattung, wie sie zweifellos Anerkennung verdient. Eine Zusammenstellung der Veröffentlichungen der maßgebenden Zeitungen Deutschlands hat gezeigt, daß die Presse dank der hervorragenden Führung des für sie zuständigen Reichsministers Dr. Goebbels zu einem Instrument geworden ist, das sich seiner Verpflichtung zu Volk und Staat aus Überzeugung heraus bewußt ist.

Noch vor einem Jahre wäre eine so geschlossene Presseberichterstattung glatt unmöglich gewesen. Aus zweierlei Gründen:

1. Der Arbeitsdienst selbst war damals noch eine unfertige Einrichtung. Staatssekretär Hierl hatte bei seiner Ernennung zum Reichsarbeitsführer eine Zusammenballung von Arbeitsdienstverbänden vorgefunden, deren Entwirrung und Auflösung zunächst vordringlichste Aufgabe war. Zwar stand der nationalsozialistische Arbeitsdienst als Fundament bereits festgefügt da, aber sein Einsatz begegnete anfänglich Schwierigkeiten, die kleinlicher Neid ersann, und Hindernissen, die boshafte Hirne sich immer wieder von neuem erdachten. Da das Fundament aber dank der Kompromißlosigkeit des Nationalsozialisten Konstantin Hierl — das muß immer wieder betont werden — und dank seiner zielbewußten, sicheren Führung zu stark war, um durch Angriffe entthronter Machthaber erschüttert zu werden, begann mit dem Einsatz des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes nun, da er die einzige Arbeitsdienstorganisation geworden war, im Staate Adolf Hitlers die sinnvolle Erfüllung der ihm obliegenden Arbeiten. Sie geschah im Moor, in der Heide, im Bruch, im Forst, überall in Deutschland, wo sein Dienst notwendig war, aber nur die wenigsten hatten Gelegenheit, ihn an den Stätten der Arbeit weit draußen im Lande zu beobachten. Insbesondere der Großstädter war unbelastet von tieferer Kenntnis des Arbeitsdienstes und seiner Aufgaben und nur dann, wenn einzelne Männer dieser Organisation in ihrer wenig bekannten Uniform durch die Städte kamen, erfuhr man, daß es den Arbeitsdienst gab bzw. noch gab. Das war gut so, weil die Organisation ihrer eigentlichen Aufgabe nachgehen, nämlich arbeiten konnte, aber auch unangebracht, weil die allgemeine Erkenntnis von seinem Werte zweifellos eine im Interesse der Nation liegende Propaganda für den Arbeitsdienst gewesen wäre.

Die Presse hätte damals ein wertvoller Mittler zwischen dem Arbeitsdienst und der Bevölkerung sein können. Aber nur die nationalsozialistische Presse wurde dieser Aufgabe gerecht, da die Schriftleiter aus der Bewegung kamen und so, politisch geschult, den nationalsozialistischen Arbeitsdienst als Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft bejahten. Darüber hinaus aber waren die beiden primären Aufgaben des Arbeitsdienstes a) Erringung der Brotfreiheit und b) Erziehungsschule für die deutsche Jugend, Ausdruck des Programmes der N.S.D.A.P., so daß sie bei den Schriftleitern der Parteipresse volles Verständnis fanden. Die andere Presse sah im Arbeitsdienst eine Einrichtung, deren Wert in der Verminderung der Arbeitslosigkeit begründet lag. Damit aber hatte sie ihn zu einem Faktor wirtschaftlicher Anschauungen und Schwankungen gemacht und aus Nichtverständnis seine vom nationalsozialisti-

Digitized by Google

schen Standpunkt aus sekundäre Bedeutung — Verminderung der Arbeitslosigkeit als Ausfluß der beiden primären Aufgaben: Brotfreiheit und Erziehungsschule — zum Hauptwert seines Daseins gemünzt. Diese Verschiedenheit in der Auffassung um die Aufgaben des Arbeitsdienstes wie aber auch die Tatsache, daß die Tätigkeit Konstantin Hierls und seiner Organisation in aller Stille und Zurückhaltung ausgeübt wurde, mangelnde Selbstsicherheit in politischen Dingen und fehlendes Selbstvertrauen zur eigenen Stellungnahme waren die Gründe dafür, daß eine einheitliche Presseberichterstattung über den Arbeitsdienst seinerzeit nicht möglich war.

2. Vor der nationalsozialistischen Revolution hat es in Deutschland — von wenigen Ausnahmen abgesehen — eine parteimäßig gebundene nichtnationalsozialistische Presse gegeben. Die politische Orientierung der Schriftleitungen richtete sich jeweils nach der Einstellung der für sie maßgebenden parlamentarischen Vertretungen. Die Presse stand also vor der Machtübernahme, durch politisch-egoistische Motive parallel geschaltet zu den politisch-parlamentarischen Interessen von Parteienhäufungen und -eitelkeit, in einem Abhängigkeitsverhältnis, das die vielgerühmte Pressefreiheit zu einer unverantwortlichen Pressehörigkeit stempelte. Die Deutschnationalen, die Staatspartei, die Wirtschaftspartei, die Volkspartei und die Marxisten verschiedener Prägung, die alle hatten „ihre Presse" als Dienerin der einzelnen Parteiansichten. Diese Presse war nicht Willensträger des Volkes, sondern Machtinstrument für Parteigelüste zur Färbung der „öffentlichen Meinung". Man stelle sich vor, daß einzelne dieser Parteien durch besondere Organisationen Arbeitsdienstträgerverbände aufstellten und man muß sich klar sein, daß ebenso bunt wie die Parteienstellungnahme die der Presse zur Frage des Arbeitsdienstes war.

Als einige Zeit nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler die Parteienherrlichkeit ein Ende nahm, stand die Presse, ihrer Bindungen entkleidet, in staunender Hilflosigkeit da. Durch Gleichschaltung suchte sie vergangene Sünden wettzumachen, und doch setzte sie sich immer wieder daneben. Die „Presse von gestern" wollte über Nacht die „Presse von heute" sein; die Schriftleitung, die gestern noch in den Gedankengängen der Staatspartei lebte, glaubte plötzlich nationalsozialistischen Ideen nachjagen zu müssen. Man dachte es sich leichter, als die Praxis ergab. Es kam die Zeit, da die Redakteure unsicher waren und ihre Blätter so vorsichtig hielten, daß in Deutschland und im Ausland von Gleichschaltung gesprochen wurde. In den Redaktionsstuben herrschte dicke Luft, keiner wagte sich mehr so recht an die politischen Dinge heran und freute sich in stiller Bescheidenheit, wenn wieder eine Zeitungsausgabe ohne „Panne" gedruckt werden konnte.

Dieser Zustand der Gleichschaltung ist vorbei. Nicht daß die nichtnationalsozialistische Presse nationalsozialistisch geworden wäre, aber die Presse hat dadurch, daß der neue Staat sie großzügig am Leben der Volksgemeinschaft teilnehmen ließ, einen Pflichtenkreis erhalten, dessen Beachtung Erfahrung und Verantwortungsbewußtsein voraussetzt. Die Presse hat im neuen Deutschland reichlich Gelegenheit gehabt, zu beweisen, ob sie den Anforderungen, die jetzt gestellt werden, genügt oder nicht. Es ist selbstverständlich, daß nicht alle, die früher gegen uns standen, heute hundertprozentige nationalsozialistische Journalisten sind, aber eins steht bereits fest, daß der neue Pflichtenkreis diese Pressemänner verstehen gelehrt hat, was Nationalsozialismus ist, will und bedeutet.

Was vor einem Jahre an Presseberichterstattung über den Arbeitsdienst nicht möglich war, ist nunmehr durch die geschaffene Tatsache Möglichkeit geworden. Wo hier und da in der Presse des Inlandes Unklarheiten herrschen, können sie durch Rücksprache mit den zuständigen Stellen des Arbeitsdienstes klar gestellt werden. Die Zusammenarbeit mit der Inlandspresse hat sich gerade in den letzten Monaten, seitdem der Ar-

Digitized by Google

beitsdienst im kleineren Verbande aufmarschierte und nun in Nürnberg in großem Ausmaß sich der Öffentlichkeit stellte, in jeder Form so bewährt, daß man sagen kann, die Presse hat die großen, dem Arbeitsdienst gestellten Ziele erkannt.

Aus der Art der Presseberichterstattung über Nürnberg ist ferner anzunehmen, daß sich die gesamte deutsche Presse von jetzt ab als Propagandaträgerin für die Idee des Arbeitsdienstes zur Verfügung stellen wird, und dies ist um so eher anzunehmen, als ja gerade auch durch das Schriftleitergesetz, das am 1. Januar 1934 in Kraft getreten ist, der Schriftleiter als Willensträger der Nation in den Dienst von Volk und Staat gestellt ist. Die ihm durch dieses Gesetz seines Berufsstandes gegebene Freiheit des Handelns für die Interessen und Freiheit der Nation wird sich gerade gegenüber dem Arbeitsdienst in der Form auswirken, daß die Öffentlichkeit die Aufklärung erhält, die notwendig ist, um sie von der Wichtigkeit der Idee des Arbeitsdienstes zu überzeugen.

Die Presse wird bei ihrer Arbeit selbstverständlich die erforderliche Unterstützung von seiten des Arbeitsdienstes erhalten. Denn nicht theoretische Unterrichtung, sondern praktische Erfahrungen waren bisher für den Journalisten stets die beste Ausbildung für seinen Dienst. Gerade in diesem Jahre sind deshalb häufig Führungen mit den deutschen Journalisten durch Arbeitsdienstlager, zu Bauvorhaben und durch Schulungslager unternommen worden. Durch die Einrichtung der Pressestelle des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes ist die Möglichkeit einer noch engeren Zusammenarbeit zwischen dem Arbeitsdienst und der deutschen Presse gegeben, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß sich in der Zukunft diese Zusammenarbeit zugunsten des gesamten deutschen Volkes auswirken wird.

Anmerkung: Der Pressechef des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes ist zugleich persönlicher Verbindungsmann vom Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hierl zum Reichspropagandaleiter der N.S.D.A.P., Reichsminister Dr. Goebbels. Sein Tätigkeitsfeld umfaßt die Bearbeitung sämtlicher innerdeutschen Presse-Propaganda-, Rundfunk- und Filmfragen, soweit sie das Gebiet des Arbeitsdienstes betreffen.

Digitized by Google

Oberstfeldmeister Paul Seintker:
(Referent im Aufklärungs- und Presse-Amt der Reichsleitung.)

Arbeitsdienst und Ausländer

Wird schon die gesamte Entwicklung Deutschlands im Auslande aufmerksam betrachtet und in mehr oder weniger gehässigem Tone behandelt, so gilt das in verstärktem Maße für den deutschen Arbeitsdienst. Die ausländische Presse hat an dieser vollkommen neuen Erscheinung des nationalsozialistischen Staates — der bulgarische Arbeitsdienst ist von unserem in Anlage, Idee und Durchführung ganz verschieden — nicht vorübergehen können, zumal ja die widersprechendsten Urteile und Ansichten laut wurden. Je nach Einstellung der Blätter war die Beurteilung zunächst mehr oder weniger falsch und bösartig. Den richtigen Sinn, unsere wahre Absicht erkannte im Ausland zunächst kaum jemand. Beeinflußt durch das vorhandene schlechte Gewissen, suchte man etwas hinter dieser neuen Einrichtung. Und da die eigenen Gedankengänge in ähnlicher Richtung gingen, meinte man überall zunächst einmal, daß es sich um eine getarnte militärische Einrichtung handele, die gar nicht erst hochkommen dürfe. Dementsprechend trafen ja auch die Länder, die das schlechteste Gewissen haben und eine unendliche Furcht vor einer etwaigen Vergeltung für das dem deutschen Volke angetane Unrecht besitzen, die Vorkehrungen, um das begonnene Werk im Keime zu ersticken. Neben einer sehr umfangreichen Pressepropaganda, in der man namentlich in Frankreich immer und immer wieder auf den „gefährlichen" deutschen Arbeitsdienst hinwies, wodurch ganz naturgemäß auch in den anderen Ländern eine künstliche Unruhe geschaffen wurde, beschäftigte man in Genf im Völkerbund den Effektivausschuß, um diesen zu einem Eingreifen zu veranlassen.

Aber wie es häufig geht: die Werbearbeit gegen den Arbeitsdienst hatte wohl eine gewisse Abneigung und feindliche Einstellung zur Folge, aber unendlich viele Ausländer beschäftigten sich andererseits sehr mit dem deutschen Arbeitsdienst und bei allen, die sich von der Wahrheit, von den wirklichen Zuständen in Deutschland überzeugen wollten, tauchte der Wunsch auf, Arbeitsdienstlager selbst zu sehen, um sich mit eigenen Augen überzeugen zu können. Denn was man selbst gesehen hat, worüber man sich durch Fragen usw. unterrichten konnte, besitzt doch einen ganz anderen Wert, als was man hört oder liest. So war denn der Andrang von Ausländern, die Lager besichtigen wollten, außerordentlich groß. Der Zweck der feindlichen Propaganda war vielfach in das Gegenteil umgeschlagen. Schließlich nahmen die Gesuche zu Besichtigungen überhand, so daß nur noch solche Personen in die Lager geführt werden konnten, die in ihrer Heimat entsprechendes Ansehen besitzen oder durch ihren Beruf, Stellung usw. aufklärend und berichtigend wirken konnten. Und es waren dann immer noch hunderte, die alljährlich in die verschiedensten Lager geführt wurden.

Fast alle Nationen waren unter den Besuchern vertreten. Aber diejenigen, die wir in letzter Zeit brennend gern einmal geführt hätten, kamen leider nicht, nämlich die Herren von der Saarland-Kommission, Herr Knox und Kollegen, die zwar über den Arbeitsdienst, ohne Beweis anzutreten, herziehen, ihn beschuldigen, aber bezeichnenderweise trotz wiederholter Einladungen diesen nicht Folge leisten.

Auch diese Herren würden nichts anderes sehen können, was viele, viele andere vor ihnen bereits gesehen haben und immer wieder rückhaltlos, oft genug mit einer guten Portion Neid anerkannten, daß hier ein ganz bedeutendes Erziehungswerk an der Jugend geleistet wird, wie es keine andere Nation in gleichem Maße bisher hat.

Digitized by Google

Erziehungen der verschiedensten Art, insbesondere auch der militärischen, sind in fast allen Ländern des Auslandes vorhanden — man denke nur an Frankreich und Italien, wo die kleinen Kinder schon lernen, mit der Schußwaffe umzugehen — aber diese einheitliche Geisteshaltung, dieses unbedingte, feste Zusammenstehen, dieser geschlossene Gemeinschaftsgeist und diese fast fanatische Friedensliebe, dieser eiserne Fleiß und fröhliche Arbeitslust ist nur in Deutschland im Arbeitsdienst vorhanden. Man kann den spanischen Schriftleiter schon verstehen, der beim Anblick des Arbeitsdienstes sagte: Ich könnte vor Neid sterben, wenn ich diese einheitliche Organisation sehe!

Die Ausländer, die nun auf Grund der unfreiwilligen Werbearbeit des Auslandes zu uns kommen, haben die verschiedensten Gründe. Bei vielen ist es reine Neugier. Diese fragen nicht so sehr nach der Arbeit oder nach den Aufgaben, nicht so sehr nach dem Dienst oder der Fort- und Ausbildung, sondern fragen, wie oft Ausgang ist, ob die jungen Leute in der Bevölkerung sehr beliebt sind, ob sie gerne zu uns kommen und ob sie sich freuen, wenn sie wieder entlassen werden. Ein tieferes Eindringen in die Idee des Arbeitsdienstes lehnen sie ab; wenn solche Fragen angeschnitten werden, stehen sie diesen verständnislos gegenüber.

Das sind zum großen Teil Menschen, die nur durch die Welt reisen, sich mit allen möglichen Fragen in der Theorie beschäftigen, hier und dort einmal durch ihren Rat, gegründet auf „Erfahrungen aus dem Auslande" glänzen wollen. Zur gleichen Art gehören die Menschen, die noch in der liberalistischen Weltanschauung befangen sind und in der Arbeit nichts anderes als eine Verdienstmöglichkeit sehen, die möglichst schnell dazu führen soll, das nötige Geld zu beschaffen, um sich als Rentier zur Ruhe setzen zu können. Das sind insbesondere immer wieder Franzosen, die es in ihrer Mehrzahl auch nicht verstehen können, daß man arbeitet, um eine seelische Befriedigung zu bekommen, daß man nicht nur für sich, sondern für die Gemeinschaft, für alle Volksgenossen tätig ist, ohne selbst dabei solchen Vorteil zu erringen, der in ihren Augen Gültigkeit hat. So ist es denn auch kein Wunder, daß diese Herren in der großen Mehrzahl zuerst fragten: „Ja, was verdient denn so ein Arbeitsmann?" „Wieviel Lohn bekommt er täglich?" Daß wir im Arbeitsdienst nicht gegen Lohn arbeiten, erscheint den Betreffenden unfaßbar, ebenso wie sie verständnislos vor der Tatsache stehen, daß wir mit der Hand arbeiten und nicht Maschinen heranholen, die „doch viel rationeller und somit billiger arbeiten"! Daß man durch gemeinsame Arbeit erzogen werden kann, daß gemeinsame Arbeit ein Bindungsmittel für das gesamte Volk ist, bleibt diesen Geistern unverständlich. Und da sie unser Wollen nicht verstehen können, legen sie den Arbeitsdienst nach ihrer Meinung und ihrem Verstehen aus, legen ihre Geistesrichtung zugrunde und behaupten dann, es fände im Arbeitsdienst eine militärische Ausbildung, also eine Vorbereitung für den Krieg, eine Aufrüstung statt, wobei sie nicht einmal den Unterschied zwischen einer soldatischen Erziehung zum strammen, selbstbewußten Kerl und einer militärischen Ausbildung zu ziehen vermögen. Fragt man, wann denn diese militärische Ausbildung stattfinden solle, da doch von morgens bis abends anderer Dienst ist, also allenfalls diese Ausbildung in der Nacht stattfinden müsse, die aber, bei der anstrengenden Arbeit, zum Schlafe gebraucht werde, dann schweigen sie und denken sich, wie nachher in Artikeln der französischen Zeitungen zum Vorschein kommt, daß der Dienstplan nicht so durchgeführt werde, wie an der Diensttafel bekannt gemacht. Erst wenn der einwandfreie Nachweis gebracht ist, daß der Lagerbesuch überraschend, also unvorbereitet erfolgt ist, sich der eine oder andere mit zufälligerweise in den Lagern befindlichen jungen Ausländern unterhalten kann, schwindet dieses Mißtrauen, ohne daß aber unser Wollen im Arbeitsdienst verstanden wird.

Glücklicherweise sind es nicht allzuviele, die solche Gedankengänge pflegen. Die große Mehrzahl der Besucher ist durchaus ernst zu nehmen. Entweder haben sie sich

Digitized by Google

nach den vielen Berichten kein richtiges Bild machen können. Denn wenn man solche Neuerscheinungen mit eigenen Augen sieht, sich auch an Ort und Stelle über die unendlich vielen auftauchenden Fragen sofort unterrichten kann, hat man doch einen ganz anderen Einblick. Oder es sind Leute, die sich eingehend unterrichten wollen, um in ihrem Heimatlande etwas ähnliches aufzurichten, weil sie von den grundsätzlichen Gedankengängen erfüllt sind, sich aber doch noch gewissermaßen die letzte Aufklärung an Ort und Stelle holen wollen. Und es ist ganz eigentümlich: Alle, gleichgültig, ob sie mit Voreingenommenheit, Unverständnis oder guter Absicht gekommen sind, gehen im großen und ganzen tief erschüttert und stark beeindruckt fort. Denn in keinem Lande der Welt gibt es das, daß man um der Arbeit willen arbeitet, daß Tausende und Abertausende von jungen Menschen sich freiwillig einer strengen und harten Disziplin unterwerfen und dabei lachend und singend ihre Arbeiten verrichten. Überall außerhalb Deutschlands betrachtet man auch heute noch im großen und ganzen die Arbeit als Last und Fron, die gegen zu geringe Bezahlung zugunsten einiger weniger Kapitalisten und Ausbeuter gemacht wird. Bei uns in Deutschland ist dieser Gedanke im Arbeitsdienst ganz verschwunden.

Immer wieder wird behauptet, daß in den meisten anderen Ländern ein Arbeitsdienst in dieser Form nicht durchzuführen sei, eine Behauptung, die kaum richtig ist, wenn man die Durchführung des Dienstes nur richtig anpacken würde. Auch die Erfahrungen des Arbeitsdienstes in Nordamerika, der doch eigentlich — im Gegensatz zu unserem — nur zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eingeführt war, gehen dahin, daß die Erziehung des jungen Menschen zur Arbeit, zur Gemeinschaft und zum Nationalgefühl sich in den Lagern ganz von selbst einstellt und nur noch der Anleitung und Führung bedarf.

Nun werden ja solche Ausländerbesuche auf Grund der Vorkriegserfahrungen an vielen Stellen nicht gern gesehen, weil mancherlei abgesehen und uns nachgemacht wird, was für uns vielleicht schädlich werden könnte. Auf anderen Gebieten ist das teilweise sicherlich richtig. Im Arbeitsdienst jedoch nicht. Denn gerade hier, wie sonst an keiner anderen Stelle, können wir dem Auslande durch die Tat beweisen, daß wir friedliche Absichten haben, keinerlei Aufrüstung erfolgt, sondern daß wir mit der Waffe des Friedens, dem Spaten, arbeiten, weil wir nur durch die Arbeit aus Not, Elend und Schmach herauskommen können. Deshalb zeigen wir maßgebenden und einflußreichen Ausländern gern den Arbeitsdienst und haben auch die Freude, daß diese Aufklärungsarbeit nicht vergeblich gewesen ist. Von fast allen maßgebenden Zeitungen der Welt waren Vertreter bei uns und haben, bis auf wenige böswillige Ausnahmen, in günstigem Sinne berichtet, so daß jetzt auch das Verständnis für den deutschen Arbeitsdienst meist schon vorhanden ist. Wenn hin und wieder neue Verdächtigungen von bestimmter Seite kommen, so wirken sie heute schon nicht mehr so wie vor einem Jahre, werden auch nicht mehr so ernst genommen und bewirken nur, daß auch das Ausland nach wie vor sich mit dem Arbeitsdienst beschäftigt, Einblick verlangt und von der friedlichen Arbeit, wie bisher, auch in Zukunft weiter durch die Tatsachen überzeugt wird.

So werden diese Besuche von Ausländern begrüßt, denn sie tragen, im großen und ganzen gesehen, zur Verständigung zwischen den Völkern und damit zur Friedensbereitschaft und Erhaltung des Friedens bei.

Digitized by Google

Hermann Grauerholz-Bremerhaven:

Es griff ein Volk zum Spaten

Ein Sprechbewegungschor

Vorspruch

Bauer:

Ein Bauernvolk griff einst zum Spaten,
Weil es der wilden See gebot.
Ein Bauernvolk griff einst zum Spaten
Als seiner Heimat Aufgebot.
Ein Bauernvolk griff einst zum Spaten
Und türmte Deiche auf am Strand.
Ein Bauernvolk griff einst zum Spaten,
Schuf sich sein eignes Heimatland.

Soldat:

Ein ganzes Volk griff einst zum Spaten,
Es grub in seiner Feinde Land.
Ein ganzes Volk griff einst zum Spaten,
Hielt Heimat frei von Tod und Brand.
Ein ganzes Volk griff einst zum Spaten,
Grub seine besten Söhne aus.
Ein ganzes Volk senkt seinen Spaten,
Die Söhne sollten Saaten sein.

Arbeitsmann:

Und wieder greift ein Volk zum Spaten,
Weil es nicht mehr am Boden,
am Boden liegen will.

Und wieder greift ein Volk zum Spaten,
Weil es in diesem Zeichen,
in diesem Zeichen siegen will.

Das deutsche Volk ergreift den Spaten,
Weil es zu seiner Erde,
zu seiner Erde will.

Das deutsche Volk ergreift den Spaten,
Weil es in seine Zukunft,
in seine Zukunft will.

Digitized by Google

I. Geschehen: Deich in Not!

Deichvogt:

Von Geschlecht zu Geschlecht,
Gott erhalt das Spatenrecht.

Alter Deichbauer:

Wer nicht mehr kann, soll nicht mehr graben,
Wer nicht mehr kann, soll Ruhe haben.
Bin mürbe, mürbe wie der Deich,
Bin müde, alt, mir ist es gleich . . .

Deichvogt:

Wer nicht mehr kann, soll nicht mehr deichen,
Wer nicht mehr kann, muß weichen, weichen,
Von Geschlecht zu Geschlecht,
Gott erhalt das Spatenrecht.

Alter Deichbauer:

Wer nicht mehr kann, soll nicht mehr graben,
Wer nicht mehr kann, muß Ruhe haben.
Bin so mürbe wie der Deich,
Alt und arm, einst jung und reich.

(Geräuschchor des brandenden Meeres.)

Deichvogt:

Volk, Alarm, Du bist verraten,
Greif zum Spaten, greif zum Spaten.
Fäuste fest an Schaft und Knauf,
Soden lose, Plaggen drauf.

Brandungschor:

Meer sind wir, breites Meer,
Brechen im Deich die Breschen,
Zerren Buschwerk hin und her,
Spülen von Land Pflüge und Eschen,
Drehen die Wogen in wirbelnder Kraft,
Fressen und nagen, der Damm zerklafft.
Stürmen die Felder und Wischen,
Setzen das Brot von Borden und Tischen.
Setzen das Brot von Borden und Tischen.

Einzelsprecher, Brandungschor:

Nordsee, Mordsee,
Sturzsee, Brechsee,
Friß die Soden, friß die Plaggen,
Alle Spaten, Schaufeln, Hacken,
Spielzeug nur in Deinen Stürmen,

Digitized by Google

Alle Glocken von den Türmen
Können ſich vor Dir nicht wehren,
Deichbruch, Einbruch, Vieh und Ähren,
Was Du willſt, kannſt Du verheeren,
Niemand kann ſich vor Dir wehren.

Jungbauer:

Volk, Alarm, Du biſt verraten,
Greif zum Spaten, greif zum Spaten.

Arbeitschor der Jungbauern:

Deich in Not, Deich in Not,
Jeder Spatenſtich heißt Brot.
Jede Plagge ſtopft ein Loch,
Brüder, drauf, wir ſchaffens doch.

Brandungschor:

Waſſer, Waſſer in die Rinnen,
Immer wieder friſch beginnen,
Wind und Waſſer in die Lee,
Freſſe, nage, wilde See.
Deich in Not, Deich in Not,
Jeder Spatenſtich heißt Brot.

Arbeitschor der Jungbauern:

Jede Plagge ſtopft ein Loch,
Brüder, drauf, wir ſchaffens doch.

(Wechſelruf zwiſchen Brandungs- und Jungbauernchor.)

Brandungschor:

Meer ſind wir, wildes Meer.

Jungbauernchor:

Brichſt dem Deich nicht mehr die Breſchen.

Brandungschor:

Zerren Buſchwerk hin und her.

Jungbauernchor:

Krallen Fäuſte um die Eſchen.

Brandungschor:

Drehen Wogen in wirbelnder Kraft.

Jungbauernchor:

Plaggen feſt, kein Deichloch klafft.

Brandungschor:

Stürmen die Felder und Wiſchen.

Digitized by Google

Jungbauernchor:

Reißt kein Brot von den Tischen.

Spatenspruch der Jungbauern:

Die Spaten hoch, wir salutieren vor dem Willen,
Die Spaten hoch, wir salutieren vor dem Arbeitseifen,
Die Spaten hoch, wir können alle Nöte stillen,
Die Spaten hoch, wir Bauern wollen es allweg beweisen.

2. Geschehen: Volk und Tod!

Ein Frontsoldat:

Wir trugen einen Spaten,
Wir grauen Feldsoldaten,
In jedem Schritt und Tritt,
Zog unser Spaten mit;
Wir trugen einen Spaten.

Wir trugen einen Spaten,
Wir grauen Feldsoldaten.
Und sank der Freund hinab,
Wir gruben ihm ein Grab
Mit unserm kleinen Spaten.

Wir trugen einen Spaten,
Als graue Feldsoldaten;
Mein Spaten liegt in Polen,
Ich kann ihn nicht mehr holen,
Den kleinen grauen Spaten.

Ein alter Soldat:

Einmal im Jahr, wenn die Ernte zu Haus,
Dann sehe ich lange zur Nacht hinaus.
Dann sehe ich lange zur Nacht hinaus.
Dann seh ich nach Rußland und Frankreich hinein,
Dann seh ich im matten Morgenschein
Ein Feld überhellt mit Spaten bestellt,
mit hunderttausend Spaten.
Und unter jedem Spatenstiel ein deutscher Bruder niederfiel
mit hunderttausend Soldaten.

Der Spatenchor:

Wir waren Soldaten, Kameraden,
Wir gruben im Morgenrot.
Wir waren Soldaten, Kameraden,
Wir gruben für den Tod.

Digitized by Google

Wir gruben ein Grab, ein schmales Grab.
Wir senkten den Freund hinein.
Wir senkten ihn in die Erde hinab.
Sein Spaten hielt Wache im Morgenschein.

Wir waren Wall, grauer Wall,
Wir gruben Tag und Nacht.
Wir gruben im Sumpf, am Hang, im Tal,
Wir haben nur an Eines gedacht.

Wall, Wall, grauer Wall,
Ein Wall um das Vaterland.
Wall, Wall, grauer Wall,
Wir gruben und hielten Stand.

Zwei Frontsoldaten:

Wir salutieren mit dem Spaten vor der Vergangenheit,
Wir salutieren mit dem Spaten vor des Volkes schwerer Zeit.
Wir salutieren mit dem Spaten vor Kampf und Tod.
Wir salutieren mit dem Spaten vor Heldentum und Not.

Spatenfeldchor:

Wir salutieren mit dem Spaten
Vor Dir, mein Volk.
Wir salutieren fern der Heimat,
Vor Dir, mein Volk.
Wir spüren Erde mit dem Spaten
Von Dir, mein Volk.
Wir salutieren, ewige Soldaten,
Vor Dir, mein Volk.

3. Geschehen: Land und Brot!

Unsichtbarer Sprecher:

Vergessen der Spaten der Feldsoldaten,
Zerschossene Erde — keine Saaten.
Zerbrochen der Schaft, zerschlagen das Eisen,
Zerbrochen die Kraft, irrsinniges Kreisen.
Ein Volk zerrissen, am Spatenschaft Fetzen,
Zu Boden geschmissen, Zerfall und Entsetzen.

Alte Arbeiter:

Jahrelang im Sumpfe waten,
Arbeitslos, verloren und verraten.
Endlich, endlich sah ich Licht,
Sah in meines Jungen Angesicht,
Sah ihn bei den Arbeitsdienstsoldaten.

Digitized by Google

Drüben an der Grenze drehen sie Granaten,
Deutsche Menschen aber — griffen zu dem Spaten,
Griffen nach der Heimat angeborner Erde,
Gottes große Gnade darum ihnen werde,
Diesem Volk und seinen Spaten.

Wenn ich einst gestorben bin,
Stellt mir einen Spaten auf den Hügel hin.
Spüre noch den Schaft, den Griff, die Klinge,
Eine Amsel auf dem Knauf mir singe
Euer Spatenlied, Ihr Arbeitsdienstsoldaten.

Salutiere unten dann mit meinem Spaten,
Spüre wachsen über mir die neuen Saaten,
Fasse untenliegend, Jungen, Euren Schritt,
Schultere mein Spatenholz und marschiere mit,
Marschiere mit Euch, Arbeitsdienstsoldaten.

Vorübermarsch der Arbeitsdienstsoldaten:

Wir türmen die Wälle,
Wir graben Kanäle,
Wir ziehen die Gräben,
Wir leiten Gefälle,
Wir hier und die andern.

Wir reißen und roden,
Wir setzen die Soden,
Wir stehen im Sumpf,
Arbeit ist Trumpf
Bei uns hier und den andern.

Wir schleppen den Stamm
Zu unserem Damm
Verquer durch die Heide,
Wir beide, wir beide,
Wir alle miteinander.

Ein Werksoldat:

Wir singen das Lied vom Spaten,
Wir Arbeitsdienstsoldaten,
Vergessen die Stadt mit ihren Maschinen,
Wir wollen der deutschen Erde dienen,
Wir hier, wir Arbeitsdienstsoldaten.

Wir salutieren vor dem Spatenblatt,
Die Hände fest an Schaft und Knauf,
Denn jeder Spatenstich heißt: Neue Saat,
Mit jedem Stich geht Deutschlands Sonne auf
Durch uns, durch Arbeitsdienstsoldaten.

Digitized by Google

Wir füllen mit dem Spaten unſre Loren,
Wir greifen mit dem Spaten Lehm und Sand,
Bald rattern über neue Straßen die Motoren,
Wir ziehn ein Gradnetz durch das deutſche Land,
Wir hier, wir Arbeitsdienſtſoldaten.

Wir ſenkten einſt den Spaten in die Erde,
Gott ſegne, was er angerührt,
Daß unter ſeinem Zeichen werde
Was wir als Deutſchland nun geſpürt,
Wir hier als Arbeitsdienſtſoldaten.

Spatenchor der Arbeitsdienſtſoldaten:

Wir ſalutieren mit dem Spaten
Vor eigner Kraft,
Wir ſalutieren vor dem Willen,
Der Zukunft ſchafft,
Wir ſenken unſern Spaten
Vor unſres Volkes Not,
Wir heben unſern Spaten
In deutſches Morgenrot.

Digitized by Google

Geschichten aus dem N.S. Arbeitsdienst

Kleines Erleben

Regen liegt über dem Land. Feuchtigkeit beginnt in die Baracken unseres Arbeitsdienstlagers einzuziehen. Tropfen prasseln aufs Dach. Wir spüren nassen Boden, — sind wir doch so sehr verbunden mit ihm! Nur eine dünne Wand trennt uns von der bloßen Erde. — Die Stadt mit ihren festen Bauten, Kanalisationen, Straßenzügen ist uns ein fremder, nicht gegenwärtiger Begriff geworden. Ob man hier in unseren Holzbaracken, gleich Zelten, wohnt, oder dort in den Häusern von Stein, ist etwas völlig anderes. Ob man Erde und Pflanzenwuchs, Himmel und Tiere erschaut, oder vorbeihuschende Verkehrsmittel mit ihrem Getöse sieht, das gibt dem ganzen Dasein eine verschiedenartige Prägung. Ob schwerer Schritt des Bauern uns begegnet oder ein flüchtiges Hasten des Städters, ob Ruhe uns umfängt oder Unrast — verschiedene Welten sind's, in denen wir leben. —

Nach dem Abendbrot sitzen wir im Trupp beisammen. Das Wetter stimmt nicht nach lauter Freudigkeit. Doch im Bewußtsein einer Geborgenheit tragen wir innere Beschaulichkeit. Ein guter Gedanke taucht auf: einer unter uns hat Kaffee erhalten, richtigen Bohnenkaffee, bereits gemahlen in der Tüte.

Wir werden ihn heute kochen. Viel wird auf jeden nicht treffen, aber das macht ja nichts. Spiritusgerät gibts beim „Sani" in der Revierstube, eine größere Kanne findet man in der Küche, Zucker ist vorhanden — und eine Tasse hat jeder selbst.

Herrliche Angelegenheit: man gießt auf, schnuppert geheimnisvoll, wartet geduldig, bis alles fertig ist. Ohne „jüdische Hast".

„Wollen wir den Chef hereinholen?" — Zustimmung. „Sag ihm Bescheid!"

Der Oberfeldmeister sagt zu, alles ist ganz zwanglos. Ein Kamerad, der sehr müde ist, legt sich inzwischen ins Bett und brummt befriedigt.

Der Kaffee ist bereitet, der Chef erscheint. Wir sitzen auf unseren Hockern und Bänken um den Tisch, ein harmloser Kreis hat sich gebildet.

Sachgemäß wird geschlürft. Zwieback wird aus einem Koffer geholt, eine Tafel Schokolade ist auch da, beides zusammen schmeckt vorzüglich.

Wir sprechen von unserer Heimat. Jeder sagt, bei ihm sei es schön. Zwar spricht er nicht aus: am schönsten, um den anderen nicht zu verletzen, aber sicherlich denkt er sich's. Der eine kommt aus dem bayerischen Hochland, der andere ist Westfale, dieser Thüringer, jener von der Waterkant. Und viele, viele kommen aus dem grauen, trostlosen Berlin. Wir unterhalten uns — ich weiß nicht mehr worüber. Wie es sich ergibt unter Kameraden, die Tag und Nacht das Gleiche erleben.

Der Chef erzählt aus seinem Leben. Nicht die Sache selbst ist so wesentlich, aber der besinnliche Ton, mit dem er's sagt. Es ist ja so selbstverständlich, daß jeder der Anwesenden richtig versteht! Wir hören zu, dann und wann eine Bemerkung. Und ein sparsamer Schluck aus der Tasse.

Arbeiter, Abiturienten, Handwerker, Kaufleute, Studenten — alles ist hier vertreten. Jeder hat Sorgen, die meisten sind vom Schicksal rauh angefaßt worden.

Aber selbstsüchtig sind sie nicht, obgleich es verständlich erschiene, wo jeder aus einem harten Lebenskampf kommt und wieder in ihn zurückkehren wird.

Uns bindet Gemeinschaftsgeist: schönster Lohn unseres Dienstes!

Der Oberfeldmeister erhebt sich, gibt jedem einen kurzen, herzlichen Händedruck.

Noch an keinem Abend geht die Arbeit des Stubendienstes so schnell von statten wie heute. Alles greift zu, Hand in Hand. Selbstverständlich.

Digitized by Google

Einer sagt: „Feiner Kerl!“ „Mensch, so wat erlebste nur hier!“ Aller Augen glänzen. Die Jungens gehen zu Bett, innerlich beglückt. Jedem unvergeßlich. Kleines Erleben, und doch — ob ihr da draußen uns verstehen könnt?

Parzival Kemmerich

*

Der Lagerhund erzählt . . .

Ihr lieben großen Kameraden vom Arbeitsdienst, heute will ich euch mal was erzählen. Ich bin kein Arbeitsmann, ich bin nur ein kleiner Arbeitshund im Lager, von einer Rasse, die man nicht leicht definieren kann. Im übrigen ruft man mich „Peterle“. Zum Laufen habe ich vier Füße, über die ich regelmäßig stolpere. So sehe ich also aus und daran kann meine Anstellung als Liebling bei der Frau vom Oberfeldmeister auch nichts ändern.

Ab und zu mache ich einen Erkundungsfeldzug durch das Lager. Es ist nur gut, daß ich eine arme Hundeseele bin und nicht weiß, wann ich durch freches Benehmen gegen die Lagerordnung verstoße. Ich war also neulich beim Unterricht, da gibt es Kameraden, die viel schlafen. In der Hundeperspektive sieht man mehr als selbst unser Oberfeldmeister, der doch immerhin etwas „höher“ ist als ich. Da saß z. B. der Preisker auf einem Schemel und hatte die Beine untern Tisch gesteckt. Smykalla hatte während des Unterrichts seine Schuhe ausgezogen und da waren lauter Löcher in den Strümpfen. Schön war das nicht. Allmählich wurde mir das dort zu langweilig, und ich beschloß, die Stuben zu revidieren. Wie ich in die Stube 1 hineinstolpere, wittere ich gleich mit meiner vorzüglichen Hundenase — Wurst. Die Sache kam mir aber doch spanisch vor, denn ich hatte noch nie gesehen, daß ein Arbeitskamerad etwa ein Stück Wurst übriggelassen hätte. Der faule Stubendienst, ich glaube auf der Tafel stand: Sachor, hatte die Speisereste einschließlich Wurstpellen anstatt in die Müllgrube, unter die Spinde gefegt, und ich armer Kerl konnte mir jetzt die Nase abquetschen, um etwas davon zu schnappen.

Das nächste Mal lasse ich mir das nicht bieten und sage das dem Oberfeldmeister. Ich komme ja öfters mit ihm zusammen, z. B. bei der Parole. Was ein richtiger Lagerhund ist, der darf nicht bei der Parole fehlen. Schließlich freut es einen doch, zu hören, daß der Mosch, der mich immer tritt, vom Oberfeldmeister eine Zigarre verpaßt bekommt. Außerdem macht es mir immer Spaß, unsere Unterfeldmeister auch mal in Reih' und Glied stehen zu sehen. Sie selbst sind dann reichlich verärgert, wenn der Oberfeldmeister längere Zeit spricht und sie es so am eigenen Leibe spüren. Das ist meiner Meinung nach Sozialismus. Über den hat das letzte Mal unser Gruppenschulungswart einen Artikel geschrieben. Das war ja sehr schön, aber ich wußte schon alles. Für die Neulinge war er aber sehr gut. Der Oberfeldmeister meint auch immer, ihr habt von Tuten und Blasen keine Ahnung. Ich muß ihm darin recht geben. Ich rege mich jedesmal auf, wenn einer von ihnen im Gliede spricht und der Zugführer es nicht merkt. Schade, daß ich nicht größer bin, sonst würde ich sie tüchtig beißen.

Wenn ich mich also geärgert habe, dann laufe ich zu meinem Freund Naule, der mir Schokolade gibt, wodurch mein Hundeseelengleichgewicht wieder hergestellt wird. Dafür erzähle ich ihm auch alles, was ich gesehen habe, z. B. daß der Urbanczyk über den Zapfen gehauen hat, daß der Unterfeldmeister demnächst heiraten wird und daß er heute schon, um zu sparen, mit schiefen Absätzen rumläuft, daß der Kammertruppführer der Waschfrau ewige Treue geschworen hat, daß der Gaurevisor fand, es wären laut Wirtschaftsbuch zehn Erbsen zu wenig, daß sich unser Verwalter daraufhin einen Nervenschock zuzog, daß unser Lagerführer aus Versehen bei einem

Digitized by Google

Festessen mitgegessen hatte, was, wie die Kassenabteilung meinte, falsch sei, und viele andere Sachen.

Alles in allem muß ich viel sehen und hören: Schlechtes und Rechtes, Klagen und Beschwerden, sodaß ich manchmal die Nase voll habe. Dann ziehe ich beleidigt meine Rute ein und verzieh mich wieder zur Frau des Oberfeldmeisters.

„Die Schwarze Hand"
(Aus dem oberschlesischen Arbeitsdienst).

★

Wenn der „Heilige Geist" kommt

Ein Tag wie jeder andere war vorüber, aber an diesem Abend lag etwas in der Luft, eine beängstigende Spannung, die alle irgendwie erfaßt hatte. Noch ahnte keiner, was eigentlich los war. Man wußte nur, daß ein neu eingetretener Arbeitsmann sich recht frech und unverschämt gegen einen Kameraden benommen und so gegen den guten Ton des Lagers verstoßen hatte.

Einige Kameraden, deren Gerechtigkeits- und Ordnungssinn sich die Achtung aller anderen verschafft hat, sitzen in einer Ecke und tuscheln zusammen. Es fällt jedoch nicht weiter auf ...

Der Zapfenstreich ist längst vorüber. Es ist eine wunderschöne, sternenklare Sommernacht. Der Vollmond sendet seinen hellen Schein über den verlassenen Lagerhof. Zwölf dumpfe Schläge hallen von der nahen Kirchturmuhr herüber. Der einsame Wachtposten geht langsam auf und ab; er wacht über 216 Kameraden und ist sich seiner Verantwortung wohl bewußt. Plötzlich schreckt er zusammen. Sechs bis acht weiß gekleidete Gestalten (bei uns Araberscheichs genannt) schleichen im Gänsemarsch über den Lagerhof, und ihre Schatten werfen gespenstische Figuren auf dem Sande. Wie zugeschnürt ist die Kehle des Postens! Als er dem sonderbaren Zug ein donnerndes „Halt!" zurufen will, kommt kein Laut aus seiner Kehle. Denn er ist ein Neuer, er weiß nicht, worum es sich handelt. Ein „Araber", der ihn förmlich zittern sieht, eilt zu ihm und flüstert ihm einige Worte ins Ohr, woraufhin der Posten verständnisvoll nickt.

In den Stuben liegt alles in tiefem Schlaf. Leise öffnet sich eine Tür: der „Heilige Geist" in Gestalt dieser sechs weißgekleideten Eindringlinge findet auch im Dunkeln sicher den Weg zu dem ahnungslosen Schläfer. Ohne jede weitere Einleitung geschieht nun das Weitere. Man hört ein paar Schläge, man hört den Getroffenen fürchterlich schreien; aber bevor man richtig erwacht, ist der „Heilige Geist" ebenso schnell wie er gekommen, wieder verschwunden.

Der sich gegen die Gesetze der Kameradschaft vergangen hatte, wußte gar nicht, wie ihm geschah. Es ging alles so schnell. Starke Arme hatten ihn umklammert, und ein Sträuben gegen den unbekannten Gegner hatte ihm nichts genutzt. Er hatte das bekommen, was er verdiente. Wen sollte er anklagen? Der „Heilige Geist" hatte sich wie ein Phantom in Nichts aufgelöst. Nach und nach wird die ganze Stube munter. Keiner bedauert den Schimpfenden. Noch lange bleiben die aus dem Schlaf Gestörten auf und erzählen wilde Geschichten ähnlicher Art.

Der Spießer wird natürlich meckern: im Arbeitsdienst geht es brutal zu, dort wird sogar geprügelt und geschlagen. In Wirklichkeit ist das Ganze recht harmlos. Wer gegen die Gesetze der Kameradschaft und Gemeinschaft verstößt, muß irgendwie aus ihr selbst heraus zur Ordnung gerufen werden: zu dem kommt der „Heilige Geist".

Oft bildet sein Erscheinen für den Betroffenen eine ewige Erinnerung und ein fortwährendes Mahnen, sich kameradschaftlich zu verhalten.

(Aus dem oberschlesischen Arbeitsdienst)

Digitized by Google

Ernst Boehm. Pfingstmorgen in der Mark

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Hans David Ludwig Yorck

Royalist und Frondeur, Legitimist und Revolutionär

In der alten Armee, vor allem aber in der Armee, die auf die Schlachtfelder von Königgrätz und Sedan, Mars la tour und St. Privat hinauszog, waren die „Geschichten vom alten Yorck" lebendig. Droysen, der eine zwar sehr ausgedehnte, aber ganz außerordentlich anschauliche Lebensgeschichte Yorcks geschrieben hat, spricht von der soldatischen Mythologie, die diesen Mann umgab und spricht auch davon, daß er „scharf wie gehacktes Eisen" durch die Zeit gegangen sei. Das ist vollkommen richtig. Yorck ist der Bayard des alten Preußentums. Er ist die vollkommenste Verkörperung des Kriegers, zugleich aber des militärischen Führers im guten soldatischen Sinne. Im soldatischen Sinne: — man kann das nicht scharf genug unterstreichen. Denn auch die Militärgeschichte kennt eine Reihe von höchst populären, vielleicht auch achtungswerten Typen, die aber zu ihrer Führerrolle im weitesten Maße der Gunst des breiten Publikums bedurften, deren Führertum niemals die Größe der Einsamkeit kannte, niemals den Mut zur Unpopularität aufbrachte und dennoch in der Geschichte des Volkes eine leicht verständliche, weil leichte Rolle spielt. Blücher gehört dazu und auch der alte Wrangel. Es gibt noch heute kluge Leute, deren Gesinnung das Revolutionäre mit dem Emphatischen vermischt und die behaupten, ein Mann wie Blücher sei allein schon wegen seines großen psychologischen Einflusses auf die breiten Massen von unschätzbarem Werte gewesen. Diese Männer übersehen, daß, wenn schon der politische Führer den psychologischen Einfluß auf die Masse nötig hat, der militärische Führer nur den Kontakt zu *seinen* Leuten braucht und weiter nichts. Dieses Führertum hat bereits Friedrich Wilhelm geschult, Friedrich hat es vollendet und Yorck, der uns entgegentritt als verkörperter Widerspruch gegen die Mode des nationaldemokratischen Generals, hat dieses Führertum kraß, vielleicht manchmal zu kraß, vertreten. Seine Truppen nennen ihn den Isegrimm. Und nur der Isegrimm gab ihm die Zähigkeit, Härte und Selbständigkeit, aus der schließlich der revolutionäre General entstand.

Wir müssen uns heute vor dem falschen Bilde des revolutionären Yorck hüten. Wir müssen uns davor in Acht nehmen, uns diesen Revolutionär leichter und bewegter zu machen, als er in Wirklichkeit war. Yorck darf um Himmelswillen nicht zur Mode werden, mit der dann schließlich geistige Indisziplinen entschuldigt werden sollen. Es ist ja so bequem, sich in die Brust zu werfen und zu sagen: „wir berufen uns auf Tauroggen", wenn man überhaupt nicht weiß, was Tauroggen war. Es fehlte noch, daß der Film sich Yorcks erbarmte, mit der Poscheruner Mühle im Hintergrund, im Vordergrund einige Handpferde und dann der General mit hochgeschlagenem Kragen, wallendem Haar und rollender Emphatik, wie er davon spricht, daß er dem Fridericus verpflichtet sei, daß er entschlossen wäre, die Führung notfalls selbst zu übernehmen! Yorck ist das Gegenstück der Emphatik, auch der echten, wie etwa Louis Ferdinand sie hatte. Über Louis Ferdinands Tod prägte er die Äußerung, es sei bedauerlich, daß ein königlicher Prinz bei einer so nutzlosen militärischen Aktion sein Leben lassen müsse, im übrigen wäre es nach seiner Ansicht kein Ruhm, sondern nur die selbstverständlichste Pflicht aller Offiziere, vorm Feinde zu sterben). Wir müssen Yorck sehen aus dem Werdegang eines ganz großen Temperaments heraus, das zunächst sich selbst in die Schule einer wahrhaft schonungslosen Härte nahm, einer Härte, an der Friedrich und Friedrich Wilhelm ihre Freude gehabt hätten.

◆

Digitized by Google

Zunächst allerdings hat Friedrich der Große nur sehr wenig Freude an diesem Hans David Ludwig Yorck. Dessen Vater, David Ludwig Jonathan von Yorck, war bei ihm als Sohn eines Pastors aus dem Hinterpommerschen in die Armee eingetreten. Der Pastor nannte sich noch Johann Jarcken, es kann sein, daß diese hinterpommersche Familie aus dem kleinen kaschubischen Adel hervorgegangen ist und daß Friedrich dann später diesen Adel einfach erneuerte. Wir wissen nichts genaueres darüber. Der Vater trat in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs als Gefreiter-Korporal ein, wurde einige Jahre später Fähnrich und dann erst nach weiteren fünf Jahren, 1752, Sekondeleutnant. Im Siebenjährigen Krieg zeichnet er sich aus, wird Hauptmann und Kompaniechef im Regiment von Loussan, erhält den Pour le mérite und wird dann nach dem Feldzug Stabsoffizier. Während des Krieges wird David Ludwig Yorck als Kind einer illegitimen Ehe, als Sohn einer bürgerlichen Mutter, Maria Pflugin, einer Potsdamer Handwerkerstochter, geboren. In den Kriegsjahren wuchs er mit zwei Geschwistern ziemlich freudlos heran. Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob der Vater, der mit elf Wunden aus den friderizianischen Feldzügen nach Hause kam, die Ehe dann später legitimierte; jedenfalls wurden die Kinder von Vater und Mutter gemeinsam aufgezogen. Schon mit 13 Jahren tritt der junge Yorck in Königsberg in Preußen als Junker in das Regiment von Borcke ein, ein Jahr darauf wird er nach Braunsberg in Ostpreußen zum Regiment von Luck überwiesen.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen seine Bildung zurückbleibt. Dienst, Dienst und nochmals Dienst, das ist die Parole des alten, wortkargen, stets mürrischen, alle Lebensfreuden hassenden Generals Caspar Fabian von Luck. Mit 16 Jahren bringt er es endlich auf persönliche Resolvation Seiner Majestät zum Fähnrich. Das ist im Sommer 1775. Zwei Jahre später wird er im gleichen Regiment Offizier. Zehn Taler monatlich sind das fürstliche Gehalt des damaligen friderizianischen Leutnants.

Der Mittelpunkt dieses Daseins ist alle Jahre der Juli. Denn im Juli zieht der König, der bekanntlich nach dem Siebenjährigen Kriege den ostpreußischen Boden niemals mehr betrat, die gesamten ost- und westpreußischen Regimenter auf der Mockerauer Haide bei Graudenz zusammen, seit 1775 alle Jahre wieder; es ist die gefürchtete große Revue. Friedrich der Große, der mit zunehmenden Jahren immer eigenwilliger wurde, behandelte seine Regimenter bei diesen Revuen oft hart, ungerecht und launenvoll. Droysen schreibt mit Recht:

„Es gab tausendfache Kränkungen. Des Königs Willkür und Laune waren unnachsichtig, die sieben furchtbaren Jahre hatten ihn tief verwandelt, die frühere Frische war dahin, er war herb, herrisch, bitter geworden, verachtete die Menschen."

So kam der Spruch auf, zuerst ausgesprochen von verdienten Offizieren aus dem großen Kriege, daß man lieber in eine neue schwere Bataille ginge, als zu einer Revue vor dem Könige, der „es zufrieden war, gefürchtet zu werden".

1778 kommt es dann noch einmal zur Mobilmachung. Der König griff im Zusammenhang mit dem bayerischen Erbfolgestreit, der die Gefahr einer weiteren Vermehrung des habsburgischen Einflusses im Reich mit sich brachte, gegen Habsburg ein. Yorck macht den Einmarsch nach Böhmen mit. Dabei hatte er im Januar 1779 sein erstes — etwas dramatisch wirkendes — kriegerisches Erlebnis. Das Offizierkorps des zweiten Luckschen Bataillons hatte in dem kleinen Städtchen Habelschwerdt einen Ball gegeben, während des Balles drangen plötzlich die Kroaten in die Stadt. Leutnant Yorck war einer der ganz wenigen, die sich mit einer Handvoll Leuten herauszuschlagen wußten. Das Regiment aber, das unter so schmählichen Umständen die meisten Fahnen verlor, war fortan in härtester königlicher Ungnade. Der Kartoffelkrieg hatte also für Yorck, wenn er selbst sich auch gut gehalten hatte, nur Unannehm-

Digitized by Google

lichkeiten. In der Garnison kommt es nun bald zu einem Zwischenfall, der für das ganze weitere Yorcksche Leben entscheidend sein soll:

Das Offizierkorps wirft dem Stabskapitän von Neurock vor, er habe sich während des Feldzugs persönlich bereichert, Yorck nimmt den Vorwurf gegen Neurock persönlich auf sich. Die Sache kam dem König zu, der sonderbarerweise aus einer Laune heraus auf die Akten schrieb: „Geplündert ist nicht gestohlen, Yorck kann sich zum Teufel scheren!" Ob nun die Ausführung dieser Marginalie nicht allzu ernst gehalten wurde oder sich verzögerte: jedenfalls sammelte Yorck den Widerstand gegen Neurock noch weiter, das Offizierkorps teilt dem Kapitän mit, es könne nicht weiter mit ihm zusammen dienen. Als nun eines Tages Yorck als wachhabender Leutnant die Wachtparade führt, die Neurock kommandieren sollte, befolgt er das Kommando nicht, dreht das Sponton zur Erde — und wird sofort in Arrest abgeführt. Der König bestätigt gegen ihn die Kassation und einjährige Festungshaft, die er nun in Königsberg absitzen muß. Er benutzt die Haft dazu, französisch zu lernen. Mit einer Reihe von ausgezeichneten Empfehlungen, darunter einer seines Obersten, der ihn einen Offizier plein d'honneur nennt, geht er im Frühjahr 1781 von Pillau über Kopenhagen nach Holland. Es war die Zeit des holländisch-englischen Krieges.

Die Generalstaaten Wilhelms V. waren in heller Unordnung und diesem Feldzug in keiner Weise gewachsen, die Stände taten, was sie wollten; Yorck macht seine erste Bekanntschaft mit dem Parlamentarismus. Der Statthalter nimmt ihn gnädig auf, zögert aber, ihm als Ausländer eine Kompanie zu geben. Inzwischen fährt er mit dem Kapitän Kinsbergen, der das größte holländische Schiff, den „Admiral General" befehligt, zu einer Seeschlacht gegen die Engländer. Er erlebt auf der Doggerbank die schweren Zusammenstöße mit der englischen Flotte, wobei er selbst zum erstenmal ernstlich gefährdet ist. Der holländische Admiral wählt gerade ihn aus, Wilhelm V. die Siegesbotschaft zu bringen. Zum Lohn für diese gute Botschaft erhält er eine Gardekompanie. Die Erbstatthalterin, eine Nichte Friedrichs des Großen, bezahlt ihm obendrein seine Schulden.

Im Schweizerregiment Meuron tut er nun Dienst, das Regiment wird in Paris aufgestellt, auf Grund eines Traktats zwischen der ostindischen Kompanie und der französischen Regierung. Das Paris Marie Antoinettes steht noch einmal in vollem Glanz. Noch ist ja der Halsbandprozeß nicht gewesen, der alte französische Adel erwirbt sich im Krieg gegen England seinen letzten großen Ruhm. Yorck hat sich dieses Bildes des alten royalistischen Frankreichs, des glänzenden Theaters in Paris, der glänzenden Hofgesellschaft bis an sein Lebensende gern erinnert, hat allerdings auch schon ein deutliches Gefühl für die heranziehende große Erschütterung bekommen. Endlich fahren dann im Herbst 1782 die Meuronschen Truppen in zwei großen Seglern ab. Das ganze Geschwader sammelt sich vor le Havre. Erst am 8. Oktober 1782, nach über sechswöchigem Segeln und schwersten Stürmen landen sie in St. Cruz. Zwei Wochen glänzendes, abenteuerliches Leben — was für ein Unterschied gegen das Braunsberger Leutnantsdasein! — dann geht es Mitte Oktober erneut in See. Ewige Windstillen erschweren die Reise, 250 Mann der Besatzung werden krank, die Vorräte schwinden, mühsam helfen sich die Schiffe untereinander aus, erst am 7. Februar landet das Regiment, um 150 Mann geschwächt, im Hafen Kapstadt. Nun liegt die Abfahrt aus Pillau schon etwa zwei Jahre zurück.

Es müssen dort unten damals ziemlich wüste Zustände geherrscht haben. Die angekommenen französischen Truppen legten mehr Wert darauf, mit den Frauen der Kolonisten zu flirten, als darauf, die Kolonie nun auch wirklich gegen den Engländer zu sichern. Yorck selbst verliebt sich vom Kopf bis zum Fuß in eine ebenso schöne wie arme Kolonistentochter. Mit dem großen Admiral Suffren, dem alten Haudegen, der ein halbes Jahrhundert sich auf allen Meeren der Welt herumgetrieben hat, fährt

Digitized by Google

nun auch Yorck nach Ceylon. Sie landen dort nach schweren Gefechten, die auch der spätere preußische General noch immer in der Erinnerung behalten wird, wie er denn überhaupt aus dem französischen Admiral sich eine Art bleibendes Vorbild geschaffen hat.

◆

Der indische Dienst ist hart. Die Truppen sind verbummelt. Mit der Waffe in der Hand muß Yorck, der diable prussien, sich seine Autorität herstellen, dann erst schlägt die Wut in Anhänglichkeit um. Als er die Truppe eben in Schuß hat, geht es wieder nach dem Kap zurück. Yorck sieht seine alte Liebe wieder; er denkt allen Ernstes daran, ihretwegen für immer auf dem Kap zu bleiben. Aber als ihr dann von einem anderen, einem reichen Kaufmann, ein Antrag gemacht wird, da überdenkt er mit seiner ganzen kalten Nüchternheit, ohne die mindeste Schonung der eigenen Person, die Lage — und tritt zurück, allerdings mit der eigentümlichen Bitte, der Hochzeit beiwohnen zu dürfen. „Fest und kalt" — so schildert es der alte Droysen — „hört er der Rede des Pfarrers zu. Als die Braut ihr Ja spricht, stürzt er zur Erde." Nun ist er zum erstenmal Yorck. Wie am Anfang Friedrich Wilhelms I. Karoline von der Pfalz, wie am Anfang Friedrichs des Großen das Erlebnis von Tamsel den Mann zu lebenslanger Härte glühte, so ging es auch ihm. Er verkauft, wie das damals so Sitte war, seine Kompanie und segelt nach Europa zurück. Anscheind ist er Mitte 1785 wieder im Haag, wo er erneut auf das freundlichste empfangen wird.

Die Lage ist schlimmer denn je: der Statthalter wird offen angepöbelt, Parteien stehen sich schroff gegenüber. Yorck steht auf seiten des Statthalters; aber er möchte nicht wieder in Holland dienen, er hat nun genug von Abenteuern, er will noch einmal versuchen, nach Preußen zu kommen. Die Erbstatthalterin unterstützt sein Gesuch, sagt ihm aber gleich, solange der Alte noch lebe, werde er kaum Glück haben. — Höhnisch weist Friedrich der Große ihn ab: er hätte ja auf der Flotte Suffrens gedient, deshalb sei in der preußischen Infanterie nichts mit ihm anzufangen. Das wäre genau so, „als wenn man einen Koch zum Tanzmeister machen wolle". Da wird er nun dem holländischen Gesandten in Berlin attachiert. Als Friedrich stirbt, bewirbt er sich sofort bei Friedrich Wilhelm II.: Es sei zur Zeit keine Stelle frei. So kann er sich noch eine Weile das politische Intrigenspiel zwischen Potsdam und dem Haag, Berlin und Paris ansehen, es wird ausreichen, um ihm die Politiker bis an sein Lebensende verhaßt zu machen.

Endlich, im Frühjahr 1787, hat er Glück. Der neue König stellt ihn, unter ausdrücklicher Anerkennung seiner Kriegserfahrung, im Regiment von Saß, beim Bataillon von Plüskow als Kapitän und Kompaniechef an. So hat er also im Avancement durch seine Abenteurerjahre nichts verloren, im Gegenteil erheblich gewonnen: zehn Jahre nach dem Offizierspatent ist er nun Kapitän. Seine Garnison erhält er in Namslau. Die neuen Füsilierbataillone erhalten die Aufgabe, die alte Massentaktik des Dessauers in neues, beweglicheres Vorgehen aufzulösen, zum erstenmal wird so etwas wie Terrainausnutzung verlangt. Aber Yorck hat Schwierigkeiten, diese Jägerideen durchzusetzen, sein Bataillonskommandeur, der alte Plüskow, ist ganz in der alten Schule aufgegangen. Und wäre nicht der Inspekteur der sieben neuen schlesischen Füsilierbataillone, General von Götzen, gewesen, so würde Yorck wohl kaum aus seiner Kompanie die Mustertruppe gemacht haben, die sie tatsächlich wurde.

Er selbst reitet nun oft nach Breslau, wo der Prinz Hohenlohe Kommandierender General ist, derselbe unglückliche Mann, den man später mit der ganzen Verantwortung für Jena und Auerstädt belasten wird, und der diese zum mindesten übertrieben harte Beurteilung sich gefallen lassen muß, bis endlich sein Enkel, General Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen, ihn wenigstens in den Augen der Armee rehabilitiert. Hohenlohe kennt Yorck seit langem, schon im Kartoffelkrieg sind sie einander

Digitized by Google

begegnet. Er macht Schulden in dieser eleganten Gesellschaft. Um ein Haar hätte er sich, um sie loszuwerden, mit einer „reichen Standesperson von etwas äsopischer Gestalt" verheiratet; dann „retiriert er" und heiratet bald darauf „gar keine Geborene" (wie er selbst sagt), die Tochter eines Namslauer Kaufmanns, Johanna Seidel. Es wird eine ähnliche Ehe gewesen sein, wie die zwischen Friedrich Wilhelm I. und Sophie Dorothee: vernünftig, kameradschaftlich, haltbar. York selbst hielt damals wenig von der deutschen Kultur, er gehörte zu den Offizieren, die mit Friedrich dem Großen darin einig gewesen waren, daß die eigentliche Bildung die der französischen Klassizität sei, zum mindesten aber mit der französischen Sprache zusammenhinge. Seine Frau, die sehr tiefe Bildung hatte und vor allem Herder und Wieland las, hat ihn hierin grundlegend reformiert. Wir würden irren, wenn wir annehmen wollten, daß York ein literarisch völlig uninteressierter Mensch gewesen sei. Übrigens haben die ersten Jahre der jungen Ehe weitere Bitterkeiten in sein Leben gebracht: die ersten drei Kinder sterben ihm kurz nacheinander. Auch seine rasche Beförderung zum Major, die er gleich 1792, als 33jähriger, ganz außergewöhnlich früh bekam, hat anscheinend keinen allzu großen Eindruck auf den schon damals bei aller Lebhaftigkeit des Denkens und auch des Temperaments ganz ungewöhnlich verschlossenen Mann gemacht.

Der Feldzug in der Champagne hatte 1792 dem preußischen Waffenruhm einen enormen Stoß gegeben, nicht minder schwer, wie der Stoß, den das Ansehen der preußischen Diplomatie zwei Jahre vorher mit der Reichenbacher Konvention erhalten hatte. Der polnische Aufstand Kosciuszkos griff im darauffolgenden Jahre bis an die preußische Grenze und darüber hinaus. Die preußische Monarchie mußte bald auch an der Ostgrenze ihren Feldzug eröffnen. York, der nun das Bataillon Eyssenhardt bekommen hatte, nahm an dem Feldzug, der über Krakau bis vor Warschau führte, teil. Schon damals zeichnet sich der junge Bataillonsführer durch ungewöhnlichen Mut aus, er selbst hält ein weichendes Regiment auf, führt es bei Seckoczin erneut gegen den Feind. Die Truppe erhält darauf zwei Pour le mérites. York lehnt den seinen ab, weil Eyssenhardt, der erkrankt und an der Teilnahme verhindert war, den andern erhalten sollte. Das ist wieder typisch für ihn. Wo er ein Recht oder ein Unrecht erkannt hat, ist er im Falle des Rechts unerbittlich in seiner Verfechtung, im Falle des Unrechts rückhaltlos und von schneidender Schärfe in seiner Verurteilung. Wie er selbst sich dabei stellt, ist ihm völlig gleichgültig. Er ist schon seiner bloßen Begabung wegen wenig beliebt, seine Rücksichtslosigkeit gegenüber allen Formen der Kamarillabildung im militärischen Leben tut ein übriges. Wäre dieser Mann nicht andauernd während härtester Zeiten dringend notwendig gewesen — wir könnten gewiß sein, daß ein so labiler Charakter wie Friedrich Wilhelm III., dem alle aventuriers ein Greuel waren, ihn bald genug kaltgestellt haben würde.

Die Führung dieses polnischen Feldzuges war kläglich. Unter dem allerdings sehr brauchbaren General Günther focht York noch lange an der Pilica, am Narew, am Bug und an der Weichsel den Kleinkrieg gegen die Insurgenten, denen er im übrigen eine gewisse Sympathie, die gerade Kosciuszko ja auch mit Fug und Recht verdiente, nicht absprach. York, der den Pour le mérite abgelehnt hatte, ging ohne Orden aus diesem Feldzug hervor. Der alte Günther gab grundsätzlich keine Offiziere zu Orden ein, wenn diese Offiziere ihm besonders nahe standen. Als dann der Feldzug sein Ende hat, bleibt York, der nun endgültig Bataillonskommandeur geworden ist, noch zwei Jahre in elenden polnischen Garnisonen zwischen Kalisch und Sidawa stehen. Gemeinsam mit einem preußischen Major, der nach seinen Worten „wie geschaffen für eine Kotzebuesche Komödie" war, hat er dort das Seinige getan, mit der polnischen Bevölkerung ein gutes Einvernehmen herzustellen. Es ist ihm weitgehend gelungen. Er hatte Sinn für die „romantische Zügellosigkeit" des polnischen Adels, für die

Digitized by Google

schwerfällige Mystik der damals noch in großem Elend lebenden polnischen Bevölkerung, er hatte heimliche Sympathien für Kosciuszko. Als er eines Tages in einer polnischen Gesellschaft gewesen war, wo man ihm stundenlang von den Ruhmestaten Kasimirs des Großen, der Jagellonen, Johann Sobieskis und Stefan Bathors erzählte, meinte er in seinem treffenden Sarkasmus: die bürokratische Pedanterie vom Schlage des preußischen Ministers Herrn von Hoym sei kaum geeignet, solch ein Volk zu regieren. Seine Truppe nahm viele polnische Rekruten auf, er brachte sie auf musterhafte Höhe. Er selbst las stundenlang alles was er nur in die Finger bekommen konnte. Vielleicht wußte er schon damals, daß zum revolutionären Charakter vor allen Dingen auch Wissen gehört.

◆

Im letzten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms II. ging man an die Einrichtung neuer Füsilierbataillone in Ostpreußen. Eines davon bekam York mit der Garnison in Johannisburg, das andere Major von Bülow mit der benachbarten Garnison in Soldau. Wer konnte damals wissen, daß aus den Kommandeuren dieser beiden entlegenen Bataillone einst die preußischen Feldmarschälle Bülow von Dennewitz und York von Wartenburg werden sollten! Er sieht seine Aufgabe darin, zunächst einmal seinem Offizierkorps einen festen inneren Halt zu geben. Vielleicht dachte er — Braunsberg lag ja nicht allzuweit ab und so schloß sich denn hier ein entscheidender Kreis seines Lebens — an den alten Luck und das, was er einst an ihm selbst versäumt hatte. Er läßt seine Familie nachkommen, erbaut, da es damals noch keine Kasinos gibt, auf eigene Kosten und auf eigene Schulden ein Haus. Er ist im Dienst von unerbittlicher, eiserner Strenge; dafür ist es auch ein interessanter Dienst, denn er schafft in den Wäldern der Johannisburger Heide eher eine Art Jägerbataillon als einen infanteristischen Truppenteil im damals üblichen Sinne. Aber nach dem Dienst ist er zu jedem seiner Leutnants Kamerad — er meint, daß die Kameradschaft vor allem, und vielleicht zunächst einmal von den Vorgesetzten, geübt werden müsse, und von jedem Offizier zu seiner Truppe. Ein merkwürdig sozialistischer Standpunkt, den sich mancher, der sich heute auf ihn beruft, vielleicht von ihm absehen könnte! Das Prügeln schafft er gänzlich ab, dabei gelten seine masurischen Füsiliere als besonders schwieriger Menschenschlag, es erscheint doch geradezu verdächtig, daß er so gut mit ihnen fertig wird. Erscheint es nicht auch verdächtig, daß dieses Bataillon York, so nahe an der Grenze, so rings von Forsten umgeben, so gut wie gar keine Deserteure kennt?

Um die Politik kümmert er sich nicht. Vielleicht hat er von den furchtbaren Schwächen der damaligen Jahre nichts gewußt, vielleicht hat er keine Ahnung davon, daß man das große Koalitionsangebot des Zaren gegen Frankreich 1799 einfach in den Wind schlägt. Er ist in Johannisburg zum ersten und vielleicht zum einzigen Mal in seinem Leben dieses Lebens froh. Er lehnt ab, als sie ihm Ende 1799 ein ganz neu aufgestelltes Fußjägerregiment übertragen wollen; da wird er doch ernannt. Das Regiment hatte schon unter Friedrich dem Großen seine Anfänge erlebt; es war in ihnen erstarrt, eine Art komische Zugabe der Armee geworden. Für York, der in Namslau, in Sidawa, in Johannisburg, vielleicht schon auf Ceylon, dafür eingetreten war, in lockeren Linien geländebeweglich zu werden, lag hier eine neue, ganz große Aufgabe. Er geht um die Jahrhundertwende nach Mittenwalde in seine neue Garnison. Ist es nicht ein gutes Omen, daß hier einst Friedrich Wilhelm I. als Kronprinz heimlich ein Bataillon aufgestellt und nach damals ganz neuen Grundsätzen exerziert hatte?

Das ganze Regiment bekommt seinen Ersatz nur aus Förster- und Jägersöhnen. Am letzten Abend des Jahres 1799 trifft er ein, am 26. Oktober 1800 wird er mit

Digitized by Google

seinem vollkommen neugeschulten Regiment zum erstenmal vom König inspiziert. Es ist derselbe Tag, an dem in Parchim Helmuth von Moltke geboren wird.

Er schafft in wahrhaft genialer Weise eine Synthese zwischen jägerischer und militärischer Art. Er selbst ist Jäger durch und durch, und wenn wir heute, im Zeitalter der Rassenforschung, den Menschen wieder unter dem Aspekt der beiden ältesten deutschen Rassenformen, der langschädeligen und langbeinigen alten europäischen Jägerrasse und der gedrungenen und kurzköpfigen Bauernrasse ansehen, dann können wir keine schönere körperliche Ausdrucksform des jägerischen Menschen finden, als York. Er ist leidenschaftlicher Jäger, zu Fuß wie zu Pferde. In Braunsberg hat er sich, für einen Infanteristen eine etwas ausfallende Beschäftigung, die freie Zeit mit dem Zureiten schwieriger Remonten vertrieben, in Ceylon hat er Tiger gejagt, in Johannisburg Rothirsche, Sauen, Wölfe, in Polen Bären und Urwild. Er verlangt nun, daß sein Regiment „paarweise vorgehen lernt". Immer zu zweit und zweit müssen seine Jäger sich dem Gelände anpassen: „Diese beiden Jäger", so sagt seine Instruktion, „müssen sich jederzeit wie ein einziger Körper betrachten, daher der eine den andern defendiert. Wenn der eine geschossen hat und also wehrlos ist, muß der andere geladen im schußfertigen Zustande sein, diese Regel mache ich meinen Jägern zum unverbrüchlichen Gesetz, indem ihr Leben und ihre Ehre davon abhängen soll." Seine Offiziere müssen reiten und zwar dreist im Gelände reiten, auf Trense, und über Hindernisse, sie sollen „keinem Kavalleristen equilibristisch nachstehen"; er selbst ist das beste Beispiel dafür. Wenn er aber das ganze Regiment zur Besichtigung zusammengezogen hat, dann sorgt er für Drill und Präzision. Sein Offizierkorps ist ihm ergeben, wie nur ein Offizierkorps einem Kommandeur ergeben sein kann. Er selbst allerdings macht sich außerhalb seiner Truppe wieder einmal nach allen Möglichkeiten unbeliebt und hat eine ganze Reihe von Ehrenhändeln zu bestehen. Das einzige, worum er sich scheinbar nicht bekümmert hat, sind die Finanzen. Als er schon (im Herbst 1800) Oberstleutnant geworden war — mit 41 Jahren eine ganz hübsche Leistung in Anbetracht der damaligen Beförderungsverhältnisse — stellt sich eines Tages heraus, daß der Zahlmeister des Regiments sich in Berlin das Leben genommen hat. Das war um Weihnachten 1802. — Wenige Wochen später kommt der Generalleutnant von Kleist mit seiner Kommission nach Mittenwalde, nimmt York trotz seines gegebenen Offiziersehrenworts den Degen ab und bringt ihn in Arrest. York selbst hat später zugegeben, er habe seine Aufsichtspflicht nicht mit dem nötigen Ernst aufgefaßt, ihm lagen finanzielle Dinge nicht. Aber die Art, wie hier von einem seiner Kameraden Zweifel in sein gegebenes Ehrenwort gesetzt seien, kann er nicht vergessen. Die weitere Untersuchung rechtfertigt ihn vollkommen. Nach fast drei Wochen Arrest kann er das Regiment wieder führen, wird er ausdrücklich rehabilitiert. Empört aber ist er, wie dann die Entscheidung auch die Kompagniechefs zur Tilgung der Summe heranzieht. Er kommt um Versetzung ein, bietet an, alles auf sich zu nehmen. Statt dessen wird er, um ihm erneut zu zeigen, wer er ist, zum Obersten befördert, ganze 44 Jahre alt. Um ihm die Tilgung des Schadens zu erleichtern, läßt ihm Friedrich Wilhelm III. die Einkünfte der Ämter Neuenhagen und Freyenwalde mit jährlich über 300 Talern anweisen. Er selbst wird nun auch öfters nach Berlin befohlen und ist jedesmal aufs neue entsetzt, wie dort die uralten Generäle aus den Zeiten Friedrichs des Großen, Möllendorff, Kalkreuth und andere, mit den gelehrten Offizieren der Neuzeit zusammen einen Parlamentarismus züchten, dem alles „Herrische und Soldatische fremd bleibt". Sieht er voraus?

◆

Mit dem Jahr 1805 tritt York in das politische Bewußtsein seiner Zeit. Er ist kein seherischer Mensch, auch ihm fehlt der prometheische Funke, dafür arbeitet er mit

Digitized by Google

seinem klaren, logischen Verstand, mit seiner harten Energie — auch im Denken ist er energisch — und als Ergebnis dieser klaren und nüchternen Schau sieht er schon 1805, daß wir in Preußen die Entscheidung gegen Napoleon verloren haben. Er sieht die große Möglichkeit, die sich zwischen Preußen, Rußland und Schweden damals ergibt, er sieht, wie sie ungenutzt vergeht. Also folgert er auch, illusionslos wie er nun einmal ist, daß die großen Hoffnungen, die er an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Regierungsantritt geknüpft hat, trügerische Hoffnungen gewesen sind. Wäre er nur Revolutionär, so würde er jetzt zu der Bewegung der jungen und emphatischen Rebellen um Ehre treten, die stürmisch darauf aus wollen, den König zur Entscheidung zu zwingen. Aber York, der ja in Holland und in Frankreich gesehen hat, wohin es führt, wenn man die Frage der königlichen Herrschaft, sei es auch nur als persönelle Frage, offen zur Diskussion stellt, ist zu allererst einmal Legitimist, Royalist und dann erst Frondeur. Yorcks revolutionäre Haltung zeigt sich darin, wie er den Dingen innerlich entgegengeht, die er nun kommen sieht.

Ende August 1805 erscheint Marschall Duroc in Berlin, um für den französischen Kaiser das Bündnis ultimativ zu verlangen. Pitt empfahl damals auch von England aus die Allianz und als Lohn für Preußen die Rheinlande. Der König von Schweden sammelt seine Truppen in Pommern. Die französischen Truppen, die zunächst Hannover besetzt hatten, rückten von dort aus nach Osten vor. Der König mußte sich so oder so entscheiden: entweder mit England, Rußland und Österreich, oder mit Frankreich zu gehen. Der russische Gesandte verlangt das Durchmarschrecht für russische Truppen von Stralsund nach Hannover, von Bug nach Mähren. Friedrich Wilhelm III. lehnt ab. In dieser Situation, die York „angesichts unserer schlechten Festungen, unserer uneinheitlichen Truppenführung geradezu erschütternd" nennt, wird auch das Jägerregiment in Mittenwalde mobil gemacht. Inzwischen gingen die Dinge über die führerlose preußische Politik hinweg: Bernadotte marschierte durch preußisches Gebiet. Darauf wird auch dem Zaren Alexander der Durchmarsch erlaubt. York wurde nach Berlin befohlen, es waren die Tage, in denen der Zar zu seinen Besprechungen mit Friedrich Wilhelm III. nach Potsdam kam. In diesen Tagen rückt er ins Feld zur Armee des Herzogs von Braunschweig; zwischen Gronau und Hildesheim erreicht er das Korps. Dort stehen sie wieder wochenlang. Inzwischen schlägt Napoleon bei Austerlitz am 2. Dezember den schönsten Sieg seines Lebens. York marschiert in dem blödsinnigen Feldzug der bewaffneten Neutralität bis zur Werra, über Göttingen nach Eisenach. In Meiningen erhält er die Nachricht von Austerlitz. Nun zieht Alexander seine Truppen schleunigst nach Polen zurück, er ist ein ebenso eleganter wie unzuverlässiger Herr, dieser Zar aller Reussen. York wird später noch an diese Vorgänge denken. Preußen, das nun, ohne gefochten zu haben, eigentlich schon mitbesiegt war, näherte sich den Franzosen auf diplomatischem Wege. York hat später einmal gesagt, es seien die traurigsten Winterquartiere seines Lebens gewesen. Nur mit seinem Adjutanten Seidlitz wechselt er ab und an ein Wort aus seiner grenzenlosen Verstimmung heraus. Nach außen hin wird er schweigsam, bissig, hart. Was nützt es ihm, daß sie ihn im Herbst zum Brigadekommandeur gemacht haben, heute, wo eine Brigade an Truppenehre halb soviel wert ist wie unter dem alten Friedrich eine Kompanie?

Nachdem Preußen mit dem Schönbrunner Vertrag seine freiwilligen Demütigungen noch erweitert hatte, nachdem es sich ebenso törichter- wie schmachvollerweise auch noch hatte bereden lassen, Hannover von Napoleons Gnaden Anfang 1806 zu annektieren, war es allgemeinster Verachtung preisgegeben. Es scheint, als wenn York, der stumm und verbissen damals im Thüringischen seinen Dienst tat, um diese Zeit anfing, auch die Fronde des Prinzen Louis Ferdinand wohlwollender zu sehen, als sonst. Nun wurde oben in Pommern eine lächerliche Mobilmachung befohlen. Im

Digitized by Google

Zusammenhang damit kam er nach Berlin, sah dort im Theater die Szenen, in denen die Offiziere den König in aller Öffentlichkeit drängten, eine Entscheidung zu fällen. Seine royalistische Gesinnung war aufs tiefste empört, er dachte gar nicht daran, sich mit diesen Heißspornen zu identifizieren. Weiß Gott, auch er war für baldige Entscheidung, auch er wußte, daß Preußens Ehre nur auf dem Felde, wenn überhaupt zu retten war: aber er glaubte auch zu wissen, daß diese öffentliche Überstimmung der Krone durch eine, wenn schon idealistische, Prätorianergarde bestimmt ein falsches Mittel sein würde!

Sein Regiment war wieder in die Garnisonen gerückt. Als dann endlich am 1. September der Befehl zur Mobilmachung kam, war er „erleichtert und besorgt, im ganzen aber doch freudig bewegt". Über Magdeburg und Naumburg rückt seine Jägerbrigade bis in die Gegend von Weimar, bleibt dort bis etwa 1. Oktober. Lächerliche Szenen: die Theoretiker vom Generalstab bilden sich ein, sie hätten das Gesetz des Handelns noch in der Hand; der Herzog von Weimar, dieser vielgerühmte emphatische Mann, weiß nichts besseres zu tun, als sich zu beschweren, daß die unbeschäftigten Yorckschen Jäger in seinen Forsten gewildert haben! Langsam, sehr langsam ziehen sich die verschiedenen Korps unter Rüchel, Hohenlohe, dem Braunschweiger und Tauentzien zusammen. Der Herzog von Braunschweig hat sich in den Kopf gesetzt, die kleine Feste Königshofen zu nehmen, obwohl sie ganz außerhalb des Gefechtsterrains liegt. York muß die Avantgarde führen. Unterwegs — am 10. Oktober — Befehl zum Rückmarsch: Ordre, Contreordre, Desordre! Tauentzien war überfallen, Hohenlohe bei Saalfeld, vom Braunschweiger nun verlassen, von wesentlich stärkeren Kräften angegriffen, Louis Ferdinand gefallen. Alles ist zutiefst deprimiert. Nur York reitet eisern an den Kolonnen entlang, tadelt die mangelhaften Abstände, die Reiter, die nicht auf Luke reiten, die Offiziere, die, anstatt vor der Front ihrer Formationen zu halten, miteinander schwatzen, als ob sie von einer Jagd nach Hause kämen. Bald danach, am 14. Oktober, bekommen sie Nachricht von der Schlacht bei Jena, am 15. Oktober erfahren sie die ganze Tragödie, hören sie, daß, während der Braunschweiger zu seinem albernen Abenteuer fünf Regimenter Infanterie, darunter die allerbesten der Armee, wie z. B. Regiment Borcke, dazu die Jägerbrigade, dann fast eine ganze Kavalleriedivision, darunter die Schwedter Dragoner, die Zietenhusaren u. a., nebst einem guten Regiment Artillerie vom Kampfplatz abgezogen hatte, Hohenlohe bei Jena und der Braunschweiger mit dem Rest seiner Truppen bei Auerstädt, beide voneinander getrennt, geschlagen und — vernichtet sind. York nimmt, um dem allgemeinen Rückzugswirrwarr zu entgehen, seinen Weg auf Langensalza. Das noch intakte weimarische Korps muß über die Elbe gebracht werden. Unterwegs befreit ein Husarenoffizier im Südhannoverschen 10 000 preußische Gefangene, bringt sie nach Göttingen, die Gefangenen aber weigern sich, für die verlorene preußische Sache wieder unter die Fahne zu treten. Zuletzt trifft sich wenigstens Blücher mit etwa 40 unterwegs aufgegriffenen Geschützen und seinen eigenen Truppen bei Wolffenbüttel mit den weimarschen Detachements. Über Helmstedt und durch die Letzlinger Heide geht der Marsch auf Tangermünde zu, der Elbe entgegen.

York deckt den Rückzug. Bei Altenzaun, nicht weit von Stendal, erwartet er den Feind. Im welligen Gelände mögen seine Jäger zeigen, was sie können. Und sie zeigen es. Sie halten in stundenlangem Kampf gegen eine mehrfache Übermacht, immer aufs neue den Feind durch ihre außerordentlich elastische Aufstellung irritierend, die Franzosen einen vollen Tag auf. Es war das erstemal seit langer Zeit, daß der Franzose von preußischen Truppen um seinen Sieg gebracht war. Die gesamten Blücherschen Truppen wurden durch dieses Gefecht gerettet, der Elbübergang sichergestellt. York selbst hat später dieses Gefecht zu seinen schönsten militärischen Erfolgen gezählt.

Digitized by Google

Aber der Altenzauner Erfolg konnte in der allgemeinen Kopflosigkeit wenig helfen. Rückwärts, rückwärts geht der schlecht gesicherte Marsch durch Mecklenburg. Unterwegs reitet ein preußischer General an York heran: „Herr Kamerad, es hilft alles nichts, wir müssen uns dem allgewaltigen Korsen unterwerfen.“ York: „Wenn Sie das wirklich ernstlich glauben, sollten Sie sich eine Kugel durch den Kopf schießen!“ Zwischen Elbe und Oder werden nochmals Truppen zusammengezogen. Hohenlohe übernimmt das Kommando. York faßt Hoffnung, weil „Hohenlohe ein wirklich fürstlicher Mensch ist, der auch bei Jena nicht die ruhige und mannhafte Haltung verlor“. Wenige Wochen später muß auch Hohenlohe bei Prenzlau kapitulieren. Also wieder kehrt gemacht! Beim mecklenburgischen Müritzsee treffen York, General von Winning und Blücher mit ihren Truppen zusammen. Blücher rät zu einer Schlacht: Stralsund ist doch nicht mehr zu erreichen, für Rostock ist es auch schon zu spät. Aber während sie eben ausmarschiert sind, um eine günstigere Position zu suchen, wird York mit seiner Nachhut bei Waren an der Müritz von feindlicher Kavallerie überfallen. Er selbst gerät mitten ins dichteste Handgemenge, bekommt einen schweren Hieb über den Arm, einen flachen Schlag auf den Arm, mit Mühe und Not schlagen die eigenen Husaren ihn noch einmal heraus. Nun folgt Nachhutgefecht auf Nachhutgefecht. York, dessen Arm sich mehr und mehr entzündet, der seit einer Woche keine Stunde mehr zum Schlafen kommt, der kaum noch etwas zum Essen hat, ist allemal in die Gefechte verwickelt. Bei Nossentin reitet er *vor* der Feuerlinie seiner Jäger vorbei: „Daß der Feind mich nicht treffen würde, das wußte ich schon, der schießt zu schlecht, aber ich hatte geglaubt, daß mir jetzt einer von Euch, Jäger, eine Kugel verpassen würde: mir wäre es recht gewesen. Jetzt sehe ich doch: ihr seid alle wackere und treue Männer, von nun an seid ihr alle meine Kinder, ich Euer Vater!“ Einer seiner Offiziere hat später ausgesagt, diese Worte wären ihnen allen „wie glühend Eisen durch die Adern gefahren“. Wo gibt es einen vorbildlicheren Führer als diesen York? Einen Führer, der im Unglück so aufrecht und ruhig bleibt, der sich selbst immer noch doppelt so viel zumutet, wie seinen Leuten, der mit einer schweren Verwundung noch wieder so zu kämpfen weiß, der so inmitten seiner Leute, inmitten des allerhärtesten Unglücks Contenance und preußischen Sozialismus lebt?

York meinte, man müsse nun die von den Schwedenzeiten her berühmt gewordene Gadebuscher Position nehmen, Blücher wollte durchaus nach Lübeck. Es wäre nicht nötig gewesen, für diesen Lübecker Marsch die Truppen bis aufs letzte auszupumpen; jeden Tag verloren sie jetzt allein an Marschverlusten 500 Mann, gar nicht zu reden die verlorenen Geschütze und die Fourage! York selbst, sarkastisch, bitter, wie er nun immer bleiben wird: „Ich sehe jetzt ein, was mein Namensvetter, der König David, für einen Mißgriff machte, als er Pest und Hunger, anstatt eines Ganges mit dem Feinde wählte.“ Am 5. November rücken sie völlig abgerissen in Lübeck ein; er selbst war bei Altenzaun noch 1100 Mann stark gewesen, nun waren es kaum noch 500. York sinkt abends — er war als letzter eingerückt — todmatt und mit hohem Fieber vom Pferde, nimmt am Kohlmarkt bei einem von den lübschen Kaufleuten Quartier. Die ganze Stadt hält nichts von diesem preußischen Einmarsch, sie möchte ihre Neutralität erhalten, sie möchte es um Himmelswillen nicht mit den Franzosen verderben. Andern Tags setzt Soult zum Sturm auf die „freie“ Stadt an.

Sie liegt geographisch so günstig, daß sie glatt und leicht auf längere Zeit zu halten gewesen wäre. Gerade dem Feinde entgegen liegt die Wackenitz, dazwischen die festen Tore, Mühlentor, Hürtertor, nach Norden das Burgtor, dazu die hohen und festen Wälle. Aber was hilft das alles? Ein ungeschickter Ausfall des Herzogs von Braunschweig aus dem Mühlentor und als Antwort darauf kommt der Feind in die Stadt. York selbst gerät nun zu Fuß, den einen Arm in der Binde, in der anderen die Klinge, ins Handgemenge. Zwischen Kohlmarkt, Marienkirche und Rat-

Digitized by Google

haus geht es wild hin und her, in der sog. Breitenstraße, die in Wirklichkeit eine sehr schmale Straße ist, bekommt er einen schweren Kartätschenschuß. Die Jäger — er hat etwa einen Zug seiner Leute um sich — wollen zurückgehen, da mischt sich Blücher ins Gefecht, auch er zu Fuß: „Wollt Ihr Euren blutenden Obersten verlassen?“. Dann folgt ein neuer französischer Angriff, York bekommt einen Stich mit dem Bajonett, ein französisches Vieh von Unteroffizier kniet sich mit solcher Gewalt auf ihn, daß er einen Bruch bekommt, erst ein französischer Offizier kann ihn mit blanker Klinge von der Bestie befreien. Er fällt in Ohnmacht. Als er wieder erwacht, haben ihn französische Chasseurs ins Quartier gebracht. Es dauert zwei Tage bis der Arzt, der ihm gegenüber wohnt, sich über die Straße getraut; hie Soldatentum, hie „Bürgersinn“.

Hier erfährt er auch von der Ratekauer Kapitulation vom 7. November. Als er eben verbunden ist, kommen einige seiner Offiziere zu ihm. Er fährt sie an: „Meine Herren, wo haben Sie Ihre Degen?“. So erhält er die Nachricht der Kapitulation. Ihn selbst betraf sie eigentlich nicht, da er ja mit den Waffen in der Hand verwundet war, aber erst muß er sich wenigstens halbwegs kurieren lassen. Er kommt in das Haus des alten Rates Frister, bleibt dort bis Anfang Januar. Dann erst kann er sich auf die Heimreise machen, auf einem traurigen Fuhrwerk, er selbst in einem traurigen Zivil. Er macht einen großen Umweg um Berlin, er kann diese Stadt jetzt nicht sehen; diese Stadt, wo sie vom Brandenburger Tor die Quadriga heruntergeholt haben, wo die französischen Stäbe im Schloß hausen, wo eine stets den jeweiligen Konjunkturen dienstwillige Bürgerbevölkerung mit französischen Armbinden als Miliz Dienst tut. Erst nach langen Zwischenräumen langt er in Mittenwalde an. Seine Frau erkennt ihn nicht, seine Kinder erkennen ihn nicht. Nur sein kleiner Kanarienvogel — der harte Mann war ein ganz besonderer Freund von kleinen scheuen Vögelchen — erkennt ihn sofort an der Stimme, flattert hoch, ihm entgegen und fällt dann tot zu Boden. Er selbst ist nun 48 Jahre alt und sieht aus wie ein Sechzigjähriger. „Die preußische Armee ist wie ein Herbstnebel vor der aufgehenden französischen Sonne verschwunden“, sagt das 22. Bulletin des Korsen. York vergräbt sich, selbst ein Fetzen Herbstnebel, in Mittenwalde.

◆

Sieben preußische Minister fanden es unbedenklich, in den französischen Dienst zu treten, darunter auch der, dem nach der Schlacht bei Jena nichts besseres eingefallen war, als zu proklamieren: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Nur im Osten nimmt jetzt der Russe noch einmal den Kampf auf, mit Unterstützung preußischer Truppen. Auch die Johannisburger Yorckschen Füsiliere zeichnen sich aus — „wäre ich doch niemals von ihnen gegangen!“. Er selbst war durch Ehrenwort gebunden, auf Auswechslung zu warten. Im Februar 1807 trifft sie ein, er reist gleich nach Ostpreußen ab. Er weiß jetzt deutlich: wenn es noch eine Landschaft gibt, von der aus Preußen wiederhergestellt werden kann, dann ist es Ostpreußen! Ostpreußen muß die Brücke sein, von der aus der preußische Osten in Gemeinschaft mit dem großen russischen Alliierten die aufgegangene Sonne zum Untergang bringt. Aber der nunmehrige Generalmajor von York weiß noch nicht, wie schwach der König in Königsberg und Memel sitzt, er weiß noch nicht, wie elend Alexander an ihm handeln wird. Anfang Juni war der König nach Memel, in die äußerste Ecke seiner Monarchie geflüchtet, bereit, nach Riga weiterzureisen. Alexander hatte dem König bei allen Heiligen geschworen, nicht eher zu ruhen, als bis Preußen wiederhergestellt sei. Noch hielt sich Courbiere als „König von Graudenz“, noch hielt sich Nettelbeck mit Gneisenau in Kolberg, schon hatte Blücher in Rügen zwei Divisionen mobilisiert, wenn nun der Russe vorstieß, hätte sich alles wenden lassen. Aber der Russe stieß

Digitized by Google

nicht vor, er schloß am 21. Juni eigenmächtig seinen Waffenstillstand ab. Napoleon und Alexander treffen sich in Tilsit, erst am zweiten Tage darf Friedrich Wilhelm III. erscheinen. So wird der Tilsiter Friede geschlossen, der Preußen halbiert, der ihm — was ja vielleicht ein Nutzen hätte sein können — seine gesamten westelbischen Besitzungen nimmt, der ihm aber trotz allen Bittens der Königin — vor deren Haltung in diesen Tagen doch jetzt sogar Yorck Achtung bekommt — auch Magdeburg nimmt, der seine Festungen ausliefert, der — vielleicht bitterstes von allen — „zum Zeichen der (ebenbürtigen?) Achtung des Kaisers Napoleon für den Kaiser Alexander" auch ein Stück Preußen an Rußland abtritt. So weit also war die Monarchie Friedrichs und Friedrich Wilhelms in jenen Julitagen des Jahres 1807 gesunken, so weit mußte erst der alte preußische Osten gedemütigt werden, ehe er sich wenigstens in seinen Gesinnungen wieder erhob. Und soweit mußte auch erst der alte Royalist Yorck den Kelch des Bitteren leeren, ehe er zu wirklich revolutionären Handlungen vorstieß.

Aber vorläufig ist selbst das noch nicht so weit. Er wird gefragt, ob er nicht Erzieher der preußischen Prinzen werden wolle, er lehnt dankend ab. Er hat sicher recht getan mit dieser Ablehnung. Aus Friedrich Wilhelm IV. hätte auch ein Yorck nichts anderes gemacht als einen kunstsinnigen, menschlich und kulturell sympathischen, politisch unzureichenden Romantiker und was Wilhelm angeht, so hätte auch ein Yorck ihn nicht militärischer gestalten können, als er es ohnehin geworden ist. Friedrich Wilhelm IV. hat später einmal gesagt, wenn sie alle als Söhne eines Bürgers zur Welt gekommen wären: so „wäre ich Architekt geworden, Wilhelm Feldwebel, Albrecht verbummelt und Karl wegen seines Leichtsinns ins Gefängnis gekommen!" Kann man sich Yorck als Prinzenerzieher vorstellen? Aber man kann sich vorstellen, was Luise — denn sie war die Urheberin dieses Plans — gedacht hat, als sie gerade auf Yorck verfiel.

Es ist nun die Zeit, die einen Scharnhorst, einen Gneisenau, einen Boyen, einen Grolmann auf den Plan rufen wird; zugleich die Zeit, die von ihren größten Männern die heroischsten Demütigungen verlangt. Yorck wird als preußischer Kommissar zu den Kommissionen verwandt, die aus Preußen die wahnwitzige Kontribution von 120 Millionen Goldfranks herausholen sollen, damit dann wenigstens die französischen Truppen abziehen. Er wird auch für die Grenzkommissionen verwandt, ein widerwärtiges Amt: er kann nicht einmal verhindern, daß Graudenz rings von polnischem Gebiet zerniert wird! Endlich geht der Hof im Januar 1808 nach Königsberg. Die alte Hauptstadt, in der einst Albrecht von Brandenburg auf Luthers Rat sich und sein junges weltliches Herzogtum den Polen untergeordnet hatte, um wenigstens die Aufgabe und die Idee des untergegangenen Ordensstaates zu retten, wird nun zum Ausgangspunkt einer ähnlichen Politik, mit dem einen erheblichen Unterschied, daß Friedrich Wilhelm III. nicht Albrecht war, — dafür waren seine Ratgeber allerdings besser. Königsberg wird auch jetzt wieder — wie wohl jedes große politische Zentrum — zu einem Mittelpunkt von politischen Strömungen, Intrigen und Hin und Her. Das Bürgertum stand auf und erklärte, daß die Katastrophe von 1806 die Schuld des alten Feudalsystems gewesen sei, das Heer und das Beamtentum müßten nun von Grund auf reorganisiert werden. Die bürgerlichen Menschen, deren „revolutionäre Gesinnung" noch zu allen Zeiten in der Parole „Haltet den Dieb" bestand, die sie, nach vorübergegangenen Unwettern ihren Kellern entsteigend, laut hinausposaunen unter gleichzeitiger Betonung ihrer persönlichen Verdienste in der zurückliegenden Krisenzeit, diese bürgerlichen Menschen proklamieren auch heute gelegentlich Yorck für ihre falschen und bürgerlichen Vorstellungen von Revolution. Sie sollen sich gesagt sein lassen, daß Yorck zwar die Schäden des untergegangenen Systems sehr deutlich sah, daß er aber das Kriterium nicht in der Frage der Schicht, sondern in der Frage

Digitized by Google

der Führung erblickte. Er fand, daß die Bürokratie mindestens ebensosehr, wenn nicht noch sehr viel mehr versagte, als das Militär. So oft er in Königsberg mit einer Behörde zu verhandeln hatte, schleppte sich die Sache endlos hin, so oft er mit Zivilisten sprach, wußte jeder von ihnen besser Bescheid über strategische und soldatische Gesichtspunkte, als er selbst. Jeder Kommis belehrte ihn sozusagen auf offener Straße, wie man bei Jena hätte führen müssen. Er war durchaus nicht der Meinung, daß das alte preußische Junkertum versagt hätte, er fühlt durchaus die Kraft dieser Schicht, auch revolutionär zu handeln, — wenn er selbst sich eines solchen Begriffes auch kaum bedient hätte — andererseits hatte er kaum die Kraft, selbständig politisch Neuartiges zu denken. Er war gegen die neuen Männer, die nun um den König standen, von Mißtrauen erfüllt; aber es war eigentlich kein durchschlagender Grund für dieses Mißtrauen vorhanden. Vor allem erbitterte er sich nun über den Teil des Adels, der anfängt, seine Güter zu verschachern. „Seitdem sie Sporen und Schwert an die Seite gelegt haben und statt dessen zur Goldwage übergingen, ist ihnen nicht mehr zu helfen!“ Abgrundtief und vielleicht nicht immer ganz unberechtigt ist sein Mißtrauen gegen Stein und seine politischen Ideen: Stein sei in England gewesen und wolle nun die Gesetze einer Seefahrernation dem agrarischen preußischen Osten aufpfropfen? Als ihm Prinz Wilhelm, sein späterer Unterfeldherr, eines Tages mit diesen Ideen kommt und von der Notwendigkeit einer Reform der Stände spricht, wird er barsch: „Wenn Königliche Hoheit mir und meinen Kindern die alten Rechte nehmen, worauf beruhen dann die Ihrigen?“

Droysen schreibt, daß nicht mit Sicherheit zu sehen war, inwieweit York die Pläne kannte, die Scharnhorst und Gneisenau im Herbst 1808 dem König vorgelegt hatten. Vielleicht hat er sie nicht gekannt. Uns genügt zu wissen, daß er nun als Soldat lediglich in der Reform des Soldatentums noch einen Weg nach oben sah, daß er im übrigen glaubte, Napoleon werde sich eines Tages von selbst überschlagen. Er selbst hat wieder eine Aufgabe: Das Kommando der Stadt Memel, das er eine Zeitlang in Händen hatte, gibt er ab und wird dafür Kommandeur der neu aufgestellten westpreußischen Brigade. Es war die Zeit, in der Friedrich Wilhelm III. Stein entlassen mußte und dann — Anfang 1809 — selbst nach Petersburg reiste. York hatte seinen Standort nun in Marienwerder. Ihm unterstanden zwei neu aufgestellte Infanterieregimenter, ein Grenadierbataillon und eine aus drei Regimentern bestehende Kavalleriebrigade. Nebenher war ihm auch noch die Neuaufstellung seines alten Jägerregiments in Schlesien und der Mark übertragen. Die Armee war nun völlig neu gegliedert. Die wundervolle scharnhorstsche Organisationskunst, das unvergleichlich präzise Denken, das dieser hannoversche Bauernjunge sich auf der kleinen Kriegsschule des Grafen Wilhelm Schaumburg am Steinhuder Meer angeeignet hatte und hier ins Große auf Preußen übertrug, war überraschend schnell zum Erfolg gekommen. Die Armee bestand nun aus sechs solchen Brigaden, wie York eine hatte, — wobei bemerkt sein soll, daß diese Brigaden ja viel mehr darstellten, als selbst später die Divisionen; denn abgesehen davon, daß sie schon an Infanterie die Stärke einer preußischen Division erreichten, waren sie durch die Zuteilung starker Kavallerie und artilleristischer Detachements tatsächlich Mitteldinge zwischen Divisionen und Korps aus der späteren Zeit. Je zwei dieser Brigaden standen in Ostpreußen und Schlesien, also außerhalb der unmittelbaren französischen Kontrollzone, je eine in der Mark und Pommern. Das Kommando der zweiten ostpreußischen Brigade hatte der General Tauentzien bekommen, ein Mann, dem York vollkommen vertrauen konnte. So war also wenigstens der Ansatzpunkt gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Professor Dr. Erich Jaensch-Marburg:

Paul Krannhals †

Mit Paul Krannhals ging ein Mann von uns, der allen, die am geistigen und kulturellen Aufbau der deutschen völkischen Bewegung mitarbeiten, für immerdar ein hohes menschliches Vorbild sein wird. Der Sinngehalt der deutschen Bewegung und der von ihr eingeleiteten Kulturwende ist nur ganz selten so tief und namentlich früh erfaßt worden, wie in den Werken dieses Mannes, der sich als Privatgelehrter und freier Schriftsteller hungernd und darbend verzehrt hat im selbstlosen Dienst an den höchsten Menschheitsaufgaben, an Volk und Vaterland.

Die völkische Bewegung bedeutete für ihn, wie für so manchen Kulturellen in Deutschland, das lösende Wort. Aber die Todeskrankheit, der er nun erlegen ist, sandte ihre Schatten schon voraus, als seine Stunde gekommen war und die innere Stimme ihn aufrief, mit Gedanken hervorzutreten, die ihn zwar schon lange bewegten, aber in den vorangegangenen Jahren keine Aussicht gehabt hätten, Gehör zu finden. Welches Schicksal und welche hohe Mahnung! Der Bewegung, die aus den starken Kräften des Lebens entsprungen ist, und die sich in jedem, auch ihrer geistigen Soldaten auf die stärksten, gesündesten und lebendigsten Kräfte stützt, diente hier ein vom Tode bereits Gezeichneter. Der Vergleich mit Nietzsche drängt sich auf. Man hat gesagt, daß zum geistigen Schaffen innere Freiheit gehöre, eine leichte Beschwingtheit, die durch Leid und seelische Belastung gelähmt werde in ihrem Flügelschlag. Es ist ein Korn Wahrheit darin. Aber um so größer und leuchtender erscheint der Heroismus des geistigen Arbeiters, der unter widrigsten Umständen ausharrt an seinem Werk, bis zur eigenen Vernichtung und bis zu dessen Vollendung.

Vor einigen Monaten entsandte ich einen meiner Schüler an das Krankenlager des einstigen Jenaer Schulkameraden, um ihm meine Grüße zu überbringen. Der Bericht, den ich erhielt, müßte einen jeden erschüttern: Rastlose Arbeit unter Nichtachtung der furchtbaren Nervenschmerzen, die die unaufhaltsam wachsende Krebsgeschwulst in der Lunge bereitete. Zurückweisung aller üblichen Betäubungs- und Erleichterungsmittel, um nur ja weiterarbeiten zu können und für die Vollendung des Werkes keinen Augenblick zu verlieren. Eine weite Reise der alles mittragenden, mitduldenden Gattin, um durch einige Vortragsveranstaltungen seinen letzten Gedanken über das religiöse Problem, das ihn nun am stärksten beschäftigte, einige Nachwirkung, einigen Widerhall zu sichern. Als Folge der unerhörten Anstrengung Zunahme der Qualen, schneller Fortschritt des Leidens. Und als dann in der Ernennung zum Ehrendoktor durch die philosophische Fakultät in Marburg eine späte, nur allzu späte Anerkennung kam, auch da kein Ausruhen, sondern ein Sich-Angespornt- und Aufgerufen-Fühlen zu neuer Leistung und Verpflichtung. Am Tage zehn- bis vierzehnstündiges Diktieren, bis es, wenige Wochen vor dem Ende, nicht mehr ging.

◆

Paul Krannhals ist Deutschbalte, Sohn eines angesehenen Arztes in Riga. Die Söhne wurden, damit sie in deutscher Kultur aufwachsen sollten, nach Deutschland gegeben und besuchten das Gymnasium in Jena. Paul Krannhals war von Haus aus Chemiker, hatte aber von Anfang an weit über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinausgeblickt. In einer langen Kriegsgefangenschaft bei den Russen und später nochmals bei den Sowjets, wußte der zur äußeren Untätigkeit Verurteilte sich eine große Menge Literatur zu verschaffen. Er erweiterte so seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis nach den verschiedensten Richtungen hin und legte den Grund zu

Digitized by Google

seiner Philosophie. Ihrem Ausbau lebte er nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ganz ausschließlich, und zwar als Privatgelehrter und freier Schriftsteller.

Die Hauptbedeutung seines ersten größeren Werkes über „Das organische Weltbild" („Grundlagen einer neu entstehenden deutschen Kultur", 2 Bände. Verlag von J. Bruckmann, München 1928) liegt darin, daß es besonders frühzeitig Gesichtspunkte entwickelte, die heute als selbstverständliche Grundvoraussetzungen des kulturellen Aufbaues gelten.

Schon vorher, seit 1921, hatte er in zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, worin er u. a. auch der pessimistischen Kulturphilosophie Spenglers entgegentrat, seine Anschauungen dargelegt. Das Werk über „Das organische Weltbild" ruht auf folgenden Grundgedanken: Der gesellschaftliche Zweckverband, in dem sich reiner Individualismus verkörpert, muß folgerichtig zu einem sinn- und wertlosen Existieren gelangen; denn er kann seine Selbstbehauptung aus keinem naturgegebenen Gesetz herleiten, sondern nur aus einer lebensfremd gewordenen, rein rationalen Geisteshaltung bekommen, die organisches Leben und Werden zerstört. Der natürliche und naturgemäße Zustand der einzelnen menschlichen Lebens- und Wirkungsgebiete ist es, lebendig miteinander zusammenzuhängen, eine organische Einheit zu bilden, Ausdruck eines einheitlichen Lebensstils zu sein, den wir „Kultur" nennen. Der reine Verstand tötet lebendige Formen; er ist der Schöpfer der Gesellschaft und Vernichter der Gemeinschaft. In ihm zeigt sich das zerstörende, auflösende Prinzip in seinem ewigen Widerstreit mit dem schöpferischen, aufbauenden Prinzip: der Vernunft, dem Gefühl und den irrationalen Seelenkräften überhaupt. Erst die Verbindung von beiden schafft die Totalität der Persönlichkeit, und ein Volk ist erst lebensfähig, wenn es in solchem Persönlichkeitsbewußtsein wurzelt. Gesellschaftliche Zweckverbände, die vom rein rationalen Geist geschaffen sind, kennen keine Grenzen der Volksgemeinschaft, sondern zerstören diese. Das tut die „rote", ebenso wie die „schwarze" Internationale und die „goldene" des Finanzkapitalismus. Diese Gedanken werden in einer hier nicht näher darzulegenden Weise mit großem Weitblick ins Einzelne durchgeführt.

„Der Weltsinn der Technik" (Als Schlüssel zu ihrer Kulturbedeutung. R. Oldenbourg. München-Berlin 1932) setzt dieses erste Werk fort und überbietet es noch an Bedeutung. Technische Leistung ist nichts anderes als Fortbildung der natürlichen Funktionen. Den Grundsätzen des „organischen Weltbildes" gemäß zeigt Krannhals auch für die Technik, daß sie ihren metaphysischen Sinn nur dann erfüllt, wenn sie als organische Fortsetzung der technischen Apparate im Naturreich aufgefaßt wird. In ihm aber dienen die unorganischen Funktionssysteme immer nur als technische Mittel für die Zwecke des Lebens; sie sind diesen unterstellt und werden von ihnen beherrscht. Das wird an zahlreichen Beispielen aus dem Tierreich, sowie aus dem physiologischen und biologischen Gebiet dargetan. Im menschlichen Bereich wirkt sich der organische Charakter der Technik am stärksten in den individuellen Leistungen des Handwerkers aus. Lebenszerstörend wirkt die Technik dort, wo sie weder unautomatisch noch vollautomatisch, sondern halbautomatisch ist. Nur in diesem Falle wird der Mensch zum Teil in den Arbeitsgang der Maschinentechnik eingespannt, gewissermaßen selbst als ein Rad in ihrem Mechanismus. Damit wird er der Maschinengesetzlichkeit unterworfen und so zum Sklaven der Maschine gemacht. Die Befreiung erfolgt durch Überwindung des halbautomatischen Charakters der Technik; also einerseits durch Vollautomatisierung, die den Menschen nicht mehr als einen Maschinenteil einschaltet und andererseits durch die Rückkehr zu einer organischen Gestaltung der Arbeit, wie sie im Handwerk vorliegt, und namentlich in früheren Zeiten in viel größerem Umfange verwirklicht war.

Digitized by Google

Die Philosophie der Technik gewinnt für Krannhals eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß er den Begriff „Technik" über seine gewöhnliche Bedeutung hinaus erweitert und unter „Technik im weiteren Sinne" jede Ausdrucksform des reinen Verstandes versteht. Dasjenige, was man gewöhnlich „Technik" nennt, also die Technik in engerem Sinne, ist nur Materialisation jener geistigen Technik; es ist materielle Technik, Verwirklichung der geistigen Technik innerhalb der Körperwelt. Auch die Technik im weiteren Sinne hat dem Menschen, in ähnlicher Weise wie die Maschinentechnik, ihr eigenes lebensfremdes Gesetz aufgedrängt und es daher zu einem wirklichen Lebensstil, d. h. einer den Eigengesetzen des Lebens entspringenden Daseinsform nicht kommen lassen.

Diese Erweiterung des Begriffes „Technik" führt hinüber zu dem dritten, bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen Hauptwerk, dem über die „Religion als Sinnerfüllung des Lebens" (Armanenverlag, Leipzig 1933). Das religiöse Bewußtsein durchschreitet nach Krannhals drei Stufen: die des Erkennens, Wertens und Handelns. Die primitive Religion verlegt den Schwerpunkt auf die erste Stufe, während ihn das Christentum als Erlösungsreligion auf die zweite Stufe, die der wertenden seelischen Innenwelt, verlegt und sich ganz von der Außenwelt abkehrt. Auf der dritten Stufe wird sich die Religion wieder handelnd zur Welt zurückwenden.

Auf der ersten Stufe, ihrer Jugendstufe, ist die Religion noch wesentlich nach außen gerichtet und auf äußere Gestaltung bedacht. Auf der höchsten Stufe wird diese Gestaltung, die zunächst als Selbstzweck erschien, in den Dienst der Sinnerfüllung des Lebens gestellt. Sie unterstellt sich damit der Zielstrebigkeit alles Lebendigen. Dem germanisch-deutschen Seelentum wird bei der Verwirklichung dieser neuen Religiosität die Hauptaufgabe zufallen.

Ihre letzte, abschließende Fassung erhielt die Religionsphilosophie in einer soeben erschienenen kleinen Schrift: „Der Glaubensweg des deutschen Menschen". Eisenach 1934.

Das letzte Hauptwerk, dessen Fertigstellung Paul Krannhals in seiner Todesnot so sehr am Herzen lag, erscheint demnächst unter dem Titel „Die absolute Weltordnung", herausgegeben von Frau Juga Krannhals, der Gattin des Verstorbenen. Eine Sammlung früher veröffentlichter Aufsätze, die der Armanenverlag soeben herausgibt („Revolution des Geistes") wird das Bild von Krannhals' Lebenswerk vervollständigen.

◆

Dieser kurzen Inhaltswiedergabe der Hauptschriften seien einige Worte der Erläuterung angefügt. In einem seiner letzten an mich gerichteten Briefe klagte Krannhals darüber, daß die Gedankengänge des „Organischen Weltbildes" im Kreise unserer Bewegung verschiedentlich auf großen Widerstand stießen. Ich weiß nicht, worauf er im einzelnen hierbei anspielte, verstehe aber sehr wohl, welche Ursache der Gegensatz haben mag. Die nachfolgende Bemerkung will der Beilegung dieses Gegensatzes dienen, damit zugleich der Rechtfertigung seines Werkes und der Fernhaltung gewisser naheliegender Mißverständnisse.

Die deutsche völkische Bewegung ist eine Hinwendung zu männlicher heroischer Haltung. Das „organische Weltbild" dagegen scheint im Menschenwesen das organisch-naturhafte Geschehen besonders betonen und pflegen zu wollen: alles dasjenige, was ohne Eingriff unseres bewußten Willens, ohne unser Zutun, einfach in uns wird und wächst; was sich unbewußt entfaltet und zu seiner Entstehung den heroischen Entschluß oder die Entscheidung des Willens ebensowenig bedarf, wie die Entwicklung unseres Körpers und seiner Organe oder überhaupt das stille Weben und Walten

Digitized by Google

der organischen Natur. Die heroisch-männliche Geisteshaltung scheint auf den ersten Blick diesem Geschehenstypus so wenig anzugehören, daß man eher geneigt wäre, sie als einen Gegensatz hierzu zu empfinden, gleichsam als einen Bruch mit dem stillen Weben der organischen Natur. Allein so erscheint es eben nur auf den ersten Blick.

Krannhals hat vielleicht nicht genug dazu getan, dieses naheliegende und für jede organische Kulturphilosophie verhängnisvolle Mißverständnis aufzuklären; ja es mag durch eine seiner Thesen, die in der obigen Inhaltsangabe nicht erwähnt wurde, noch befördert worden sein. Das organische, aufbauende Prinzip in der Menschennatur wird von ihm gelegentlich mit der weiblichen Wesensart gleichgesetzt; das zerstörende, desorganisierende dagegen mit der männlichen. Trifft dies zu, dann ist es aber ausgeschlossen, daß eine Bewegung von ausgeprägt männlichem, heroischem Charakter den organisch gearteten Seiten des Menschenwesens entspringt. Ein „organisches Weltbild", das gerade diese Seiten betont und ihre besondere Pflege fordert, könnte sich nie mit einer solchen Bewegung verbinden und in ihr sich ausdrücken.

Alles Philosophieren bedarf aber als unerläßliche Grundlage der Erfahrungswissenschaft. In der Tat wird der obige Widerstreit, der übrigens in der Philosophiegeschichte schon mehrfach aufgetreten ist, durch die von der psychologischen Anthropologie gelieferte Erfahrungserkenntnis des Menschenwesens restlos aufgeklärt. Danach gibt es im Menschenwesen und im menschlichen Geiste in der Tat „unorganisches" Geschehen, d. h. ein solches Geschehen vom Geschehenstypus der mechanischen Vorgänge oder der „Technik" im erweiterten Sinne von Krannhals. Andererseits gibt es im Menschenwesen Organisches. Aber dieses Organische ist nicht immer von einer Art. Es zeigt daher auch nicht immer denjenigen Typus des Organischen, den wir in erster Linie und vorzugsweise in weiblicher Wesensart verwirklicht finden. Es gibt mehrere verschiedene Typen des Organischen. Es gibt vor allem ein „Organisches", das vorwiegend in weiblicher, und ein anderes Organisches, das vorwiegend in männlicher Wesensart zum Ausdruck kommt. Unorganisches, mechanisches von den Gesetzen normalen und gesunden Lebens abweichendes Geschehen kann sich also in die Wesensart beider Geschlechter einmischen, und hat sich auch in sie eingemischt.

In welcher Form aber und in welchem Maße bei den beiden Geschlechtern? Hier liegt das ganz Entscheidende und zugleich der tiefere Grund, der den männlichen Charakter unserer Bewegung rechtfertigt, ja notwendig macht. Einen unorganischen, den Eigengesetzen des Lebens entfremdeten Charakter haben die verschiedensten Gebiete des Daseins in den letzten drei Jahrhunderten in immer zunehmendem Maße angenommen. Aber diese Wandlung betraf doch vor allem die Welt des Mannes. Nur in sie griff die Technik in erweitertem Sinne, die Mechanisierung und Rationalisierung aller Bereiche, ganz entscheidend ein. Die Welt der Frau hingegen, diejenige der Familie und des Hauses, wurde von dem Wandel weniger berührt; sie blieb diesen Veränderungen gegenüber im wesentlichen eine unveränderliche Größe. Die Frau blieb daher ihrem natürlichen Wesen treuer als der Mann. In der durch und durch kranken, verklungenen Kulturepoche wurde somit die „organische" Natur des Mannes in noch weit höherem Maße verdorben als die „organische" Natur der Frau.

Die deutsche Bewegung ist eine solche der Genesung, der Pionier einer großen Kulturwende; sie ist gleichsam „Arzt der Kultur". Der Arzt muß vor allem am Hauptsitz der Krankheit angreifen und darf Nebenerscheinungen darüber vorläufig außer acht lassen. Da nun die Krankheit der Kultur vor allem die organische Natur des Mannes verdorben hat, muß das Hauptbemühen jetzt zunächst darauf gehen, das männliche Wesen wieder herzustellen. Es ist eine grobe Verkennung einfachster

Digitized by Google

anthropologischer Tatbestände, wenn behauptet wird, daß das männliche Wesen nur zur Zerstörung, nicht zum Aufbau tauge. Dieses Mißverständnis lag allerdings nahe in einer Epoche, in der jenes Wesen in seiner Entartung und Desorganisation nur noch zur Destruktion und Zerstreuung zu taugen schien. Die Abhilfe kann also nicht darin bestehen, daß wir dieses Wesen zugunsten der ausschließlichen Vorherrschaft des „weiblichen Prinzips" ausschalten, sondern wir müssen vielmehr seine organische Natur wieder herstellen. Alsdann wird sich deutlich zeigen, daß die heroische Haltung nicht zur Zerstörung führt, sondern für allen Aufbau in tieferem Sinne unentbehrlich ist, — so wahr dieser immer ein Kampf ist für das Gute und gegen das Übel.

Das muß heute mit allem Nachdruck unseren Gegnern im In- und Ausland gesagt werden, die uns vorhalten: Wir glauben nicht eurem Bekenntnis zur Gesundheit und Menschlichkeit; die Betonung der heroischen Haltung und Erziehung bedeutet eine Gefährdung des Friedens und scheint auf geheime Kriegsabsichten hinzudeuten. Auf solche Einwände ist die obige Antwort zu erteilen. Man kann ihnen auch die Frage entgegenhalten: Soll ein Arzt Degeneration und Krankheit, die zum unaufhaltsamen Verfall führt, untätig ansehen, ohne auf Abhilfe zu sinnen?

Denen aber, die den Heroismus fordern und deswegen das organische Weltbild ablehnen, ist zu sagen: das organische Weltbild schließt den Heroismus nicht aus, sondern gerade ein. Es fordert die Wiederherstellung des am stärksten desorganisierten Organischen, desjenigen männlicher Ausprägung. — Hierin liegt auch die tiefere Rechtfertigung der Grundgedanken von Paul Krannhals, namentlich gegenüber Einwänden, denen „Das organische Weltbild" auch in unserer Bewegung vielfach begegnet.

◆

Es geschah mit innerer Notwendigkeit, daß sich die letzten Gedanken dieses aufs tiefste von unserer Bewegung ergriffenen Geistes, in dem Augenblick, wo er sich zu einem schnellen Abschluß gedrängt sah, dem religiösen Problem zuwandten. Im Beginn der Neuzeit lieferte jedes Volk zu dem Kommenden und Werdenden den seiner Eigenart gemäßesten Beitrag. Von Deutschland ging die religiöse Erneuerung aus. Die deutsche Bewegung würde keine deutsche sein, hätte sie nicht zugleich einen ausgesprochen religiösen Hintergrund.

Aber man würde ebensowohl der Sache wie dem Volke einen schlechten Dienst leisten, wollte man diese Entwicklung künstlich beschleunigen. Erkenntnisse der Einzelwissenschaften reifen in Monaten und Jahren, Weltanschauungen in Jahrhunderten, religiöse Gedanken in Jahrtausenden. Was heute in unserer Bewegung hierüber gesagt wird und gesagt werden kann, ist darum keinesfalls das letzte Wort.

Aber es kann nicht alles beim alten bleiben: ein Schritt vorwärts muß getan werden. Die Wandlungen müssen vollzogen werden, die die Bewegung gebieterisch fordert, wofern sie ihrem Grundgehalt treu bleiben will. Beschränken wir uns auf dieses Mindestmaß der Wandlung, so besteht auch keinerlei Gefahr, daß wir die Menschen von neuem entzweien und weitere Spaltungen in sie hineintragen. Wir tun ja dann nur dasjenige, was mit eiserner Notwendigkeit im Sinne der Bewegung liegt, und — da diese mehr und mehr alle Einzelnen ergreift — auch im Sinne aller Einzelnen.

Welches ist nun die zu fordernde, aber auch unabweisbare Wandlung? Einfach dasjenige, was aus dem Charakter der Bewegung als einer Genesungsbewegung folgt: die Heilung des Krankhaften und Abnormen, seine Ersetzung durch Gesundes und Normales. Betrachtet man die religionsphilosophischen Gedanken von Paul Krannhals unter diesem Gesichtspunkt, dann werden auch sie in der Bewegung eine fruchtbare Weiterwirkung entfalten können.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Oberfeldmeister Theodor Müller-Pfalz:

Das Liedgut des Arbeitsdienstes

Von all den zahlreichen Verfügungen, die in vorbildlicher Organisationsarbeit den Aufmarsch und die Ausrüstung unserer Arbeitsmänner bis zum Brotbeutel und letzten Mantelriemen betrafen, hob sich durch ihren Inhalt die vom 9. August hervor, die alle Einzelheiten der Tagesfolge des heißersehnten 6. September festlegte. Darin wurde die Weise unseres Inspekteurs Dr. Will Decker „Heiliges Feuer brennt in dem Land" als gemeinsames Lied bezeichnet. Damit ist auf eine ganz grundlegend wichtige Frage hingewiesen.

Denn der Arbeitsmann will singen! Und so war es auch: schon auf der längeren oder kürzeren Fahrt nach dem großen gemeinsamen Zielpunkt Nürnberg, dann vor allem im Zeltlager hat er seine Lieder angestimmt, und auch auf den schier endlosen An- und Abmarschstraßen, wenn den unermüdlichen Musikern mal das Mundstück heißgelaufen war. So hat er nicht zuletzt durch sein Lied sich die Herzen all derer erobert, die noch zu hören und zu singen verstehen. Daß deren viele, viele in unserm deutschen Volke sind, weiß jeder, der die Fülle von Liederbüchern kennt, die vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten entstanden, angefangen vom „Zupfgeigenhansl" unseres unsterblichen Hans Breuer, bis zu einem der jüngsten Werkchen, das wir kennen: der ganz wundervollen Sammlung „Wohlauf, Kameraden!" von Gerhard Pallmann aus dem Bärenreiter-Verlag in Kassel. Die Finkensteiner Singgemeinde, Walther Hensel und Fritz Jöde haben nach Kräften und ihrem besten Können mitgeholfen, daß über all dem Schutt und Gerümpel der vergangenen und hoffentlich gerade auf diesem Gebiet bald völlig überwundenen Zeit das wertvolle Liedgut der Vergangenheit sich vermählte mit neuen Weisen und Liedern, die in verheißungsvollem Sturmlauf sich die Herzen unserer „Jungen Mannschaft" eroberten.

Ein Namen darf in dieser Reihe nicht fehlen: es ist Hermann Löns, der nimmermüde Wanderer, Heger und Jäger, dessen sangesfreudiges Herz vor nunmehr zwanzig Jahren eine Feindeskugel in Frankreich zerriß (gefallen am 26. September 1914). Seiner wollen wir gedenken, wenn die Weise von den roten Husaren, die da niemals Schritt reiten („Heiß ist die Liebe"), aufklingt, oder ein ander Reiterlied der Kampfesfreudigkeit und Heimatsehnsucht („Es blühen die Rosen"), wenn „über die Heide", die er so liebte, sein Gedenken schweift, das fröhlich-unbekümmerte „Schab ab" („Jetzt kommt der Sommer in das Land") angestimmt wird, oder wir „auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land" marschieren, und dann zu stiller Abendfeierstunde das alte Afrikanerlied anstimmen, das an Frenssens todtraurige „Fahrt nach Südwest", an manche Stellen aus den uns so wohlbekannten Büchern Hans Grimms gemahnt: „Ich weiß einen Lindenbaum stehen".

Dann wachen auch all die Lieder aus dem „Kleinen Rosengarten" (jetzt preiswert in der „Deutschen Reihe" bei Diederichs-Jena) auf, denen Fritz Jöde — der jetzt schon seit Jahren in der großen Reichshauptstadt Berlin allmonatlich „offene Singstunden" abhält, für die ihm nicht genug gedankt werden kann! — durch seine herrlichen Weisen erst den Weg zur rechten Volkstümlichkeit gebahnt hat.

Wir nennen noch zwei, drei Lieder in diesem Zusammenhang: für's Lagerfeuer, zu stiller Stunde der Einkehr und Selbstbesinnung, wo es nicht mehr um den Marschtritt und die kräftige Soldatenweise geht. Da ist das „Ade nun zur guten Nacht", oder das unvergleichlich zarte „Kein schöner Land in dieser Zeit", das in so manchem Lager allabendlich mit verschlungenen Händen im Kreise gesungen wird, und wie einst Mutters Nachtgebet tröstlich mit uns zur Ruhe geht! Oder wir stehen „treu in geweihetem Kreise"; und mit

Digitized by Google

der Lohe des brennenden Holzstoßes dringt es zum Himmel: „Flamme empor!“ Dann ist auch die rechte Stunde da, um unser ureigenstes Feierlied des Arbeitsdienstes zu singen: „Und wenn wir marschieren, dann leuchtet ein Licht“. Die Weise von Dr. Will Decker „Heiliges Feuer brennt in dem Land“ reiht sich ihm ebenbürtig an: noch sind es nicht allzuviel Lieder, die wir bei unseren Feierstunden singen können: nur ganz wenige „geistliche Weisen“ sind darunter, aber die stehen um so trotziger und erdenfester da: „Ein' feste Burg“ (Feier am Tannenberg-Denkmal!), „Wir treten zum Beten“ — um nur zwei zu nennen!

Es wäre schlecht um den Geist in unsern Lagern bestellt, wenn die „Lieder der Bewegung“ dort fehlen würden. Da ist die „gold'ne Abendsonne ebenso daheim, wie das von vielen als zu blutrünstig abgelehnte „Ihr Sturmsoldaten jung und alt“: es ist das Lied der Annabergkämpfer und soll bei uns nicht verballhornt werden! „Siehst du im Osten das Morgenrot“ hätte vorhin bereits genannt werden können, und allen Gauen gemeinsam ist (mit verschiedenen Tertanfängen) das Sturmlied der S.A.: „Durch Groß-Berlin marschieren wir“. „Brüder in Zechen und Gruben“ ist ebenso wie das wuchtige „Es pfeift von allen Dächern“ erst jetzt richtig bekannt geworden. An den Schluß dieser Reihe stellen wir ein Lied, das in ganz unvergleichlicher Weise zum Mahnmal des 9. November 1923 geworden ist, mit seinem schlichten, tief-wehmütigen Vers: „Davon erzählt kein dickes Buch, was sich auf dem Odeonsplatz zutrug, wo eine kleine Heldenschar fürs Hakenkreuz gefallen war!“ („Es zog ein Hitlermann hinaus“.)

Eins erlebten wir in Nürnberg, diesem ersten Massentreffen des Arbeitsdienstes seit seinem Bestehen, ganz besonders: all die verschiedenen Lieder aus den Gauen. Hier hatte die Reichsschule in Potsdam, das Rhinluch, so mancher Kurs auf den Bezirksschulen, schon wertvollste Vorarbeit geleistet. Und man sah, daß jenes unvergleichlich schöne Schlesierlied (wundervoll unvergeßlich gespielt von der Kapelle des Gaues 12 bei unserer Sondertagung im Kulturvereinshaus!) auch im Süden und Westen unseres Vaterlandes gesungen wird, daß die „Märkische Heide“ ebenso in Bayern-Ostmark erklingt, und Württembergs geliebter Herr („Preisend mit viel schönen Reden“) auch anderwärts gar wohlbekannt ist! „Der Jäger aus Kurpfalz“ reitet mit Juja und Mantelsack auch durch die herrlichen Wälder und an den Seeufern Ostpreußens und „schießt den Hirsch im wilden Forst“ in Gestalt eines Kapitalbockes am liebsten im Spessart, wenn das erste Frührot durch die Bäume „schinnert!“ Wir haben in Heidelbergs Straßen ein Lied vernommen, von dem uns nur die Worte „sie hatte nichts gehört vom Leben der Gefahren“ noch im Gedächtnis haften, samt einer Weise, die unvergeßlich bleibt! („Wenn alles grünt und blüht“). Und mag man ruhig die „Wilderer-Moritat“: „Das schönste Blümlein auf der Welt, das ist das Edelweiß“ einen „sentimentalen Schmarrn“ nennen: zu nächtlicher Feierstunde in einer Riesgrube bei Grätzwalde haben Arbeitsmänner so schlicht und innig davon gesungen, daß der „Akademikerverstand“ dazu schweigen mußte! So wird im Zeltlager Langwasser, wie überhaupt in Nürnberg, der eine vom andern gelernt haben und reich an neuem Liedgut wieder heimgekehrt sein.

Wie könnte sich das „Heut' geht es an Bord“ so allgemein verbreitet haben, wäre nicht seine Weise so beschwingt und doch voller Sehnsucht?! (Sie stammt aus Ungarn, wie wir mal aus einem hübschen Aufsatz der Zeitschrift „Deutscher Arbeitsdienst“ lasen.) Und nicht nur die Wasserkant, auch der deutsche Wald kehrt immer wieder in unsern Liedern, gilt doch ihm der Großteil all unserer Bodenarbeit! Da hören wir „die Drossel singen und das Rehlein munter springen“, wir vernehmen das grausliche Ende der Schwiegermutter aus der herzhaften Melodei vom „Mädel, das in der Früh aufstehn wollt“ und nun des Jägers Sohn begegnet, und wir sind auch nicht böse, wenn am rechten Platz und nicht allzu häufig mal wieder versichert wird, daß „im Wald, im grünen Walde“ ein Försterhaus steht: die „Lore“ ist halt nun mal mit dem Arbeitsdienst innigst verschwistert, sie und die „Maß-

Digitized by Google

nahme" sind eins! Nur ein Unmensch wird leugnen, daß sich die Hasen am Bart kratzen können: „der Jäger in dem grünen Wald" hat's wahrhaftig selber gesehen. Aber darf man ihm trauen? Er ist ja abgeblitzt, wie's uns das Soldatenlied „Ein Franzose wollte jagen" so köstlich-verschmitzt erzählt.

Überhaupt das Soldatenlied! Es hat bei uns im Arbeitsdienst nach langer und schmerzlicher Zeit des gewaltsamen Verstummens wieder seinen rechten Platz gefunden! Denn auch bei uns wird vielerorts schon „des Morgens um halb viere" geweckt; nur daß dann die im Liede so heftig angebetete „Lisa" eben nicht dem „Reservemann", sondern dem Arbeitsdienstler immer nochmal einschenken muß! (Ein wertvolles Beispiel von vielen für das eigenwillige und gerade für das Volkslied kennzeichnende Wandern und „Zersingen"!) Ein wichtiges Kapitel ist das Ausrücken zum Dienst oder Sport: „Wenn's die Soldaten" und das ebenso fröhliche „Wenn wir marschieren" ist sicherlich allerwärts wohlbekannt und vielgesungen. „Musketier sein's lustige Brüder" mit dem unermüdlichen Schluß „ja, ja, jajaja, wenn's losgeht, sind wir da—a—a!" hat sich ebenso bei uns eingebürgert, wie der Sang von „Lippe-Detmold", dessen ehrwürdiger General sich mit lautem „Hauruck!" den Bart rauft! Und da sei auch gleich eines vielverlästerten Wandervogel-Liedes gedacht: „Vom Barette schwankt die Feder": wie herrlich schallt doch das zackige „Schmeißt ihn — — rraußß!" durch die morgenstillen Gassen! Zarter und feiner klingt das „Es wollte sich einschleichen", und die „Drei Lilien", wenngleich musikalisch nicht so hochwertig, sind immer noch ein gutes Marschlied. Ernst und besinnlich mahnt uns die Weise „vom Schützen und vom Jäger, vom Fahnenträger der schweren Reiterei" („Als wir nach Frankreich zogen"), „denkt daran!" heißt der Kehrreim eines anderen Liedes („Es klingt wie eine Sage"), das jenes schwülstige „O Deutschland hoch in Ehren!" mählich zu verdrängen scheint. Und als Abschluß wieder eine unvergleichliche Melodie: in wenig knappen Worten umschließt sie den Todesgang all der namenlosen Tapferen: „Argonnerwald um Mitternacht", die Schlußstrophe wie ein altes Heldenlied!

Doch die Jugend bekennt sich zum Leben: so hat das Liedgut der „Bündischen", des Wandervogels, mit all seinem Stürmen und Drängen notwendig auch im Arbeitsdienst seine Heim- und Pflegstätte gefunden. Zahlreiche Landsknechtslieder („Der Wind weht über Feldern", „Weit laßt die Fahnen wehen!") und vor allem die neuen Fahrtenlieder sind bei uns daheim: „Aus grauer Städte Mauern" ziehts auch uns, und Hermann Claudius' „Wann wir schreiten Seit' an Seit'" gehört ebenso zu uns! „Wilde Gesellen", denen die Sonne nicht untergeht, sind wir auch heute noch, weil unverzagt sein muß, „wer jetzig Zeiten leben will". Ob wir „In die Weite traben", oder hinter der dumpfen Trommel „Über die Straßen ziehen", oder „um Feuer und Fahne" sitzen (eine wundervolle Gedicht- und Spruchsammlung aus dem Voggenreiter-Verlag Potsdam): immer ist unser Lied mit uns und in uns! Alle Sehnsucht des jungen Herzens drückt aus „Von den Bergen rauscht ein Wasser", und von der Liebe und vom verratenen Mädel singen wir: „Es zog ein Regiment vom Ungarland herauf", vom Tode auch: „'s ist alles dunkel, 's ist alles trübe". Aber wenn die „Vöglein im Walde singen" („Ich hatt' einen Kameraden"; zweite Strophe gepfiffen, die dritte Wiederholung nur leise gesummt!) dann ist alle Traurigkeit vorbei! Dann „Lebt der Schütze wieder froh und frei", und mit ihm die ganze Jägerei, nicht zuletzt auch Deutsch-Österreich! Ja, sogar das Studentenlied zieht in unserm Marschtritt mit: „Ein Heller und ein Batzen" mit dem prächtigen Schlußvers von dem „Kerl wie Samt und Seide — — nur schade, daß er suff!!" Wo anders kann's gesungen werden als in Heidelberg?!

Und nun zum Schluß die Besinnung auf unser ureigenes Wesen: „Wir sind die Männer vom Bauernstand", von einem Arbeitsmann (Konrad Lutz) gedichtet, von unserm „Arbeitsdank-Hertzberg" vertont, ist eine kraft- und klangvolle Weise, die längst Gemeingut in

Digitized by Google

allen Arbeitslagern sein sollte, ähnlich wie die neue Weise „Der Spaten in des Mannes Hand" gleicher Herkunft, die vor kurzem im „Deutschen Arbeitsdienst" mit Noten erstmals veröffentlicht und nun auch hier aufgenommen wurde! Noch mehr solch schöner Weisen wird uns Hertzberg schenken: sie alle sollen eine Heimstatt bei uns finden. Versucht's nur einmal, ihr Sangeskundigen und Lagerlehrer! Man kann sie so recht von Herzen „schmettern"!

Zugleich eine dringende und aus ehrlichstem Herzen kommende Mahnung, Bitte und Aufforderung an alle: unser „Werksoldatenlied" („Es tönt auf grüner Heide...") nur nach der wohlbekannten Weise der „Kaiserjäger", und nichts anderes! Darin müßten wir Arbeitsdienstler uns doch einig sein können — so wertvoll auch die Vielzahl und Mannigfaltigkeit unseres Liedgutes ist! Dies Lied sei Bekenntnis aus der Kampfzeit des Arbeitsdienstes, und darum allen gemeinsam! Wie herrlich muß es erst klingen, wenn es von Tausenden angestimmt wird!

Mögen viele das eine Lied nun hier vermissen oder das andere ablehnen: hier sollte eine Überschau und keine „Wertauslese" gegeben werden!

Über allem steht auch hier das große „Wir", und nicht mehr das Ich! Wir kleiden es in die Worte unseres Reichsarbeitsführers, die diese Auswahl (die weder erschöpfend oder allein maßgebend sein kann noch will!) beschließen mögen:

„Der Geist des jungen, erwachten Deutschland, der aus diesen Liedern klingt, soll auch zu den Herzen der Volksgenossen sprechen, die auf den Straßen und an den Fenstern dem Marschtritt und Sang unserer Arbeitskolonnen lauschen!"

Außenpolitische Rundschau

Die große Debatte, die sich im Zusammenhang mit der Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund vor dem Genfer Forum abspielte, bewies, wie stark die Meinungen der einzelnen Staaten über diesen Punkt auseinandergingen. Den schärfsten Widerstand brachte die Schweiz zum Ausdruck, deren Sprecher, Bundesrat Motta, die durch die Sowjet-Union im Verlauf eines Jahrzehntes betriebene Politik und deren Auswirkung auf die europäische Kultur kennzeichnete und geißelte, während der französische Außenminister Barthou für Rußland eine Lanze brach, indem er dem Wunsche Frankreichs, der Sowjet-Union einen ständigen Ratssitz zuzuerkennen, Ausdruck verlieh, und für sich als Erfolg in der Vollversammlung die mit über zwei Drittel Majorität erfolgte Aufnahme Rußlands buchen konnte. — Die Sensation der Septembertagung des Völkerbundes brachte die Rede des polnischen Außenministers Beck, der sich gegen das Minderheitenschutzsystem des Völkerbundes aussprach und den Antrag einbrachte, die Minderheitenschutzgesetze jeweils den in Betracht kommenden Staaten zu überlassen, dabei aber gleichzeitig betonte, daß Polen nicht die Absicht habe, die Rechte der Minderheiten im eigenen Staat anzutasten, bzw. zu beschränken. Sowohl der englische Außenminister Sir John Simon, als auch Barthou, als Vertreter Frankreichs, sprachen sich zum Teil in sehr scharfen Worten gegen den polnischen Antrag aus, der schließlich polnischerseits zurückgezogen wurde, wobei jedoch betont wurde, daß er für Polen bindend sei. — Auch die Saarfrage war Gegenstand der Genfer Verhandlungen, nachdem die französische Saardenkschrift eingetroffen war, die Herr Barthou in längeren Ausführungen begründete, und am Schluß dem Präsidenten der Regierungskommission der Saar, Knox, für seine bisherige Tätigkeit Lob spendete. Durch die starke Unterstreichung des Status-Quo-Gedankens (Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes im Saargebiet), glaubte Herr Barthou dem Völkerbund, unter dessen Regierung das Saarland bis zur Volksabstimmung im kommenden Januar steht, einen besonderen Gefallen zu erweisen, und es ist vermutlich nur dem Umstand zuzuschreiben, daß die französische Denkschrift etwas verspätet in Genf einlief, daß die einzelnen Ratsmitglieder keine Gelegenheit mehr fanden, sich mit ihr eingehend zu befassen und daher die Besprechung der Saarfrage auf eine Mitte November vorgesehene außerordentliche Ratstagung verschoben wurde. — Dem Wunsche der österreichischen Regierung entsprechend kam die

Digitized by Google

Donau-Frage zur Beratung, nachdem der Bundeskanzler Schuschnigg einleitend eine Rede in deutscher Sprache, in die er, um mehr Nachdruck zu erzielen, auch einige französische Sätze einflocht, gehalten hatte, und die Mächte um Hilfe für Österreich nachsuchte. Dies scheint um so mehr begreiflich, da der österreichische Staatshaushalt im ersten Halbjahr 1934 bereits 70 Mill. S beträgt und ein weiteres Anwachsen der Staatsschulden befürchtet wird. Ob die, für eine eventuelle Anleihe an Österreich in Betracht kommenden Mächte durch eine Vermittlung des Völkerbundes sich bereit erklären werden, Österreich erneut eine solche zu gewähren, scheint vorderhand zweifelhaft, ebenso sind über die Art und Weise, wie man von Genf aus die Unabhängigkeit Österreichs aufrecht zu erhalten gedenkt, noch keinerlei Vereinbarungen getroffen worden, da Barthou in dieser Angelegenheit erst in Rom vorsprechen wollte, um die italienischen Pläne in Bezug auf Österreich zur Kenntnis zu nehmen. Das ungelöste österreichische Problem ist auch der Grund für die, seit einiger Zeit, bestehenden starken Differenzen zwischen Italien und Jugoslawien, wie es die mit großer Schärfe ausgetragene Pressefehde zwischen diesen beiden Staaten zeigte.

Inmitten dieser Spannungen, die Herr Barthou anläßlich des Besuches des Königs von Jugoslawien in Paris zu beseitigen hoffte, fielen die Schüsse in Marseille, die König Alexander und den französischen Außenminister niederstreckten.

Mit König Alexander von Jugoslawien, der in jungen Jahren die Regierung seines Landes übernommen hattte, ist ein Herrscher dahingeschieden, der weit über die Grenzen seines Landes hinaus, das an ihm wie an einem Vater hing, größtes Ansehen genoß. Tapferkeit und Unerschrockenheit, die ihn als Soldaten auszeichneten, verbunden mit einem ungetrübten Blick für die staatspolitischen Erfordernisse seines Landes, das waren die Charaktereigenschaften, die diesen König vornehmlich auszeichneten. Seiner Klugheit und Energie war es zuzuschreiben, daß Jugoslawien, je mehr sich die Verhältnisse des im Aufbau befindlichen Landes unter der von ihm eingesetzten autoritären Regierung festigten, um so stärker den Weg einer von fremden Einflüssen unabhängigen Außenpolitik zu beschreiten suchte. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob der Regentschaftsrat, der bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Peter II. die Geschicke des Landes leiten wird, dieselbe klare politische Linie einhalten wird, wie sie König Alexander vorzeichnete.

Ebenso wie das Leben des Königs, so fand auch das des französischen Außenministers Barthou einen tragischen Abschluß. Seine Persönlichkeit war umstritten und die Politik, die er als der verantwortliche Leiter der französischen Außenpolitik betrieb, war darauf gerichtet, Deutschland von allen übrigen Staaten der Welt zu isolieren. Die starke Aktivität, die er als gründlicher Sachkenner auf dem Gebiet der Außenpolitik betrieb, fand ihren Niederschlag in den vielen Reisen, die er während der letzten Monate unternahm. Trotz mancher Rückschläge hielt Barthou mit eiserner Zähigkeit daran fest, die Großmachtstellung Frankreichs zu festigen und auszubauen, und es gab wohl kaum ein außenpolitisches Ereignis von größerer Tragweite, bei der nicht seine Person im Vordergrund der politischen Tribüne stand. Der schreckliche Tod, den er gefunden hat, hat auch in Deutschland Teilnahme ausgelöst an dem Verlust, den durch sein Ableben die französische Nation erlitten hat.

Die blutigen Ereignisse in Marseille haben in Paris, wo die letzten Vorbereitungen für den festlichen Empfang König Alexanders bereits beendet waren, größte Bestürzung hervorgerufen. Dazu kam die Nachricht, daß die dort getroffenen Sicherheitsmaßnahmen für den Königsbesuch vollkommen unzureichend waren, so daß es dem Mörder, der aus den Kreisen der kroatischen Emigration stammte, nicht schwer fiel, seinen verbrecherischen Anschlag auszuführen. — Als Nachfolger Barthous wurde der bisherige Kolonialminister Laval bestimmt, der vor einigen Jahren das Amt des französischen Ministerpräsidenten bekleidet hatte und an die Stelle des im Verfolg der Marseiller Ereignisse zurückgetretenen Innenminister Sarraut, trat Herr Marchandeau, der bisherige Bürgermeister von Reims. Durch

Digitized by Google

diese Neubesetzung der Ämter erscheint der Bestand der Regierung Doumergue gesichert.

In Spanien, wo nach dem Rücktritt des Kabinetts Samper, Lerroux, der Führer der Radikalen, mit der Kabinettsbildung beauftragt wurde und eine Koalition mit den Rechtsparteien einging, wurde als Antwort darauf von sämtlichen marxistischen Organisationen der Generalstreik ausgerufen, der zu einem blutigen Aufstand ausartete und in Katalonien vorübergehend zur Ausrufung einer von Madrid unabhängigen katalonischen Republik führte. Durch das rasche Zugreifen der Regierung, die gegen die Aufrührer die gesamte bewaffnete Macht einsetzte, gelang es ihr, des roten Aufstandes Herr zu werden und ihn innerhalb kurzer Zeit niederzuwerfen, trotzdem es den Aufrührern, die im ganzen weit über 1000 Tote verloren, an verschiedenen Stellen gelungen war, sich in den Besitz von Waffenarsenalen zu setzen.

In Amerika hat der, von dem Senat eingesetzte Untersuchungsausschuß über die Vorkommnisse innerhalb der Rüstungsindustrie eine Unzahl belastendes Material zutage gefördert, wobei eine Reihe von anonymen Hetzern und Schürern des Kriegsgedankens und ihre schmutzigen Dividendegeschäfte bloßgestellt wurden. Es wird Aufgabe der amerikanischen Regierung sein, deren Programm bekanntlich schärfste Strafen für rücksichtslose Ausbeutung am Volksgut vorsieht, in Bezug auf das frivole Treiben der Rüstungsindustrie Remedur zu schaffen.

Im fernen Osten sind die Verhandlungen über den Verkauf der chinesischen Ostbahn soweit gediehen, daß mit einer baldigen Inbetriebnahme derselben durch Japan gerechnet werden kann, das dadurch den letzten noch nicht in seinen Händen befindlichen Eckpfeiler des Königreichs Mandschukuo beherrscht.

Abgeschlossen am 15. Oktober.

C. v. Holst.

Ein Irrweg des Museumsfilms

Aus den reichen Schätzen, die unsere deutschen Kunstsammlungen bergen, einzelne besonders wertvolle Stücke durch Filmvorführungen weiteren Volkskreisen nahezubringen, ist ein glücklicher Gedanke. Zu seiner erfolgreichen Durchführung ist es jedoch nötig, sich zuerst darüber klar zu werden, was heute als vorbildliches Kunstwerk angesehen werden kann. Manches berühmte Museumsstück, das bisher als erstrangiges Meisterwerk galt, hält der Umwertung unserer Begriffe von volksverbundener deutscher Kunst nicht stand und verdient nicht mehr, in den Vordergrund gestellt zu werden.

Ein altberühmtes Prachtstück des Kunstgewerbemuseums im Berliner Schloß bildet der sogenannte Pommersche Kunstschrank, ein Werk Augsburger Gold- und Silberschmiedekunst, das 1617 für Herzog Philipp II. von Pommern hergestellt worden ist. Die Generaldirektion der Staatlichen Museen hat jetzt dieses Kunstwerk im Tonfilm aufnehmen lassen, um es „in seiner künstlerischen Einzigartigkeit dem deutschen Volke vor Augen zu führen".

Was hier gezeigt wird, ist in seiner zeitbedingt vollendeten Ausführung gewiß ein Erzeugnis hochwertigen, edelsten Kunsthandwerks der Spätrenaissance, in seiner Zweckbestimmung dagegen kindische Spielerei und prunksüchtige Geschmacklosigkeit, für die wir Nationalsozialisten kein Verständnis haben. Es ist ein Schrank mit Hunderten von Fächern, Schubladen, Behältern, Kästchen und Büchschen, in denen das ganze Sammelsurium eines mehr als vollständigen hochherrschaftlich-fürstlichen verwöhnten Hausrats untergebracht ist, mit Apotheke, Toilettegegenständen oft seltsamster Art, Eß- und Trinkgeräten, mathematisch-astronomischen Instrumenten, Schreibzeug, Bildern, Brett- und Kartenspielen und Musikinstrumenten. Wahrscheinlich haben die tausenderlei in diesem Wunderschrank verborgenen Gegenstände, von der silbernen Klistierspritze bis zu den silbernen Spielkarten und der kunstvoll gearbeiteten Orgel, niemals dem praktischen Gebrauch gedient. Als kostbares, merkwürdiges Schaustück, als wunderliche „Kuriosität", mag der Schrank von seinem erlauchten Besitzer fürstlichen Besuchern zum Bewundern vorgeführt worden sein. Manchem Betrachter mag der „astronomische Löffel", an dem eine Sonnen- und Monduhr angebracht ist, und das „astronomische Messer", dessen Griff eine Pendeluhr

Digitized by Google

enthält, lächelndes Staunen entlockt haben. Höchste Anerkennung haben sicher auch die lebendig-ausdrucksvollen Schnitzereien der zierlichen Elfenbeinfiguren des Schachspiels gefunden. Eine Fülle herrlicher, wundervoller Einzelarbeit steckt in dem Kunstwerk. Und doch bildet dieser ganze Schrank, an dessen Herstellung eine Schar erfindungsreicher erster Meister der Goldschmiedekunst und Kunsttischlerei in fünfjähriger Arbeit ihr Bestes geleistet hat, nichts anderes als eine grauenvolle Verirrung des Kunstschaffens zu zweckloser Spielerei, wie sie in jener Zeit üblich war, die für uns aber glücklich überwunden ist.

Wenn der Museumsbeamte, der im Tonfilm unter Cembalobegleitung den Schrank mit seinem hundertfältigen Inhalt vorführt, darauf hinweist, daß dieses Werk künstlerischen Gemeinschaftsschaffens Zeugnis ablege von der hohen Achtung, deren sich damals das Handwerk und die Kunst erfreuten, so vermissen wir ein Wort darüber, daß es zugleich ein Musterbeispiel jener fürstlichen egoistischen Prunksucht ist, die auf Kosten des Volkes zweckloser Spielereien huldigte. Der Nationalsozialismus, der die Kunst dem ganzen Volke bringen will, betrachtet nur das als wahre Kunst, was Widerhall in der Seele des Volkes findet und dem ganzen Volke gehört. Es gilt für unser deutsches Kunstgewerbe das Goethewort: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen". Wir glauben, daß die Staatlichen Museen genug Werke enthalten, die unseren heutigen Forderungen deutschen Kunstwillens besser entsprechen und eher geeignet sind, der gegenwärtigen Kunst Anregung zu bieten, als ausgerechnet der Pommersche Kunstschrank, dessen Vorführung im Tonfilm wir für minder notwendig erachten.

Dr. Hans Maier.

Berichte über neue Ausgrabungen

Aufdeckung eines germanischen Dorfes der jüngeren Bronzezeit.

Im nordwestlichsten Zipfel der Mark Brandenburg liegt das Dorf Lenzerfilge, eine unter Friedrich dem Großen 1783 durch Trockenlegung einer sumpfigen „Silge" angelegte Kolonie. Quer durch die Niederung ziehen sich einige langgestreckte Dünen, auf denen sich Reste vor- und frühgeschichtlicher Besiedlung in fast ununterbrochener Folge von der mittleren Steinzeit bis zur Völkerwanderungszeit finden. Von der größten, mitten im heutigen Dorf gelegenen Düne wird seit Jahren zum Straßenbau und zur Felderverbesserung Sand abgefahren, so daß leider große Teile der vorgeschichtlichen Siedlung bereits vernichtet sind.

Als hier im März 1934 erneut Scherben gefunden und schwarze Stellen angeschnitten wurden, begann unter Leitung von Frau Dr. Bohm-Berlin eine planmäßige Untersuchung, die zur Freilegung der Grundrisse von fünf Häusern der jüngeren Bronzezeit führte. An zwei Stellen lagerte sich darüber noch je ein jüngerer Bau, so daß im ganzen sieben Häuser aufgedeckt werden konnten. Es handelt sich um ein germanisches Dorf, das erste auf unbestritten germanischem Boden. Die Anordnung der Häuser zeigt zusammen mit den schon früher zerstörten Fundstellen, daß es ein Haufendorf mit einem freien Platz in der Mitte war, ein Gegenstück zu dem von Professor Kiekebusch ausgegrabenen, etwa gleichzeitigen und ähnlich angelegten Dorf Buch bei Berlin. Die Häuser, von denen zwei wahrscheinlich mit einer Vorhalle versehen waren, hatten rechteckigen Grundriß. Dem Eingang gegenüber lag meist der Herd, neben diesem eine Vorratsgrube mit Körnern von Weizen, Gerste, Hirse und mit Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen, Bohnen). Auch Bucheckern und Haselnüsse wurden gefunden. Zwei Häuser besaßen eine Kellergrube. Eine Stallung für Vieh konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, dagegen ein Schuppen, in dem wohl ein Stück Großvieh untergebracht werden konnte. Daß Rinder und Pferde gehalten wurden, beweisen die zahlreichen Knochen dieser Haustiere, die auf den Herden und in den Abfallgruben lagen. Zahlreiche aufgefundene Mahlsteine dienten zum Mahlen des Getreides, ein Tonsieb wahrscheinlich zur Käsebereitung. Spinnwirtel und Webstuhlgewichte zeugen vom Fleiß der Frauen. Die letztgenannten Gegenstände wurden alle nur in einem Hause gefunden, was so gedeutet werden kann, daß sich hier die Frauen und Mädchen, vielleicht unter Gesang von Lie-

Digitized by Google

dern, zu geselliger Handarbeit versammelten.

Daß auch ein Bronzegießer in dem Dorfe sein Handwerk ausübte, beweist ein größerer Bronzeschatzfund, der neben Äxten, Ringen, einem Anhänger und einem Knopf auch einen Gußzapfen enthält. Auch Gußkuchen wurden gefunden.

Dicht neben einem der Häuser, vielleicht noch unter dem gleichen Dach mit dem Wohnraum, lag eine größere Feuerstelle, in der zwischen Steinen und Asche, die sich bei der chemischen Untersuchung als Blutasche erwies, Knochen und Tierzähne lagen. Da in diesem Haus nur wenige Scherben und außer einigen Feuersteinmessern gar keine Geräte gefunden wurden, kann man annehmen, daß dieses durch seine eigenartige Form auffallende Haus vielleicht als eine Art Speisehalle diente, in der sich die Dorfbewohner bei festlichen Gelegenheiten zusammenfanden.

So läßt sich aus den Funden, die jetzt im Heimatmuseum in Perleberg aufbewahrt werden, ein anschauliches Bild germanischen Bauerntums und dörflichen Lebens aus der Zeit zwischen 1000 und 800 v. Chr. erschließen.

Neue Ausgrabungen in der Ilsenhöhle unterhalb der Burg Ranis.

In dem steil aufragenden Felsen, der die Burg Ranis trägt, eine der schönsten Burgen Thüringens, liegt unter der Südecke der Vorburg die Ilsenhöhle. Ein breites Felsendach, das sich früher über dem Höhleneingang erhob, ist — wahrscheinlich schon während der letzten Eiszeit — eingestürzt. Sein östlicher Pfeiler diente als Stütze für die alte Zugbrücke. Der Burgherr von Ranis, Major a. D. von Breitenbach, hatte frühzeitig die vorgeschichtliche Bedeutung der Ilsenhöhle erkannt und ihre Ausgrabung in die Wege geleitet, die seit Februar 1934 durch die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle, unter Leitung von Dr. Werner Hülle, gemeinsam mit dem Burgherrn durchgeführt wird.

Unter der mehrere Meter mächtigen Schicht mittelalterlichen Bauschuttes folgte in der Höhle und auf dem Vorplatz eine dunkle Schicht mit Scherben, hauptsächlich der Eisenzeit. In der Höhle kam darunter eine dunkelgraue Schicht mit Feuerstein- und Knochengeräten der Spätmagdalenienzeit. Darin kam als schönstes Fundstück eine Halskette aus zwölf durchbohrten Tierzähnen zum Vorschein. Auch eine Herdstelle wurde hier nachgewiesen. Weiter nach unten folgte eine mächtige Nagetierschicht, die Reste der Gewölle von Raubvögeln, die jahrhundertelang hier gehaust haben. Auf der darunterliegenden etwa drei Meter mächtigen gelben Dolomitsandschicht kam als erster Rest des vorgeschichtlichen Menschen selbst der Unterkiefer eines etwa zweijährigen Rindes zum Vorschein. In der gelben Schicht selbst fanden sich Feuersteinklingen, die denen der Breitenbachstufe (Aurignacstufe) ähnlich sind. Die Tierreste dieser Schicht: Moschusochse, wollhaariges Nashorn, Ren und Wildpferd, verraten ein kaltes Klima.

Unter dem Dolomitsand breitet sich eine bis jetzt auch schon mehrere Meter tief ausgegrabene dunkelbraune Schicht, in der durch mikroskopische Untersuchung Blütenstaubkörner von Waldbäumen (Eiche, Kiefer und Birke) nachgewiesen wurden. Die Tierwelt ist hier außer dem Ren durch Höhlenbär, Höhlenhyäne, Bison und Riesenhirsch vertreten, die, ebenso wie die Waldbäume, auf wärmeres Klima schließen lassen. Man muß demnach diese Kultur in das Ende der letzten Zwischeneiszeit einordnen. Eine ganz besondere Überraschung aber bilden die hier eingelagerten Werkzeuge, die im Gegensatz zu der Stufenfolge in Frankreich keiner Faustkeilkultur, sondern einer Knochenkultur angehören. Die Formen dieser Knochenwerkzeuge sind Glockenschaber, Lanzenspitzen aus Röhrenknochen, Schaber und zurechtgeschlagene Unterkiefer von Höhlenbären, die als Beil oder Hacke benützt worden sind. Auch die Gelenkpfannen der großen Säugetiere sind bearbeitet und haben wahrscheinlich als Behälter oder Lampen gedient.

Die Kultur dieser Altsteinzeitmenschen steht ganz unter dem Zeichen der Jagd auf den Höhlenbären, dessen gewaltige Eckzähne als Jagdtrophäen uns fast bei jedem Spatenstich begegnen. Einzelheiten dieser Kultur sind von anderen Fundstellen schon bekannt, namentlich aus einigen Schweizer Höhlen (Drachenloch und Wildkirchli). Dort wurde auch ein-

Digitized by Google

wandfrei nachgewiesen, daß diese Bärenjäger einen besonderen Jagdzauber ausgeübt haben, indem sie Skeletteile des Höhlenbären aufschichteten und sogar durch regelrechte Steinkisten schützten. Vielleicht gelingt es bei Fortsetzung der Ausgrabung, einen Einblick in das geistige Leben dieser Bärenjäger zu gewinnen.

Dr. M.

Die 1. Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte

Im nationalsozialistischen Staat, der in Blut und Boden als den tragenden und gestaltenden Kräften des deutschen Volkstums wurzelt, sind die Fragen der deutschen Vorgeschichte zu Ehrenfragen der Nation geworden. Damit ist die Vorgeschichte herausgehoben aus der Ebene der reinen Fachwissenschaftlichkeit und hineingestellt in den lebendigen Zusammenhang der politischen Notwendigkeiten und der Erziehungsarbeit des Volkes. Diese neue Ausrichtung bedeutet zwangsläufig den radikalen Bruch mit dem bisherigen Dogma vom Nomadentum der Germanen und ihrer Kulturlosigkeit vor der Berührung mit dem Süden; denn im Rahmen der bisherigen Geschichtsbetrachtung: Altertum — Mittelalter — Neuzeit hatte die germanische Vorzeit keinen Raum und wurde als Vorgeschichte vor die Tore der Weltgeschichte gewiesen. Die Aufgaben, die der deutschen Vorgeschichte damit für die Wissenschaft in Forschung und Lehre erwuchsen, verlangten einen einheitlichen Aufbau und eine planvolle Durchgliederung unter einer straffen Führung. Diese Notwendigkeit führte zur Gründung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, der unter der Leitung von Professor Dr. Reinerth, dem bekannten nationalsozialistischen Vorkämpfer auf dem Gebiete der deutschen Vorgeschichte, mit seiner Arbeitstagung in Halle vom 13. bis 20. Oktober erstmals an die Öffentlichkeit trat.

Es war von grundsätzlicher Bedeutung nicht nur für diese Tagung, sondern für den Weg, den diese Wissenschaft in Zukunft gehen wird, daß die Tagung in Halle von der Rede des Reichsleiters Alfred Rosenberg über die „Umwertung der deutschen Geschichte" eingeleitet wurde.

Es ist unmöglich, über die 40 Referate, die diese Tagung brachte, auch nur in der gedrängten Form zu berichten, wie es im „Völkischen Beobachter" geschehen ist*. Aber bereits die Themenkreise der Vortragstage zeigen die Spannweite der Arbeit des Reichsbundes.

Die deutsche Vorgeschichte ist heute in der Lage, auf Grund der Ausgrabungen in Mitteldeutschland eine Zeitenfolge der Altsteinzeit aufzustellen, die der bisher gebräuchlichen französischen Einteilung nicht nur an Genauigkeit, sondern vor allem an kultureller Hochwertigkeit der Funde gleichkommt. Diese aufsehenerregenden Ergebnisse zeitigten nicht zuletzt die Ausgrabungen in der Ilsenhöhle unter der Burg Kanis, über die Dr. W. Hülle, Halle, berichtete. Damit ist die Möglichkeit gegeben, in Mitteldeutschland die Brücke zu schlagen von der Altsteinzeit zu den jungsteinzeitlichen Schnurkeramikern. Welch ungeheure Erweiterung unseres Wissens wir gerade von den Ausgrabungen in Mitteldeutschland noch zu erwarten haben, das zeigte eine ganze Reihe von Vorträgen, die aus der vorbildlichen Arbeit der von Professor Dr. Hans Hahne geleiteten Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle hervorgegangen waren.

Welch wertvolle Hilfe die deutsche Vorgeschichte in grenzdeutschen Fragen zu leisten vermag, das zeigten die Referate über die Vorgeschichte des Rheingebietes und über den osteuropäischen Raum im allgemeinen und den deutschen Ostraum im besonderen. Die Untersuchung der Zeitspanne zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert, also zwischen der Abwanderung der ostgermanischen Stämme nach dem Süden und der Kolonisationsbewegung des deutschen Mittelalters ergeben entgegen den bisherigen landläufigen Vorstellungen eine ununterbrochene germanische Siedlungsdauer.

Der Höhepunkt der Tagung war ohne Zweifel der Bericht von Professor Dr. Andree, Münster, über die Externsteine. Professor Andree war mit der fachwissenschaftlichen Untersuchung dieser in der Öffentlichkeit so heiß umstrittenen Felsengruppe beauftragt worden und kam zu folgendem sensationellen Ergebnis: Der christlichen Kapellenanlage auf den Extern-

*) Siehe die Reihe der Berichte im „V. B." vom 16.—21. Oktober.

Digitized by Google

steinen ging ein germanisches Heiligtum voraus, das bewußt zerstört worden sein muß. Damit erfuhr Wilhelm Teudts Deutung der Externsteine als germanische Kultstätte ihre volle Bestätigung. Von gleicher Bedeutung für unsere Kenntnis germanischer Heiligtümer war der Grabungsbericht von Direktor Dr. Sprater, Speyer, über den Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim in der Pfalz.

Der Weg, den die deutsche Vorgeschichtsforschung zu gehen hat, ist durch die Tagung in Halle klar vorgezeichnet. Sie wird ihn gehen mit einer dreifachen Sicherung: Bruch mit dem bisherigen vorgeschichtlichen Dogmatismus, Abgrenzung gegen Phantasten jeglicher Art und wachsame Beachtung jedes Versuches einer bewußten Verfälschung unserer Vorzeit zugunsten irgendwelcher Interessengruppen. An die Stelle einer Aufspaltung der um die Erkenntnis unserer Vorzeit ringenden Kräfte in Wissenschaftler und Außenseiter tritt die einzig organische Stufung der Fähigkeiten nach Leistung und instinktsicherem Wertungsvermögen.

M. Z.

Rudolf Prokſch:

Löns und das Bauerntum

Löns ist ein Künder gewesen. Keiner, der an der Oberfläche schwamm und um billiges Lob die Werte der Seele verluderte. Hinab stieg er in die Brunnenstube der Wahrheit und forschte nach dem Sinn alles Beginnens und nach dem Gesetz unseres Daseins. Unseres Daseins aber als Volk und nur als Volk. Wie einen hellen, leuchtenden Schein trug er sein tiefes Wissen, seine aus Landschaft und eigenem Erbe gewordene Erkenntnis in die Werkstatt seines Schaffens und meißelte daraus die gewaltige Schau des ewigen Bauern, der am Anfang unserer Rasse stand und am Ende stehen muß, so wir ewig bleiben wollen, dem Gesetz gemäß, unter dem wir angetreten.

Wie blanker Stahl waren seine Worte, wie brennendes Licht seine Sätze. Besinnung zum Urwert aller Werte sprachen sie aus; standen wie Flammen über dem Schein vergänglichen Tuns, und über dem eiligen Gehaben der Menschlein, die Herkunft und Aufgabe für ein Linsengericht gegen sattes Bürgertum vertauschten. Wagschale der Wahrheit waren seine Bilder, jener Wahrheit, die ewig ist, weil sie im Blute vom Anfang zum Ende getragen wird, oft überdeckt von der Hast des trugschimmernden Alltags, nie aber ausgeschlossen aus der Gewalt ihrer bestimmenden Kraft. Was war schon die Stadt, was wollte da noch der sogenannte Adel, den Judengeld zu neuem goldenen Leuchten gebracht, gegen jene Schau, die Löns verkündete mit seinen reifen, brennenden Worten:

„Denn der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rasseerhalter. Ehe die Stadt war mit ihrem Lack, war der Bauer da. Sein Stammbaum reicht in die Zeiten, da noch mit der Steinhacke der Boden gelockert wurde, da er, der Bauer, als erster Zucht und Sitte dort keimen ließ, wo bisher Horden von halbwilden Jägern und Fischern ein Dasein führten, dem des Wolfes und des Otters ähnlich. Da kam der Weidebauer, zäunte die Hausstatt ein, rammte Balken in den Boden, deckte sie und verband sie mit festen Wänden; indem er mit den heiligen drei Hölzern auf dem Steinherde die Flammen erblühen ließ, nahm er Besitz von dem Lande im Namen der Kultur. Denn erst der Bauer schuf das, was wir so nennen; Fischer, Jäger und Wanderhirten haben keine oder nur geringe Kultur; der Bauer aber hat sie. Und er hatte ursprünglich eine sehr hohe Kultur, er war eben der Kulturträger. Wie hoch seine Kultur war, das lehrt uns die Edda, lehrt Tacitus, lehrt uns die reiche Blüte der Baukunst in der Zeit der Völkerwanderung, lehrt uns der gut organisierte Widerstand, den die deutschen Bauern dem Ansturme des Welschtums unter Drusus, Tiberius, Germanicus und Varus und unter Carles le Magne entgegensetzen. Das lehrt uns auch der reiche, kostbare Urväterhausrat, der einst das Heim des deutschen Bauern zierte und jetzt in Museen aufgespeichert ist. Die Grundlage aller Kultur hat ihre Grundlage im Bauerntum."

Es mag schon sein, daß das Kommen der Wende viele Wegbereiter hat. Viele, die Rufer sind, und viele die still und schweigend doch als Beispiel ihren Weg

Digitized by Google

gehen, der selber schon ein Weg der Wende ist. So war denn der Heidedichter auch Mahner und Rufer. Wenn ältestes Bauerntum im Niedersachsenland sitzt, dann deshalb, weil es sich selber niemals die Treue brach, und weil es nie und nimmer den Ahn vergaß, der die Scholle brach — das erste und härteste Mal. Mag mancher der Bauern hineingetaumelt sein in das scheinbare Jahrhundert des Bürgers, mag manchen das eigene Wohl als des Lebens Erfüllung gedünkt. Löns schlug den Stein, daß die Funken stoben, setzte zum Feinschlag den Meißel an und formte das ewige Gesetz des Odalsbauern, formte es zu Befehl und Verpflichtung, als er sprach:

„Ein freizügiges Bauerntum ist aber ein Unding. Durch Kauf und Verkauf kommt kein Bauernstand in die Höhe, nur durch die unablässige Arbeit langer Reihen von Geschlechtern und durch eine Überlieferung, die dem jeweiligen Bauern das Gefühl einimpft, er sei nicht bloß ein verantwortungsloser Inhaber einer privaten Sache, sondern der verantwortliche Verwalter eines ihm anvertrauten Familienerbes."

Der Erde nahe und dem Gesetz gemäß geht der Weg des Bauerntums und die Ehen jener Odalsbauern tragen letztlich des Volkes ewiges Sein. So muß die Moral des Bauern zur Moral des Volkes werden, und die Ehe allüberall eine Pflicht um des gesunden, artechten Kindes wegen sein, — „denn ohne Aussicht auf Nachkommenschaft ist eine Ehe nur ein Konkubinat, eine Sünde gegen den Begriff der Ehe, und wenn noch so viel Seelenharmonie und Herzensfreundschaft vorhanden ist. Erst das Kind macht den Gatten zum Mann, die Gattin zur Frau, nicht Standesamt und Kirche".

So wuchs der Heidedichter, der jeden Fuchs belauschte und jeden Graugansflug über die Heide kannte und Fuhre und Mechangel liebte wie Kind und Mensch, zum Prediger unserer Tage. Einer Drohung gleich an den Unverstand seiner Zeit, an den Leichtsinn der Bauernverachtung und an das Verbrechen, das Geld und Jude und ein achtloser Staat am Bauerntum tat, und wie eine letzte Mahnung stehen seine Worte:

„Auf dem Bauerntum aber beruht jedes Volkes Kraft; aus ihm erweitert sie sich Tag für Tag und ohne es erschöpft jedes Volk sich in kurzer Zeit, wie das Schicksal aller reinen Handelsvölker bewiesen hat ... Ein Volk mit schollensässigem Bauerntum aber ist etwas Unzerstörbares."

Zugleich aber nahm er die schönsten seiner Worte, die hellsten und lichtesten, die selber klingen und die immer leuchten, gleich ob Mondsilber oder Sonnengold über den Heideäckern liegt, und gab dem Volk das Bild seines Bauern und dem selber aber das Bild der Erkenntnis, das zugleich auch Befehl war zu seinem eigenen innersten Wesen, da er des ewigen Bauern Bekenntnis und Mahnung schrieb:

„Ehe ihr da waret, ihr Leute aus der Stadt, ob reich, ob arm, ob hoch, ob niedrig, war ich da. Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und gedeihen konntet mit eurem Gewerbe, eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr.

Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang.

Ich bin der Baum und ihr seid die Blätter, ich bin die Quelle und ihr seid die Flut, ich bin das Feuer und ihr seid der Schein."

„Antikomintern"

Bekanntlich haben sich im Herbst vorigen Jahres die verschiedenen Vereinigungen zur Bekämpfung des Kommunismus in einem „Gesamtverband deutscher antikommunistischer Vereinigungen" zusammengeschlossen, dessen Leitung in die Hand von Dr. A. Ehrt gelegt wurde. Der Gesamtverband trat bald stark hervor durch seine Kampfschriften: „Bewaffneter Aufstand" „Terror" „Bolschewismus und Judentum" u. a. m. Im weiteren Verfolg seiner antikommunistischen Aufklärungsarbeit stieß der Gesamtverband auf zahlreiche und starke Sympathien im Auslande, in all den Kreisen, die aus völkisch-nationalen oder auch aus religiösen oder

Digitized by Google

sittlichen Gründen gegen die Weltgefahr des Kommunismus kämpfen. Als Ausdruck seiner Grundeinstellung der Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse fremder Staaten legte er sich bald den Namen „Antikomintern" bei, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß er das Ziel verfolgt, einen freien Bund selbständiger antikommunistischer Kräfte im Gegensatz zur Kommunistischen Internationale zustande zu bringen. Seit einiger Zeit gibt der Gesamtverband einen 14tägigen Nachrichtendienst, die „Antikomintern", heraus, worin die Grundgedanken der Arbeit dargelegt und die Berichte über die kommunistische Bewegung in der ganzen Welt wiedergegeben werden. Neben der umfassenden Übersichtlichkeit ist besonders die absolute Zuverlässigkeit aller Nachrichten dieser ungemein wertvollen Korrespondenz hervorzuheben. Wer über die propagandistischen und politischen Maßnahmen des internationalen Marxismus und seiner Verbündeten unterrichtet sein will, wird auf den Nachrichtendienst „Antikomintern" nicht verzichten können!

Leibbrandt.

Zu unseren Bildern

Kaum ein anderes Motivgebiet der bildenden Kunst widerspiegelt die geistige Grundhaltung einer Zeit in dem Maße wie die Landschaft. Die Landschaftsmalerei zeigt gewissermaßen wie ein Gradmesser den Stand des völkischen Selbstbewußtseins einer Zeitstufe an. Der Künstler als Mittler und Gestalter der in der Gesamtheit jedes Volkes ruhenden seelischen Kräfte bringt in seiner inneren Einstellung zur Landschaft die Beziehungen einer Zeit zu dem bestimmendsten Lebenswert, dem Heimatbewußtsein, zum Ausdruck. Die Landschaftsmalerei zeigt sehr genau, ob ein Volk aus diesen Kräften des Bodens lebt, ob es in seinem gesamten geistigen Sein und gefühlsmäßigen Erleben in diesem Heimatboden wurzelt und ob dieses Bewußtsein, die Liebe zur Heimat eine bestimmende Kraft seines Fühlens und Denkens ist, kurz gesagt, man sieht im Spiegel der Landschaftsmalerei einer Zeit, ob diese Zeit „bei sich zu Hause ist".

So haben sich Zeiten des völkischen Verfalls immer durch eine verneinende Stellung zum Landschaftsproblem in der Kunst ausgezeichnet. Sehr oft erschien in diesen Zeiten eines schwachen Volksbewußtseins den deutschen Künstlern die deutsche Landschaft grau und reizlos. Es zog die Künstler dann nach der starken Farbigkeit der südländischen Landschaft. Ganz besonders kraß kam diese Sucht nach dem Fremden in den letzten Jahrzehnten der Kunstentwicklung zum Vorschein. Mit der Übernahme der impressionistischen Maltechnik eigneten sich die deutschen Landschafter auch die dahinterstehende Weltanschauung und die Vorliebe für die starken farbigen Effekte an, wie sie der Maler aus den südlichen Landschaftsmotiven herauszuholen vermag. Der Expressionismus, der den Impressionismus ablöste, brachte die Südseeromantik in Mode. Da diese Maler nicht von einem Erlebnis der Natur ausgingen, sondern von einem intellektuell erdachten Schema greller dekorativer Farbkompositionen, suchten die Expressionisten ihre Motive in der Südsee. Mit Gauguin, Pechstein usw. kam die Südsee-Romantik und das grelle Farbplakat unter dem Titel „Landschaft" in Mode. Es kam soweit, daß man diese bengalische Farbigkeit auch auf die deutsche Landschaft übertrug. Die sogenannten modernen Maler malten Oberbayern und Pommern genau so wie Bali. Diese schreierische Modekunst stand in jener Verfallszeit im Vordergrund des Kunstlebens. Es war die Kunst des „wurzellosen Bodensatzes der Nationen", wie der Führer so treffend gesagt hat. Und was bedeuteten diesen Snobs Heimat und Boden?

Aber neben dieser Verfallskunst wuchs unbeachtet eine neue bodenverwurzelte Landschaftskunst. Eine Kunst, die das Gesicht der deutschen Landschaft wieder entdeckte. Und heute haben die besten Maler der Zeit „heimgefunden" zur deutschen Landschaft. Sie wollen nichts von der Südsee und bengalischen Farbeffekten wissen, sie haben den Reichtum der deutschen Landschaft, ihre Seele und Schönheit wieder entdeckt. Ganz schlicht und bescheiden stehen sie wieder vor dieser Landschaft, wie die deutschen Meister Dürer, Caspar David Friedrich, Ludwig Richter und Thoma sie tief und gläubig geschaut haben.

Wir bringen in den Landschaften von Albert Birkle, Willy ter Hell, Hans List und Ernst Böhm vier Künstler, die jeder

Digitized by Google

in ihrer persönlichen Weise wiederum in einer echt deutschen Art die deutsche Landschaft sehen.

Willy ter Hell bringt in seiner schwäbischen Alblandschaft ein starkes romantisches Gefühl zum Ausdruck. Über die wuchtigen Massen des Vordergrundes wird der Blick des Beschauers in die Weite geführt. Und ähnlich wie in den Landschaften des großen Romantikers Caspar David Friedrich ist dieser Weg, der ins Weite führt, ein Sinnbild der metaphysischen Sehnsucht deutschen Wesens.

Albert Birkle gestaltet in seiner „Winterlandschaft" in dem schwingenden Rhythmus der Berglinien, in der dramatischen Form der dunklen Baumstämme eine Melodie von starkem Klang.

Besonders innig und zart kommt die Liebe zur Natur in der wundervollen, jede Eigenform bis ins Kleinste nachfühlenden Klarheit der Zeichnung in der „Märkischen Landschaft" Hans List's zum Ausdruck.

Ähnlich in der inneren Haltung ist auch die schöne Landschaft von Ernst Böhm. Wir brachten im Oktoberheft bereits zwei Landschaften von Ernst Böhm: „Abend an der Havel" und „Am hohen Meißner" als Beispiel einer neuerstandenen deutschen Landschaftsmalerei, die, an die große Tradition anknüpfend, die Landschaft wieder mit dem inneren Auge der Heimatliebe sieht.

Ebenso bodenverwurzelt und aus den elementaren Kräften des Volkstums kommend ist die entzückende Illustrations-Serie des holsteinischen Malers Petersen. Ein wirklich eigenartiger Humor ist seinem starken zeichnerischen Erzählertalent verbunden. In diesen Blättern beweist Petersen eine Kraft der Phantasie, wie sie selten ist. Sein „Luetter Puck" und seine anderen köstlichen Gestalten sind echte Verwandte unserer lieben, alten Märchengestalten.

R. Sch.

Die Dienstanschriften des N.S. Arbeitsdienstes

Die Reichsleitung des Arbeitsdienstes befindet sich zur Zeit in den Räumen der ehemaligen Kaiser Wilhelm-Akademie, Berlin NW 40, Scharnhorststr. 35 (D 1 Norden 0011)

Die Pressestelle des N.S.A.D. hat ihren Sitz in der Invalidenstraße 90/91 (D 1 Norden 6166).

Die Reichsschule des deutschen Arbeitsdienstes hat seit Dezember 1933 die historischen Räume des „Neuen Palais" in Potsdam-Wildpark inne. (Fernruf 6118.)

Die Reichsleitung des Frauenarbeitsdienstes ist in Berlin-Neukölln, Maybachufer 48/51. (F 2 Neukölln 3681.)

Das Buch

Emil Unger-Winkelried: „Von Bebel zu Hitler!"

Im Verlage Deutsche Kulturwacht Berlin-Schöneberg erschien das Buch Emil Unger-Winkelrieds. Wer den Menschen Unger kennt, wird mit Genugtuung feststellen, daß er auch in seinem Buche derselbe geblieben ist als den ihn seine Freunde kennen und schätzen. — Wer den Namen zum ersten Male hört und dieses Buch aufschlägt, wird überrascht sein von dem Stil und Inhalt, aber auch von der Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit dieses Mannes.

Pg. Unger erzählt sein Leben, wie er nach den Jahren der Kindheit in die Lehre zu einem Sattlermeister kommt, von seiner Wanderschaft und wie er zuletzt in Berlin in die S.P.D. eintritt und dort endlich seinen Lebenswunsch erfüllt sieht, Schriftsteller zu werden. Als Redakteur des „Vorwärts" und als höherer Parteifunktionär bekommt er tiefen Einblick in das eigentliche Leben der Partei. Interessant sind seine Beschreibungen der „Prominenten" der S.P.D. Der Fernstehende wird manchesmal den Kopf schütteln, wenn er von dieser

Digitized by Google

berufenen Seite hört, wie die sogenannten Arbeiterführer im Privatleben aussahen. Schonungslos enthüllt Unger ihre Schwächen, ihre Verbohrtheit und ihre Unfähigkeit. Aber auch der in die Dinge Eingeweihte dürfte noch manches neue herauslesen. Wie in den entscheidenden Tagen des Ende Juli 1914 die Parteigrößen Otto Braun und Gustav Bauer in einem Café in Gegenwart des Verfassers dem Ernst der Zeit dadurch Rechnung tragen, daß sie in einer lebhaften Unterhaltung feststellen, wie vorteilhaft es sei, wenn man seine Ferien in Bayern verbringe, weil allein durch das billige Bier daselbst ein Teil der Reisekosten wieder herauskomme, so kann man nur mit Mitleid daran denken, von was für vaterlandslosen Gesellen der deutsche Arbeiter „geleitet" wurde. In 20jähriger Zugehörigkeit zur Partei hat Unger sie alle kennengelernt, die Ebert, Scheidemann, Bauer, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Hermann Müller, Ruttner, Landsberger usw. Wir erfahren mit Erstaunen, wie groß der Antisemitismus in der Partei selbst war, als es den Juden gelang, immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Was sagt der uneingeweihte Leser dazu, wenn er hört, daß mit einer einzigen Ausnahme zuletzt sämtliche Redakteure des „Vorwärts" Juden waren? Wie diese blutsfremden Elemente sich das Recht anmaßten, unsere Arbeiterschaft immer mehr zu verhetzen und wie sie unter sich die verführten Massen „en canaille" behandelten. Angeekelt von dem immer größer werdenden Sumpf der Korruption dieser sogenannten Arbeiterpartei erklärte Pg. Unger-Winkelried bereits 1922 seinen Austritt aus der Partei und war bald darauf Gründer und Herausgeber des „Deutschen Vorwärts", jenes Gegenstücks zum Juden-„Vorwärts" der S.P.D. 8 Jahre lang harrte Unger auf seinem Posten unter schwierigsten Verhältnissen und größten persönlichen Opfern aus.

Es wäre dem Buche zu wünschen, daß es recht weite Verbreitung in Arbeiterkreisen findet, um denjenigen die Erbärmlichkeit ihrer ehemaligen Verführer zu zeigen, die sich mit den neuen Verhältnissen innerlich noch nicht abgefunden haben.

H. J. W.

Die Wehrwissenschaften der Gegenwart, herausgegeben von Friedrich v. Cochenhausen. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934.

„Das vorliegende Buch verfolgt mit seinen Forschungsberichten den Zweck, über das in der Zeit nach dem Weltkriege erschienene Schrifttum zusammenfassend zu berichten, die inneren Verflechtungen und Zusammenhänge aufzudecken und dabei die Probleme und Fragestellungen der einzelnen wehrwissenschaftlichen Gebiete zu charakterisieren." Dieser Satz aus dem Vorwort kennzeichnet Absicht und Inhalt des schmalen Heftes.

Beginnen wir am Ende. Das Schriftenverzeichnis bringt unter 333 Nummern eine wohlgegliederte Übersicht über das einschlägige Schrifttum der Nachkriegszeit. Sieben Forschungsberichte geben besten Einblick in dieses Schrifttum:

Kriegsphilosophie und Wehrpsychologie von Oberarchivrat K. Linnebach — Wehrpolitik und Wehrverfassung von Generalmajor a. D. H. Metz — Kriegsführung I: Strategie und Taktik des Landkrieges von Generalleutnant a. D. A. Boehm — Tettelbach, Kriegsführung II: Seekrieg und Luftkrieg von Konteradmiral a. D. R. Gadow — Kriegsgeschichte von Dr. Gackenholz — Wehrtechnik und Wehrwirtschaft von Oberstleutnant a. D. R. Justrow — Wehrgeographie und Wehrgeopolitik von Oberstleutnant a. D. Privatdozent Dr. O. Ritter v. Niedermayer.

In einer Einleitung kennzeichnet der Herausgeber die Aufgaben der Wehrerziehung und Wehrwissenschaft. Eine Untergliederung der „Wehrwissenschaft" in I. Lehre vom Wesen und Zweck des Krieges, II. Lehre von den Wehrmitteln, III. Lehre von der Kriegsführung und eine genaue Einteilung dieser Hauptgebiete in Einzelwissenschaften vermitteln uns einen Einblick in das, was diese junge Wissenschaft will.

Als drittes Heft der „Wissenschaftlichen Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches" erschienen, stellt das vorliegende Buch eine ausgezeichnete Einführung in ein Wissensgebiet dar, das heute jedem aufrechten Deutschen besonders nahesteht.

A. P.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Hauptschriftleitung: Alfred Rosenberg

Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20 Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022

Heft 57 Dezember 1934 5. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Der Saarbevollmächtigte des Reichskanzlers, Gauleiter Josef Bürckel: Der Weg zum Frieden. Grundsätzliche Feststellungen zum Saarproblem / Claus von Holst: Die geschichtliche Entwicklung des Saargebietes / Reichsleiter Alfred Rosenberg: Kampf um die Kunst / Dr. Hans Hagemeyer: Die sittliche und politische Forderung für das deutsche Schrifttum / Otto Weber-Krohse: York / Dr. Dr. Paul Junker: Gottestum im Volkstum. Zum 70. Geburtstag des Philosophen Hermann Schwarz / Ständischer Aufbau: Heinz Filcher: Politische Kräfte im ständischen Aufbau / Kritik der Zeit: C. von Holst: Außenpolitische Rundschau / Thilo von Trotha: Shakespeare und wir / Dr. Fred Domes: Ludwig Holberg, der Künder nordischer Bodenständigkeit / A. K. von Hübbenet: Umgestaltung der Arbeitsstätten / Prof. Pfeiffer: Zu unseren Bildern / Das Buch

Digitized by Google

Gauleiter Josef Bürckel:
(Saarbevollmächtigter des Reichskanzlers.)

Der Weg zum Frieden

Grundsätzliche Feststellungen zum Saarproblem

Die internationale Diskussion über das Saarproblem und über die Volksabstimmung der Saarländer am 13. Januar 1935 wird aus unbegreiflichen Gründen fast ausnahmslos von falschen Voraussetzungen aus geführt. Wer als Eingeweihter und als Kenner des Saarproblems die Stellungnahme der ausländischen Presse, die Auslassungen ausländischer politischer Persönlichkeiten, wer außerdem die Denkschriften der Regierungskommission des Saargebietes und wer schließlich die Saardenkschrift des verstorbenen französischen Außenministers Barthou liest, der steht meist vor einem einzigen großen Rätsel: Selbst diejenigen Ausländer, die von dem ehrlichen Willen zur Objektivität beseelt sind, gehen fast alle von falschen Voraussetzungen aus und unterlassen es in den meisten Fällen, auf die wahren Tatsachen und den Sinn der dem Saar-Statut zugrundeliegenden Verträge einzugehen. Diese eigenartige Situation ist dadurch zu erklären, daß man allgemein und schlechthin von politischen Schlußfolgerungen ausgeht, die auf falschen Voraussetzungen basieren. Im folgenden will ich versuchen, das gesamte Problem vom völkerrechtlichen Sinne aus darzulegen unter Zugrundelegung der tatsächlichen Vorgänge, die zum Saar-Statut geführt haben und die damit zur Grundlage der Abstimmung am 13. Januar 1935 wurden. Man wird sehr bald bemerken, daß das ganze Saarproblem ein künstlich geschaffenes Problem ist, das eine Reihe von Konsequenzen für die internationalen Beziehungen aller Völker zueinander herausfordert. Nicht zuletzt ist dieses Saarproblem ein moralisches Problem, ein Problem der internationalen politischen Moral überhaupt. Von der entscheidenden Lösung dieses Problems durch den Völkerbund wird nicht nur die Sicherung einer internationalen politischen Moral abhängig sein: Der Völkerbund wird an dem Tage, an welchem er unter Zugrundelegung des Abstimmungsergebnisses die letzte Entscheidung trifft, das entscheidende Urteil über seinen moralischen Kredit und damit über sich selbst aussprechen. Von dieser Entscheidung wird es abhängen, ob der Völkerbund das ist, was zu sein ihm als Aufgabe gestellt wurde, ein Bund der Völker, der die Interessen aller Völker gerecht und im Sinne des Weltfriedens vertritt oder aber, ob er nur Werkzeug ist in der Hand derjenigen, die jeweils in der Lage sind, für ihre machtpolitischen Interessen ein Gremium von Diplomaten zu gewinnen.

Die wahren Voraussetzungen für das Saar-Statut und für die Volksabstimmung.

Die Abtrennung des Saarlandes von Deutschland erfolgte bei den Friedensverhandlungen zu Versailles nach äußerst schwierigen Kämpfen und Auseinandersetzungen zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson,

Digitized by Google

einerseits und den Vertretern der französischen Regierung, Clemenceau, und später Tardieu, andererseits. Sie erfolgte unter den allgemeinen Gesichtspunkten der Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, dessen Verletzung von Wilson unter allen Umständen abgelehnt wurde. Weder die Reparationsansprüche Frankreichs wegen der zerstörten Gruben Nordfrankreichs, noch irgendwelche wirtschafts-imperialistische Absichten gewisser einflußreicher französischer Kreise vermochten es, den vorgesehenen Plan einer französischen Annexion des Saarbeckens beim Vertragsabschluß in Versailles durchzusetzen. Alle diese Versuche scheiterten an der eindeutigen Absicht des Präsidenten Wilson, der in seinen bekannten 14 Punkten das Selbstbestimmungsrecht der Völker über alle Annexionsabsichten stellt. Erst die Behauptung Clemenceaus, daß sich im Saargebiet neben der deutschen Bevölkerung eine nationale Minderheit von Franzosen befände, bewog den Präsidenten Wilson, die Versailler Konferenz nicht zu verlassen und schließlich dem Saar-Statut zuzustimmen. Tardieu berichtet darüber, am 28. März 1919 sei die Angelegenheit zwischen Clemenceau, Lloyd George und Wilson erörtert worden und Clemenceau habe auf die Einwendungen Wilsons bezüglich des Saargebiets folgendes erklärt:

„Es gibt in der Gegend dort wenigstens 150 000 Menschen, die Franzosen sind. Auch diese Menschen, die im Jahre 1918 Adressen an den Präsidenten Poincaré geschickt haben, haben für sich einen Anspruch auf Gerechtigkeit. Sie, meine Herren, wollen die Rechte der Deutschen achten, ich auch. Berücksichtigen Sie aber auch das Recht der Franzosen."

Zur Begründung der Forderung Clemenceaus schreibt Tardieu in der gleichen Veröffentlichung („La paix") weiter:

„Wir haben ein moralisches und historisches Recht auf das Saargebiet, weil dort auf einem Großteil dieses Gebietes eine Bevölkerung lebt, die von Rasse, Tradition und Neigung französisch ist." (S. 277.)

Nachdem die Überrumpelung Wilsons und damit der Versailler Konferenz durch dieses erfundene Argument gelungen und das Saar-Statut unter Dach war, rief Tardieu aus:

„Jetzt werden die Saarfranzosen von der preußischen Unterdrückung frei! Die Zukunft gehört den Saarfranzosen! Hätte man alles beim Alten gelassen, so wären 150 000 Saarländer, von Herz und Willen ebenso gut französisch wie die Elsässer und Lothringer, für immer unter der deutschen Knute verblieben!" (Tardieu „La paix", S. 306.)

Durch die 15jährige Frist bis zur Saar-Abstimmung verfolgten die französischen Politiker das Ziel, den Saarländern Gelegenheit zu geben, sich über ihr Volkstum klar zu werden. Tardieu schreibt darüber in seiner Note vom 29. März 1919:

„Man muß die Zeit in aller Billigkeit das Werk zerstören lassen, das in einem Jahrhundert durch Gewalt aufgerichtet war. Deshalb ist es angemessen, die Frage der Souveränität über dieses Gebiet jetzt nicht zu entscheiden" (S. 295).

Digitized by Google

In der gleichen Note vertrat Tardieu dann weiter die Auffassung:

„An dem Tag, an dem in jedem Verwaltungsbezirk die Mehrheit der Wähler die französische Staatsangehörigkeit erlangt haben wird, oder einfach an dem Tage, an dem der Landesrat den Anschluß an Frankreich verlangen wird, wird die Annexion nach Bestätigung durch den Völkerbund rechtskräftig sein" (S. 296).

An der Saar hat es nie eine völkische Minderheit gegeben.

Die Unwahrheit von der Behauptung der 150 000 Saarfranzosen, die nachgewiesene Fälschung der von Clemenceau genannten Adressen an den Präsidenten Poincaré, stehen heute fest. Damit sind also die Voraussetzungen, unter denen seinerzeit die Volksabstimmung im Saargebiet von den Vertragsmächten in Versailles festgelegt wurde, erwiesenermaßen falsch. Es hat im Saargebiet niemals eine nationale Minderheit gegeben, deren Rechte im völkerrechtlichen Sinne gewahrt werden müßten. Hätte man bei den verantwortlichen Stellen den Mut besessen, diese Tatsache zuzugeben, diesen fundamentalen Irrtum einzugestehen, es würde jede Abstimmung im Saargebiet sich erübrigt haben. Damit wäre nicht nur der Bevölkerung des Saargebiets, sondern auch den direkt interessierten Mächten Deutschland und Frankreich, ja man muß sagen, dann wäre ganz Europa viel Aufregung und Unfriede erspart geblieben.

Leider sind die aus Erkenntnis dieser Wahrheit sich ergebenden Folgerungen nicht gezogen worden. Damit nahm das Schicksal seinen Lauf, der Völkerbund setzte die Saarregierung ein, die auf 15 Jahre die höchst undankbare Aufgabe übernahm, eine Bevölkerung zu regieren, die von der inneren Unwahrhaftigkeit und der offensichtlichen Ungerechtigkeit des Saar-Statuts und damit auch dieses Regierungssystems unterrichtet und auch überzeugt ist.

In dieser inneren Unwahrhaftigkeit des Systems liegt die Ursache für alle Unstimmigkeiten zwischen Volk und Regierung des Saargebiets beschlossen. Diese innere Unwahrhaftigkeit führte u. a. dazu, daß nach Übernahme der Regierungsgeschäfte durch die Beauftragten des Völkerbundes im Jahre 1920 den im Widerspruch zum Saar-Statut im Saargebiet anwesenden französischen Truppen die volle Gewalt über die Bevölkerung überlassen und eine französische Militärgerichtsbarkeit über die Bewohner des Saargebiets eingerichtet wurde. Diese Maßnahmen forderten von den Deutschen an der Saar zahlreiche Opfer an Gut und Blut.

Deutscher oder Saarfranzose?

Frankreich ist also durch Clemenceaus erfundene 150 000 Saarfranzosen der eigentliche Urheber des Saarproblems. Diese Behauptung löste naturnotwendig in den Kreisen französischer Wirtschaftler und Politiker den Wunsch aus, mit allen Mitteln die Rückkehr der Saar zu Deutschland zu verhindern.

In den ersten Jahren nach der Errichtung des Saargebietes, das als Mandatsgebiet des Völkerbundes in die französischen Zollschranken ein-

Digitized by Google

bezogen wurde, unternahm Frankreich den selbstverständlichen Versuch, mit allen möglichen Mitteln Stimmung für den Anschluß des Saargebietes an Frankreich zu machen.

Frankreich gegen Deutschland! Wer will zu Frankreich? Wer will zu Deutschland? Klare Fronten also, die jede innerpolitische Deutung des Volksentscheides ausschlossen, und die jeden Abstimmenden moralisch und nationalpolitisch an die Wahrheit des völkischen und geschichtlichen Tatbestandes banden.

Die deutsche oder die französische Mutter entschied.

Wer sich als Sohn einer deutschen Mutter für Frankreich, wer sich als Sohn einer französischen Mutter für Deutschland entschieden hätte, würde in jedem Falle eindeutig als Abtrünniger gelten, bei uns wie auch bei den Franzosen.

So mußten denn auch naturnotwendig alle Versuche, die deutschen Saarländer zu Franzosen zu machen, so mußten alle diese Versuche der französischen Propaganda scheitern an der nationalen Zuverlässigkeit dieser rein deutschen Bevölkerung, die einen stillen, aber heroischen Kampf auf sich nahm und den Beweis erbrachte, daß die angeblich zu schützende französische Minderheit überhaupt nicht vorhanden war.

Ich erinnere an die vier Landesratswahlen im Saargebiet, bei welchen bekanntlich nur deutsche Parteien Kandidaten durchbrachten. Der Landesrat war immer hundertprozentig deutsch — die angebliche französische Minderheit errang nicht einen halben Parlamentssitz, obgleich alle nach 1918 zugewanderten, nicht abstimmungsberechtigten Franzosen das Wahlrecht ausüben durften.

Die Saarfrage schien endgültig gelöst. Frankreich zog sich deutlich mehr und mehr aus der Kampflinie zurück und baute langsam alle von außen her wirkenden Propagandamaßnahmen, die eine Französierung der deutschen Saarbevölkerung zum Ziele hatten, ab.

Die neue Richtung der französischen Saarpolitik.

Inzwischen hat es die französische Politik für richtig gehalten, die innerpolitische Entwicklung Deutschlands dazu zu benutzen, ihrer Saarpolitik eine andere Richtung zu geben: ohne Berücksichtigung der längst als Irrtum festgestellten völkischen Voraussetzungen des Saar-Statuts, wurde die französische Propaganda zugunsten eines Anschlusses an Frankreich völlig eingestellt, aber gleichzeitig auf die Errichtung des endgültigen Status quo konzentriert.

Mit anderen Worten: Die französische Propaganda und Diplomatie unternimmt den Versuch, mit Hilfe einer deutschen Regierungs-Opposition an der Saar eine Scheinminderheit auftreten zu lassen, die die selbstverständliche Rückgliederung verhindern soll.

Diese Methode steht in unleugbarem Gegensatz zu gewissen Ausführungen des französischen Ministerpräsidenten Doumergue — denn sie bedeutet nicht nur eine Beeinflussung der Abstimmung, sondern eine

Digitized by Google

unbezweifelbare Einmischung in rein innerpolitische, innerdeutsche Angelegenheiten.

Wer setzt sich heute für den Status quo ein?

Die Methoden des Kampfes allein schon geben eine eindeutige Antwort. Ginge es allen Beteiligten ausschließlich um die drei Fragen,

ob zu Deutschland?
ob zu Frankreich?
ob Status quo?,

dann müßten die Kämpfer für den Status quo nicht die deutsche Regierung, sondern das deutsche Volk und also Deutschland selbst in der Absicht bekämpfen, ihre eigene nationalpolitische Selbständigkeit zu erlangen, um für immer als Mandatsland des Völkerbundes unter der Führung einer landfremden Regierung und innerhalb der französischen Zollgrenze leben zu können. Ein solcher Kampf wäre der verständliche Kampf einer nationalen Minderheit oder der Kampf einer autonomistisch gesinnten, deutschsprachigen Bevölkerung. In Wirklichkeit aber kämpfen für den Status quo Leute, die sich ausdrücklich als Deutsche, ja oft genug als das „bessere Deutschland" bezeichnen. Sie kämpfen nicht gegen Deutschland, sondern gegen die deutsche Regierung — verfälschen also den Sinn der Abstimmung, indem sie diese Abstimmung zu einer Abstimmung über innerdeutsche Verhältnisse zu machen suchen, zu einer Abstimmung über das gegenwärtige deutsche Regierungssystem.

Gerade diese Tatsachen sind der einzige Grund für die Auswüchse und für die Leidenschaftlichkeit des Kampfes.

Von der völkischen Entscheidung zur innerpolitischen Parteiwahl.

Klare Fronten allein könnten einen fairen Kampf garantieren. Da aber nur deutsche Gegner der deutschen Regierung, da vor allem deutsche Emigranten und die Reste der marxistischen Parteien das Saar-Statut für ihre egoistischen und durchsichtigen Pläne mißbrauchen möchten, um als Unruhestifter in einem völkischen Niemandsland ihr völkerfeindliches Handwerk zu üben, müssen die besten Absichten, Neutralität zu wahren, vor die Hunde gehen.

Einen weiteren Beweis dafür, daß die Absichten der Status-quo-Anhänger darauf hinauslaufen, den Charakter der Abstimmung zu verändern und zu fälschen, liefern diese Status-quo-Anhänger selbst.

In den Aufrufen der sogenannten Freiheitsfront, in den Aufrufen der saarländischen Marxisten und Kommunisten vom Juni dieses Jahres steht ausdrücklich zu lesen, daß sich die Vertreter des Status-quo-Gedankens samt und sonders als Deutsche bezeichnen, und daß sie die Rückkehr zu Deutschland lediglich von einer Veränderung der innerpolitischen Machtverhältnisse in Deutschland abhängig gemacht wissen wollen.

Unumstößliche Tatsachen, die auch dem blindesten Fanatiker beweisen müssen, daß ein Status quo auf solcher Grundlage nur als eine eklatante Verletzung

Digitized by Google

des Völkerrechts, des Selbstbestimmungsrechts, des Saar-Statuts und damit des Versailler Vertrages gedeutet werden könnte: Sinn und Charakter der Abstimmung liegen dokumentarisch fest und können unmöglich in dieser Weise umgefälscht werden.

Die Sinnwidrigkeit der gegenwärtigen Status-quo-Deutung wird von Tag zu Tag durchsichtiger. Um überhaupt noch von den eigenen Anhängern ernst genommen zu werden, verlangt die zweite Internationale, verlangen die Status-quo-Parteien

die sogenannte zweite Abstimmung.

Dieser Wunsch ist die logische Konsequenz, die aus der Fälschung des Charakters der Abstimmung gezogen werden mußte.

Die Anhänger des Status quo verlangen diese Möglichkeit einer zweiten Abstimmung in der offen zugegebenen Absicht, sich nach der Änderung des gegenwärtigen deutschen Regierungssystems für den Anschluß an Deutschland zu erklären.

Einen schlüssigeren Beweis für die völkerrechtswidrige Umdeutung der Abstimmung am 13. Januar 1935 zu einer innerpolitischen Parteiwahl gibt es nicht.

Die französische Saar-Denkschrift läßt deutlich spüren, daß ihr Verfasser diese gefährliche Klippe der französischen Saarpolitik mit all ihren Konsequenzen zieht, denn er fordert diese zweite Wahlmöglichkeit keineswegs offen — aber er formuliert die angeblichen Wünsche der französischen Regierung, die „angeblichen Wünsche der Bevölkerung" zu respektieren, so daß die Status-quo-Anhänger eine zweite Wahl als bereits gesichert hinstellen.

Eine zweite Abstimmung aber widerspricht dem Vertrag, widerspricht im Grunde sogar den französischen Absichten und wird niemals möglich sein. Jeder, der von der Möglichkeit einer zweiten Abstimmung ernstlich spricht und sie sogar als garantiert hinstellt, der spricht wissentlich die Unwahrheit.

Gegen Verfälschung des Abstimmungs-Charakters!

Jede Unterstützung der Forderung nach einer zweiten Abstimmung ist ein faktischer Eingriff in innerdeutsche Angelegenheiten.

Entweder gibt es im Saarland eine ausreichende Gruppe von Anhängern des Status quo, die für immer unter einer landfremden Regierung und die für immer von Deutschland getrennt bleiben wollen, dann wäre jede Diskussion vor der Abstimmung über die spätere Regelung überflüssig, weil dann der „gegenwärtige Zustand" einfach bestehen bleibt;

oder aber:

es gibt im Saarland eine für die Auswertung der Abstimmung und für die Entscheidung des Völkerbundes völlig sinnlose innerpolitische Opposition, die nur einen vorübergehenden Status quo, also eine im Saar-Statut nicht vorgesehene Lösung anstrebt und die eine Wiedervereinigung mit Deutsch-

Digitized by Google

land lediglich von der innerpolitischen Situation Deutschlands abhängig macht — dann kann rechtlich und nach den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechtes nur eine bedingungslose und vertraglich gesicherte Rückkehr zu Deutschland in Frage kommen, denn: jedes Regime eines Landes setzt eine Opposition voraus.

Die theoretische Frage Nr. 4.

Eine Änderung des Saar-Statuts vor der Abstimmung also wäre theoretisch nur möglich, wenn man mit Zustimmung Deutschlands eine vierte Frage zu den im Saar-Statut vorgesehenen drei Fragen hinzufügen würde — nämlich die Frage:

Wer wünscht den Anschluß an Deutschland erst dann, wenn Hitler die Macht an eine andere deutsche Regierung abgetreten hat?

Jeder Jurist, nein, jeder nationalpolitisch denkende Mensch der Welt würde dann selbstverständlich wissen, welcher Seite die der vierten Frage Zustimmenden zugezählt werden müßten, wenn der ursprünglich beabsichtigte völkische, d. h. also der außenpolitische Charakter der Abstimmung gewahrt bleiben soll.

Die deutsche Saarbevölkerung hat praktisch diese vierte Frage dadurch gelöst, daß sie alle Parteischranken niederriß und sich in der Deutschen Front zu einer völkischen Schicksalsgemeinschaft zusammenschloß — nur das eine Ziel im Auge: Die Rückkehr zum Reich.

Der wahre Sinn der Abstimmung.

Man könnte Clemenceau, man könnte Wilson, man könnte jeden, der bei der Sinngebung und Abfassung des Saar-Statuts zugegen war, zum Zeugen anrufen.

> Niemals war es die Absicht der Versailler Konferenz, die Zukunft des Saargebietes von der zufälligen innerpolitischen Situation in Deutschland oder in Frankreich abhängig zu machen.

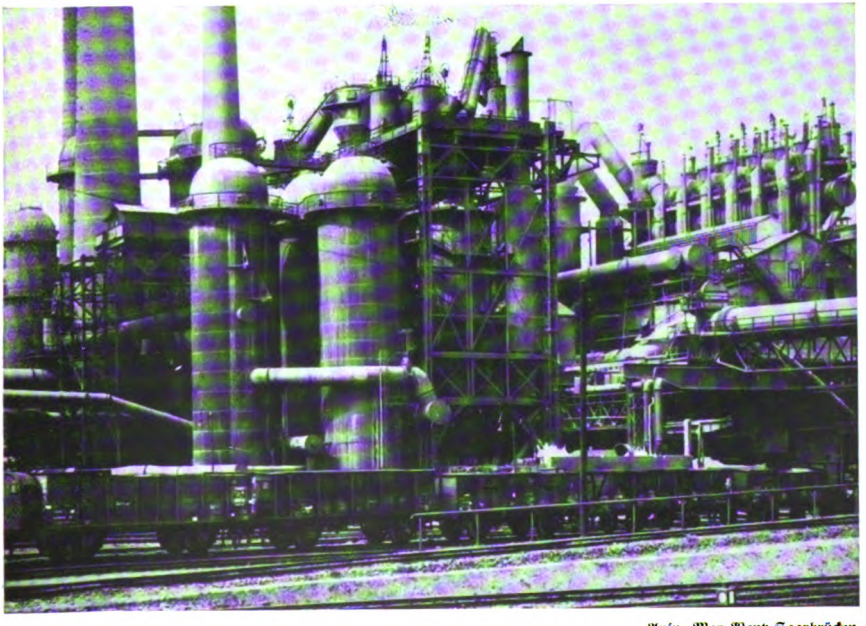
Wäre das Saarland nach völkerrechtlichen und völkischen Grundsätzen französisch, dann dürfte eine französische Saarbevölkerung ihre Angliederung an Frankreich nicht von der innerpolitischen oder wirtschaftlichen Situation in Paris abhängig machen — das wäre für das französische Nationalbewußtsein die schwerste Beleidigung und Zumutung.

Genau so müssen es die deutsche Saarbevölkerung und Deutschland ablehnen, die Rückgliederung von der innerpolitischen Situation in Berlin abhängig gemacht zu sehen.

Kein Franzose hätte Verständnis für den Standpunkt eines parteipolitisch andersgläubigen Franzosen, wenn dieser die Rückkehr zu seinem Vaterlande von der politischen Richtung der Regierung in Paris abhängig machen wollte. Was dem Franzosen recht ist, ist dem Deutschen billig.

Digitized by Google

Röchling'sche Werke bei Völklingen



Aufn. Max Wentz-Saarbrücken

Röchling'sche Werke bei Völklingen

Digitized by Google

Die große Saarschleife bei Mettlach

Blick auf Berus

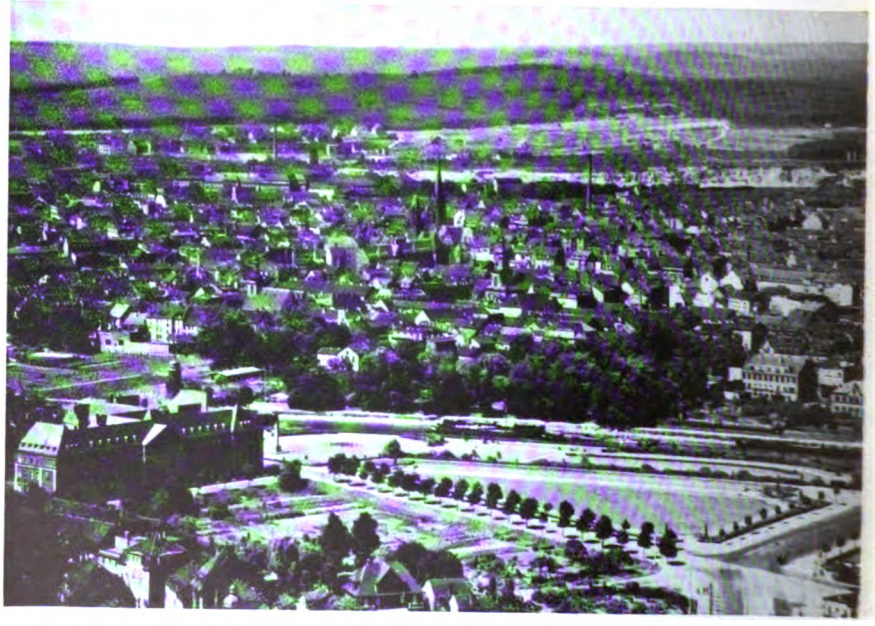
Digitized by Google

Burgruine Lichtenberg bei St. Wendel

Fachwerkbauten in Ottweiler

Digitized by Google

Dillingen vom Heiligenberg geſehen



Saarbrücken vom Winterberg geſehen

Digitized by Google

Eine zweite Abstimmung bedeutet: Vertragsbruch!

Es ist also völlig ausgeschlossen, ohne eklatanten Rechtsbruch, ohne Verleugnung aller völkischen und völkerrechtlichen Grundsätze, ohne Zerstörung jeglicher internationalen Moral — also, ohne Zerstörung der Grundlagen aller internationalen Staatsbeziehungen — eine zweite Abstimmung durch den Völkerbund garantieren zu lassen.

Alle Versprechungen in dieser Richtung sind durchsichtige, dem Sinn und Buchstaben des Versailler Vertrags in jeder Beziehung widersprechende Wahlmanöver derjenigen, die den Status quo zu ihrem persönlichen Vorteil, zum Vorteil eines parteipolitischen Programms, verwirklichen möchten.

Unabhängig davon, ob und wie der Völkerbund zur französischen Saardenkschrift Stellung nehmen sollte:

Deutschland erwartet vom Völkerbund, der seine Hauptaufgaben in der Sicherung der Verträge sieht, eine eindeutige Klarstellung des Begriffs „Status quo", eine Klarstellung, die jede Verschiebung der Fragestellung auf ein innerpolitisches Geleise ausschließt und die gleichzeitig jedem Abstimmenden zur Kenntnis bringt, daß

diese Abstimmung endgültig ist,

daß also eine zweite Abstimmung niemals in Frage kommen kann, weil eine zweite Abstimmung gegen den Versailler Vertrag verstößt und theoretisch eine unendliche Kette von Abstimmungen zur Folge haben müßte.

Das Abstimmungs-Perpetuum-mobile.

Was nämlich müßte geschehen, wenn eine zweite Abstimmung theoretisch erlaubt wäre?

Ein Treppenwitz der Weltgeschichte! Kommunisten und Marxisten, also Deutsche, die gegen den Nationalsozialismus eingestellt sind, wählen den Status quo — angeblich, um bei der zweiten Abstimmung, nach der Abdankung Hitlers, für Deutschland zu stimmen.

Nehmen wir weiter an: Im Augenblick der zweiten Abstimmung wären in Deutschland die Kommunisten an der Regierung. Mit den gleichen Rechtsansprüchen könnten alsdann alle im Saargebiet vorhandenen Gegner eines Sowjet-Deutschland eine dritte Abstimmung verlangen. Dem „vorübergehenden Status quo" folgte wieder ein „vorübergehender Status quo".

Die Parole würde heißen: Wir wollen zu Deutschland — aber wir wollen nicht zu Sowjet-Deutschland.

Mit dieser angenommenen dritten Abstimmung aber wäre es auch noch nicht getan. Da es in jedem Lande der Welt immer eine kleinere oder größere innerpolitische Opposition gibt, da keine Regierung in irgendeinem Lande der Welt von sich behaupten kann, sie habe keine Opposition, so würden die einmal eingeschlagenen Abstimmungsmethoden ein Abstimmungs-Perpetuum-mobile zur Folge haben, das als Kuriosum der Weltgeschichte den ursprünglichen Begriff und den Sinn der Demokratie auf den Kopf stellen würde. Dieses Abstimmungs-Perpetuum-mobile würde die Idee des Völker-

Digitized by Google

bundes, würde das Selbstbestimmungsrecht der Völker, würde schließlich den Begriff jeglicher Staatssouveränität vernichten und der Lächerlichkeit preisgeben.

Da eine zweite Abstimmungsberechtigung offiziell diese Abstimmung über die völkische und staatliche Zugehörigkeit des Saarlandes an die innerpolitische Situation des Mutterlandes Deutschland binden würde, da mit anderen Worten eine zweite Abstimmung automatisch den Völkerbund zum Vertreter und Anwalt der innerpolitischen Opposition eines Landes machen würde, hätte eine solche Methode noch phantastische Folgen für alle Völker und Nationen der Welt.

Der Status quo als Präzedenzfall:

Er würde jeder innerpolitischen Opposition eines jeden Staates das theoretische Recht verbriefen, sich unter die besondere Obhut des Völkerbundes zu stellen. Diese theoretisch angenommene Konsequenz wirft ein grelles Schlaglicht auf die tatsächlichen Argumente derjenigen, die den vorübergehenden Status quo propagieren, wirft ein grelles Schlaglicht auf die völlig unhaltbare und dem Sinn des Saar-Statuts widersprechende Propaganda des vorübergehenden Status quo überhaupt.

Der Völkerbund als Anwalt und Vertreter einer politischen Opposition!

Solche logische Konsequenzen ergeben sich aus den Forderungen und Absichten der französischen Saardenkschrift. Setzt man voraus, daß die französische Regierung die tatsächlichen Verhältnisse im Saargebiet und die dokumentarisch festgelegte Geschichte der Entstehung des Saar-Statuts ihren Erwägungen und Auslassungen zugrunde legte, so muß diese Saardenkschrift von uns als geschickt verschleierter Versuch gedeutet werden, den Status quo zu propagieren und seine Anhänger zu unterstützen.

Damit wäre es gleichzeitig die Absicht der französischen Denkschrift, die völkische Entscheidung des 13. Januar zu einer innerpolitischen Entscheidung zu machen. Das wiederum wäre ein Verstoß gegen das Garantieabkommen, das im Juni von Deutschland und Frankreich feierlich unterschrieben wurde, wäre gleichermaßen eine Einmischung in innerdeutsche Verhältnisse, die den Grundsätzen des französischen Regierungschefs zweifellos widersprechen.

Die Verwirrung entstand in dem Augenblick, als man auf französischer Seite mit Unterstützung der Emigranten und der Restbestände der marxistischen Parteien im Saargebiet dazu überging, den selbstverständlichen Anschluß eines rein deutschen Gebietes an Deutschland zu einem innerpolitischen Problem zu machen. Diese Verwirrung ist die Ursache geworden für die leidenschaftliche innerpolitische Auseinandersetzung zwischen der überwältigenden Mehrheit des Saarvolkes und der Opposition der Emigranten und Marxisten. Sie ist damit gleichzeitig die Ursache geworden für alle Schwierigkeiten und Probleme der Saarregierung selbst, weil diese Verwirrung den Begriff der Neutralität illusorisch machte, weil diese völlige Veränderung des Ab-

Digitized by Google

stimmungscharakters eine Neutralität im Sinne des Saar-Statuts unmöglich erscheinen läßt.

Zum Begriff der „Neutralität".

Es entstand ein Wirrwarr an falschen Vorstellungen, es entstand ein Durcheinander an unvereinbaren internationalen und nationalen, völkerrechtlichen und parteipolitischen Rechtsfragen. Die Willkür individueller Auslegungen mußte siegen über die vertraglich verankerte Gerechtigkeit und Neutralität gegenüber den Rechten der Bevölkerung.

Die Polizeifrage, nach Meinung der Saarregierung immer noch ungelöst, wirft ein charakteristisches Schlaglicht auf die ganze Situation.

Die Suche nach neutralen Polizisten ist gleichbedeutend mit der Suche nach Menschen, die es auf der Welt überhaupt nicht gibt und nie gegeben hat.

Jeder Mensch, der als Polizist im Saargebiet tätig ist, könnte sehr leicht neutral sein in bezug auf Deutschland und in bezug auf die deutsche Bevölkerung, gleichzeitig in bezug auf Frankreich und in bezug auf eine französische Minderheit im Saargebiet. Es ist aber unvorstellbar, daß sich ein solcher Mensch als Saarpolizist neutral verhalten könnte gegenüber einer weltanschaulichen Auseinandersetzung, bei welcher sich lediglich deutsche Menschen als innerpolitische, parteipolitische Gegner gegenüberstehen.

Jeder Mensch in der Welt, ganz gleichgültig welcher Nation er angehört, muß Stellung nehmen zu der Frage: Nationalsozialismus oder Kommunismus, Demokratie oder Faschismus, Führerprinzip oder Liberalismus.

Mit anderen Worten: Er ist nicht in der Lage, zu behaupten, er sei in diesem Punkte neutral. Nach Lage der Dinge tritt heute der sogenannte neutrale Saarpolizist als Verteidiger demokratischer Prinzipien auf. Aus diesem Grunde ist es der Regierungskommission unmöglich, innerhalb der Saarbevölkerung selbst eine solche Neutralität anzutreffen. Sie irrt außerdem, wenn sie glaubt, in anderen Staaten Europas Menschen zu finden, die diesen Begriff der Neutralität verkörpern.

Die Gegner der Rückgliederung an Deutschland möchten jeden, der zu Deutschland will, also jeden, der in der Deutschen Front steht, nur als parteipolitischen Gegner behandelt wissen, während es dem wahren Sinn des Selbstbestimmungsrechts entspricht, wenn jeder deutsche Mensch im Saargebiet, gleichgültig zu welcher politischen Weltanschauung er sich bekennt, die Rückgliederung an Deutschland als Selbstverständlichkeit fordert. Nur wer gegen diese Selbstverständlichkeit der völkischen und nationalen Zugehörigkeit Sturm läuft, wer gegen diese Selbstverständlichkeit handelt, der allein verstößt gegen eine sinnvolle und notwendig zu fordernde wahre Neutralität.

Wer logische Schlüsse ziehen will und gleichzeitig die europäische Situation berücksichtigt, für den kann es in der Saarpolitik überhaupt keine anders aufzufassende Neutralität geben.

Diese in Versailles vertraglich fixierte Neutralität ist zu einer Fiktion geworden, wurde von den Verhältnissen ad absurdum geführt. Nur der deutsche Standpunkt blieb — und das ist die bittere Ironie der Geschichte — dem

Digitized by Google

Versailler Vertrag treu. Der französische Standpunkt der Saardenkschrift findet im Versailler Vertrag keine Stütze, weil man damals auf der Konferenz zu Versailles unter dem Einfluß des Clemenceauschen Arguments von den 150 000 Saar-Franzosen nur an eine wirkliche Minderheit dachte.

Nur ein deutsch-französisches Problem!

Die Saarfrage ist allein schon aus diesen Gründen einzig und allein eine deutsch-französische Frage, die endgültig nur zwischen diesen beiden Völkern gelöst werden kann. Jeder Versuch, ein internationales Interesse nachzuweisen, muß von den geschilderten innerpolitischen Verhältnissen Deutschlands ausgehen, muß sich also auf sinnwidrige und wirklichkeitsfremde Völkerrechtskonstruktionen stützen.

Wenn die französische Saardenkschrift erklärt, Frankreich sei lediglich an der Wahrung der Rechte der Saarbevölkerung interessiert, so ist unser Glaube an die Aufrichtigkeit dieser Erklärung in größter Gefahr, wenn wir an die 15jährigen Erfahrungen der Saardeutschen denken, wenn wir an die Politik der ersten ausländischen Regierungskommission unter der Führung des Franzosen Rault, wenn wir an die Terrorpolitik der französischen Grubendirektion, wenn wir an die Schulpolitik dieser Grubenverwaltung, wenn wir an den längst vergessenen Versuch, die französische Sprache zwangsweise in allen saardeutschen Volksschulen einzuführen, wenn wir an vieles andere mehr denken, was sich im Saarland während der letzten 15 Jahre abgespielt hat, aber auch, wenn wir uns dessen erinnern, was prominente ausländische Politiker, ja, was ausländische Mitglieder und was u. a. der ehemalige kanadische Präsident der Regierungskommission Stephens ausgesprochen haben, nachdem sie sich an Ort und Stelle von dem unzweifelbar eindeutig deutschen Charakter des Landes und der Bevölkerung überzeugen konnten.

Status quo — die französische Lösung!

Die französische Saardenkschrift verlangt für den eventuellen Status quo weitgehende Berücksichtigung der Wünsche der Saarbevölkerung. Wenn damit demokratischen Regierungsformen für ein Status-quo-Gebiet das Wort geredet werden soll, so ist dazu folgendes zu sagen:

Nehmen wir an, ein größerer Prozentsatz würde für den Status quo stimmen und Deutschland erhielte zwar die Mehrheit, aber der Völkerbund würde willkürlich die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes, also den Status quo, anordnen. Dieser Saarstaat erhielte dann vom Völkerbund das Recht, sich parlamentarisch selbst zu regieren oder wenigstens der internationalen Regierungskommission, die ja auch in einem Status quo nicht aus Saarländern, sondern zu vier Fünftel aus Ausländern bestünde, parlamentarische Befehle zu erteilen. Zweifellos würde auch dann die deutsche Partei die Mehrheit haben, und in ihr würden sich alle die vereinigen, die eigentlich mit dem Status quo nichts zu tun haben wollen.

Auf der anderen Seite stünde die Minderheit der von Haß erfüllten Emigranten geführten marxistisch-kommunistischen Status-quo-Parteien.

Digitized by Google

Was eine solche Regierung und ein solches Parlament für das Saargebiet bedeuten würden, ist ohne weiteres leicht verständlich.

Am Ende würde die Minderheit der Status-quo-Anhänger es sich nicht bieten lassen, von der deutschen Mehrheit regiert zu werden; sie würden zum Völkerbund laufen und seine Hilfe anrufen, und der Völkerbund müßte angesichts der unüberbrückbaren Spannungen, die auf Veranlassung einer französischen Saardenkschrift zugesprochene demokratische Freiheit so schnell als möglich kassieren.

Damit fielen ohne weiteres alle vor der Abstimmung gegebenen Versprechungen unter den Tisch und müßten nachträglich als Wahlmanöver und Lügen gebrandmarkt werden.

Ähnlich verhält es sich mit den wirtschaftlichen Forderungen und Versprechungen, die in der französischen Saardenkschrift zum Ausdruck kommen.

Das Ergebnis ist in allen Fällen gleichbedeutend mit einem Todesstoß gegen dieses Land, weil die Selbständigkeit des Saargebietes weder von Deutschland, noch von Frankreich, noch vom Völkerbund garantiert werden kann, und vor allem, weil dieses Land weder politisch noch wirtschaftlich eine Lebensmöglichkeit hat, ohne daß es zum Vasallengebilde wird.

Ein Status quo aber als Übergangsstadium für jene, die erst später zu Deutschland wollen, ist eine Vertragsverletzung, und wir sind überzeugt, daß Frankreich dem Vertrag treu bleiben würde und daß die Herren vom Status quo auf ihre zweite Abstimmung ewig warten müßten.

In diesem Zusammenhang verdient der entscheidende Satz aus einer französischen Flugschrift Beachtung, welcher eindeutig zugibt, daß der Status quo unbedingt zur politischen Vereinigung mit Frankreich führen müsse. Es heißt in dieser Flugschrift, die Dontenville unter dem Titel: „Le bassin de la Sarre doit appartenir à la France" namens des Comité Dupleix für den Schlußkampf um die Saar geschrieben hat:

> „Die Annexion war immer noch das letzte Ziel. Wenn die Saar sich für den Status quo entscheidet, dann bleibt die Zollunion mit Frankreich. Die Zollunion aber führt zur politischen Vereinigung."

Zur Emigranten-Frage.

Ein Status-quo-Saargebiet aber ist nicht nur das Hindernis für eine deutsch-französische Verständigung. Es wäre nicht zuletzt ein ständiger Gefahrenherd für die national-politische Einheit der französischen Nation selber.

Anhänger des Status quo sind in der Hauptsache die aus Deutschland emigrierten marxistischen und kommunistischen Anführer und deren Gesinnungsgenossen im Saargebiet. Nebenbei gesagt Gesinnungsgenossen, die ihre parteipolitische Weltanschauung über alle Interessen des Volkes und der Nation stellen, der sie blutmäßig angehören.

Sie erstreben ein Aktionszentrum im Herzen Europas!

Digitized by Google

Sie erstreben ein sicheres Asyl, von welchem aus sie die beiden Nachbarvölker mit ihren internationalen kommunistisch-marxistischen Ideen verseuchen möchten.

Ein Status-quo-Saargebiet — das wäre nicht der Sieg Frankreichs über Deutschland, das wäre nicht der Sieg der französischen Demokratie über den deutschen Nationalsozialismus —, das wäre der Sieg des internationalen Bolschewismus gegenüber allen europäischen Staaten, die als völkische und nationale Einheiten im Internationalismus der Kommunisten den Todfeind ihrer Staatenverbände sehen.

Denn das eine muß doch auch jedem Franzosen zu denken geben: Zum allerersten Male in der Geschichte des Kommunismus haben sich die zweite und dritte Internationale zusammengeschlossen, sind ein Kompromiß eingegangen. Nicht aus Liebe zu Frankreich — nicht aus Liebe zu Deutschland — und auch nicht aus Liebe zur zweiten Internationale, sondern einzig und allein um ein staatenloses Aktionszentrum im Herzen Europas zu gründen — gegen den Faschismus, gegen die Demokratie, gegen Westeuropa!

Das Status-quo-Saargebiet als Aktionszentrale der Kommunisten und Emigranten würde zur Giftküche Europas. Frankreich, das sich selbst im Augenblick gegen Marxismus und Kommunismus verteidigt, liegt im schwersten Kampf mit denselben Kräften, die an der Saar mit seiner Protektion einen Sieg erhoffen. So gewinnt das Saarproblem für die zukünftige Entwicklung Europas doppelte Bedeutung: Es ist entscheidend für das deutsch-französische Verhältnis der Zukunft, es könnte sogar entscheidend werden für die innerpolitische Entwicklung Frankreichs.

◆

Die politischen, völkischen und auch völkerrechtlichen Tatbestände an der Saar erzwingen nur eine einzige logische Schlußfolgerung:

Die Saar ist deutsches Land!

Die Menschen an der Saar sind deutsche Menschen! Die bedingungslose Rückgliederung der Saar an Deutschland kann nur dann verhindert oder verzögert werden, wenn der Völkerbund sich von den Grundsätzen und Prinzipien des Selbstbestimmungsrechts der Völker, wenn es sich von den sittlichen und moralischen Grundlagen aller Staatenverbände und Nationen lossagt und die ursächlichen Voraussetzungen einer nationalen Volksgemeinschaft, also den Begriff des naturgewachsenen Volkstums leugnet.

Eine Entscheidung gegen die deutsche Forderung wäre in jedem Falle eine Entscheidung gegen die internationale Moral, eine Entscheidung gegen die 14 Punkte Wilsons, eine Entscheidung gegen Sinn und Wesen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.

Deutsche Opfer an den Frieden.

Trotz dieser eindeutigen Tatsachen und Schlußfolgerungen, trotzdem es für Deutschland eine unglaubliche Zumutung bedeutet, in einem rein deutschen

Digitized by Google

Gebiet mit nur deutschen Bewohnern darüber abstimmen zu lassen, ob es zu Deutschland zurück will oder nicht, trotz dieser unerhörten Zumutung auch gegenüber der deutschen Saarbevölkerung, hat die deutsche Reichsregierung die Garantie übernommen, ihrerseits alles zu tun, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Saargebiet aufrecht zu erhalten und die Freiheit der Abstimmung zu gewährleisten. Es ist heute auch führenden im Saargebiet amtierenden ausländischen Beamten längst klar, wer die Ruhe und Sicherheit im Saarlande, wer die Freiheit des Wahlaktes selbst bedroht. Es sind in der Hauptsache deutsche Emigranten und deren kommunistisch marxistische Gesinnungsgenossen an der Saar. Sie bilden den Gefahrenherd für die Ruhe an der Saar. Sie setzen sich zusammen aus hetzenden und jegliche Staatsautorität untergrabenden Elementen, die im Saargebiet das Asyl zu finden hoffen, das ihnen kein Staat ohne Zwang zu geben bereit ist.

Wenn nun die Emigranten und ihr Anhang Spannungen in die Bevölkerung tragen, wenn die Emigranten und ihr Anhang Zwischenfälle provozieren, wenn sie vor wenigen Tagen sogar noch Überfälle auf die Polizei wagen durften, so weiß jeder, der die Verhältnisse im Saargebiet kennt, daß die Autorität der Saarregierung nicht von der deutschen Bevölkerung an der Saar, also nicht von der geschlossenen Deutschen Front bedroht wird, sondern einzig und allein von diesen Unruhestiftern, die ein völkisches Niemandsland suchen, um den Frieden der Völker ungestraft unterminieren zu können.

Ich selbst habe als Saarbevollmächtigter des Reichskanzlers die französische Einmarschdrohung in Erkenntnis der wahren Situation mit einem Aufruf an die S.A.- und S.S.-Formationen des Grenzgebietes beantwortet, nach welchem in der Zeit vom 10. Januar bis zum 10. Februar nicht ein einziger uniformierter Nationalsozialist innerhalb einer Zone von 40 Kilometer das westdeutsche Grenzgebiet betreten darf. Dieser Befehl, für dessen Durchführung die deutsche Regierung jede Garantie übernimmt, bedeutet ein weiteres Opfer an den Frieden der Welt. Er beweist, daß wir trotz der entmilitarisierten Rheinlandzone auch den nichtmilitärischen Formationen der S.A. und S.S. während der Zeit der Abstimmung in der genannten 40-Kilometer-Zone das Auftreten verbieten, um auch Mißdeutungen von Aufmärschen nationalsozialistischer Formationen vorzubeugen. Damit sollte abermals bewiesen werden, daß von deutscher Seite niemals eine Putschabsicht gegenüber dem Saargebiet bestanden hat und daß eine solche auch gar nicht bestehen kann, weil der rein deutsche Charakter der Saarbevölkerung einen Zweifel über den Ausgang der Volksabstimmung überhaupt nicht zuläßt. Ein Putsch deutscherseits wäre eine unbegreifliche Torheit.

Deutsche Forderungen.

Ist aber ein französischer Aufmarsch an der Saar nur durch den Terror der Emigranten und ihrer kommunistisch-marxistischen Gefolgschaft bedingt, so fordert es die Ruhe, Ordnung und Sicherheit an der Saar, ebenso wie die Sicherung der Abstimmung selber, daß die Ursache der französischen Drohung beseitigt wird. — Nämlich: **Die Ausweisung der Emigranten!**

Digitized by Google

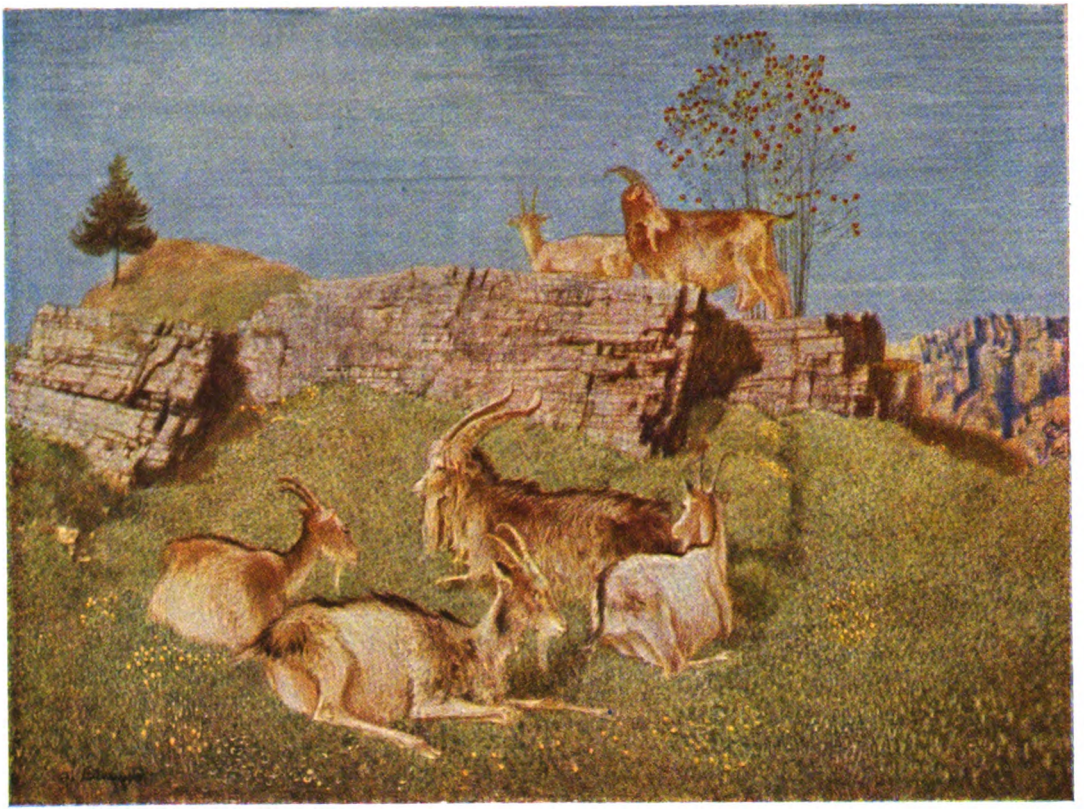
Diese deutsche Forderung nach Ausweisung der Emigranten muß von jedem anständig denkenden Politiker als einzig richtige Konsequenz gebilligt werden, weil eine solche Maßnahme überhaupt erst die letzten noch fehlenden Voraussetzungen schaffen kann, alle Versuche, im Saargebiet Unruhe zu stiften, im Keime zu ersticken. Es ist bekannt und einwandfrei bewiesen, daß die Emigranten und ihre kommunistisch-marxistischen Anhänger unter dem Auge der Regierungskommission und mit Unterstützung der französischen Bergwerksdirektion den Bandenkrieg organisieren. Die deutsche Forderung nach Ausweisung der Emigranten wird also lediglich in der Absicht erhoben, den Frieden selbst zu befestigen. Noch vor wenigen Tagen hat ein großangelegter Überfall der Emigranten und Kommunisten auf saarländische Polizei in Landsweiler bewiesen, daß die französische Einmarschdrohung nicht etwa beruhigend gewirkt hat, sondern, daß durch sie die Terroristen erst recht zu Gewalttaten aufgereizt wurden. Weist man also die Emigranten aus dem Lande, so ist die Ruhe und Ordnung der Saar gewährleistet. Deutschland hat alles getan, diese Ordnung zu schützen und den Frieden zu fördern. Deutschland erwartet, daß Frankreich in Erkenntnis dieser wahren Sachlage seinerseits die Einmarschdrohung zurücknimmt. Eine solche Zurücknahme gehört zu den selbstverständlichen Pflichten Frankreichs, seinerseits den Frieden an der Saar garantieren zu helfen.

Man wende nicht ein, man könne aus allgemein humanitären Gründen den Emigranten im Saargebiet ihre Lebensgrundlage nicht nehmen. Man muß doch zugeben, daß außer der Regierungskommission, außer der französischen Bergwerksdirektion, sowie außer den Redaktionen der Emigranten-Presse niemand im Saargebiet den Emigranten eine Verdienstmöglichkeit gibt. Man muß doch zugeben, daß die Emigranten das Saargebiet im übrigen zu einem höchst gefährlichen kommunistischen Aktionszentrum Westeuropas machen. Die Emigranten rühmen sich selbst in Rundschreiben, Reden und Presse ihrer zersetzenden Arbeit, die sie nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach den übrigen europäischen Kulturländern hin ausüben. Wenn Deutschland also entschieden die Forderung nach Ausweisung der Emigranten und nach Zurücknahme der französischen Einmarsch-Drohung stellt, so wird damit an der Saar der Kampf fortgeführt,

der Kampf Deutschlands für den europäischen Frieden und für die abendländische Kultur.

(Berlin, Anfang November 1934.)

Digitized by Google



Edmund Steppes:
Ziegen mit Landschaft

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Claus v. Holst:

Die geschichtliche Entwicklung des Saargebietes

Weit zurück, bis vor Christi Geburt, läßt sich die Geschichte des Saargebiets verfolgen. Die ersten Berichte aus jener Zeit stammen von dem römischen Feldherrn Julius Cäsar, der auf seinen Eroberungsfeldzügen bis an den Rhein vorstieß und im Saartal Völkerstämme antraf, die sich von den Galliern wesentlich unterschieden.

Die ersten Bewohner, die sich an der Saar niederließen, waren keltischen Ursprungs, daneben begannen sich auch germanische Stämme, wie die Nemeter und Trever, in diesem schönen Landstrich anzusiedeln, die, wie Cäsar sagt, sich ihrer germanischen Herkunft rühmten. — Römische Legionen durchziehen das Land, errichten auf den Höhenzügen Kastelle und suchen die christliche Lehre zu verbreiten, doch schon um die Zeit der Völkerwanderungen beginnt die römische Herrschaft zu wanken, und damit ist auch das Schicksal der römischen Rheingrenze entschieden. Im Jahre 411 nach Chr. wird Trier durch die Franken den Römern entrissen und damit gleichzeitig das Christentum seiner Stützen beraubt, an der Saar müssen die Kelten den Franken weichen, die sich nunmehr daselbst anzusiedeln beginnen. Vom Süden her dringen die Alemannen in das Saarland ein, die im Jahre 496 nach Chr. in einer blutigen Schlacht gegen den Frankenkönig Chlodwig unterliegen und von ihm wieder nach dem Süden abgedrängt werden. Unter König Chlodwig, der seinen Übertritt zum Christentum vollzieht, beginnt sich die christliche Lehre schnell auszubreiten, und nach seinem Tode wird das Fränkische Reich unter seine Söhne aufgeteilt, wobei das Saargebiet zu dem deutschsprachigen Königreich Austrasien kommt.

Unmittelbar nach dem Abzug der Römer wird der römische Besitz von den Franken aufgeteilt, die großen römischen Hofgüter, wie Saarbrücken, Völklingen, Wadgassen, werden in Königshöfe umgewandelt und gehen in den Besitz des fränkischen Königshauses über. Mittlere und kleinere Güter werden zum größten Teil Eigentum der Herren im königlichen Gefolge, während die fränkischen Krieger den Boden urbar machen und Dorfsiedelungen zu errichten beginnen, deren Namen auch heute noch den fränkischen Ursprung erkennen lassen. Daneben entsteht eine Reihe von Klöstern, die im Auftrage der Krone errichtet, der Kirche als Geschenk übergeben und von ihr reich ausgestattet werden. Im Jahre 870 n. Chr., im Vertrag von Mersen, gelangen die Bistümer Metz und Trier an das Ostdeutsche Reich und mehr als hundert Jahre später erhält der Bischof von Metz von Kaiser Otto die Burg Sarabrucca als Geschenk, der dieselbe den Gaugrafen als Lehn übergibt, die jedoch wenige Jahre später infolge eines Konflikts zwischen dem Bistum und König Heinrich II. wieder an die weltliche Macht zurückgelangt. Die Grafen von Saarbrücken, einstmals Beamte des Königs, werden zu Beginn des zwölften Jahrhunderts unter diesen Namen das erstemal in der Geschichte erwähnt und treten in späterer Zeit, nachdem es ihnen gelungen ist, ihre Machtstellung zu befestigen und auszubauen, als Grafen von Nassau-Saarbrücken in Erscheinung. In den Zeiten der Kreuzzüge kämpfen sie im Heere des Kaisers und haben an den Erfolgen, die auf türkischem Boden erzielt werden, hervorragenden Anteil. Jahrhundertelang sehen wir sie im Gefolge der Kaiser und Könige, wo sie sich ob ihrer Verdienste um die Krone Lob und Anerkennung erringen, und in die Lage versetzt werden, ihre Rechte und Machtbefugnisse immer mehr zu erweitern.

Digitized by Google

Im Jahre 1575 führt Karl Philipp III. von Nassau-Saarbrücken die Reformation ein, die sich an der Saar nur teilweise durchsetzen konnte. Nachdem zwanzig Jahre zuvor die Bauernkriege auch saarländischen Boden berührt hatten, und die harten Kämpfe mit einer Niederlage der Bauern endeten, bricht der Dreißigjährige Krieg aus, der Unheil kündend, nach der Saar übergreift, wo sich schwere Kämpfe entspinnen. Bald durchziehen kaiserliche und spanische Truppen das Land, die plündernd und raubend Städte und Dörfer brandschatzen und zerstören, bald sind es die Truppen Gustav Adolfs, unter denen sich die Grafen von Nassau-Saarbrücken befinden, die gegen die Saar vorstoßen und Homburg und Saarbrücken besetzen, nach deren Abzug wieder die kaiserlichen Regimenter vordringen, wobei Graf Ludwig von Saarbrücken, der sich in Homburg befindet, nur durch die Flucht dem Tode entgeht und alle seine Besitztümer verliert. Erst nach Abschluß des westfälischen Friedens erhält das Grafenhaus seinen Besitz wieder zurück.

Ungeheure Schäden hat der Dreißigjährige Krieg im Lande hinterlassen, Städte und Dörfer sind ausgestorben und vernichtet und harren des Wiederaufbaus, dem sich Graf Gustav Adolf von Saarbrücken voll und ganz widmet. Da erhebt Frankreich unter Ludwig XIV., der von dem Grafenhaus verlangt, als Lehnsherr anerkannt zu werden, drohend das Haupt, und nachdem ein abschlägiger Bescheid eintrifft, besetzen französische Truppen Saarbrücken und führen den Grafen nach Metz in Gefangenschaft. Im Jahre 1671 werden die Franzosen durch kaiserliche Truppen aus Saarbrücken vertrieben, doch wenige Jahre später wird die Stadt abermals von ihnen besetzt. Im Jahre 1680 ist Ludwig XIV. unumschränkter Herrscher an der Saar und die Städte Homburg, Saarbrücken und Ottweiler erhalten französische Besatzung. Im Bestreben, seine Machtposition im Saargebiet besonders stark auszubauen, erteilt Ludwig XIV. seinem Festungsbaumeister Vauban den Auftrag, die Festung Saarlouis zu errichten und sie zu einem starken Bollwerk auszubauen, die im Laufe der Jahrhunderte ihrem Namen durch ihre treudeutsche Gesinnung Ehre macht, indem sie, da ihre Bewohner rein deutschen Ursprungs sind, stets ihren deutschen Charakter betont. Die Eroberungspläne Ludwig XIV. gehen weiter und haben als Endziel die Rheingrenze im Auge. In Eilmärschen dringen französische Truppen, dieweil sich der deutsche Kaiser in Ungarn im Kampf gegen die Türken befindet, dorthin vor, besetzen Bonn und Mainz, ziehen durch die Pfalz über Speyer bis Heidelberg, dessen Schloß ebenso, wie eine Reihe schöner Städte der Pfalz, in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt wird. — Der Friede zu Ryswyk im Jahre 1697 zwingt Frankreich, die in seinen Raubfeldzügen besetzten Gebiete wieder herauszugeben, bis auf die Festung Saarlouis, die mit ihrem Hinterland in französischem Besitz verbleibt.

Nun beginnt im Saarland eine Zeit des kulturellen und wirtschaftlichen Aufstiegs. Eine Reihe schöner Bauten entstehen, u. a. das Kloster in Mettlach, dessen Erbauer Christian Kretschmar aus Sachsen stammt, sowie die Saarbrücker evangelische Ludwigskirche, ein Kunstwerk des Barocks, die ebenso wie das Saarbrücker Schloß, das später durch die Franzosen zerstört wird, von dem bekannten Baumeister Joachim Stengel aus Zerbst im Anhaltischen erbaut wurde. Bergbau- und Eisenindustrie, die sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu entwickeln begannen, werden durch fachkundige Köpfe gefördert und ausgebaut und damit das Fundament für die später rasch emporblühende Industrie des Saarbeckens gelegt.

Der französischen Politik, die ihre dichten Netze an der Saar gespannt hat, gelingt es zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Saarbrücker Herrscherhaus, das seiner alten Tradition untreu zu werden beginnt, seinen Interessen dienstbar zu machen. Im Kriege, den Ludwig XV. gegen England führt, werden saarländische Regimenter

Digitized by Google

eingesetzt, im Siebenjährigen Krieg werden Söldnertruppen von der Saar gegen die Bataillone Friedrich des Großen ins Feld geführt und in der Schlacht von Roßbach von Seydlitz geschlagen. Doch je mehr das Saarbrücker Grafenhaus seine eigenmächtigen Interessen im Schoße Frankreichs geborgen glaubt, um so stärker wird die Entfremdung zwischen Herrscher und Volk, das gegen den übertriebenen Luxus und die Verschwendung, wie sie im gräflichen Hause Platz gegriffen haben, seinen Unwillen zu zeigen beginnt. Immer stärker treffen die Gegensätze aufeinander, und als im Jahre 1789 in Paris die Revolution ausbricht, scheint auch die Stunde für das Saarbrücker Herrscherhaus geschlagen zu haben, das im Gefühl der Schuld seine Untertanen mit allerhand Versprechungen abzuspeisen versucht.

Drei Jahre später überschreitet eine französische Revolutionsarmee die Grenze, besetzt Saarbrücken und damit ist auch das Schicksal des Herrscherhauses besiegelt, dem die Franzosen plötzlich Verrat vorwerfen und dessen Angehörige durch eine überstürzte Flucht gerade noch ihr Leben retten können. Das Saarbrücker Schloß wird ein Raub der Flammen, das Schloß in Neunkirchen dem Erdboden gleichgemacht, zahlreiche Bürger werden in die Gefängnisse geworfen bzw. nach Frankreich verschleppt, Schaffotte werden aufgestellt und die Henker vollziehen unter der Parole der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" ihr grausames Handwerk. Deutscherseits werden Truppen mobil gemacht, um die fremden Eindringlinge aus dem Saarland zu vertreiben, doch infolge Zaghaftigkeit und Schwäche erweisen sich die Vorbereitungen als unzureichend, so daß sich Frankreich an der Saar behaupten kann.

Wenige Jahre später beginnen die Feldzüge Napoleons, dessen Armeen über saarländischen Boden hinwegschreiten, in die alle waffenfähigen Männer bis zu dreißig Jahren, die an der Saar ihren Wohnsitz haben, zwangsweise eingereiht werden. Der Bevölkerung werden Kriegskontributionen auferlegt, die sich als unerträglich erweisen und eine restlose Verarmung zur Folge haben. Zweimal nimmt Napoleon auf dem Wege nach Paris in Saarbrücken Quartier, einmal nach seinem Rückzug aus Rußland, das zweitemal, als seine Heere nach der Völkerschlacht bei Leipzig in Eilmärschen sich nach Frankreich zurückziehen, verfolgt von den Truppen des Feldmarschalls Blücher. Im Januar 1814, als Blücher die Saargrenze überschreitet, wird er als Befreier stürmisch gefeiert, und der Zivilgouverneur links des Rheins erläßt einen Aufruf, in dem es u. a. heißt:

„Bewohner dieser deutschen, lang unterjochten Länder! Als Deutscher komme ich zu Euch, den teuer vermißten, teuer wieder erkämpften Brüdern, Euch im Namen großherziger Monarchen Freiheit, Ehre und Glück wiederzugeben."

Napoleon ist auf die Insel Elba verbannt, und im Frieden von Paris werden die Bedingungen bekanntgegeben, die ein Verbleiben von Saarbrücken und Saarlouis bei Frankreich vorsehen. Die Bekanntgabe dieser Bedingungen löst im ganzen Saarbecken Bestürzung und Empörung aus, die sich in riesigen Protestkundgebungen Luft machen. Eine Unzahl von Bittschriften und Proteste gelangen in die Hände des Ministers Hardenberg, der die Interessen des Saargebiets nicht wahrzunehmen verstand, während Görres in seinem „Rheinischen Merkur" in zündenden Worten die deutschen Saarbelange vertritt und den verantwortlichen Staatsmännern zuruft:

„Versündigt Euch nicht an der Natur und an Gott, indem Ihr zu Franzosen macht, was deutsch sein will, Führer und Leiter von Deutschlands Völker, stoßt Eure Kinder nicht wie Rabenmütter von Euch!"

Das Jahr 1815 bricht an, Napoleon flieht von der Insel Elba, landet in Cannes und beschwört einen neuen Krieg herauf. Doch sein Stern ist bereits im Sinken begriffen und nach der Schlacht bei Waterloo, die mit einer Niederlage der

Digitized by Google

Franzosen endet, ziehen die Verbündeten in Paris ein und bei den erneuten Friedensverhandlungen, bei denen Männer von der Saar, wie Heinrich Böcking und Lauckhard, ihre Heimatinteressen vertreten, die von Blücher, Stein und Gneisenau verfochten werden, gelangt das Saargebiet wieder in deutschen Besitz, nachdem es mehr als zwei Jahrzehnte den Machtgelüsten fremden Eroberungswillens preisgegeben war. Nun folgt eine Zeit der Blüte und des wirtschaftlichen Aufstieges des so hart geprüften Landes.

Eine große Anzahl von Kohlengruben, die in staatlichen Besitz übergehen, werden errichtet und die bereits bestehenden Eisenhütten vergrößert und ausgebaut. Gleichlaufend mit dieser Entwicklung ist die Zahl der Einwohnerschaft in starkem Zunehmen begriffen, von der ein großer Teil bei der rasch emporblühenden Industrie Beschäftigung findet.

Als der Krieg im Jahre 1870 hereinbricht, sind es saarländische Regimenter, die als erste dem Einbruch der Franzosen in deutsches Land begegnen und in der Schlacht bei Spichern Lorbeeren an ihre Fahnen heften. Während des Weltkrieges kämpfen saarländische Regimenter, deren Tapferkeit so oft in den Heeresberichten lobende Erwähnung findet, Schulter an Schulter mit allen deutschen Stämmen in Ost und West, und als im November 1918, nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges, französische Truppen in Saarbrücken ihren Einzug halten, finden sie eine verödete Stadt vor, in der das Leben ausgestorben zu sein scheint. —

Das Friedensdiktat von Versailles mit seinen wahnwitzigen Forderungen beschwört für das Saargebiet schwere Zeiten herauf, nachdem bei den Friedensverhandlungen die Argumente des deutschen Unterhändlers Graf Brockdorff-Rantzau, der sich gegen die Abtrennung des Saarbeckens vom Mutterlande für eine Zeitdauer von 15 Jahren zur Wehr setzt, keine Beachtung finden. Schon während des Weltkrieges wurde französischerseits durch den damaligen Botschafter Doumergue Verhandlungen in Petersburg gepflogen und um ein Einverständnis nachgesucht, bei einem Sieg der französischen Waffen sich die Oberhoheit über das Saargebiet zu sichern. Das betreffende Dokument, das die Wiedergabe eines Telegramms des russischen Außenministers Prokowsky an den russischen Botschafter in Paris enthält, hat folgenden Wortlaut:

St. Petersburg . . . Geheim.

„Auf einer Audienz machte der französische Botschafter Doumergue dem Zaren davon Mitteilung, daß Frankreich den Wunsch habe, sich nach Beendigung des jetzigen Krieges die Rückgabe Elsaß-Lothringens und eine besondere Stellung für das Saarbecken zu sichern . . ., damit es in Zukunft eine sichere strategische Grenze gegen Deutschland habe."

Diesen Wünschen kam man in Versailles entgegen, indem man der Behauptung Clemenceaus von den 150 000 Saar-Franzosen Glauben schenkte, eine militärische Besetzung des Saarbeckens, die Inbesitznahme seiner Gruben guthieß und es für eine Zeitdauer von 15 Jahren dem Völkerbund unterstellte, nach deren Ablauf es durch eine Volksabstimmung über sein zukünftiges Schicksal zur Entscheidung aufgerufen werden soll. Am 26. Februar 1920 übernimmt der Völkerbund die Regierungsgewalt im Saargebiet mit dem Sitz in Saarbrücken und ernennt den Franzosen Rault zum Chef der Regierungskommission, die aus fünf Mitgliedern besteht, unter denen sich der „Deutsche" Dr. Hector befindet, dem die Saarbevölkerung, da er als Günstling Frankreichs einzig und allein nur französische Interessen vertritt, größte Verachtung entgegenbringt. Über die Tätigkeit innerhalb der Regierungskommission läßt sich der Kanadier Waugh, der dreieinhalb Jahre Regierungsmitglied war, folgendermaßen vernehmen:

Digitized by Google

„Während der dreieinhalb Jahre, die ich der Regierungskommission angehörte, hatte ich jeden Tag deutliche Beweise, daß, vom französischen Gesichtspunkt aus, keines der Mitglieder der Kommission kompetent sei, ohne mit dem französischen Präsidenten übereinzustimmen. Dieser war von Paris instruiert und das ohne Rücksicht auf die Bestimmungen des Versailler Vertrages und die Rechte, die dieser Vertrag den Einwohnern des Saargebiets zuerkennt. Die wenigsten der Kommissionsmitglieder hatten klare Einsicht in ihre Pflichten gegenüber der Saarbevölkerung und dem Völkerbund. Auch schien der Völkerbund nicht fähig, den beherrschenden Einfluß Frankreichs zu hemmen."

Diese kurze Charakterisierung der Politik der Regierungskommission, die, obwohl zur Zeit das Präsidium in den Händen des Kanadiers Knox liegt, kaum eine Änderung erfahren hat, zeigt, unter was für einem System die Saarbevölkerung ihr Dasein fristen muß. Im Jahre 1923 wird der französische Franken als Zahlungsmittel offiziell eingeführt, zwei Jahre später die Zollgrenze gegenüber Deutschland errichtet zu dem Zweck, das Saarland vom Mutterland abzuschnüren, während der französische Staat aus den reichen Kohlengruben Jahr um Jahr große Gewinne einsteckt, die ihm auf Kosten der ungeheuer schlechten Bergarbeiterlöhne in den Schoß fallen. Große Geldmittel sind im Verlauf des letzten Jahrzehntes von der französischen Propaganda ausgeworfen worden, in der Absicht, die Saarbevölkerung den französischen Interessen dienstbar zu machen. Sowohl auf kulturellem als auch auf wirtschaftlichem Gebiet wurden Versuche unternommen, die Saarländer ihrem deutschen Mutterlande abtrünnig zu machen, ohne jedoch dabei auch nur den geringsten Erfolg zu erzielen, denn die Bewohner der Saar haben im Verlauf der Jahrhunderte, der an schweren Ereignissen allzureichen Geschichte ihrer Heimat erkannt, daß eine gedeihliche Weiterentwicklung nur im Rahmen ihres Mutterlandes möglich ist, mit dem sie eine jahrtausendalte Kultur verbindet. Die schweren Jahre der Bedrückung und Erniedrigung neigen sich dem Ende zu und am 13. Januar 1935, dem Tag der Volksabstimmung, wird sich der deutsche Charakter des Saarlandes vor aller Welt erneut zeigen und dabei den Beweis der Treue und Standhaftigkeit offenbaren.

Digitized by Google

Alfred Rosenberg:

Kampf um die Kunst

Es war ein Zeichen der heute in Deutschland zusammengebrochenen Welt, die aber auch schon in anderen Staaten ihrem Ende entgegengeht, daß das Leben aufgeteilt wurde in viele sich ganz fremd gegenüberstehende Arbeitsgebiete. Die Einzelhaftigkeit dieses Lebens war es, die schicksals- und gefahrdrohend seit Jahrzehnten den lebendigen deutschen Volkskörper zerschnitt. Die Wirtschaft wurde als ein Eigenwesen allein für sich betrachtet und über diese eigengesetzliche Wirtschaft dicke Bücher und Abhandlungen geschrieben. Die Wissenschaft sonderte sich immer mehr vom Leben ab und führte später ein einsames Kastendasein; die Technik ging im Riesenmarsch vorwärts, und der Mensch im praktischen täglichen Leben verstand schließlich die Geheimnisse dieser Technik nicht mehr. Ein Spezialistentum richtete um sich hohe Mauern auf und sprach eine Sprache, die das Volk nicht mehr begriff. Die Berufe wurden zu Klassen und die Klassen zeugten einen Klassenkampf von unten und oben.

Und so wurde auch die Kunst vereinzelt, losgelöst als ein besonders interessantes Gebiet und schließlich lebensfern, wie alle übrigen Gebiete auch. Die Kunst wurde nach und nach in den Hauptzentren Deutschlands eine kapitalistische Angelegenheit, und diese Kunst war schließlich nicht mehr für das Volk da, sondern nur noch für jüdische Kunsthändler. Mit Kunstwerken wurde in den letzten Jahrzehnten gehandelt wie mit Börsenpapieren. Wenn irgendein großer Kunsthändler in London, Paris oder Berlin ein neues Geschäft machen wollte, denn suchte er nach irgendeinem Künstler, und die gesamte Presse und alle Kunstzeitschriften der Welt setzten sich nunmehr für diese „neue Größe" ein, deren Bilder hochgetrieben wurden wie Börsenpapiere; und schließlich fand sich dann ein Publikum, das sensationslüstern diese Dinge kaufte.

So wurde alle fünf bis sechs Jahre ein neues „Genie" entdeckt, von dem nach zehn Jahren kein Mensch mehr sprach. Und es wurden alle fünf bis sechs Jahre neue „Ismen" erfunden, vom Expressionismus, vom Zelebrismus, Futurismus, Kubismus, und wie sie alle hießen, bis zur letzten Konsequenz der Impotenz mit der neuen Sachlichkeit.

Die Kunst war auf Sensation und Reklame, Perversion und artfremder Propaganda aufgebaut. Sie umfaßte zunächst einmal für sich abgeschlossene intellektuelle Kreise in allen Hauptstädten der Welt. Und als sich diese Giftkeime gebildet hatten, da drang das Gift dann von diesen Keimen in die noch gesunden Volksschichten ein. Ich erinnere mich noch zu Zeiten der Räterepublik in München 1919. Als die Kommunisten die „Münchener Neuesten Nachrichten" beschlagnahmt hatten, da veröffentlichten sie am nächsten Tage sogenannte „Arbeiterkunst". Alle die Kaffeehausliteraten zeichneten dort den deutschen Arbeiter mit angstverquollenen und verzerrten Gesichtszügen, so daß man glaubte, es hier nicht mit deutschen Arbeitern, sondern mit ewigen

Digitized by Google

Epileptikern zu tun zu haben. Dieser ganze pervertierte Instinkt und dieser lebensferne Intellektualismus, sie hatten vom deutschen Arbeiter nur Kampf und Kraft verwechselt und glaubten, das, was sie an weltfremden Lehren theoretisch produzierten, nunmehr praktisch künstlerisch verwirklichen zu können. Und genau so wie der gesamte Marxismus eine widernatürliche Lehre war, so mußte notwendigerweise auch die Kunst dieser Weltanschauung immer mehr von der Natur abrücken, bis schließlich einmal die Theorie zur Geltung kam, wonach bildende Kunst mit Natur nichts mehr gemeinsam hatte. Und schließlich gelangte man tatsächlich bis zu dem Wahnsinn, daß die Kunst des Auges dem Auge den Krieg erklärte. Das war die Umkehrung aller natürlichen Gebote und seelischen Gesetze. Die Kunst kam genau dahin, wohin die Politik der gleichen Herren Deutschland geführt hatte. Was sich hier in Malerei und Bildnerei abgespielt hatte, wiederholte sich überall, namentlich auch auf dem Gebiete der Baukunst. Die Technik, die in Riesenschritten das 19. Jahrhundert durcheilte, sie fand zwar Techniker vor, aber keine, von einer inneren Weltanschauung geformten Künstler; sie fand zwar Architekten vor, die aber nur in beamteten Büros immer wieder Renaissancebauten kopierten, und als die beiden sich zusammenfinden mußten, der Baukünstler und der Techniker, da entstanden jene monströsen Bahnhöfe, jene furchtbaren Sünden, die heute in Moskau und Budapest und Berlin und Paris zur Schande Europas herumstehen. Was in diesen 50 Jahren verbrochen wurde, kann in hundert Jahren nicht wieder gut gemacht werden. Diese Sünden in allen Weltstädten, sie waren schließlich so häufig geworden, daß selbst auch den Verblödetsten ein Überdruß an dieser Talmikunst ergriff. Und hier setzte überall ein Protest dagegen ein; aber es zeigte sich auch bei diesem Protest das gleiche, wie bei den Männern, die angegriffen wurden; denn so unschöpferisch wie die Kopisten der Renaissance, genau so unschöpferisch waren die Apostel der neuen Sachlichkeit. Die Wohnmaschine des Dessauer Bauhauses war die zum Programm erklärte künstlerische Impotenz.

Goethe hat einmal gesagt: „Architektur besteht nicht im Häuserbauen, sondern in der Gesinnung." Das heißt, man kann kein großes konstruktives Werk aufführen in der Baukunst oder sonstwo, wenn nicht eine bestimmte Gesinnung, eine bestimmte Anschauung, ein bestimmtes Schönheitsideal den Antrieb gibt, und damit zugleich das Ziel setzt; und weil wir im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert keine einigende Weltanschauung in Deutschland und in anderen Staaten besaßen, deshalb war die notwendige Folge, daß verschiedenste politische Systeme sich bekämpften, daß viele Schönheitsideale gegeneinander rangen, vom nordischen Ideal bis zum Niggersong gleichberechtigt im gleichen Lande Anspruch auf Berechtigung erhoben. Deshalb kam diese vollständige Zerrüttung des ganzen geistigen und wissenschaftlichen Lebens, deshalb das ganze Chaos, das schließlich von 1919 bis 1933 Deutschland bestimmte. Und ich glaube, es ist dem Nationalsozialismus eine riesige Aufgabe gestellt: nicht nur die politischen Verhältnisse in Deutschland zu ändern, sondern auch an diese Stelle der Zerrüttung eine neue Lebensform, eine neue Weltanschauung und damit auch eine neue Gestaltung in Kunst und

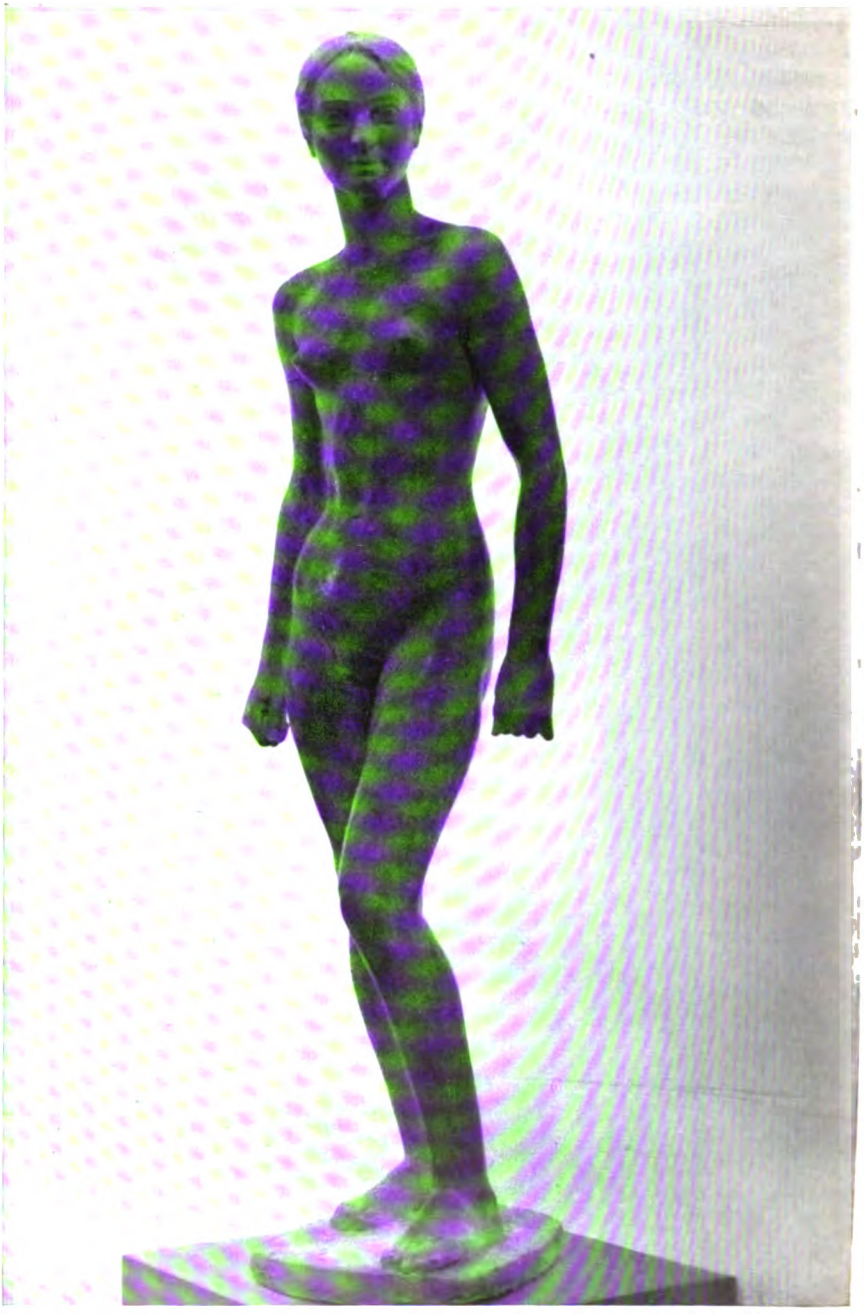
Digitized by Google

Kultur zu setzen. Das kann niemals geschehen durch irgendwelche Paragraphen, das kann niemals geschehen durch irgendeinen bürokratischen Druck, von welcher Stelle er auch immer kommen mag, sondern das kann zunächst nur bestehen im Freimachen und in der Pflege des artgesunden Instinktes. Wir glauben, daß die Gestalten und Gesichter der deutschen Arbeiter keine krampfverzerrten Idiotenfratzen sind, sondern Menschen von Blut und Kraft, die für Deutschland wirken. Wir glauben, daß die bildende Kunst mit diesem Erwachen der sozialen Ehre des deutschen schaffenden Menschen auch ein großes Motiv für die zukünftige Gestaltung mitbekommen hat. Das Lied von der großen Arbeit Deutschlands zu singen, das Lied vom Werktage aller Deutschen; und wir wissen sehr genau, wenn auch Millionen von uns in diesem grauen Werktage stehen, und die Nöte dieses Werktages auf uns herandrängen, dann wird es nötig sein, einmal ein großes Kunstwerk vor uns zu sehen, das das Ergebnis des Werktages vieler Millionen in eine einzige Schau und in ein Symbol zusammenfaßt. Das Zeugnis einer Volksgemeinschaft, das ist ein Problem, das allen bildenden Künstlern Deutschlands heute gestellt worden ist, und ich glaube, daß, wie heute die Partei und die Häuser der deutschen Arbeit, die in Deutschland entstehen, einmal auch genügend Raum für neuschaffende Künstler geben werden. Große Werke der Kunst entstehen niemals aus fauligen Untergründen einer Nation, sondern sind immer die Folge eines gesunden Volkes. Überall, wo dieses starke Schicksalsempfinden groß war, da wurde große Kunst geboren, und da wurde sie auch erst verstanden: die Ilias, sie geht ins dritte Jahrtausend ihres Ruhmes, und sie besingt die Heldenkämpfe ihres Volkes in einer Form, wie sie nur Menschen singen konnten, die mit diesen Schicksalskämpfen sich eins fühlten. Und das Nibelungenlied, das klingt zu uns heute genau so wie vor Jahrhunderten, weil dort Männer und Mächte, Frauen und Leidenschaften, Treue gegen Treue und Ehre gegen Ehre standen und die ewigen Motive des deutschen Volkes singen, damals wie heute, und das harte Schicksal bis zuletzt auf sich nehmen, wie wir es heute auf uns genommen haben. Und im Faust, da klingt für uns das Drama des schöpferischen, arbeitenden, ringenden Menschen, das klingt heute wieder im Werktag des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Was Faust erträumte, das wird heute Tat durch diese sozialistische Aktion im edelsten Sinne des Wortes, und der Begriff der Arbeit schwingt heute hinüber und seine Ehre ist gerettet durch diese Tat des nationalsozialistischen Staates, der den deutschen Arbeiter praktisch verbindet mit allen jenen Schaffenden auf anderen Gebieten. Und ich glaube, es kommt noch einmal die Zeit, da aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst ein Pflichtarbeitsdienst wird, auch für alle jene Jünglinge, die heute noch so sehr die Bars der Weltstädte bevölkern. Die Arbeit ist im heutigen Deutschland nicht mehr als Plage, sondern als Ehre empfunden worden. Und wenn es auch in einer alten Prophezeiung als Fluch hieß, daß man im Schweiße seines Angesichts sich nähren sollte, so müssen wir sagen, es ist ehrenvoller, sich im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu erarbeiten, als ohne Schweiß auf der Börse Millionen zu verdienen. Und wenn große Kunst nur aus einem arbeitsstarken und gesunden Volk entstehen kann, so entsteht ein großer Lebens- und Kunststil nur

Digitized by Google

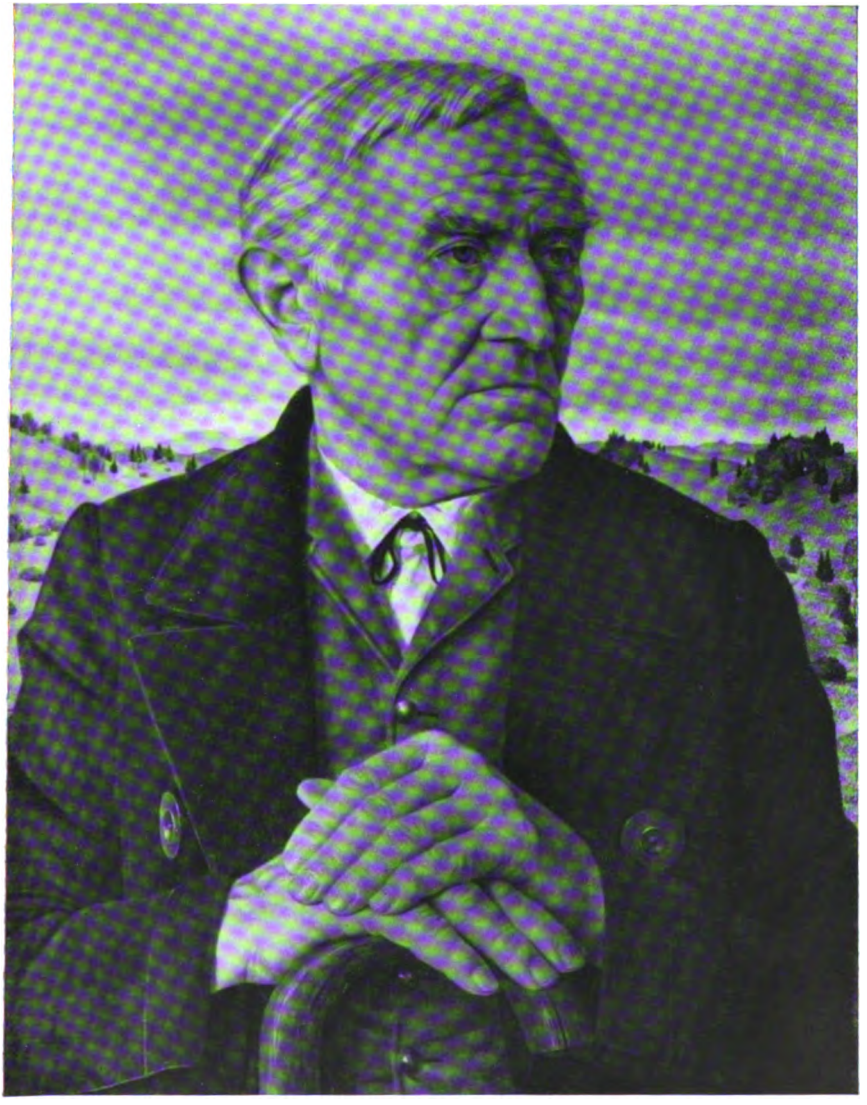
Hans List: Fahnenträger

Digitized by Google



Paul Egon Schiffers: Mädchenfigur

Digitized by Google



Hermann Tiebert: Erbhofbauer

Digitized by Google

Wilhelm Petersen: Walfisch an der Krückaue

Digitized by Google

aus einer großen seelischen und geistigen Spannung dieses Volkes. Aber diese Spannung wiederum, sie ist die Folge weltanschaulicher Neugeburten. Erst wenn schöpfungsträchtige neue Zeiten mit alten Mächten ringen und in diesem Ringen ihr Daseinsrecht behaupten, dann entstehen jene großen Spannungen der Weltgeschichte, politisch, weltanschaulich und künstlerisch, die die Zeichen der Zeit sind, und die einmal für Jahrhunderte hinaus ihr Gepräge bringen.

Und hier wendet sich deshalb das erwachende gesunde Instinktleben Deutschlands gegen den alten Plunder einer Überladung unserer Kunststile, gegen alle jene, die im Kopieren fremder Vorlagen einen besonderen künstlerischen Genuß empfanden. Gegen jene Traditionslosigkeit, die die deutschen Landschaften und Städte verhunzt haben; wendet sich zurück zu den Urgesetzen dieser deutschen Landschaft, zu den Bergen und Tälern und zu den alten Bauernhäusern, die in sie hineingeboren wurden und zugleich damit auch zu den Menschen und zur Menschenart, die in diesem Deutschland und in dieser Landschaft leben. Deshalb wird diese deutsche Kunst nicht irgendwie theoretisch erdachte Glashäuser oder Zementwände in den deutschen Wald setzen und sie wird die deutschen Städte der Vergangenheit nicht mit Häusern verhunzen, von denen man von außen nicht weiß, ob sie für Beduinen oder Deutsche gebaut sind. Die deutsche Kunst, *sie wird monumental, sie wird werkgerecht und artgemäß sein.* Dieser Dreiklang ist es, der heute schon im Gepräge der Seelen vieler Millionen vorliegt und immer gefestigter weiterschwingen wird durch ganz Deutschland.

Mit dieser Geburt vollzieht sich aber auch eine Wiedergeburt des antiken Griechentums. Nicht in dem Sinne der verstaubten Archäologie, die jedes Stückchen Stein anbetete und sammelte; nicht in dem Sinne, als ob wir von einem fremden Volk nunmehr Lehrsprüche nachbeten sollten, sondern vielmehr in einer tieferen Einsicht, daß nämlich die Menschen, die einmal Griechenland schufen, auch aus Zentral-Europa ausgewandert waren, daß die Dorer nach Ausscheiden alles Vorderasiatischen als die älteren Brüder der Germanen erscheinen. Wir können deshalb, unbefangen und frei, diesem alten Griechentum heute ins Auge blicken und manches an seiner Kunst ablesen, was auch für uns ungeheure Bedeutung hat, weil dieses antike Griechentum sich in vieler Hinsicht freier entfalten konnte als Deutschland unter dem Zwange eines Mittelalters, unter dem Zwange von Höllenqualslehren, die jede Freiheit der Forschung und Freiheit der Gestaltung verbannt hatten.

Das alte Griechenland war auch frei von der Mißachtung der Natur, das alte Griechenland gestaltete seinen Menschen frei und unbefangen und echt. Dem Deutschen ist es Jahrhunderte verwehrt gewesen, diesen selben Menschen zu gestalten, den er immer nur in dunkelsten Verhüllungen darstellen durfte.

Das ist eine Wiedergeburt der Antike im anderen Sinne als vor 150 Jahren. Es ist eine viel tiefere Wiedergeburt aber auch des germanischen Menschen, weil schließlich alle großen Werke Deutschlands in geheimnisvoller Weise zusammenklingen mit dem Schönheitsideal des dorischen Griechenland. Wer die Naumburger Stifterfiguren gesehen hat, den Engel in Straßburg oder den Bamberger Reiter, oder schließlich sich erinnert an die Gestalt der Gudrun oder an Goethes Dorothea, der wird finden, daß diese Gestalten

Digitized by Google

einer Seele sind und eines Blutes mit jenen, die einstmals dort am blauen Mittelmeer gegen Vorderasien gekämpft haben.

Diese Freiheit der Vergangenheit und Gegenwart gegenüber hat uns auch veranlaßt, gegen etwas zu kämpfen, was wir nationalen Kitsch nennen. Es ist leider so, daß die Höhe eines Ideals und der Kraftstrom einer Idee oft unterwühlt wird von Menschen, die mit dieser Idee Geschäfte machen wollen. Es wird Aufgabe von uns allen sein, hier die nationalsozialistische Bewegung frei zu halten von diesen Auswüchsen; aber, wir können zugleich auch sagen, daß wir deshalb auch von der Vergangenheit der deutschen Kunst nicht alles als vorbildlich annehmen. Denn genau so, wie es heute nationalen Kitsch gibt, hat es vor Jahrhunderten auch religiösen Kitsch gegeben. Genau so, wie es heute Konjunkturschriftsteller gibt, hat es damals Konjunkturholzschnitzer gegeben, die ihre Geschäfte mit einer damals starken Weltanschauung machen wollten. Und deshalb glaube ich auch, daß aus manchen Kunstgeschichten verkrampfte Gestalten der späten Gotik etwa oder des späten Barocks als vorbildlich verschwinden werden und dafür die wirklich großen Gestalten des Mittelalters oder einer anderen Zeit bei uns in unseren Herzen wieder Platz finden. Wenn in übereifriger Objektivität vielleicht erklärt werden sollte, daß die nationalsozialistische Bewegung keine Richtungen unterstützen dürfe, so glaube ich, daß das richtig ist. Wir werden auch nicht diese verschiedenen Richtungen unterstützen, wir werden aber eine einzige Richtung halten. Wenn wir das nämlich nicht wollen, dann geben wir ein kulturpolitisches Ziel auf. Von dieser Einhaltung der Richtung hängt auch kunstpolitisch und kulturpolitisch alles ab. Man darf nicht nur Mut zu Politik haben, sondern man muß auch den Mut haben, kulturgestaltend vorzugehen. Wer selbst etwas gestalten will, muß auch den Mut haben, er selbst zu sein. Von diesem Dasein unserer Zeit und von dem Erleben unserer Epoche aus nehmen wir uns die Freiheit, die Erscheinungen unserer Zeit, der jüngsten Vergangenheit und der fernsten Vergangenheit zu prüfen und das zu übernehmen, was dem Lebensgefühl unserer Zeit neue Kraftströme gibt.

Wir glauben, daß das ein Zeichen von Jugendkraft ist. Deutschland arbeitet heute vom Norden bis zum Süden und vom Westen bis zum Osten als ob es nicht eine vieltausendjährige Geschichte hinter sich hätte. Und wir freuen uns, daß es so arbeitet und damit Jugendkraft erweist. In den letzten Wochen ist nun in Rom eine Rede gehalten worden. Es wurde erklärt, man könne von Rom aus mitleidig auf jene Lehren hinabschauen, die jenseits der Alpen, d. h. bei uns gelehrt würden. Die römische Kultur dürfe sagen, daß, während dort im Norden die Menschen zu einer Zeit noch nicht lesen und schreiben konnten, schon in Rom ein Cäsar und ein Augustus gewesen wären. Es fehlt vielleicht in dieser Rede nur die Anmerkung, daß die assyrische Kultur und die ägyptische Kultur noch viel älter als die römische waren, und daß folgerichtigerweise Rom die Priorität in der Kulturführung diesen Ländern abtreten müßte. Im übrigen aber fehlt als zweite Anmerkung der Hinweis auf die Tatsache, daß die Italiker, die Rom zu Rom gemacht haben, auch einmal aus dem Norden nach Süden eingewandert sind. Und im übrigen

Digitized by Google

haben wir in vergangenen Jahren hier eine futuristische Ausstellung gehabt, die sehr revolutionär sein sollte, also Anspruch auf Jugend erhob, die in unseren Augen aber außerordentlich alt und veraltet war; denn wir fanden dort die bekannten grünen und gelben Farbenflecke, gewisse schwarz und weiße Linien und einige aufgeklebte Metallstückchen und ähnliches mehr. Es waren die bekannten futuristischen alten Onkel vor 25 Jahren, die uns heute nicht mehr imponieren. Es ist außer diesem Versuch noch manches andere bemerkbar gewesen, uns die verhätschelten Lieblinge der letzten 50 Jahre noch einmal als unsere Revolutionäre aufschwatzen zu wollen. Wir glauben — großzügig wie wir sind — daß wir keinen dieser Herren staatlich oder parteiamtlich ein Haar krümmen wollen; wenn sie private Unterstützung finden, so soll sie ihnen nicht verwehrt werden. Ich glaube aber, daß es Zeit ist, daß die staatlichen Kunstanstalten sich schließen für jene, die 14 Jahre lang die Träger unserer Gegner gewesen sind.

Eine Kunst kann man nicht befehlen, sie kann nicht in wenigen Jahren aus dem Boden gestampft werden. Wir müssen hier auch die Größe aufbringen, eine Spannung im Volke zu erhalten, um dann auch warten zu können, bis die große Persönlichkeit sich einstellt. Das ist der Glaube an Deutschland mit; denn wenn wir nicht daran glauben würden, daß aus dieser geistigen Spannung große Menschen entstehen, dann hätten wir umsonst gearbeitet.

Die nationalsozialistische Bewegung wird zunächst einmal alles das wieder fördern und in weiteste Kreise tragen, was ewig ist in der deutschen Kunst. Und ich glaube, ein Lied von Franz Schubert ist so ewig, wie ewig Deutschland ist. Und wir sehen ja dieses Wachsen überall schon emporsprossen. Man braucht nur einmal hinzuhören, was die Hitler-Jugend heute singt. Unbekannte junge Dichter singen und unbekannte Melodien entstehen, so wie ein Volkslied in vergangenen Jahrhunderten entstanden ist: man weiß nicht, woher es kommt, es ist plötzlich da und meldet sich an und Millionen Menschen begreifen, was gemeint ist.

Die Kunst war früher Fürstensache, sie war ein halbes Jahrhundert Sache der Geldmagnaten. Jetzt haben wir die berechtigte Hoffnung, daß sie als Lebensnotwendigkeit für alle Deutschen begriffen wird. Beethoven, Händel, Schubert haben nicht gedichtet und in Tönen geformt für eine kleine Kaste von Weltstaat-Größen, sondern sie haben gewirkt und gearbeitet für hundert Millionen Deutsche.

Hier ergeht aber auch die Anforderung und die Aufforderung an die erwachende deutsche Arbeiterschaft, diesen Versuchen entgegenzukommen, abzustreifen von sich, was an fremden Lehren noch an ihr haften mag, Schluß zu machen nicht nur politisch mit dem Marxismus, sondern auch innerlich zurückzufinden zum eigenen Gut; denn schließlich sind doch diese deutschen Dichter und Komponisten nicht alle aus dem Reichtum entstanden, sondern sind aus der Tiefe des Volkes, oft aus bitterster Armut gekommen. Das sind doch Menschen ihres Blutes, Menschen ihres Charakters, Menschen, in denen der gleiche Rhythmus dieser Musik schwang und der gleiche Rhythmus des Gesanges. Wir haben jetzt über allen Partikularismen ein einziges Reich, eine einzige politische Staatsgestaltung,. wir ringen darum, daß auch diese

Digitized by Google

eine Weltanschauung sich durchsetzt in den Herzen von 65 Millionen Deutschen. Und bei aller Pflege der Stammesarten, bei aller Pflege der Stammeskulturen hoffen wir, daß auch eine einzige Kulturgesinnung über ganz Deutschland geht. Das Haus der deutschen Kunst in München, der kommende Kongreß-Saal in Nürnberg, das große Haus der Arbeit, das nach und nach in den nächsten Jahren bei Köln erstehen wird, das sollen alles Symbole sein der Eigenarten in den verschiedenen Ländern und zugleich soll es Beweis sein für die geistige und kulturelle Einheit des neugeborenen Deutschlands. Und ich glaube, so wie in München, Nürnberg und Köln werden in Zukunft noch manche Monumentalbauten in Deutschland entstehen. Ich glaube auch sagen zu können, daß auch mit der Reichshauptstadt große und gewaltige Pläne für die Zukunft bevorstehen. Pläne, so daß einmal aus diesem großen Steinhaufen Berlin eine monumentale Repräsentation des großen Deutschen Reiches wird. Wir sind durch Politik geeint, wir sind durch fünfzehnjährige Kämpfe unlöslich aneinandergeschmiedet worden, jetzt ist die Aufgabe an uns herangetreten, diese äußere staatliche und Bewegungseinheit immer zu vertiefen, weltanschaulich zu festigen, dann kommt einmal die Zeit, da die deutsche Kunst und die deutsche Kultur im allgemeinen mit der sicherste seelische Bürge des geeinten deutschen Volkes ist.

Diese Rede hielt Reichsleiter Alfred Rosenberg am 26. September 1934 im Berliner Sportpalast und eröffnete damit die Winterarbeit 1934/35 der N.S. Kulturgemeinde in der N.S. Gemeinschaft „Kraft durch Freude".

Digitized by Google

Hans Hagemeyer:
(Leiter der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums im Reichsüberwachungsamt der N.S.D.A.P.)

Die sittliche und politische Forderung für das deutsche Schrifttum

Ein Herbsttag im Laubwald, ein Wintertag im Hochgebirge, die Fülle des keimenden Lebens im Frühjahr, das herrliche Reifen eines schweren, heißen Sommertages, sie alle diese Wirklichkeiten sind durch kein Buch und durch keine Darstellung voll und ganz zu ersetzen. Die Tage des schweren Kampfes unserer Partei, die bitterste Not im eigenen Hause, die Sorge der Frau, ob der Mann abends heil aus der Versammlung kommen wird, die selbstverständliche Treue der Gefolgschaftsmannen Adolf Hitlers, sie sind eine Wirklichkeit, die durch keine Darstellung voll und ganz zu ersetzen ist. Echte Kameradschaft, die tragende Kraft einer Mutter und Frau, die Fülle der Sorgen, aber auch der Freuden, die den kleinen wie auch den großen Menschen des Volkes erfüllt — klein und groß gesehen im Rahmen der Auswirkungsmöglichkeit —, auch sie sind durch keine Darstellung restlos wiederzugeben.

Und doch gibt es eine Kunst, die sich müht, vom Leben zu berichten, die das Leben sogar noch schöner gestalten möchte, *es als Symbol sieht*. Und wir sind unterschiedlich gepackt von der Darstellungskunst, mag sie uns nun als bildende Kunst, Tonkunst oder Dichtkunst entgegentreten, aber wir sind erfaßt aus verschiedenen Anklängen heraus. Es ist das Wiedererinnern, das Mitschwingen gleicher Erlebnisse, das gleiche Sehvermögen, es ist aber auch der plötzliche Einbruch einer neuen Betrachtung, die uns erfüllt und die uns aus dieser darstellenden Kunst entgegenspricht, es ist noch mehr, es ist ein Erschließen und Erweitern der Erfahrungswelt, die wir durch die kurze Lebensspanne unserer Persönlichkeit zu erweitern vermögen. *Das ist es schließlich, das uns das Schrifttum wertvoll macht, das nicht die Dinge des Lebens, die Fülle der Verschiedenheiten und das große Geheimnis echter Polaritäten verschleiert, sondern zu erkennen gibt und sie in der letzten und schönsten Form, in der Dichtung, über den Alltag zum Symbol erhebt.*

Wir haben die Kraft des gesprochenen Wortes kennengelernt, wir sind in den Bann der Reden des Führers Adolf Hitler und seiner besten Gefolgsleute geraten und sind Anhänger und eines Tages treueste Gefolgsmänner unseres Führers geworden. Wir haben tiefgründige, wertvolle Vorträge von den jungen Vertretern der Wissenschaften gehört, wir haben Autoren selbst zu uns sprechen lassen und sind durch ihre Gegenwart und durch ihr Wort mehr oder minder von ihrem Wesen ausgefüllt worden.

Doch es gibt eine bestimmte Grenze, in der das gesprochene Wort wirksam bleibt. Die Fülle nachjagender Ereignisse kann das vorangegangene Wort vergessen machen und es bleibt als das Wesentliche des gesprochenen Wortes, das Gemeinschaftserlebnis mit vielen Hörern eines Vortrages, mit vielen Volksgenossen einer politischen Rede.

Anders sieht es mit dem Schrifttum aus. Während die Kraft des gesprochenen Wortes überwiegend in der Bindung neuer Gemeinschaften liegt, so kann man diese Kraft dem Schrifttum nur begrenzt zusprechen und auch nur für ein ganz bestimmtes

Digitized by Google

Schrifttum in Anwendung bringen. Nur das Schrifttum, das von dem Kampf um und für die Gemeinschaft Zeugnis ablegt — mag die Gemeinschaft eine religiöse, politische oder kulturpolitische sein —, hilft dem Wachstum menschlicher Gemeinden und ist, aus dem Volkstum gewachsen und für das Volkstum angewendet, eine der wichtigsten kulturpolitischen Waffen im Kampf um die Erhaltung einer Nation.

Das geschriebene Wort erhält nicht nur das gesprochene Wort, sondern auch die Zeit, in der die Menschen und Sprecher dieser Worte und dieses Willens lebten. So ist uns unser heutiges Schrifttum, soweit es wertvoll ist, besonders lieb und wert, weil es der zukünftigen Generation Bericht gibt und Zeugnis ablegt von der Zeit unserer Kämpfe, von der Zeit des großen Umbruchs des Nationalsozialismus.

So versinkt vom heutigen Standort der Betrachtung ein Teil des uns überlieferten Schrifttums, dagegen tritt wieder ein anderes aus der Vergangenheit auf einmal leuchtend und lebendig hervor. Vergessen ist das Schrifttum, das sich nur mit den Übelständen und mit einer überspitzten Problematik müder, abgelebter Spezialisten befaßte. Und wieder neu bricht der Wille des Schrifttums durch, das von der Jugend und von den großen Entwicklungsepochen unseres Volkes Bericht gibt. Vorbei ist die Herrschaft eines Schrifttums, das den Pessimismus als Ergebnis der Forschung von Spezialisten der Geisteswissenschaften proklamierte, verdolmetschte, ohne Gewähr der Richtigkeit dieser Übersetzung. Vorbei ist die Freude an einer Darstellung, die nur vom Zusammenbruch und von der Rückwärtsentwicklung eines Volkes berichtete. Wir erkennen deutlich, daß unser Schrifttum, das zum Aufbau des Nationalsozialismus beitragen soll, nicht die Aufgabe hat, von der Schwäche des Volkes zu berichten, sondern von seiner Stärke und Kraft.

Die Groteske des Lebens, die Verstiegenheit in die menschlichen Abgründe, sie nehmen nicht mehr den Platz ein, den das Ideal der Schönheit, von einem großen Volke getragenes Streben, innehaben müßte, sie sind ganz verschwunden und werden eines Tages nur noch als das Gegenspiel gefunden Empfindens eindeutiger Darstellung von Schönheit und Kraft wiedererscheinen und verstanden werden.

Es ist dem Menschen nicht gegeben, sich ständig mit den Rätseln des Lebens zu befassen, ständig die metaphysische Seite des Daseins zu erforschen; er macht sich auch einmal frei von der Tiefsinnigkeit durch die Gesundheit des Humors und durch die Fähigkeit, neben der Schönheit auch das Groteske zu verstehen. Wer von uns hätte nicht schon nach den Stunden starken Erlebens einen derben Fluch auf der Zunge gehabt, der uns vor der Übermannung des Erlebnisses bewahren sollte, wer kennt nicht die vollendeten Werke unserer Dome, wie auch sie nicht nur in ihren Verzierungen, in der Ornamentik, den Willen zur Schönheit oder zur Frömmigkeit verkörpern, sondern auch das Groteske festzuhalten wissen.

Wir erleben dasselbe im Schrifttum, nur daß sehr häufig nach der schweren Lektüre auch die geistreichsten Vertreter des Volkes zu dem leichten Buch greifen, das, unter die strenge Lupe literarischer Kritik genommen, den Kitsch streifen würde. Hätten wir den so seltenen, starken Volkshumor im Schrifttum, wir würden bestimmt zuerst zu diesem greifen — aber wir finden ihn zu selten. Es ist eine eigene Darstellungskunst, nein, es ist geradezu die Meisterschaft der großen Dichter unseres Volkes, von den geheimen Dingen des Menschen, seiner Familie und seines Volkes in einer solchen Klarheit Kunde zu geben, daß der Leser das Schrifttum als das von ihm gesprochene Wort empfindet.

Doch längst ist diese Zeit vorbei, in der das Schrifttum von dem Willen, von der Tragik des menschlichen Lebens, von der Freude und von anderen großen Dingen in voller Klarheit berichtete. Nach der schöpferischen Epoche um Goethe herum entfernten wir uns immer mehr von dieser geistigen Erbschaft. Das Sinnbild des Lebens wurde

Digitized by Google

von der brutalen Epoche der Gedankenwelt einer Entwicklungsgeschichte entsymbolisiert. Einzelne, wenige überragten das Mittelmaß. Sie alle krankten an ihrer Zeit und kämpften vergeblich gegen die Welt der Veräußerung, als die wir die Zeit zwischen den zwei Kriegen 1871 und 1914 in ihrer letzten Entwicklungsstufe bezeichnen können.

Erst kurz vor dem großen Weltkrieg ermannte sich die Jugend und trat in Gegensatz zu ihrer Zeit und in Gegensatz zu der Welt der älteren Generation. Die Jugendbewegung war es, die Abkehr nahm von der Sattheit und Zufriedenheit des Menschen. Sie erkannte die völlige Unzulänglichkeit, sie war von einer Spannung getragen, die entstehen mußte und zwar in einem Volke entstehen mußte, das immer noch vorwiegend eine gesunde Erbanlage aufzuweisen hatte. Diese Spannung aber hieß der äußere Fortschritt einerseits, die wirtschaftlichen und technischen Erfolge eines Volkes und seiner Nutznießer und die innere Verkümmerung des einzelnen und der Gemeinschaft andererseits.

Wir sehen noch, wie am Ende des 19. Jahrhunderts, in den achtziger Jahren, ein Kreis junger Autoren in Berlin seine künstlerischen Forderungen stellt, wir sehen einen ähnlichen Kreis in München, doch verfolgen wir das Ende dieser Männer, so sind sie fast alle ruhig geworden, sind beinahe vergessen. Der eine oder andere hat einen großen Namen bekommen, doch dieser Name war nicht die zwingende Entwicklung aus der Jugendzeit des Betreffenden, sondern war die Abkehr vom vorgesteckten Ziel, war die Anpassung an die Zeit des Nichtssagens.

So kam der Krieg. Eine Tat ungeheuersten Ausmaßes, eine Anspannung aller noch im Volke vorhandenen Kräfte. Aber es ist interessant, zu beobachten, wie im Kriege selber, im Gegensatz zu anderen Kriegszeiten — denken wir nur an Körner — eigentlich das Kriegserlebnis in der Dichtung völlig fehlte. Keine große starke Dichtung entwickelte sich während des Krieges, abgesehen wieder von einigen wenigen, die im Verhältnis zum Gesamtschaffen der Dichtung nur einen kleinen Beitrag bringen durften. Wir kommen hier auf Walter Flex, dessen Namen wir als seine Zeitgenossen nie vergessen werden.

Die Nachkriegszeit war nun nicht etwa, obwohl sie mit einer sogenannten Revolution anfing, die Fortsetzung der Jugendbewegung, des revolutionären Teiles der Vorkriegszeit, sondern war ein Zurücksinken auf das spießbürgerliche Niveau, nur statt der vom Marxismus oft genannten Haltung des bürgerlichen Menschen, des Bourgeois, trat der Bonze in Erscheinung.

Das Schrifttum dieser Zeit war entsprechend. Die Lyrik, das Drama, der Roman, sie gierten nach dem Augenblickserfolg, sie waren geschrieben worden von Marionetten des Lebens, von Scharlatanen, von politischen Gauklern, aber nicht von Menschen, die ehrlich, sich selbst verantwortlich, um ihr Volkstum stritten und kämpften. Das spärliche gute Schrifttum ertrank in der Flut der Gegenwartsliteratur. Namen wie Stehr, Kolbenheyer, Carossa, drangen nicht durch. Aber der Kenner, der Hörer und der, der sehen konnte, sie alle merkten doch, daß sich hier langsam ein Umbruch vollzog, daß hier ein Zeitalter zu Grabe getragen wurde, das sich nicht nur durch eine unwürdige Haltung weigerte, von einer neuen Zeit abgelöst zu werden, sondern auch einzelne, wenn schon abzulehnende Werke aufwies, die man als den Schwanengesang des untergehenden Jahrhunderts bezeichnen könnte. Ich denke hier an das Können eines Thomas Mann. Wir lehnen die Werke nicht wegen ihres Könnens, sondern wegen ihrer Haltung ab.

Nachdem der Krieg einige Jahre vorüber war, entstand langsam aus der Frontgeneration heraus ein Schrifttum des Krieges, das an die großen Erlebnisse anknüpfte und es auch verstand, diese Erlebnisse festzuhalten. Es seien nur einige Namen genannt: Beumelburg, Schauwecker, Wittek, Dwinger, Jünger, Carossa, Grabenhorst, Euringer,

Digitized by Google

Steguweit, Wolf Justin Hartmann. Das wertvolle Kriegsbuch aber ist heute eine Brücke, die den Arbeiter als alten Frontsoldaten zum Nationalsozialismus führt. Eine interessante Statistik des Institutes für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig ergab nämlich, daß die ältere Generation der Arbeiterschaft sich nach der Revolution von 1933 nicht etwa gleich auf das politische Schrifttum stürzte, sondern eine Verbindung suchte zu den Taten und dem Willen der jungen Generation — und daher zum Kriegsbuch griff.

Der Krieg aber hatte eine Gemeinschaftsbildung bewirkt, die vorher nicht dagewesen war. Das gemeinsame große Erlebnis des Krieges unterbaute damals die zukünftige Gemeinschaft des Nationalsozialismus. Der Krieg hatte die Erfahrungswelt des einzelnen ins Ungeheure erweitert. Aus Dörfern und Kleinstädten heraus waren Menschen, die sonst niemals die Gelegenheit gehabt hätten, die Welt zu sehen, auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen herumgetrieben worden. So knüpften sie an diese Zeit wieder an, um das Verständnis für die Gegenwart zu bekommen.

Wenn wir aber zum Schrifttum der Gegenwart selber kommen, so wissen wir, daß es undenkbar ist, heute schon von einem Schrifttum zu sprechen, das voll und ganz die Tiefe des Geschehens wiedergibt. Es sind vorläufig nur Ansätze da, Ansätze, die sicherlich auch entsprechend der Entwicklung des Kriegsschrifttums Jahre brauchen, um sich voll entfalten zu können. Allerdings gewinnen die Autoren der letzten Jahrzehnte, von der überlebten Zeit verkannt und abgelehnt, heute wieder Bedeutung; sind sie doch die Schriftsteller und Dichter, die ehrlich und tapfer für ihr Volkstum gekämpft und gelitten haben, die man als Männer der Provinz bezeichnete.

Wie dankbar können wir sein, daß wir diese gesunde „Provinz" noch gehabt haben, denn, wenn auch München die Stadt der Geburtsstunde unserer Revolution ist, so ist es doch die Provinz gewesen, die dem Nationalsozialismus die Tragfähigkeit gegeben hat — sagen wir lieber richtiger statt Provinz: das Land.

Mit dem Heraufkommen des Nationalsozialismus und seiner Ideenwelt hat eine neue Betrachtungsweise über die verschiedenen Lebensäußerungen unseres Volkes eingesetzt. Auch die Vergangenheit erscheint uns in einem anderen Licht. Unsere Geschichtsbetrachtung ist eine neue geworden und wird sich nunmehr zu bewähren haben. Junge Wissenschaften, die umkämpft und umstritten waren, deren Schrifttum heiß verteidigt und kalt abgelehnt wurde, sind unter dem Begriff der Totalität der nationalsozialistischen Weltanschauung einbezogen. Sie haben noch ihre Proben zu bestehen, sie haben sich zu bewähren, denn sie haben jetzt die Möglichkeit, sich frei zu entwickeln, zu forschen und für ihr Gedankengut zu streiten. Ich denke hier an die Rassenkunde und an die Vorgeschichte. Sie müssen aber sinngemäß in einer solchen Revolution, die aus den Tiefen des biologischen Verständnisses gewachsen ist, im Vordergrund stehen. Sind sie es doch, die einen Teil der Aufgaben überwiesen bekommen — unsere Vergangenheit klarzustellen.

Die Frage der Herkunft wird noch lange Zeit unser Schrifttum bestimmen. Wir werden sehen, wie aus dieser jungen Wissenschaft heraus ein populärwissenschaftliches Schrifttum sich entwickelt, das die Ergebnisse der neuen Forschung volkstümlich zu übersetzen versucht. Dieses Schrifttum ist allerdings bei einer falschen Übersetzung ein Gift für weiteste Volkskreise. Und es setzt unsere ganze Verantwortung voraus, daß bei der neuen Aufgeschlossenheit des Volkes hier nicht pseudowissenschaftliche Grundlagen gebildet werden, die im Gegensatz stehen zu der natürlichen Entwicklung unseres Volkstums.

Aus dem populärwissenschaftlichen Schrifttum aber entwickelt sich wieder ein Teil des schöngeistigen Schrifttums; die Frage der Vorgeschichte, die Frage der Rasse, die Frage der neuen Bauerngesetzgebung werden nicht ohne Einfluß auf das schöngeistige

Digitized by Google

Wilhelm Überrück:
Im schweren Zug

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Schrifttum bleiben. Wir sehen heute schon, wie eine Welle von Bauernromanen den Büchermarkt überflutet; sie sind bei weitem nicht alle gut und zu fördern.

Und wir sehen auch, wie die Taten unserer großen Revolutionäre von einer künstlerischen Gestaltungskraft versinnbildlicht werden. Hier ist gleichfalls die Gefahr einer Verkitschung vorhanden und wieder ist es die Aufgabe derjenigen, die die Revolution mitgemacht haben, eine Verkitschung der Taten unserer Großen zu verhindern. Es vermögen nur die den Unwert oder Wert eines solchen Schrifttums zu erkennen, die Mitstreiter Adolf Hitlers waren, die teilnehmen durften an den großen Erlebnissen der letzten zehn Jahre. Sie allein wissen — wenn sie vielleicht auch nicht die Fähigkeit der künstlerischen Wiedergabe dieser Erlebnisse besitzen — was echt oder unecht am neuen Schrifttum ist, das sie und ihre Zeit verherrlichen will.

Aus dem Letztangeführten erheben wir die Forderung, daß auch die Mittler des deutschen Schrifttums, soweit sie noch abseits sind, ihr Abseitsstehen aufgeben und versuchen, in der neuen Volksgemeinschaft einen Standort zu bekommen. Denn wie könnte man Mittler eines Schrifttums sein, ohne dessen Sinn erfaßt zu haben! Die Krise im Buchhandel, die Krise von Volksbüchereien, soweit sie vorhanden sein sollte, hat nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine politische Seite. Diese politische Seite zeigt aber, daß der Mittler eines so wertvollen Volksgutes nicht die Verbindung zum Volke selber verlieren darf und zwar zum Volke

1. in der Erkenntnis des Wertes des Schrifttums, das aus dem Volke geboren wurde und
2. in der Erkenntnis des Ansatzes, wem er das Schrifttum näher zu bringen hat.

Wer unsere Zeit voll erfassen will, muß erst einmal von dem totalen Anspruch des Nationalsozialismus überzeugt sein, von dem Anspruch, nicht nur politisch neue Bestimmtheiten hinzustellen, sondern auch von dem Anspruch, ein ganzes Volk in seiner Lebensäußerung, in seinem Lebenswillen neu zu beeinflussen.

Wir erkennen trotzdem die ungeheure Bindung an, die wir zu der vergangenen Zeit haben. Wir wissen, daß wir das Blutserbe einer Kette von Generationen sind, aber wir wissen auch, daß wir von den schöpferischen Epochen der Vergangenheit immer mehr uns entfernt hatten, immer mehr getrennt wurden durch Übersetzer dieser schöpferischen Epochen, durch Systeme, die aus Mangel an Erkenntniskraft nur eine neue Vielfältigkeit brachten, durch ein Spezialistentum, das immer verschachtelter wurde und nur noch Teilgebiete der Wissenschaft und Teilgebiete des Lebens unseres Volkes zu übersehen vermochte.

Die Ablösung eines solchen Spezialistentums ist unser Anspruch, der aber nur gerechtfertigt ist, wenn unsere Zeit schöpferische Kräfte aufweist, der Anbeginn, die Urheberschaft einer neuen geistigen, seelischen und politischen Haltung ist. Daher wird unsere Gegenwart auch sehr empfindlich sein, wenn allzu schnelle Dolmetscher auf dem Plan erscheinen, allzu schnelle Übersetzer, die gar nicht rasch genug das Erlebnis in die Problematik umwandeln können. Wir haben daher einen berechtigten, gesunden Abstand von Kreisen, deren Fähigkeit in der Zeitdiagnose lag und liegt.

Unser neues Erkenntnisvermögen, das noch wachsen und reifen soll, trägt allerdings schon die Kraft in sich, sich über die Vergangenheit ein neues Bild zu machen, trägt die Kraft eines neuen Forschungstriebes in sich.

Wenn man heute die Zeit der großen Gleichschaltungen hinter sich hat und sie nun durch Organisationen sinngemäß ins praktische übersetzt, so bedeuten die Gleichschaltungen mit ihren nach sich stehenden Organisationsvorgängen nichts anderes, als daß der Nationalsozialismus zum Beginn seiner Arbeit den Bestand und die Vorgänge seines Volkes, des 60-Millionen-Volkes, kennenlernen und die sich regenden Kräfte überblicken muß, um nun mit der für lange Zeiten feststehenden neuen

Digitized by Google

Weltanschauung arbeiten zu können. Wir haben auf dem Gebiete der Kultur nicht gleichgeschaltet, um mehr Macht zu gewinnen, die Macht ist uns aus der Kraft der Weltanschauung gegeben, die Macht ist uns aus dem eindeutigen Bekenntnis zur Politik gegeben. Wir haben auch nicht gleichgeschaltet, lediglich um Personen auszuschalten und die frei gewordenen Arbeitsplätze mit Parteigenossen zu besetzen, sondern es bestand die dringende Notwendigkeit, für alle Arbeiten einen Überblick über ein so großes und so vielseitiges Volk zu bekommen.

Aber da die Revolution die Revolution des gesunden Teiles unseres Volkes war, haben wir auch die Schöpfungen der gesunden Menschen in den Vordergrund gestellt, haben sie gefördert und werden das trotz aller Miesmacher auch weiterhin tun.

Die Politik hat unseren Charakter nicht verdorben. Wir erkennen die Bindung zu der großen Tradition unseres Volkes an. Im Gegenteil, diese große deutsche Tradition soll heute wieder lebendig werden, um Mitträger der nationalsozialistischen Gedankenwelt zu sein. Und wenn man heute immer wieder sagt, es ist ja nichts neues da, so ist das aus dem Munde der Bequemen gekommen. Wir können dieses Nachplappern nicht mitmachen. Lieber soll gar nichts da sein, als daß uns Erzeugnisse vorgesetzt werden, Erzeugnisse, die aus kranken Gehirnen und ungesunden, verdorbenen Instinkten geboren sind. Lieber wollen wir ein paar Jahre warten, als daß wir uns mitschuldig machen wollen, das Volk von seinem gesunden Volksempfinden entfernt zu haben.

Aber gehen wir auf die Frage näher ein, so können wir nur sagen, daß der Fluß des deutschen Schrifttums nicht um ein Buch gestockt hat; nach wie vor wird unser Büchermarkt mit einem Schrifttum überschüttet, das allerdings an wirklich Wertvollem verhältnismäßig wenig zu verzeichnen hat. Es kommt nicht darauf an, daß das Wertvollste deutscher Kunst von jedem erzeugt wird, sondern es kommt darauf an, daß er von jedem verstanden wird. So genügen einige wertvolle Bücher, um unsere Grundhaltung zu vertiefen, so genügen einige wertvolle Kunstgemälde, um den Schönheitssinn unseres Volkes zu vertiefen. Die Kultur hat mit dem Zeitalter der Technik nur bedingt zu tun; von ihr auch schöpferische Leistungen am laufenden Band zu erwarten, wäre ein Verbrechen. Es ist seltsam festzustellen, daß nicht das von der Intelligenz so oft geschmähte und für dumm gehaltene Volk die Forderung der Massenware künstlerischer Dinge gestellt hat, sondern, daß es ein Teil der jetzt zu kurz gekommenen Intelligenz ist, die auf den Mangel der Vielproduktion geistiger Werte hinweist.

Wir sind im Auslande den Völkern in vielen unserer Wesenszüge, in manchen unserer Handlungsweisen verständlich, doch irgendein Teil von uns ist dem gesamten Ausland unbegreiflich: das ist das Geheimnis unserer inneren Wehrhaftigkeit.

Dieser Kampf an sich und in sich hat uns im Laufe der Geschichte die Kraft der inneren Wehrhaftigkeit geschenkt. Ein Teil des Schrifttums der Vergangenheit legt Zeugnis davon ab, die Ausdeutung allerdings ist verschieden gewesen. Je gründlicher aber man diese Ausdeutung besorgte, desto mehr versackte man wie in den Teilgebieten und übersah das lebensvolle Ganze, desto mehr blieb man an der Zwiespältigkeit des deutschen Menschen haften und übersah die Überwindung der Gegensätze unserer Geschichte.

Ich komme auf den Mittler unseres deutschen Schrifttums zurück, den Buchhändler, den Bibliothekar, den Lehrer, bei ihnen allen müssen wir die Forderung stellen, daß sie mehr denn je diese großen Lebensfragen unseres Volkes beherrschen und dann erst von sich aus ihr Mittlertum erfüllen. Bei der Fülle des Schrifttums ist es unmöglich, eine so lückenlose Herausstellung oder Ablehnung vorzunehmen, daß dem Mittler kein Spielraum der eigenen Verantwortung bliebe. Es ist aber auch, wenn diese Möglichkeit bestünde, undenkbar, daß ein verantwortungsbewußter Mittler des deut-

Digitized by Google

schen Schrifttums sich diese Verantwortung jemals aus der Hand nehmen ließ. Die Ansatzpunkte, heute gemeinsam für das deutsche Schrifttum zu kämpfen, liegen daher nicht alleine in der gemeinsamen Herausstellung des Schrifttums, in der gemeinsamen Festlegung von einigen Titeln und Büchern, sondern darin, daß man an die Erlebnisquellen der Revolution herankommt und auch mit der Forderung der Totalität dem Schrifttum dient.

Es ist wertvoll, daß es heute Einrichtungen im Staate und in der Partei gibt, die eine Vorsichtung innerhalb der Fülle des Geschriebenen vornehmen. Diese Vorsichtung aber muß dem Buchhändler und dem Volksbibliothekar immer noch einen Spielraum lassen, sein eigenes Verantwortungsbewußtsein einzuschalten. Wenn das nicht erfolgt, erziehen wir einen Buchhändler und einen Bibliothekar, die um des lieben Umsatzes willen ihr Geschäft führen und ihren Dienst verrichten, die sich mit anderen Worten auf die Werbetätigkeit von neu eingerichteten Dienststellen des Staates und der Partei verlassen und nun registrieren, welche Umsatzerhöhung sie durch irgendwelche Förderungsmaßnahmen zu verzeichnen haben. Liegt schon eine gewisse Gefahr darin, sich auf die Werbeunterstützung der Verleger allein zu verlassen, so bildet die neue Unterstützung, die dem Buchhandel heute widerfährt durch die „Woche des deutschen Buches", durch Förderungsmaßnahmen aller Art, eine Gefahr für die Abnahme selbständiger Initiative, wenn der Buchhändler auf den Lorbeeren der Tätigkeit anderer ausruhen würde.

Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums stellt eine größere Auswahl des geeigneten Schrifttums heraus und gibt an Hand der Einrichtung des Gutachten-Anzeigers wöchentlich die Bücher bekannt, die von einem hooköpfigen Lektorat entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu den verschiedenen Gebieten des Schrifttums geprüft und positiv bewertet wurden. Wir üben mit diesen Anzeigen und den Katalogen der 100 Bücher keinesfalls einen Zwang aus, sondern wir nehmen eine Vorsichtung vor, an Hand derer der Buchhändler und Bibliothekar weiterarbeiten kann. Wir würden es sogar begrüßen, wenn der Mittler des Schrifttums aus dem Beruf heraus Bücher gleicher Wertigkeit uns aufgeben würde oder als Vergleichsmaßstab zu den Publikationen unserer Dienststelle mit von sich aus fördern würde. Sie können glauben, daß wir mit dem wertvollen Teil des deutschen Buchhandels Schulter an Schulter marschieren, marschieren müssen, weil wir aus demselben Geist heraus, aus der Liebe zum deutschen Schrifttum, die ungeheure Arbeit übernommen haben, fast zwei Drittel der Gesamterzeugung der deutschen Verlagswelt zu prüfen und zu begutachten.

Wir schreiben dem Autor nicht vor, wie er seine Bücher auszugestalten hat, obwohl es schon immer und auch heute noch die sogenannten Aufträge an Autoren, an Schriftsteller gibt. Aber das Mittlertum hat die pädagogische Aufgabe und Pflicht, das Wertvolle des Schaffens eines Dichters und Schriftstellers von dem weniger Wertvollen zu scheiden und entsprechend herauszustellen. Wir wissen, daß es ein Auf und Ab in dem schöpferischen Leben eines Dichters gibt und daß mancher gerade seine Schwächen liebt und sie für die Stärken hält.

Sollen wir ihm deswegen gram sein? Nein, das vermögen wir keinesfalls. Aber uns müßten wir ewig gram sein, uns müßten wir Vorwürfe machen, wenn wir nicht die wertvollsten Schöpfungen von dem Unwert anderer unterscheiden könnten. Es darf nicht den Ausschlag geben, daß alle Arbeiten eines Autors — in diesem Falle seine Bücher — gleichmäßig verkauft und vertrieben werden, weil ein Name dahinter steht, ein Name, der schon gute Geschäfte versprochen und gehalten hat. Hier fühlen wir uns mitverantwortlich, hier gilt es in engster Zusammenarbeit mit dem gesamten Mittlertum des Schrifttums aufklärend zu wirken und sich durch gegenseitige Schulung reifer und reicher für diese Aufgabe zu machen.

Digitized by Google

Und wenn im Jahre 1933 eine Anzahl sogenannte Dichter und Schriftsteller fluchtartig Deutschland verließen, so taten sie es nicht, weil sie ungerechte Handlungen vom Nationalsozialismus erwarteten, sondern weil ihr Gewissen nicht sauber und rein war. Wenn die Dichteremigranten echte Deutsche gewesen wären, so hätten sie hinter ihrer Meinung gestanden, wären im Lande geblieben und hätten das ertragen, was sie befürchteten. So aber verließen sie ihr Land, nicht nur, um sich in Sicherheit zu bringen, sondern um auch ihr ganzes Gift über Deutschland zu ergießen, um ihr böses Gewissen zu betäuben. Deutschland aber wird auch diese Giftwelle der Lügen überwinden.

Es steht nur um die Völker der Welt schlecht, die es nicht ehrlich mit sich meinen, die kein eigenes Recht zu vertreten haben und sich an dem Recht anderer vergreifen. Das Recht zu wahren, ist aber nur dem Volk und dem Menschen möglich, der die Probe, der eine Fülle von Kämpfen um dieses Recht und um die Macht, die das Recht schützt, bestanden hat. So zieht denn an uns noch einmal das Schrifttum der Vergangenheit vorüber, wir sehen es mit anderem, mit tieferem Verständnis, denn ein neues und doch uraltes Recht ist uns geschenkt worden, um das wir bis in alle Zukunft kämpfen werden, das Recht auf unsere Eigenart und ihre Erhaltung, die uns der Nationalsozialismus mit seinen Forderungen wieder brachte.

Die Eigenart eines Volkes aber ist heimlich und stark und aus dem Zusammenleben von Landschaft und blutbestimmten Volkstum gewachsen. Hüten wir uns, diese neue Gedankenwelt wieder zu einer Welt der Schlagworte zu machen, hüten wir uns, das Wertvollste unseres Volkes zu einer Marktware zu erniedrigen, denn dieses Wertvollste ist wohl in seiner Haltung und in seinem Willen der Weitergestaltung von Menschenhänden zur Beeinflussung zu überlassen, von Menschenhirnen zu denken und von Menschenherzen aus einer Sehnsucht heraus zu einem künstlerischen Schaffen zu verdichten. Aber das Vorhandensein verdanken wir einer Macht, an deren Wahrheitsgehalt wir niemals herankommen.

Es gibt eine gemeinsame Verbindung, die durch das ganze Volk geht, das ist die Ehrlichkeit des Strebens und die Ehrlichkeit nach Klarheit. Klarheiten des Willens und des Wortes sind immer noch von allen Teilen des Volkes verstanden worden. Wir konnten als kleinere oder größere Führer der Partei in dem Kampf um die politische Macht dem einfachen, unkomplizierten Volksgenossen nichts vormachen, ihn nicht für die Gedankenwelt Hitlers gewinnen, wenn wir uns nicht klar und eindeutig für das Volkstum, für den Erhalt der Nation bekannt hätten. Genau dasselbe verlangen wir vom deutschen Autor, vom deutschen Schriftsteller, und wo dies nicht der Fall ist, haben wir uns einzuschalten. Es ist die Zeit gekommen, in der wir in der Kammer unseres Wissens einmal gründlich aufzuräumen haben. Es geht nicht, daß wir als nachwachsende Generation alles Wissen der Erfahrungswelt vergangener Generationen als gut in uns aufnehmen, um lückenlos mit dem vorhandenen Wissen operieren zu können. Es kommt nicht auf diese Lückenlosigkeit an, denn auch die größte Kammer des Wissens, die größte Belesenheit muß vom Leben bestätigt sein. Es kommt darauf an, daß wir uns mit unserem Wissen nicht im Gegensatz zu der uns angeborenen Bildung befinden, es kommt darauf an, daß sich das Wissen nicht zwischen den gesunden Menschenverstand einschaltet oder gar als eine Erhöhung des Standes die Begierde der Bereicherung weckt.

Wir glauben, daß der Nationalsozialismus gründlichst mit diesem für manchen Menschen geradezu zu einer Folterkammer gewordenen Wissen aufräumen wird. Ein Geist, der sich formen und bilden will, braucht Handwerkszeug; nur als solches ist das Wissen einzusetzen. Wir wissen, daß das Erkennen, abgesehen von den wenigen großen intuitiven Begabungen, von Kenntnissen abhängig ist. Es ist sinnlos, heute aus einem Gang der Entwicklung heraus, ohne Belastung des Wissens gewisse

Digitized by Google

Dinge festzustellen, die an sich schon von vorausliegenden Generationen festgestellt wurden und als ein allgemeines Gut mit hineingewachsen sind in die Erlebnis- und Verstandeswelt.

Wir wollen nicht die gedankenlosen Nachbeter vergangener Generationen sein, wir haben für unsere Zeit selber etwas zu sagen, wir wollen uns nicht wiederholen, sondern wollen aufbauen auf dem sicheren Grund unseres Volkstums, mit dem Rüstzeug eines vom gesunden Menschenverstand regulierten Wissens.

So auch gehen wir an das deutsche Schrifttum heran, um es zu beurteilen, ohne die Ehrfurcht vor den großen Taten geistiger Heroen zu verlieren. Wir sind Zeitgenossen großer Männer und großer geschichtlicher Geschehnisse. Wir wollen aber noch mehr, wir wollen Wegbereiter und eine Voraussetzung für eine über uns noch hinauswachsende Generation sein.

Jeder, der heute ein Amt im nationalsozialistischen Staat innehat, muß sich dessen bewußt sein, daß noch niemals in der deutschen Geschichte ein Volk so aufgeschlossen und so bereit war, die Dinge von ihrer totalen Seite aus aufzunehmen, die Politik in das Zentrum des Denkens und Handelns einzusetzen, wie wir in der Gegenwart. Wir sind nicht um unserer selbst willen hier, sondern wir sind um der Gemeinschaft willen hier; wir tragen nicht die Uniform mit den verschiedenen Rangabzeichen aus der Freude an Überheblichkeit oder aus persönlichen, kleinlichen Motiven, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß uns ein gemeinsames Tuch, eine gemeinsame Farbe verbindet, und daß die Rangabzeichen Ehrenabzeichen der Leistungen sein müssen und keine andere Bedeutung haben dürfen. Die nachkommenden Generationen werden an dem, was die einzelnen von uns hinterlassen, erkennen, welcher von den heutigen Führern der Partei dem Gedankengut des Nationalsozialismus den weitesten Vorspanndienst geleistet hat. Wir sehen heute schon, wie aus der Hitlerjugend ein Geist uns entgegenkommt, der über das hinauszuwachsen scheint, was manch ein Angehöriger der Partei erst erkämpft und erstritten hat. Wir selber haben noch zu Lebzeiten der jungen Generation gegenüber Rechenschaft abzulegen, warum wir für sie die Revolution gemacht haben.

Und es werden sich die Parteigenossen freuen, die Führer unserer Bewegung, die ihre Stunde nicht versäumt haben, es freuen sich die, die immer aus innerer Sauberkeit gehandelt und sich der Gemeinschaft gegenüber verantwortlich gefühlt haben, denn sie werden mit ihrer Abrechnung die größte Stunde ihres Lebens erleben, die durch keine Propaganda und durch kein Rampenlicht der ganzen Welt vergrößert oder verkleinert werden kann. Und diese Verantwortung muß auch wieder aus dem gesamten deutschen Schrifttum sprechen, der alte Leitstern deutscher Wissenschaft und damit deutscher Wertgeltung sein. Wir dürfen nicht erlahmen an den schnellen Erfolgen der Gegenwart, wir dürfen nicht erlahmen an dem schnellen Finden neuer Ergebnisse, die nicht wir alleine, einzelne von uns, nein, die eine neue Zeit des Aufbruchs und des Umbruchs mit uns ans Tageslicht gefördert hat, sondern wir müssen wissen, daß jede Leistungsprobe, sobald sie bestanden ist, uns zu weit höherem befähigt machen soll und nur eine Entwicklungsstufe in dem Dienst an unserem Volk sein kann.

Wenn ich noch mit einem Satz die letzte Vergangenheit streife, so ist der größte Vorwurf, den man dem vergangenen Jahrzehnt zu machen hatte, der, daß es aus keiner dieser Handlungsweisen das volle Verantwortungsbewußtsein und die Tragfähigkeit einer Abrechnung vor der jungen Generation vertreten und empfunden hat.

Sinngemäß zeigt sich dies auch in der Gegenwartsliteratur. Ich schreibe niemals als Dichter oder Schriftsteller nur aus pädagogischer Zweckmäßigkeit, sondern ich schaffe aus der Überfülle der Volkskraft, der Gemeinschaft, in die ich hineingeboren

Digitized by Google

wurde. Ich bin das Sprachorgan, der Sprecher für die Fülle des Gutes unseres Volkstums geworden, aber meine höchste Leistung, die ein Überfließen dieses herrlichen Gutes bedeutet, wirkt sich immer, wenn sie an die Meisterschaft herangrenzt, auch pädagogisch, erzieherisch, wirkt sich immer kämpferisch als eine Waffe der Kulturpolitik aus. Haben wir aber dieses preußische Pflichtbewußtsein in uns, es ist die Kraft und Stärke des Preußentums gewesen, dann erziehen wir uns langsam zu einem Leitsatz, dem Hunderte von Nationalsozialisten instinktiv gefolgt sind und für die der Führer das selbstverständliche Vorbild war: „Reif sein zum Antreten, reif sein zum Abtreten."

Die Tragik des menschlichen Lebens, die Tragik der Gemeinschaft des Volkes liegt in der Unzulänglichkeit und in dem großen Abstand von Wille und Leistung. Diese Unzulänglichkeit auszuschalten, zu beseitigen, ist durch keinen Willensvorgang allein möglich, sondern hängt mit den genialen Begabungen, mit dem Geschenk des Genius zusammen. Aber die Unzulänglichkeit auf ein Mindestmaß herabzudrücken, und sich dadurch immer unabhängiger von dem Schicksal des Alltags zu machen, das müßte unser aller Streben sein. Ein derartiges Streben wird erleichtert und unterbaut in der Zeit der Vorbilder, die das geringste Maß der Unzulänglichkeiten in sich tragen. In der Unzulänglichkeit liegt aber auch der Mangel an Folgerichtigkeit, d. h., daß man sich ein Ziel steckt, ohne es bis zur Erschöpfung der letzten Kräfte anzustreben. Der Nationalsozialismus war die Überwindung der deutschen Unzulänglichkeit in der Politik.

Er hat immer wieder unter Einsatz der letzten verfügbaren Kräfte das Ziel verfolgt. Wir können heute mit freudigem Herzen bei den maßgebenden Führern unserer Bewegung feststellen, daß sie folgerichtig, nationalsozialistisch geblieben sind. Vor allem *einer* ist sich selbst gleich geblieben. Für diesen einen kämpfen wir, auf welchen Posten wir auch gesetzt und mit welchen Aufgaben wir auch betraut sind.

Nicht Schuld haben aus eigener Unzulänglichkeit, heißt in Ruhe allen Schritten des Schicksals entgegensehen, heißt „reif sein zum Antreten und reif sein zum Abtreten".

So ist das Schrifttum nicht dazu angetan, wenigen Menschen ästhetische Befriedigungen und geheimste Genüsse zu bereiten, sondern es ist die Waffe unseres kulturpolitischen Lebens, es ist eine Waffe, die wir vor uns und unseren Nachkommen blank und sauber zu halten haben.

Digitized by Google

Otto Weber-Krohse:

Hans David Ludwig Yorck

Royalist und Frondeur, Legitimist und Revolutionär

(Schluß)

Nun hat Yorck 1810 auch die Inspektion aller leichten Truppen bekommen. Er arbeitet ein ganz neues Reglement aus; es sind wieder die alten Mittenwalder Ideen eines leichten und beweglichen jägerischen Vorgehens der Truppe, eines allerengsten sozialistischen Zusammengehens von Führer und Gefolgschaft. „Wir müssen im Gefecht von vornherein das geistige Übergewicht haben" — wahrlich ein revolutionärer Satz, der im Mittelpunkt der Moltkeschen Schlachtbetrachtungen oder des Schlieffenschen „Cannae" stehen könnte. Er weiß, wie notwendig gerade jetzt ein ganz enger Zusammenhang von Ostpreußen, Pommern und Schlesien ist. Er spricht es ganz deutlich aus, daß von deren Zusammenhang immer wieder das Schicksal der Monarchie abhängen wird. Das Schicksal Preußens heißt preußischer Osten. Preußischer Osten und preußische Krone sind so unaussdenkbar verflochten, wie preußische Krone und preußischer Sozialismus einander verschworen sind. Er reist, nachdem er zuerst in Schlesien gewesen ist, nach Pommern. In Kolberg trifft er Bülow, seinen Kameraden aus Soldau, der neben ihm die neuen Füsilierbataillone ausgebildet hat. Sie stehen sich aus dieser Zeit schlecht, die beiden Haudegen. Im Treptower Schloß kommt es zu einer langen nächtlichen Aussprache. Sie verstehen sich nicht. Jeder von ihnen ist zu sehr Autokrat. Yorck ist im Grunde seines Herzens überzeugt, daß die Ideen der leichten jägerischen Truppenführung niemand anders beherrscht als er. Bülow müßte kein Bülow sein, wenn er nicht auch seinen Vogel Bülow besäße. Sein Bruder, der spätere Minister, hat einmal von ihm gesagt: „Er ist von uns Brüdern der dümmste, aber trotzdem der klügste Offizier der Armee!" In Stargard trifft Yorck den General Blücher. Dem kann er nun wieder die Lübecker Märsche nicht verzeihen. Es bleibt bei einer knappen, formellen Begrüßung. Yorck kann nicht über seinen Schatten springen.

Dann fährt er nach Breslau, vielleicht aus dem sicheren Instinkt, der ihn so oft auszeichnet — wie viele hundert Jahre muß das Blut arbeiten, um diese Sicherheit des Instinktiven in Verbindung mit solcher Härte des Charakters und solcher nüchternen Klarheit des Geistes herauszuarbeiten? — aber Breslau enttäuscht, wie Schlesien schon oft enttäuscht hat. Der General von Grawert ist ein Mann alter Schule, un chevalier sans peur et sans reproche, aber von der neuen militärischen Aufgabe versteht er nichts.

Im Herbst übt Yorck seine Westpreußenbrigade; es ist dieselbe Gegend, in der er einst, vor dreißig Jahren, unter dem alten Luck mit seinem Braunsberger Regiment vom großen Friedrich geschliffen wurde. Er persönlich hat diesem großen Friedrich wenig zu danken. Er ist schlecht von ihm behandelt worden, er könnte auch noch einen Groll auf ihn haben wegen der Behandlung seines Vaters, der, ohne Rücksicht auf seinen bei Zorndorf erworbenen Pour le mérite, einfach bei der Revue von dem Alten mit harten Worten nach Hause gejagt wurde, weil er mit seinem vom Kriege her steifen Bein die Erstürmung eines Berges nicht mehr mitmachen konnte. Aber was will das alles besagen gegen die Tatsache, daß er doch nun in diesem König die Richtschnur, die Größe, das Symbol sieht, unter dem man noch arbeiten kann? Er selbst untersteht formell noch dem alten Feldmarschall Courbiere; aber er nimmt dessen Pedanterien nicht tragisch. Möchten doch alle seine jungen Offiziere einst die Con-

Digitized by Google

tenance und Ehre zeugen, wie dieser alte Mann, den sie nun im Sommer 1811 auf dem Graudenzer Exerzierglacis begraben. Wer konnte denn damals wissen, daß hundertzehn Jahre später polnische Truppen noch wieder auf diesem Glacis exerzieren würden?

Bald bekommt er Nachricht von den Rüstungen bei Warschau; er ist in Danzig beim russischen Gouverneur, der ihm sagt: „Beeilt Euch nicht, Preußen, die Zeit arbeitet für Euch. Eure Armee ist klein, aber gut, und eine Armee mit jungen Generälen und alten Soldaten ist besser als eine Armee mit alten Generälen und jungen Soldaten!" Der Konflikt zwischen Rußland und Napoleon spitzt sich von Tag zu Tag zu, Hardenberg weicht aus, wie nur ein Liberalist ausweichen kann. Aber als sich die Situation dann doch weiter zuspitzt, wird Yorck auf Scharnhorsts Vorschlag zum Generalgouverneur der Provinz Preußen ernannt. Er hat nun alle „Vollmachten in außerordentlichen Fällen". — Er selbst dankt Scharnhorst in aufrichtigster Weise: „Werde ich das alles leisten können? Würde nicht ein im großen Kriege besser unterrichteter Mann und erfahrener General den Forderungen sicherer entsprechen? Es komme als Oberbefehlshaber hierher wer da wolle, wäre er auch heute noch Major, ich gebe mein Ehrenwort, ich werde unter ihm meine Pflicht tun." — Es ist die Zeit, wo endlich auch Gneisenau wieder in Dienst gerufen wird. Aber kaum hat er sein Königsberger Kommando, als kommandierender General in der Stadt, die ihn dreißig Jahre zuvor noch als relegierten Offizier und Festungsgefangenen gesehen hat, da wird ihm Bülow als Brigadekommandeur für Westpreußen unterstellt! Schon erhebt er eine seiner zahllosen Beschwerden, er könne mit dem Mann keine sechs Tage ohne Krach zusammenarbeiten. Es nützt ihm nichts, Scharnhorst — der nun selbst seine Reise nach Petersburg vorbereitet — beläßt alles beim alten.

Die Franzosen sind mißtrauisch geworden. Blücher muß auf ihr Verlangen entlassen werden. Tauentzien wird jetzt Kommandierender in Pommern, Yorck selbst ist von Spitzeln auf Schritt und Tritt umstellt. Die französischen Truppen setzen ganz Preußen unter Druck, alle Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel bekommen französisches Militär, eine französische Division besetzt Schwedisch-Vorpommern. Der König von Preußen ist in Berlin völlig in ihrer Hand, er kann jeden Tag ausgehoben werden. Die königlichen Wagen stehen gepackt, jeden Augenblick kann eine neue Flucht fällig sein. Endlich wird die französisch-preußische Allianz gegen Rußland unter solchem Druck perfekt. Der König stellt ein preußisches Hilfskorps gegen die Russen. Der alte Grawert soll es führen, Yorck steht ihm als zweiter (d. h. eigentlicher) Befehlshaber zur Seite. Er gibt seine Vollmacht zurück, willig ordnet er sich unter. Sieht sein untrüglicher Instinkt auch hier voraus?

Yorck selbst bekommt ein königliches Schreiben: Er möge nur *verbürgte* Nachrichten über russische Angriffsabsichten ernst nehmen. Er denkt sich sein Teil. Er will unzweideutig Klarheit haben. Da wird die ursprüngliche Ordre noch einmal bestätigt.

◆

Im Juni 1812 erhält er Befehl, das Korps in den Verband des französischen Korps Macdonald einzufügen. Sie haben nun vier preußische Kavallerieregimenter, 19 Infanteriebataillone und 8 Batterien unter ihrem Kommando. Mit dem französischen Kommandierenden General waren sie nicht schlecht geraten. Macdonald ist unter den Marschällen Napoleons sicher eine der vornehmsten, ritterlichsten und anständigsten Naturen. So marschieren sie über Labiau und Memel nach Kurland hinein. Sie kommen an Tauroggen vorbei, marschieren in die Gegend von Mitau. Der alte Grawert wird nervenkrank. Yorck ist alleiniger Befehlshaber des preußischen Korps.

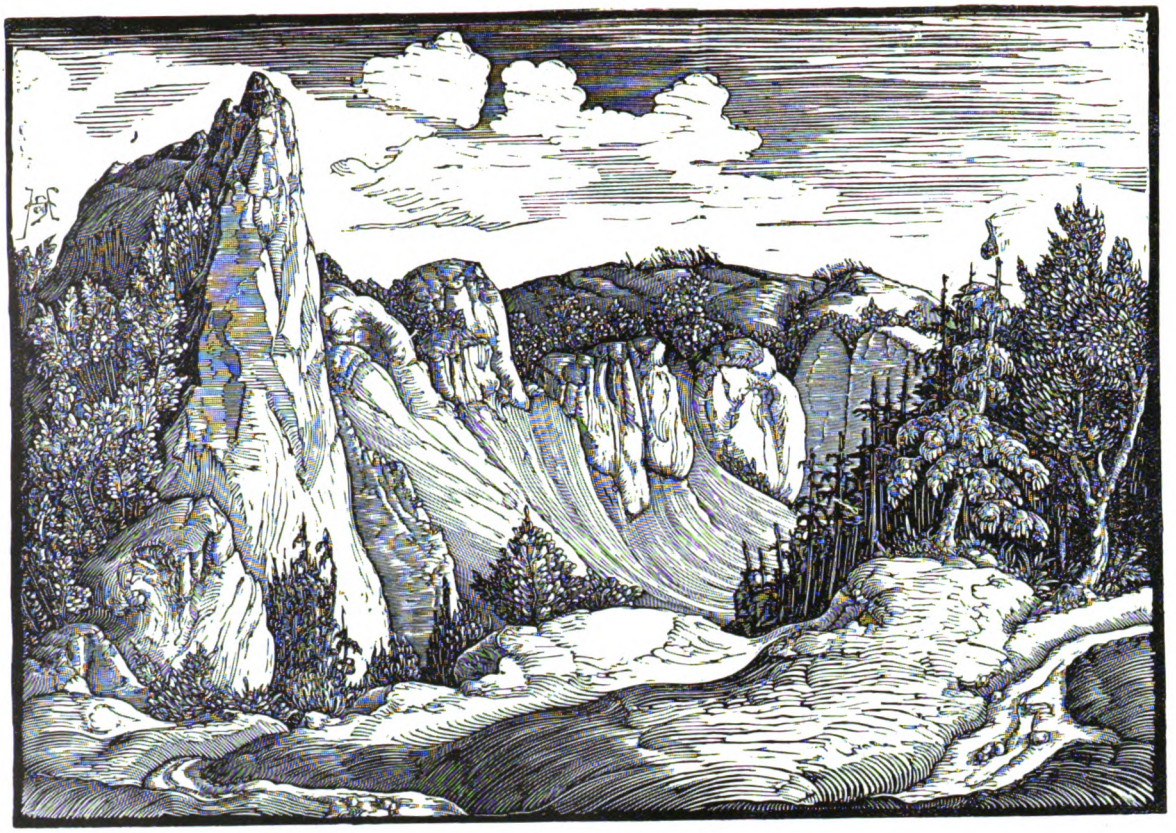
Digitized by Google

Hans Otto Schoenleber: Nordiſche Landſchaft I

Digitized by Google

Hans Otto Schoenleber: Der alte Mann

Digitized by Google



Hans Otto Schoenleber: Donautal bei Beuren

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Bei Jakobstadt geraten sie gegen vielfache russische, aus Riga kommende Übermacht ins Gefecht, verlieren 25 Offiziere und 775 Mann — es ist die sogenannte Schlacht von Dahlenkirchen. Der russische General schlägt Yorck schon damals — Ende September 1812 — eine Unterredung vor, die dann aber im Sande verläuft.

In der Rigaer Gegend wird es sehr unsicher, die Russen scheinen erneute Angriffe zu planen, er konzentriert zunächst einmal seine Truppen. Der große Juragierpark Ruhetal muß von ihm bewacht werden, ist aber ein böses Hindernis für jede Truppenbewegung. Da läßt er Mitau räumen und sein ganzes Korps um Ruhetal zusammenziehen; greift von dort aus — „der Hieb ist die beste Parade" — auf Bauske an. Er wirft mit seinen Truppen, die mit ganz unvergleichlichem Elan vorgehen, den ungleich stärkeren Feind; zwar kostet auch diese Schlacht ihm über 1000 Mann Verlust, aber die Russen verlieren das fünffache und obendrein noch 2500 Gefangene. Die Schlacht von Bauske zwang nach Yorcks eigenen Worten „Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei!". Macdonald scheint seine guten Gründe zu haben, wenn er jetzt sein Hauptquartier inmitten der preußischen Truppen nimmt.

Yorcks Laune wird immer schlechter. Wer konnte denn damals wissen, daß am 21. September ganz Moskau in Flammen aufgegangen war und den Korsen zum Rückzug gezwungen hatte?

Täglich spitzen sich die Schwierigkeiten zu. Die Franzosen setzen die preußischen Pferde auf halbe Ration. Es kommt zwischen Yorck und Macdonald zu offenem Bruch; auch in Berlin wird gegen „Yorcks finsteres und verschlossenes Wesen" gearbeitet. Zu allem setzt Mitte November entsetzliche Kälte ein, Pferde gehen ein, einzelnen Leuten verfrieren die Gliedmaßen. Die Russen gehen jetzt über das Eis der Düna. Die Gefechtstätigkeit lebt auf der ganzen Linie in zahllosen Einzelaktionen auf. Es ist schon eine tolle Situation, aus der heraus er seinen Adjutanten Schack nach Riga sendet.

Der russische Befehlshaber, General Paulucci, ein Italiener, sendet ihm aus Riga ein Angebot einer persönlichen Unterredung. Er lehnt ab, es würde zu sehr auffallen. Nun greift von russischer Seite auch Wittgenstein in die Verhandlungen ein. „Ich offeriere Ihnen die Mitarbeit meiner Armee zur Besiegung der grausamen Bedrücker, die Preußen genötigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons teilzunehmen. Ich schlage Ihnen vor, gemeinschaftlich mit mir Ihrem König seine Gewalt zu restituieren. Ich habe 50 000 Mann tapfere Truppen, die schon oft für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben." Gleichzeitig sendet Wittgenstein den Fürsten Repnin zu Verhandlungen mit Yorck nach Riga. Yorck aber ist vorsichtig; durchaus nicht der flammende Rebell, als den ihn eine spätere Geschichtsbetrachtung so gerne sehen möchte. Er denkt an den Tilsiter Frieden und alles, was damit zusammenhängt. Paulucci hat ihn an ein Beispiel der italienischen Geschichte erinnert, an Romana. Aber Yorck weiß darauf zu erwidern, nicht umsonst hat er immer und immer wieder sich mit der Geschichte befaßt. Er pariert den Russen einen feinen und dünnen Hieb, den sie Alexander weiterbestellen mögen:

> „Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte, die Sache war ausgesprochen und vorweg entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommenste Muster der Loyalität, des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein!"

Wenn er nur will, dann kann er auch mit geistigen Floretten fechten, der alte Isegrim. „Vorsicht von beiden Seiten". Was geschieht, wenn Macdonald oder etwa der Hof in Berlin von der bloßen Tatsache in Kenntnis gesetzt werden, daß er über-

Digitized by Google

haupt mit den Russen korrespondiert? Der Italiener auf russischer Seite wird nur noch dringender, noch verbindlicher. Er übersendet ihm die letzten Bulletins der Franzosen, aus denen York ersehen mag, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt zum Handeln kommt. York antwortet, daß er erst mit Berlin unterhandeln müsse. Er hat jetzt die ersten Nachrichten über das, was sich in den Tiefen des russischen Winters mit der französischen Armee zugetragen hat, er hat Nachrichten, daß die ersten Flüchtlinge bei seinen Vorposten gelandet sind. Hat er auch schon das berühmte Bulletin, in dem Napoleon den Verlust des Feldzuges zugibt und das dann mit den Worten schließt: „La sainteté de Sa Majesté l'empereur n'a jamais été meilleure?" Er spricht lange und hinter vier Türen mit Seydlitz. Sie wollen von den französischen Ketten loskommen, aber liegt nicht die Gefahr vor, daß sie nun dafür russische Ketten eintauschen? Seydlitz reist in den ersten Dezembertagen nach Berlin. Es ist jetzt gerade sieben Jahre her, seit der Korse bei Austerlitz siegte.

York sendet einen Offizier an Macdonald. Er hätte Nachrichten bekommen, daß die große Armee einen Rückzug auf der ganzen Linie antrete, nun hinge das Korps völlig in der Luft, er möge einen Rückmarsch bis nahe an die preußische Grenze gestatten. Er sendet den General von Kleist mit derselben Bitte, Macdonald gibt keine Befehle. Auf französischer Seite weiß man, wie wichtig York jetzt ist. Napoleon denkt sogar daran, ihn mit dem Marschallstab auszuzeichnen. Er läßt ihm die Ehrenlegion überreichen und eine jährliche Rente von 20 000 Franks aussetzen, er läßt ihn wissen, daß er ihm ein eigenes Korps geben wolle.

Bei den Russen befindet sich jetzt Scharnhorsts Schwiegersohn, Graf Dohna, im Hauptquartier. Noch immer ist York, der sich in so außerordentlichen Gefahren befindet, vorsichtig, er will Zeit gewinnen, nach beiden Seiten. Er antwortet den Russen Mitte Dezember, daß doch seine 12 000 Mann kaum eine entscheidende militärische Bedeutung haben können, er hätte seinen vertrautesten Adjutanten nach Berlin gesandt, man müsse sich noch gedulden. Jetzt werden die Russen konkret:

> „Wir müssen Macdonald vereint schlagen, uns mit Wittgenstein verbinden, Napoleon auf Warschau zurückwerfen, das York-Korps muß dann Verbindung mit den pommerschen Truppen nehmen, der preußische König muß nach Schlesien gehen, dort ebenfalls die Beurlaubten aufrufen und schließlich: „Wenn Sie, Herr General, Anstand nehmen, sich an die Spitze eines preußisch-russischen Korps zu stellen und Napoleon zu vernichten, so mögen Sie bedenken, daß Sie dann, um wenigstens nicht direkt gegen Ihre Überzeugung und das Interesse Ihres Königs zu handeln, sich auf Memel zurückziehen könnten!"

Man spürt die preußischen Mitverfasser dieser geschickten russischen Note. Was hindert York noch, loszuschlagen, wenn nicht seine royalistische Gesinnung? Gewiß, an Alexanders Zuverlässigkeit kann mancher Zweifel sein; aber er handelt doch nur im russischen Interesse, wenn er jetzt York in seine Dienste übernimmt, — steht nicht auch Stein in russischen Diensten? Zu allem erscheint nun auch Graf Dohna bei York mit sicheren Nachrichten über die Vernichtung der letzten französischen Armeebestandteile bei Wilna, über die Eroberung Wilnas selbst. Nur Macdonald steht noch dem Siege über den Korsen im Wege. Und wer hat denn Macdonald in der Hand, wenn nicht York? Jetzt kommen Depeschen aus Berlin, abgesandt bevor die Nachrichten von der Beresina dort bekannt waren und in denen er auf die Erhaltung der Unversehrtheit seiner Truppen hingewiesen wird. Der Legitimist in York ist nach langen inneren Kämpfen stärker als alles andere, so sehr er sonst frondiert, so sehr er mit dem Herzen bei einer neuen Lösung ist, sein royalistischer Sinn erlaubt ihm noch keine Maßnahme, die mit seinem Fahneneide nicht in jeder Form vereinbar ist. Aber es gibt doch schließlich Situationen, die selbst einen Eid unwesentlich machen

Digitized by Google

können, weil eine vielfach größere nationale Sache auf dem Spiele steht? Situationen, in denen ein großer Mensch ja schließlich, wenn er seinen Eid um der Sache willen bricht, auch sein Leben hinterherwerfen kann, wenn die Sache dadurch gerettet wird. Was gilt ein einzelnes Menschenleben in solchen Lagen? Ist etwa Yorck, weil er nun nicht so handelt, wie Luis Ferdinand gehandelt haben würde, vor solchen Konsequenzen besorgt? Lächerlicher Gedanke, daß ein Mann wie Yorck sein eigenes Leben rechnen könne. Nein, er wird noch und nochmals warten müssen, er wird nicht im Interesse der Monarchie handeln, wenn er an den Anfang der neuen Zeit eine Entscheidung setzt, die den Fahneneid diskreditiert, von dem diese Monarchie seit über hundert Jahren lebt. Warten ist schwer, Zweifel sind schwer, Yorck wartet und zweifelt weiter. Eine letzte politische Größe geht ihm vielleicht ab; er wird sie durch menschliche Größe ersetzen.

In Berlin hat Seydlitz sich den Mund zerreden können, sie konnten keine Entscheidung fassen. Graf Brandenburg, Rittmeister und Flügeladjutant, illegitimer Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff, der spätere Ministerpräsident nach den 48er Jahren, wird mit einer Kabinettsordre versehen, aus der Yorck entnehmen mag, daß sein „König" sich zunächst einmal damit begnügt hat, beim Kaiser die Unteilbarkeit des preußischen Hilfskorps zu erbitten, ihn selbst aber zugleich anweist, jede Unterstellung der preußischen Truppen unter fremde Oberführung im gegenwärtigen Augenblick zu verhüten. Inzwischen geraten die Dinge von selbst ins Rollen.

Am 18. Dezember werden endlich einzelne Truppenteile auf Memel hin in Marsch gesetzt. Auch Macdonald scheint langsam die Größe der Katastrophe zu ahnen. Noch befolgt Yorck einen Macdonaldschen Befehl, noch teilt er seine Truppen in zwei Kolonnen, die eine unter Kleist, die andere sich selbst unterstellt. Die Anstrengungen sind furchtbar. Am 25. Dezember bekommt er von Macdonald seinen letzten Befehl: das gesamte Korps solle sich bei Tauroggen vereinen. Die Kolonnen sind mit etwa 800 Gefährten belastet, jeder feindliche Angriff hätte sie vernichten müssen. Inzwischen bleiben die Nachrichten des französischen Generalkommandos aus: man ist voneinander abgeschnitten, ohne daß irgend jemand Yorck nachweisen könnte, daß er diese Abtrennung gewollt hätte. Macdonald steht in Tilsit, Yorck bei Tauroggen, dazwischen russische Kavallerie.

In diese Lage trifft ein neuer russischer Brief, in dem von einer Neutralitätskonvention die Rede ist. Jetzt willigt Yorck in eine Besprechung mit dem gegen ihn befehlenden russischen General Diebitsch ein. Auch Diebitsch sieht, daß Yorck zu einem „Schwenken mit fliegenden Fahnen" nicht zu haben ist, auch er bietet eine Neutralitätskonvention. Noch immer kann Yorck sich nicht entschließen. Mit Diebitsch ist Clausewitz auf russischer Seite zu den Verhandlungen bestimmt worden. Auch Graf Dohna erscheint nun in direktem Auftrage des russischen Oberbefehlshabers bei Yorck. Am 26. Dezember reiten Diebitsch und Yorck miteinander die Fronten ab, man überzeugt sich, daß ein preußischer Durchbruch unmöglich ist. Noch in der Nacht haben die Vorposten der Russen mit den preußischen Reitern eine Scherererei; es stellt sich heraus, daß derselbe Dörnberg, der mit Yorck Seite an Seite gefochten und bei Lübeck geblutet hat, hier diese Kosaken kommandiert. Am 28. Dezember steht Yorck noch immer unschlüssig in Tauroggen; es ist der von Macdonald angesagte Treffpunkt. Am Tag darauf setzt er allgemeine Truppenruhe an, wer will ihm daraus einen Vorwurf machen. In der Nacht zum 30. Dezember eine stundenlange Unterredung mit Clausewitz, es kommt dabei zu einem Entwurf einer Neutralitätskonvention. Obendrein die Nachricht, daß jetzt auch Memel in russischer Hand ist.

Am nächsten Tag eine Schwierigkeit. Yorck fährt die russischen Unterhändler an: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Befehl von Macdonald durchgelassen, auf Piktu-

Digitized by Google

pöhnen zu marschieren. Nun hat alles Hin und Her ein Ende." Darauf gibt Clausewitz dem preußischen General einen Brief Wittgensteins, aus dem er die russischen Dispositionen und mit ihnen die Gewißheit nimmt, daß er keine Möglichkeit mehr hat, mit seinen 12000 Mann dem Macdonaldschen Befehl überhaupt noch zu gehorchen. Da sagt York, daß er anderntags bei den russischen Vorposten zur Unterzeichnung einer Konvention erscheinen würde. Seine Offiziere sind begeistert. Da fährt er sie an: „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute, mir altem Kerl aber wackelt der Kopf auf den Schultern!"

So kommt denn nun endlich am 30. Dezember 1812, mittags, die Konvention zustande, an der York nur Seydlitz und den Major von Röder teilnehmen ließ, an der von russischer Seite General von Diebitsch mit Clausewitz und Graf Dohna teilnahm. Sie bestimmte, daß das preußische Korps in der Gegend Memel—Tilsit stehenbleiben solle, falls jedoch der König von Preußen diese Neutralität nicht anerkenne, so solle die Neutralität nicht vor 1. März aufgehoben werden, jedoch solle dann das Korps dahin ungehindert marschieren, wohin sein König es befehle. Die Verpflegung sollte das Korps nach eigenem Ermessen mit der Verwaltung der Provinz Preußen regulieren. Als die Konvention zustandegekommen war, bemächtigte sich der preußischen Regimenter ein ungeheurer Jubel, nur York blieb finster, wie schon seit Monaten.

◆

Niemand konnte ihm nachsagen, daß er etwa gegen seinen König gehandelt hatte. Niemand konnte sagen, daß er leichtfertig gehandelt hätte. Es ist unmöglich, noch sorgsamer, noch vorsichtiger vorzugehen, als York es tat. Er hatte schließlich auch das Interesse seines Königs verfochten, wenn er ihm ein intaktes Armeekorps erhielt. Er konnte den Dingen schon ins Auge sehen. Und dennoch: so wenig auch diese Geschichte der Yorckschen Tat dem „feurigen Bilde" entsprechen mag, das man sich im allgemeinen von ihr gemacht hat, so bleibt sie doch eine der revolutionärsten Taten aller Zeiten. In ihr lag die große Schwenkung von Frankreich weg und zu Rußland hin, die den Untergang des Korsen einleitete. In ihr lag die rettende Tat, die den preußischen Osten wachrief. Es war kein Abenteuer, wie das von Schill es gewesen war: es war eine selbständige, obendrein noch militärisch zu rechtfertigende Maßnahme von höchster Verantwortung, und doch von größter revolutionärer Tragweite — es war die Tat eines preußischen Revolutionärs, der mit dem Revolutionären die Verantwortung, mit dem Revolutionären die absoluteste Treue zu seinem Eide und schließlich auch mit dem Revolutionären das Interesse der Sache und die Verpflichtung an die Idee zu vereinen wußte. York hat aus den Kräften seines gewaltigen instinktiven Schauens heraus genau gewußt, welche Tragweite von dieser als solcher gar nicht so bedeutsamen Neutralitätskonvention ausging und er hat diese Verantwortung übernommen.

Von der Mühle in Poscherun ist Preußen erneuert worden und der General, der es wachrief — ohne alles Emphatische, frei von jeder Theatralik, jeder Pose, jeder Selbstgefälligkeit, die billigere Naturen gewiß damit verbunden hätten, hat schon durch diese Tat sich selbst und seinen Namen unlöslich mit dem Mythos von Preußen verbunden. Hundertzwanzig Jahre später berief sich der nationalsozialistische Führer Ostpreußens, Erich Koch, auf York, er berief sich auf ihn, um ihn von den billig gewordenen Vorstellungen der falschen, zu halben Preisen gegebenen Revolution zu befreien und schrieb:

> „Ich brauche nicht erst noch hinzuweisen auf das Einzigartige der Yorckschen Tat, die hell bis in unsere Gegenwart leuchtet. Es war die Tat eines Rebellen, wie die bürgerliche Geschichtsschreibung es genannt hat, aber dieser Rebell war,

Digitized by Google

ebensowenig wie etwa Louis Ferdinand, nicht etwa ein Aufrührer im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Rebell aus Treue, ein Rebell aus Treue zum Führer, der damals vielleicht mehr im toten Friedrich, als im lebendigen Friedrich Wilhelm III. zu sehen war, und wenn schon Rebell, dann nicht gegen die Idee, sondern für die Idee. Dieser Tauroggener Geist war Treue in ihrer höchsten und ungewöhnlichsten Form . . ."

Man kann den Sinn der Yorckschen Handlung nicht gut prägnanter fassen und eindeutiger auf den großen Nationalsozialismus übertragen, als es hier geschehen ist. So nehmen wir denn gerade aus dem Freilegen der eigentlichen Zusammenhänge nicht eine Verkleinerung Yorcks und seiner Tat. Sondern wir entnehmen aus ihr den wahren und wirklichen Yorck, das Vorbild des Preußischen, das sich verantwortlich mit dem Revolutionären auseinandersetzt und stellen ihn dem billigen Yorck und den Revolutionen der Leinewand und der Massenpropaganda gegenüber.

Yorck selbst berichtete damals an seinen König: „Ich erwarte den Ausspruch Eurer Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit Hingebung erwarten. Ich schwöre Ew. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte Ew. Majestät daher um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen!"

Wir können hier vorausbemerken, daß der König, darin durchaus im Recht, später gegen Yorck aus formellen Gründen ein Kriegsgericht einberief, das aber ohne seine Gegenwart tagte und ihn, nebenbei bemerkt aus rein militärischen Gründen, freisprach.

Vorerst aber ist es wesentlich, zu sehen, wie Yorck während der entscheidenden Wochen des Januar und Februar, die er in Königsberg verbringt, zunächst gezwungen wird, das Revolutionäre in seinen Handlungen noch zu vertiefen, es auszuweiten und zur Parole der gesamten Provinz und aller ihrer Stände zu machen. Es war ein nationales Glück, daß die ostpreußischen Landschaften solche Männer an ihrer Spitze hatten, wie die damaligen Dohna, den Grafen Lehndorff-Steinort, den Oberpräsidenten von Auerswald und den Gumbinner Präsidenten (späteren langjährigen Oberpräsidenten) von Schön, der Yorck auf die Kapitulation einen Brief schreibt, an dessen Anfang die Worte stehen:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Macdonald hatte auf die Kapitulation hin, nach schlimmen Ausfällen gegen „Yorck, den elenden Verräter", sofort mit seinen Truppen das Weite gesucht; die schlecht manöverierenden Russen ließen ihn entkommen. Yorck selbst erscheint dann sofort nach der Eroberung der Stadt in Königsberg, wo er gemeinsam mit Bülow — den der König ernannte — das Gouvernement übernimmt. Am 9. Januar bringt ihm die Studentenschaft der Albertina, in der damals wie heute der revolutionäre Gedanke in Bindung an das preußische Führerprinzip, besonderen Anklang fand, einen Fackelzug. Sprecher der Studentenschaft ist Hans von Auerswald, derselbe, den sie 1848 als Abgeordneten mit Lichnowsky in Frankfurt vor der Paulskirche ermorden werden. Aber Tags darauf kommen schlimme Nachrichten aus Berlin: Der König, „wie vom Schlage gerührt" (und im übrigen unter französischer Oberhoheit), hat die Kapitulation verworfen. Er hat sofort den Major von Natzmer geschickt, um Yorck den Oberbefehl abzunehmen, ihn vor ein Kriegsgericht zu laden, arretieren zu lassen und General von Kleist zum Kommandierenden General zu machen. Aber Wittgenstein

Digitized by Google

läßt Natzmer nicht ohne weiteres durch. Kleist ist zudem gerade beim russischen Kaiser — der nun auch selbst auf der Reise nach Ostpreußen ist — und erhält dort 500 000 Rubel für Ausstattung des Yorckschen Korps, das bei der Kapitulation nur noch 13 000, wenige Tage danach durch Hinzukommen der Massenbachschen Brigade wieder 14 000 Mann stark war und jetzt erst wieder seine volle Stärke von 20 000 Mann bekommt.

Und noch etwas sehr Entscheidendes, Preußisches: Bülow räumt alle alten Spannungen beiseite und stellt sich selbst völlig auf seiten Yorcks, der ihm daraufhin jenen historischen Brief schreibt, in dem er völlig bewußt das Gesetz des Handelns auf sich selbst übernimmt: „An der Elbe werde ich meinem Könige sagen: hier Sire, steht meine Armee und hier mein alter Kopf!“ So überstürzen sich die Ereignisse, die ganze Landschaft Ostpreußen gleicht einem angefachten Feuer (ausgenommen nur das Ermland, dessen katholischer Adel, genau wie zu Zeiten der unseligen Eidechsenritter, das seinige tut, um die Erhebung gemeinsam mit der Geistlichkeit zu sabotieren!) — und Yorck selbst steht im Mittelpunkt des Feuerscheins. Ob er will oder nicht, er kann nicht mehr zurück.

Die Zeitungen haben bereits seine Absetzung gemeldet. Aber er hat sie ja — dank Wittgensteins und seiner russischen bzw. russisch-preußischen Offiziere — nie erhalten. Er hat jetzt auch keine Zeit mehr, sich groß um die Schwierigkeiten zu kümmern, die ihm ganz untergeordnete russische Organe in Memel machen. Er hat andere Sorgen. Noch ist Pillau französisch, noch ist der König in Berlin in der Hand des Korsen! Er unterhandelt mit dem russischen Fürsten Dolgoruki, bald danach mit Alexander selbst, der ihm glatt sagt, daß er auf jeden Fall im Kommando bleiben solle. Da veröffentlicht er am 27. Januar in der Königsberger Hartungschen Zeitung:

> „Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. cr. soll der Major und Flügel-Adjutant von Natzmer an den Herrn Generalmajor von Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Kommando des Königlichen Armeekorps in Preußen ab- und es dagegen selbst zu übernehmen. Der Herr von Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn Generalmajor von Kleist noch zu mir gekommen und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die anderen Functionen nach den Bestimmungen der Cabinettsordre vom 20. Dezbr. v. J. ferner auszuüben, als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein offizielles Staatsblatt ist und bis jetzt noch kein General seine Befehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nötig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.
>
> Königsberg, den 27. Januar 1813.
>
> v. York,
> Königlich Preußischer Generallieutenant
> General-Gouverneur und Commandierender General
> des Armeecorps in Preußen.“

Diese revolutionäre und in ihrer harten Logik der Stadt Kants und Albrechts schon entsprechende Tonart fand stärksten Widerhall, so unzweifelhaft Yorck nun auch den Weg des Revolutionärs ganz offensichtlich beschritten hatte. Alexander hatte den Freiherrn vom Stein eingesetzt als seinen Kommissar für Preußen. Stein verlangt von Yorck wie von Auerswald, daß sie beide den Dienstverkehr mit Berlin einstellen sollen. Beide weigern sich. Hier liegt eine Grenze, die keiner von ihnen überschreiten kann, ohne den preußischen Gedanken preiszugeben. Stein verlangt die Einberufung der Stände. Die Stände werden einberufen, es ist ein einzigartiger Vor-

Digitized by Google

gang, daß das ohne Willen des Königs geschieht. Aber man kann diesen Willen vielleicht voraussetzen, denn gerade in diesen Tagen trifft die Nachricht ein, daß der König nach Breslau gereist ist.

◆

Sie hören immer noch nichts von ihm. Die Berliner Gouvernementssachen gehen an Bülow, die militärischen an Kleist; aber bald kommt es vor, daß sie gelegentlich duplikativ auch an York adressiert sind. Der Landtag tritt zusammen. Auerswald will nicht Präsident sein, weil er das mit seinem Beamteneid als Oberpräsident nicht vereinen kann. Auerswald ist ein braver Mann; aber in solchen entscheidenden Situationen doch etwas schüchtern. Herr von Brandt übernimmt den Vorsitz. Vorher allerdings muß Stein zurücktreten — er hat die Landschaft mit seinen drakonischen Schritten doch gar zu sehr affrontiert. Es zeigt sich gleich in der ersten Eröffnungssitzung vom 8. Februar, daß man befürchten muß, durch Steins Handhabung des russischen Gouverneuramtes einen Austausch der russischen mit der französischen Gewalt zu erreichen. Da zeigt Stein, daß er Größe hat. Er geht am 7. Februar. York läßt ihm nun volle Gerechtigkeit widerfahren, sie scheiden in gegenseitiger Aussöhnung und Achtung. Der Landtag braucht zur Bewilligung des von York und Dohna ausgearbeiteten Landwehrentwurfs noch eines militärischen Referats, wer kann dafür anders in Frage kommen als York? So begeben sich denn Graf Lehndorff-Steinort, Graf Ludwig Dohna, der vortreffliche Königsberger Bürgermeister Heidemann und der nicht weniger vortreffliche Führer der Bauernschaft, Körmer, zu dem General und sprechen ihm das Vertrauen der ganzen Provinz aus. Ist einer unter diesen Männern, der die Hintergründe jener in der Vorwoche in der Hartungschen Zeitung erschienenen Notiz **nicht** kennt? Ist einer darunter, der **nicht** weiß, daß dieser York in königlicher allerhärtester Ungnade steht? Aber hat nicht auch York, jetzt, wo er nicht mehr so allein steht wie in Poscherun, die Kraft, die schlimmste Unpopularität zu ertragen? Kann der König gegen eine ganze Landschaft stehen, wenn diese Landschaft **für** ihn kämpfen will? Männer machen die Geschichte.

York erscheint in der Landhofmeisterstraße vor den Ständen, nachdem die Stände zugleich noch eine Treueadresse an den König gerichtet haben. Wir kennen alle das Bild, auf dem er mit weitausholender Armbewegung zu den erregten Ständen spricht. Es hat nicht allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich. Er soll knapp, hart, soldatisch gesprochen haben. Gesten waren nicht seine Art; Gesten sind, wenn sie nicht knapp und beherrscht sind, unpreußischen Charakters. Droysen hat uns die Szene beschrieben:

> „In kurzen, knappen und mächtigen Zügen sprach er von dem, was es jetzt gelte, von der Erniedrigung, die Preußen getragen, von der neuen Hoffnung des Vaterlandes. „Ich hoffe," schloß er, „die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde. Ich rechne dabei auf die kräftigste Teilnahme aller. Ist die Übermacht zu groß, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Da brach die Versammlung in lauten, begeisterten Zuruf aus und den Hinausschreitenden begleitete ein jubelndes „Es lebe York!". Er wandte sich um, mit ernster (und harter) Stimme gebot er Stille: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!" Dann ging er!"

Die Landwehrentwürfe wurden glatt bewilligt. Die Provinz von damals einer Million Bevölkerung hatte an Bülow und das mobile Korps bereits 30 000 Krümper und Rekruten gegeben. Sie wollte nun nochmals auf ihre eigenen Kosten 20 000 Mann, 10 000 Reserven und ein dem ostpreußischen Reitergeist entsprechendes Nationalkavallerieregiment unter Lehndorff auf die Beine bringen. So nahm von York her die große Volksbewegung — „der Gott der Eisen wachsen ließ!" — ihren An-

Digitized by Google

fang. Der preußische Osten gab Gold für Eisen; aber sein Eisen war mehr wert, als alles Gold des Reiches und des Westens.

Die Stände sandten den Grafen Ludwig Dohna an den König, der inzwischen bereits Scharnhorst wieder aktiv gemacht hatte und auch schon auf indirektem Wege York einen halbwegigen Vertrauensbeweis — über den wir außer einer Tagebuchandeutung nichts weiter wissen — zukommen ließ. Trotzdem wurde Dohna in Breslau übel empfangen. Die Intrige hatte dort unten — im Gegensatz zu Ostpreußen — nicht einmal in diesen Wochen geruht und die Dinge windschief dargestellt. So fragt der dritte Friedrich Wilhelm den ostpreußischen Grafen, ob denn Herr von York schon seine Bürgerkrone öffentlich trüge. Aber vielleicht ist es doch wesentlich Dohnas Bericht zuzuschreiben gewesen, wenn jetzt der König den Befehl oder zum mindestens die Anregung gibt, das Verfahren gegen York rasch und formell zu beenden.

Wenige Wochen später gibt York schon seine Marschbefehle. Auch dazu holt er sich die Vollmacht noch aus der eigenen Tasche. Bülow bekommt Befehl, am 10. März an der Oder zu stehen. Da trifft endlich der königliche Befehl ein, der York selbst, von Scharnhorst gegengezeichnet, die in Pommern mobil gemachten Truppen unterstellt.

Aber zum Zeichen dafür, daß man ihm doch nicht so ganz über den Weg traut, muß er sich Seydlitzens Abkommandierung gefallen lassen; ihm helfen keine Immediateingaben, keine Wutanfälle über diese schmerzliche Trennung hinweg. Es dauert lange, bis der vorzügliche Nachfolger, Major von Hiller, sich wenigstens den größeren Teil des Vertrauens erwerben kann, das Seydlitz bedingungslos hatte. Und noch ein schwerer Schlag. York und Kleist sollen untereinander Truppenteile austauschen: auch das geschieht erst nach vielen Schwierigkeiten und Bitternissen. Aber es geschieht. Zugleich erhält er nun seinen Freispruch aus dem Kriegsgerichtsverfahren, für das er die vom russischen Kaiser angebotenen Vermittlungen abgelehnt hatte.

Endlich rückt am 17. und 18. März das Yorcksche Korps in Berlin ein. Es ist derselbe Tag, wo nun endlich, endlich, endlich der König in Breslau, im Hause des Verlegers Korn von der Schlesischen Zeitung, in der bereits Friedrich der Große seine „Relationen eines vornehmen preußischen Offiziers" hatte erscheinen lassen, seinen „Aufruf an mein Volk" erscheinen läßt.

Die Begeisterung ist grenzenlos. Der Präsentiermarsch klingt auf, immer und immer wieder die alten Märsche König Friedrichs des Großen. Prinz Heinrich ist ihm entgegengeritten, Wittgenstein ist auch gekommen. Aber York sitzt steif auf seinem Pferde, grüßt nicht, dankt nicht. „Ein Bild von stolzer, strenger und unendlicher Kälte" — wie ein Augenzeuge es geschildert und auch Fontane es wiedergegeben hat — so reitet er durch die dichtbesetzten Straßen. Nur vor dem Schloß galoppiert er auf, zieht den Degen, grüßt tief hinauf zu den Prinzessinnen oben in den Fenstern, salutiert vor dem Prinzen Heinrich, führt ihm die Bataillone in der Defilee vor und läßt dann sofort abrücken. Er selbst reitet noch am gleichen Abend nach Potsdam. Was kümmern ihn die Festlichkeiten. Er ist jetzt Mitte der fünfziger Jahre alt; ist grau im Gesicht, weiß in den Haaren, ein alter Mann, so wie Friedrich, dem er laut Urteil eines Augenzeugen im Profil ähnlich geworden sein soll, auch bereits mit 50 Jahren ein alter Mann gewesen ist. Jetzt reitet er zu Friedrichs Gruft.

Andern Tags ist Audienz. Es heißt, sie sei anfangs lebhaft verlaufen. Jedenfalls hat sie einen guten Ausgang genommen. Es ist nicht anzunehmen, daß York nach so langer Ungnade das Seinige getan hat, um etwa peccavi zu sagen oder um Nachsicht zu bitten. Bereits wenige Tage danach, am 26. März, steht sein Korps zum Ausmarsch fertig. Aus Berlin wird abgerückt. Feldprediger Schultze spricht, als er geendet hat, bricht heller Schein über den dunklen Himmel. York selbst reitet ins Karree. Kurz und hart spricht er, nicht anders wie in der Landhofmeisterstraße:

Digitized by Google

Ferdinand Spiegel:
Vogesenposten

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Von nun an gehört niemandem von uns mehr unser Leben. Keiner rechnet darauf, das Ende des Kampfes zu erleben. Jeder ist freudig bereit, es hinzugeben für das Vaterland und den König!“ Dann ruft er das alte Leibregiment an: „Ich schwöre Euch, ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!“ General von Horn senkt weinend vor ihm den Degen: „Das soll ein Wort sein!“ Da ruft das ganze Regiment es nach.

Der König begleitet sie nach Potsdam; dann beginnt der Marsch, der ewige Ritt von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Schwierigkeit zu Schwierigkeit, der zweite Teil des großen Ritts und Marsches, der von Kurland nach Paris führen soll.

◆

Sie marschieren in Richtung Magdeburg. Am 5. April kommen bei Dannigkow zum ersten Male Teile des Yorckschen Korps ins Gefecht. 200 Dragoner unter Major von Platen reiten drei feindliche Kavallerieregimenter auseinander; die Brigade des Generals Hünerbein greift übereilt ins Gefecht ein, verliert in wenigen Stunden 300 Mann, wirft aber auch ihren Gegner. Höheren Orts ist man über diesen glücklichen Auftakt des Lobes voll. Aber York hat zu tadeln, daß man so leichtfertig in den Kampf eingegriffen hat. Er selbst stellt nach dem Gefecht Exzesse seiner Truppen fest, greift mit schonungslosester Härte ein: Er wolle ein preußisches Korps und keine Räuberbande kommandieren! Vierzehn Tage untätiges Stillstehen an der Saale, oben uneinheitliche Truppenführung, unten ungeduldige Truppen, allgemeine Nervosität, weil man erfährt, daß Napoleon im Thüringischen über 120 000 Mann zusammenzieht. York und sein Stab bleiben gänzlich für sich. Ende April wieder ein Gefecht bei Merseburg, wieder 300 Tote, wieder ein harter Tadel von York, der seine „elastische Kampfesweise nicht durchgeführt“ sieht. Inzwischen ist der Oberbefehl der preußisch-russischen Truppen an Wittgenstein übertragen. Ergebnis: neues Hin und Her in den Märschen. Dann endlich eine Direktive: Marsch in Richtung Leipzig. Unterwegs trifft der König das Korps; er hält, wie er York sieht und frägt, warum er das Eiserne Kreuz nicht trüge, bekommt er zur Antwort: „Er werde das Kreuz nicht eher tragen, als bis Seine Majestät so gütig gewesen ist, es auch den von ihm eingegebenen Offizieren zu bewilligen, die sich sonst nach der Sachlage gekränkt fühlen müßten!“

Am 2. Mai endlich die erste große Schlacht: die „Pflaumenschlacht“ von Groß-Görschen. „Mit wahrer Blutgier“ gehen die Yorckschen Truppen, nach Schilderung eines Augenzeugen, ins Feuer. Stundenlang geht der Kampf um das Dorf und drei benachbarte Dörfer mit furchtbarer Erbitterung hin und her. Sechzig Geschütze greifen von seiten des Gegners ein. „York selbst“, so lautet der zeitgenössische Bericht, „pflegte im Toben der Schlacht völlig ruhig an einem höheren Punkt zu halten; nur an dem gespannten Auge mochte man sehen, daß er kein Zuschauer war. Als jene furchtbaren Batterien zu spielen begannen, ließ er sein Pferd die Achte gehen.“ Es werden furchtbare Verluste, und zu allem bleibt die Schlacht selbst noch unentschieden, einen Geländegewinn hat eigentlich nur die Yorcksche Infanterie zu verzeichnen. Wittgensteins Oberbefehl war kläglich. Er ließ die preußische Jugend ebenso unverantwortlich und aus strategischen Sinnlosigkeiten heraus verbluten, wie hundert Jahre später diese Jugend sich bei Langemarck verbluten sollte. Aber hier wie dort entsteht ein Mythos aus dem Opfer, das von 30 000 preußischen Soldaten an diesem einen Tage über 8 000 gefordert hatte: die Brigade Roeder verliert allein von 160 Offizieren mehr als die Hälfte. Schließlich wird doch ein Rückzug aus allem. York sammelt und leitet ihn aus dem brennenden Dorf Frohburg heraus. Seydlitz ist in der Schlacht wieder zu ihm gestoßen, sie sind die letzten, die aus den Dörfern an

Digitized by Google

der Queue der rückmarschierenden Kolonnen reiten. Er selbst erhält das Eiserne Kreuz erster Klasse, macht sich nichts daraus, wird nur noch galliger und bitterer, hat die Ansicht, von Feldherren und Göttern verlassen zu sein.

Es ist die Zeit, in der Scharnhorst, schon schwerkrank, nach Wien fährt, um endlich die Österreicher auf die Seite der Allianz zu bekommen. Seine Groß-Görschener Wunden entzünden sich, er stirbt in Prag; aber die Österreicher treten der Allianz wenigstens bei. York selbst hat inzwischen mit seinem Korps wieder ein Gefecht zu bestehen, bei Königswartha und Weissig. Auch hier ist dem Gefecht wieder jenes unsinnige Hin und Her in den Marschdispositionen vorangegangen, das den Isegrim nur noch bitterer macht. Die Gefechtslage hat sich ganz unvorhergesehen zu ihrer vollen Schärfe entwickelt. Die Yorckschen Bataillone müssen den Gegner in einen Wald hinein angreifen, in dem sich dann nach Yorcks eigenem Bericht „eines der mörderischsten Nahgefechte, das die preußische Geschichte aufzuweisen hat", entwickelt. Das Gefecht ist später von dem Major im preußischen Generalstab, v. Franseki, beschrieben worden, demselben, der am 3. Juli 1866 als Divisionskommandeur seine Regimenter persönlich in die mörderischen Gefechte des Swiepwaldes führen und damit die Schlacht bei Königsgrätz entscheiden wird. Auch dieser teuer erkaufte Sieg kann den Isegrim, der immer und zuerst an seine Truppen denkt, nicht besser stimmen. Sein eigener Adjutant berichtet von ihm: „Man hörte an jenem Tag aus seinem Munde nur barsche Befehle, von vertraulichem Ton war keine Rede. Er hielt es für eine Ehrensache, sich in einem Gefecht nicht davonzumachen, ohne sich recht tüchtig gebissen zu haben!" Kaltblütig ritt er in die vordersten Linien, sobald das Gehölz durchkämpft war, setzte er persönlich seine litauischen Dragoner zur Attacke an, die dann die Schlacht entschied. In seinem dienstlichen Bericht aber heißt es: „Bei diesen Truppen und bei der Tätigkeit, durch welche mein Generalstab und meine Adjutanten sich bei jeder Gelegenheit auszeichneten, blieb dem kommandierenden General wenig Verdienstlichkeit!" Nein, er gehört nicht zu den Pseudopreußen, die bei jeder Gelegenheit für sich Reklame machen. Am 4. Juni kommt es dann zum Waffenstillstand. Schon aus politischen Gründen war er dringend nötig. Der Oberbefehl hatte wieder einmal gewechselt. Barclay hat ihn auf Wunsch Alexanders übernommen, um gleich erneut mit einem Rückzug nach Polen zu kokettieren. York tritt jetzt mit aller Entschiedenheit für eine Trennung von Russen und Preußen in strategischer Hinsicht ein.

Inzwischen war Preußen würdelos genug, dem Korsen die Erhaltung seines Throns zu garantieren, wenn er Preußen östlich der Elbe anerkennen wolle, ohne französische Besatzung! Auch kaum ein Grund, Yorcks schlechte Laune aufzuhellen. Doch wurde während des Waffenstillstands wenigstens einiges reorganisiert. Blücher wird Oberbefehlshaber der ersten Armee, unter ihn treten York, Kleist und Bülow als kommandierende Generäle der drei Korps. Und Yorcks Übellaunigkeit steigt ins Grenzenlose. Er hält — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — „Blücher für einen Husarengeneral, dem eine exzentrische Partei eine Popularität zurecht geredet hat, die weit über seine Befähigung hinausreicht!" Aber um so grundlegender irrt er sich in dessen Generalstabschef, in Gneisenau, den er für einen theoretisierenden Tugendbündler hält. Es scheint, als hätte die viele Bitternis der letzten Jahre dem Isegrim den Blick für die Genialität getrübt. Aber es scheint auch, als wenn Gneisenau — der vielleicht zum Teil unter dem üblen Einfluß seines blödsinnigen Ia, des Obersten Müffling, stand — über all seinem Idealismus den Sinn für Yorcks militärische Fähigkeiten verloren hatte. Dieser Gegensatz wird das Bild der beiden Männer auf immer in ihrem Verhältnis zueinander trüben.

Um so schärfer erzieht nun York seine Männer zu einem bestimmten und geschlossenen Kreis, in dessen Mitte ein Führerstab steht, der geistig und menschlich

Digitized by Google

einen klaren Antipoden zum Blücherschen Hauptquartier abgibt. Seine Generalität Horn, Corswandt und Hünerbein erhält eine Veränderung: an Stelle des letzteren wird der Schwager des Königs, Karl von Mecklenburg, bei York Brigadekommandeur. York raucht vor Wut, behandelt den Prinzen ausgemacht schlecht, obschon der ihm ein ganzes freiwilliges und noch dazu sehr gutes Husarenregiment in die Ehe einbringt. Erst nach Wochen, nach dem Gefecht von Löwenberg nimmt er ihn in seine Alte Garde auf: „Bisher trugen Sie den Schwarzen Adler als Schwager des Königs, jetzt haben Sie ihn verdient!"

Von 45 Bataillonen sind 24 fast unausgebildete Landwehr! Es ist zum Auswachsen! Dafür bekommt er aber wenigstens sechs ausgezeichnete Grenadierbataillone; die können im Verein mit dem Jägerhalbbataillon den Schaden vielleicht gut machen. Aber dann sind da die beiden russischen Brigaden mit dem unberechenbaren Sacken und dem faulen Langeron. Und dann die miserable Equipierung.

Es gelingt ihm wohl, seinen Offizieren etwas von seiner eigenen Härte, Kargheit, Verbissenheit abzugeben, die ihn und sein Korps so durchaus von allen anderen Formationen abheben, aber diese entsetzliche Ausrüstung! Er macht kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes — am 10. August — den König darauf aufmerksam, der fährt ihn an: „Ist mir sehr unangenehm, haben den Krieg ja selbst gewollt und alles angefangen!" Eine wahrhaft königliche Antwort.

Am 21. August, nach schauderhaftem Hin- und Hermarschieren, kommt es bei Löwenberg zum Gefecht, tags darauf bei Goldberg; da ist es, wo der Mecklenburger Prinz mit der Fahne in der Hand mit seinen Infanteriebataillonen französische Kürassiere wirft. Dann wieder Märsche, Märsche, Märsche bei schauderhaftem Wetter, ungeordneter Verpflegung. Als er am 24. August abends nach strapaziösem Marsch in Jauer ankommt und Gegenordre vorfindet, reißt ihm die Geduld. Er reitet zu Blücher herüber, es kommt zu einer wüsten Szene zwischen ihnen beiden, bei der Blüchers Zorn an die äußerste Grenze gegangen sein soll. Da reicht er seinen Abschied ein. Gneisenau hat das Urteil der beiden Generäle untereinander nicht abgemildert. Tags darauf — am 26. August — löst die Schlacht an der Katzbach die schlimmsten Anzeichen dieser persönlichen Spannung. York selbst hat sich in diesem furchtbaren Regenangriff zu Fuß an die Spitze seiner Infanterie gesetzt und sich bis zum äußersten exponiert. Später hat man auch im Gneisenauschen Stabe zugegeben, daß die Entscheidung des Sieges mindestens ebenso sehr dieser Infanterie zuzuschreiben war, wie den von Blücher mit gewiß nicht geringerer Bravour persönlich geführten Schwadronen.

Nach der Schlacht, die York übrigens den Schwarzen Adler eingebracht hat, erntet er einen schweren Tadel für seine Kavallerie. Sie hätte — schreibt Blücher — völlig versagt. Der Befehl, in der Verfolgung eines geschlagenen Gegners alle Kräfte bis zum äußersten und letzten anzusetzen, stammt im Konzept von Gneisenaus Hand. Man spürt darin den geistigen Urheber von Waterloo und Belle Alliance, den unvergleichlichen Feldherrn, der im Juni 1815 durch den „Rückzug in Richtung nach Norden auf den neuen Feind hin" und dann durch die unbarmherzige Verfolgung mit seinen auf Pferde gesetzten Trommlern des 15. Infanterieregiments den letzten Sieg über den Korsen so einzigartig zum Cannae zu gestalten wissen wird.

York hat wenig Sinn für diese strategische Großzügigkeit. Er antwortet, er sei so unglücklich über die ewig ausbleibende Verpflegung seiner Truppen und seiner braven Pferde, daß er sich nirgends mehr außer dem Hause sehen lassen mag. Gneisenau antwortet: „Eine Vernachlässigung des Sieges hat zur Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgetan werden konnte!"

Digitized by Google

Der König hat Yorcks Abschiedsgesuch mit dem Schwarzen Adler beantwortet, scheint ihn zu brauchen; aber er wird sich an seiner Galle verzehren über diesen ewigen Ärger hier! Endlich am 1. September ein Atemholen. Yorck sagt seinen Herren: „Einen Ruhetag und Gottesdienst, da haben wir sicher Schläge bekommen!“

Freilich lagen die Fehlschläge diesmal nicht bei der eigenen Armee, sondern bei den Russen. Immerhin verschob sich wieder einmal die Lage. In langen und mühseligen Märschen, großenteils Nachtmärschen, schob sich das Korps über Görlitz und Reichenbach, wo es zu Kavalleriegefechten kam, nach Naumburg, wo die Scherereien mit dem Russen Langeron sogar Blücher und Yorck zeitweilig in Übereinstimmung bringen. Von da geht es wieder nach Bautzen, wo das Korps am 16. September steht. Inzwischen war die Nachricht von Bülows glänzendem Sieg bei Dennewitz eingetroffen. Gneisenau wollte sich nun mit der Nordarmee treffen. Yorck war natürlich dagegen, er hat zwei Gründe: einmal die gefährliche Trennung von den schlesischen Etappengebieten, dann den schlechten Zustand der Landwehr. Von 8000 Mann seiner Landwehr lagen jetzt schon 2400 in den Lazaretten herum, rechnet er die Verluste und die sonstigen Unbrauchbaren dazu, so hat er an Landwehr nur noch ein Viertel des Bestandes, mit dem er nach Beendigung des Waffenstillstandes ausrücken konnte. Gneisenau läßt marschieren. Blücher sagt sein Ja und Amen.

Am 20. September steht Yorck bei Bautzen zum Ausmarsch fertig, schon zwei Tage später schlagen seine Vorposten bei Bischofswerda starke feindliche Kräfte zurück. Wieder eine Marschänderung. Gneisenaus elastische Strategie führt immer erneut zu „Luftstößen Napoleons“. Am 2. Oktober steht Yorck mit seiner Spitze bei Elster an der Elbe. Die Elbe macht hier einen großen östlichen Bogen, in den noch ein toter Arm hineinfließt. Inmitten dieses Bogens, einer kleinen Festung gleich, das Dorf Wartenburg, zur Elbe hin geschützt durch anmoorige Wiesen, hügeligen und sumpfigen Wald mit viel Unterholz. Bülows Vorposten melden, daß nach Schätzung von Patrouillen etwa 6000 Mann französische Truppen im Wartenburger Bogen stünden. Gneisenau glaubt nicht an starke Besatzung. Es wird sich schon zeigen, wie sehr er sich irrt — auch große Feldherren können manchmal irren. Yorck hat Befehl, am 3. Oktober der Blücherschen Armee bei Wartenburg den Elbübergang zu erzwingen. Alles andere ist ihm überlassen. Und er gestaltet daraus eine Schlacht, die den ganzen Yorck in seiner vollen Leistung zeigt.

Mit feinem Sinn für das Gelände findet sich der alte Jäger zurecht. Er weiß, daß ein toter Flußarm am Eingang seicht, am Ausgang tief ist. Am Eingang liegt das Dorf Bleddin. Wenn er dieses Dorf hat und dort den Angriff durch den toten Elbarm führt, kann er Wartenburg aus der Flanke und, wenn auch das nicht hilft, aus dem Rücken angreifen. Er weiß, daß in diesem Gelände nur ein „ganz aufgelöstes Tiraillieren Erfolg haben kann“. Er wird hier selbst für das, was er in Ceylon, in Johannisburg, in Mittenwalde, in Marienwerder geübt hat, einen Beweis antreten müssen. So zieht er Truppenteil auf Truppenteil herüber, in aufgelockerten Formationen durch die Elbwiesen, dann, links schwenkend, über einen Bohlendamm, der die einzige Möglichkeit bietet, an die Bleddiner Schlüsselstellung heranzukommen. Die Prinz-Karl-Brigade und die Ostpreußen müssen unterdessen den Feind in seiner Front binden. Vor allem braucht er jetzt Kavallerie. Er zieht in Kolonne zu einem seine acht Husarenschwadronen und bald danach seine litauischen Dragoner auf dem Bohlendamm an der Infanterie vorbei. Inzwischen, mittags gegen ein Uhr, greift das Bataillon v. Lobenthal Bleddin in der Front an; dreimal setzt das Bataillon an, erst als die Schwadronen aus dem für Kavallerie völlig unpassierbar gehaltenem Sumpfgelände in der Flanke des Dorfes erscheinen und sogar noch fünf Geschütze auftauchen und sich auf diesem „unmöglichen Gelände“ in Stellung bringen, weichen die Württemberger aus dem Dorf. In sie hinein reiten die Husaren, die im weiteren Verlauf

Digitized by Google

nun ihrerseits an feindliche Kavallerie geraten und auch sie auseinanderreiten. Dadurch entlastet, kann dann zwischen Bleddin und dem Wartenburger Wald die Brigade den Feind anfassen, sie steht mit Unterstützung von Landwehrbataillonen in schwerem Feuer. „Horn, jetzt ist es Zeit", sagt York — keine Minute zu spät und keine zu früh. Horn selbst geht mit dem Bajonett in der Hand vor. Es ist ein mörderisches Vorgehen durch brusthohes Wasser und Morast, aber sie kommen durch. So entwickelt York nun unter dem Schutz des Hornschen Angriffes auch seine übrigen Bataillone aus der Umfassung heraus zum Angriff. Zwar ist er zu schwach, um dem Feind ein Cannae zu liefern, aber er hat Wartenburg mit 3000 Gefangenen, einem Dutzend schwerer Geschütze, 70 für ihn unendlich wertvollen Munitionswagen am späten Nachmittag in der Hand. Mit Recht schreibt Schack in sein Tagebuch:

> „Dieses Gefecht ist die schönste Kriegstat Yorcks in dieser Kampagne . . .", und mit Recht schreibt Droysen: „Die Schlacht trägt das eigentümliche Gepräge der Yorckschen Ausdauer und bohrenden Zähigkeit. Es ist nicht irgendein Handstreich, eine geistreiche Wendung, ein keck gewagter Versuch auf den niedrig geschätzten Mut oder Verstand des Gegners, womit man zum Ziele gelangt; es gilt möglichst sicher zu gehen und, wenn auch mit größerer Mühe, des Erfolges gewiß zu sein. Man geht behutsam tastend vor, dann faßt man an, beißt sich in den Feind ein, hält ihn zäh fest, drückt und zerrt und schüttelt ihn da und dort und überall, bis er mürbe ist, dann gibt man ihm den letzten Stoß! Zu dieser Art des Kampfes muß der Führer völlig kalten Blutes, eisernen Willens, zähester Spannkraft sein, muß sich ganz auf seine Truppen verlassen können, sie müssen völlig in seiner Hand sein. Und die Truppen wissen, daß, wo der alte Isegrim sich einmal eingelassen hat, der Ausgang, es mag biegen oder brechen, gewiß ist!"

Mit Recht wird York später für dieses Gefecht den Namen „York von Wartenburg" führen. Er hat — wenn schon unter schweren Verlusten von über 2000 Mann — das Unmögliche möglich gemacht und wieder einmal unter Beweis gestellt, daß es das Wort „unmöglich" im preußischen Heer nicht gibt. Aus einer phantastisch schwierigen Stellung geht ein kleines Korps von 15000 Mann gegen ein doppelt so starkes französisches Kontingent vor, schlägt es vollkommen und bahnt damit einer großen Armee einen entscheidend wichtigen Flußübergang. Herrn Oberst Müffling, der in Blüchers Hauptquartier die Heeresberichte verfaßte, blieb es vorbehalten, in seinem Bericht über Wartenburg den Namen Yorcks überhaupt nicht zu erwähnen. Blücher selbst aber antwortet: „Er ist doch ein Schwerenöter, der York, schwer ins Feuer zu bringen, aber hab ich ihn einmal darin, so ist keiner besser als er!" Dann läßt er verbreiten, daß York seine, Blüchers Dispositionen wirklich „geschickt unterstützt" habe. Frägt sich, wer von beiden der Schwerenöter ist.

York selbst läßt am Abend von Wartenburg seine Bataillone an sich vorüberziehen, begrüßt jeden einzelnen Kommandeur. Als jenes zweite Bataillon des 2. ostpreußischen Regiments, 60 Mann stark, vorbeikommt, nimmt er die Mütze ab und alle folgen seinem Beispiel.

Wartenburg enthält so sehr den ganzen York, daß wir in dieser Studie, die ja York als Menschen und Revolutionär — war nicht auch Wartenburg eine revolutionäre Strategie? — betrifft, den weiteren Feldzug kürzer behandeln können.

Nur eine Schlacht muß noch ausführlich erwähnt werden, weniger interessant in strategischer Hinsicht, aber blutiger als die von Wartenburg, die blutigste Schlacht dieses ganzen Krieges für das Yorcksche Korps. Am 8. Oktober war das Korps bei Düben an den Feind geraten, am 11. Oktober war es unter unendlichem Jubel der Bevölkerung in Halle einmarschiert, hatte endlich drei Ruhetage bekommen, während

Digitized by Google

derer Napoleon seine Truppenmassen bei Leipzig zusammenzog. Am 16. Oktober stand das Korps auf dem historischen Schlachtfeld von Breitenfeld, von dort aus ging es gegen Möckern vor. Dieses Möckern mußte genommen werden, koste es, was es wolle, sonst waren die gesamten Heere der Verbündeten durch die napoleonischen Aufmärsche gefährdet. York führt zunächst seine Infanterie ins Gefecht, drei Brigaden nacheinander. Sie müssen immer und immer wieder unter furchtbarem Feuer zurück. Es muß ein ähnlich verzweifelter Kampf gewesen sein, wie im Feldzug 1870/71 die Schlachten von St. Privat und Le Bourget. Als letzte Brigade rückt, nachdem schon über zwanzig der besten Stabsoffiziere gefallen sind (darunter Graf Goltz, der ein Landwehrbataillon führende Kammerpräsident v. Wedel, Major von Krosigk) die Prinz-Karl-von-Mecklenburg-Brigade in den Kampf. Ihre Verluste sind nicht minder furchtbar. Ihr Kommandeur bleibt wie durch ein Wunder am Leben. Mit klingendem Spiel waren seine Bataillone in einer Stärke von über 3000 Mann in den Kampf gegangen, binnen weniger Stunden lagen fast 1600 als Verluste auf dem Schlachtfeld. Den anderen Brigaden war es ähnlich ergangen. So drängte sich auf engstem Raum eine furchtbar blutige Entscheidung zusammen. Der Boden soff das Blut geradezu. Gegen Nachmittag hat York eine erregte Auseinandersetzung mit Major von Sohr, dem tapferen Kommandeur der Leibhusaren, der nicht an den Erfolg einer Kavallerieattacke in diesem unsichtbaren, von Pulverdampf verräucherten Gelände glauben will. Da läßt York selbst den Trompeter das Trabsignal blasen und führt persönlich die Leibhusaren in die Attacke. Wie er zurückreitet, begegnet ihm das ostpreußische National-Kavallerieregiment, das damals auf seine Rede vor den Königsberger Ständen hin aufgestellt ist. „Dort blüht Euer Weizen!" ruft er ihm zu und sie reiten „wie die Berserker" an. Zum Schluß führt er dann noch seine alten litauischen Dragoner in den Schlamassel, während zugleich die Brigade Ratzeler vom linken Flügel einreitet. Es muß ein unbeschreibliches Durcheinander geherrscht haben, in dem York, mit pulverschwarzem Antlitz, unverwundet wie durch ein Wunder Gottes selbst, gegen Abend endlich das Dorf nehmen kann! Fast alle seine Stabsoffiziere sind gefallen oder verwundet. Mit 20500 Mann hat das Korps den Kampf aufgenommen, am Abend sind es nur noch etwa 13000. Furchtbar hat die Landwehr gelitten — von ihr sind alles in allem nur noch 2000 Mann gefechtsfähig geblieben. Abends auf dem Schlachtfelde, wo, wie bei Leuthen, das „Nun danket alle Gott" in den Himmel steigt, melden sie ihm auch noch den Heldentod einiger seiner besten Stabsoffiziere: von Borcke, von Götze, von Othegraven und viele andere. Er läßt sich nichts merken, nimmt knapp die Meldung entgegen. In der Nacht aber schleicht er zu Fuß, in einen hohen grauen Mantel gehüllt, von Lagerfeuer zu Lagerfeuer wie ein alter Wolf gespenstisch über das blutige Feld.

Wegen dieser furchtbaren Verluste kann das Korps an der am anderen Tage beginnenden Hauptschlacht bei Leipzig nicht teilnehmen, wohl aber kann York die Ehre für sich und sein Korps in Anspruch nehmen, mit der Eroberung Möckerns nicht nur die furchtbare Ouvertüre der großen Entscheidungsschlacht siegreich beendet, sondern zugleich die entscheidendste Position des großen Kampfes erobert zu haben. Noch am gleichen Tage, an dem die Verbündeten sich wegen ihrer frommen Lobgesänge und hymnischen Siegesfeiern die Vernichtung Napoleons entgehen lassen, setzt das Yorcksche Korps seinen Marsch fort. Die Führung dieses Marsches wirft wieder einmal — wie in diesem Feldzuge so üblich — die Truppen und die Dispositionen durcheinander, das Wetter ist schlecht, die Verpflegung ist mäßig, der Boden ist mühselig, alle Schwierigkeiten sind vereint. Ohne einen einzigen Ruhetag geht dieser sinnlose Marsch — er war sinnlos, wie das spätere wochenlange Herumliegen bei Frankfurt zeigte — bis zum 4. November vor sich. Über die Thüringer Berge, über die Werra, die bei Salzungen überschritten wird, auf grundlosen Wegen durch das Vogelsgebirge (da-

Digitized by Google

mit ja die Herren Österreicher die Hauptstraßen für sich behalten!) quält sich das Korps bis nach Gießen, muß aber auch dort in umliegenden Dörfern kampieren. Furchtbar sieht es nach diesen Anstrengungen aus. Am Ende des Waffenstillstandes — also vor zwei Monaten — war das Korps auf einer Stärke von 37 500 Mann gewesen, jetzt waren es nur noch gut 9900. Von 106 Geschützen hatte es nur noch 42. Die Pferde waren zum großen Teil ohne Eisen, wandelnde Skelette, viele mußten an der Hand geführt werden. Die Uniformen waren in einem unglaublichen Zustand. Die Truppenteile, die schon mit York 1811 nach Kurland ausgerückt waren, hatten noch keine neuen Garnituren bekommen; sie hatten — wie er selbst dazu sagte — zehn Flicken auf einem Loch. Und auch in Gießen ist der Aufenthalt nur kurz, weiter, weiter! Durch das schmale Lahntal geht der Weg, wo unterwegs der rheinbündlerische Serenissimus, der Fürst Solms auf seinem schönen Schloß zu Braunfels, trotz kriechend liebenswürdiger Einladung, von der alten Yorckschen Frontgarde und ihrem Chef mit kältester Nichtachtung gestraft wird. Endlich treffen die Truppen Mitte November in Wiesbaden ein. Was für ein Zug vom Rigaer Feldzug bis hier!

◆

Nun hat der alte Isegrim gleich einen Konflikt mit den „Hoheitsträgern des Herzogs von Nassau". Einige dieser Marionetten wollen dort Posten schieben; er läßt sie arretieren. Der herzogliche Kammerherr beschwert sich bitterlich: „Sie wollen doch nicht meinen gnädigsten Herrn entthronisieren?" sagt er zu York und bekommt zur Antwort: „Noch habe ich leider keinen Befehl dazu!" In Frankfurt ist Friedrich Wilhelm mit beiden Kaisern eingetroffen. Er selbst ist trocken und einsilbig, die Kaiser blähen sich wie die Pfaue. Eine Gesellschaft jagt die andere. Für die Höfe von Habsburg und Wettin und für einen guten Teil der Petersburger Hofgesellschaft hat der Krieg ja schon seit langer Zeit nur aus Intrigen und Diners bestanden. Auch York muß unumgänglich an einigen dieser Festivitäten teilnehmen. Selbst Friedrich Wilhelm III. kann sich ein leises Lächeln nicht versagen, wie er Blücher und York in derselben Gruppe Quadrille tanzen sieht. York wird hier General der Infanterie; aber es wäre ihm lieber, man behandelte seine Offiziere in den Beförderungen ebenso gerecht wie die der anderen Truppen. Um jeden einzelnen kämpft er einen Kampf, vor allem um den Obersten Jürgaß und um seinen treuen Seydlitz, obschon der ihn eigentlich gar nichts angeht, er hat auch Erfolg. Wenn sie ihn auch nicht lieben, so hat seine Stimme doch schon Gewicht.

Am 26. Dezember begehen sie im Yorckschen Korps den Tauroggener Jahrestag mit einem kleinen Essen; aber General Hünerbein nimmt nicht teil. Er will (um in Frankfurt angenehm aufzufallen) mit dem „preußischen Abtritt nichts zu tun haben". York, der seit jeher seinen „Offizierkreis als einen besonders geschlossenen Orden auffaßt", kann seine Versetzung erreichen. An dessen Stelle nimmt Prinz Wilhelm der Ältere — Bruder des Königs — die Brigade. Am 30. Dezember kommt, zu Yorcks Erlösung — der Marschbefehl. In der Neujahrsnacht ist sein Korps wieder das erste, das bei Kaub den Rhein überschreitet und in Feindesland marschiert.

Am 30. Januar erobert er mit seinen Truppen St. Dizier; das vorangegangene langsame und widerspruchsvolle Marschieren zwischen den französischen Festungen nennt er bezeichnenderweise eine „Blüchersche Champagnerdisposition". Es war nicht viel dabei herausgekommen, an die ursprünglich geplante Eroberung von Metz konnte er mit seinen schwachen Kräften gar nicht denken. Müffling intrigiert nun wieder gegen ihn: der General York hätte vor jeder Festung nur seine Visitenkarte abgegeben und sei dann gleich weitergereist. Das Blüchersche Hauptquartier schlägt als Treffpunkt das Hochplateau von Langres vor. Sarkastisch bemerkt York: diese Stellung

Digitized by Google

hätte ja allerdings den Vorteil, daß man von dort sein Wasser nach drei Meeren ablassen könne. Sein Korps ist nun wieder 18 000 Mann stark. Er selbst nimmt im Schloß Pont a Mousson Quartier. Es gehört einem französischen General, der in Berlin im königlichen Schloß gehaust hat. Als York abrückt, verlangt er die Rechnung für sich und seine 20 Herren. Der Maitre d'hotel meint, das sei doch nicht nötig, da fährt er ihn an: er wolle ihm schon den Unterschied zwischen einem preußischen und einem französischen General klar machen; die Rechnung läßt er doppelt bezahlen. Seine Lage ist übel genug, solange er St. Dizier nicht hat: er hat keine Verbindung mit Blücher, zwischen ihm und dem Hauptquartier steht der Feind, er selbst steht zwischen Napoleon und den Festungen. Er muß mit höchster Vorsicht operieren, die ganze Gegend ist nicht geheuer, bald knallt es hier, bald dort aus dem Hinterhalt. Als er sich dann aber zum Angriff auf St. Dizier endlich entschlossen hat, da ist er wieder der alte Löwe, der auf Biegen oder Brechen seine Sache zwingt: mit erstaunlichem Elan sind auch die neuen Truppen vorgegangen. Es war ein ziemlich unblutiger Kampf, ein leichter, aber wertvoller Sieg.

Nun hat das lange Marschieren ein Ende. Jetzt geht es wieder Schlag auf Schlag. Bei Vitry, nicht weit von Chalons, hat er starke feindliche Kräfte vor sich: es ist Macdonald, der sie kommandiert. Erinnerungen an Stalgen und Tauroggen steigen auf, hier steht sein Prestige auf dem Spiel. In schwerem Schneegestöber rekognosziert er persönlich, stellt eine, vielleicht sogar zwei feindliche Kavalleriedivisionen fest. Für den nächsten Tag, den 4. Februar, muß eine Entscheidung fallen. In der Dämmerung sieht er sieben feindliche Kavallerieregimenter marschieren. Es ist allerhöchste Zeit. Ehe sie mit ihrer Aufstellung fertig sind, läßt er seine gesamte, am Vorabend wohlweislich in Deckung vorgezogene Kavallerie attackieren. Es wird eine Art vorweggenommenes Mars la Tour: westpreußische und litauische Dragoner, die strelitzer, die märkischen (Zieten) und die Leibhusaren, die ostpreußische Nationalkavallerie, die brandenburgischen Ulanen — auch er hat sieben Kavallerieregimenter vorzuwerfen. Sie reiten die verwirrte feindliche Kavallerie ziemlich rasch über den Haufen, werfen dann auch noch eine Brigade polnischer Lanciers. „Es war unser erstes anständiges Gefecht auf französischem Boden." Es ist ein großer Erfolg: er hat nicht nur das Korps Macdonald, sondern auch das des Herzogs von Padua und zwei Kavalleriedivisionen geworfen, die sich mit Napoleon vereinen wollten und nun daran gehindert sind. Tags darauf nimmt er Chalons durch Infanterieangriff, bei dem er sich selbst wieder sehr stark persönlich einsetzt. Macdonald, der erst nach heftiger Artilleriebeschießung die Stadt im letzten Augenblick verläßt, sprengt die Marnebrücken. Die preußischen Truppen geraten an französische Weinvorräte — es kommt zu einer halb komischen, halb widerlichen Champagnerszene. Die Kerls kannten keinen Champagner und hatten ihn für Weißbier getrunken. Der Isegrim benutzt den Sieg dazu, um seinen Truppen eine heillose Abrechnung zu geben. Von seinen Offizieren hat einer berichtet: „Es kam bei diesen Worten in uns alle eine heillose, aber doch heilsame Furcht!"

Die nun kommende Woche wird infolge der unglaublichen Unvorsicht, mit der die Russen, vor allem Sacken, operieren, zu einer großen Gefahr für die ganze schlesische Armee. Wieder ist es York, der die Armee aus dieser Situation rettet. Er hatte alles kommen sehen, hatte Blücher gewarnt, hatte Sacken gewarnt, nicht in den offenen napoleonischen Rachen hineinzumarschieren, hatte gewarnt, man solle eine gemeinsame Verbindung nach rückwärts suchen. Sacken war unbesorgt weiter vorgerückt, war am 11./12. Februar bei Fontenelles an Marschall Ney geraten. York ließ seine ganze Front eine Flankenschwenkung machen und kam in letzter Stunde den Russen zu Hilfe. Durch seinen schweren Seitenangriff auf Bailly rettete er eine fast schon verlorene Situation. Er selbst ritt bei einsetzendem Nachtgefecht nach vorn ins Tirailleurfeuer. Sein eigener Adjutant berichtet, er hätte keine Gefahr geachtet und

Digitized by Google

gesagt, er sei fest entschlossen, hier den Tod zu suchen, wenn die Truppe sich nicht behaupten könne. 31 Offiziere blieben hier liegen und fast 1000 Mann, alles „für Sackens hochmütigen Leichtsinn". Alexander von der Marwitz und den Oberst von Schön hat er besonders betrauert, hing er doch — so streng und rauh er auch war — an jedem einzelnen Offizier, den er „einmal innerlich in den Orden seines Korps aufgenommen hatte", wie ein Vater! Noch war die Gefahr längst nicht vorüber:

Napoleon zieht jetzt andern Tags unter großem Jubel in Chateau Thierry ein, und verkündet, er „sei jetzt näher an München als an Paris". Aber die Wirklichkeit spricht gegen diese zum mindesten mangelhaften geographischen Angaben. Schon am 16. Februar vereint York sein Korps mit dem von Kleist.

Das Beste kommt nach: Sacken, der es verdient hätte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, wird nun — aus politischen Gründen — „wegen seines Mutes belobt". York bringt jetzt anscheinend eine Vereinigung seines Korps mit dem von Kleist zur Sprache: er selbst scheint nicht abgeneigt zu sein, diese ewigen Dilettantismen nicht mehr mitzumachen. Er ist auch gesundheitlich nicht mehr auf der Höhe. Aber Blücher läßt dem alten Isegrim diesmal wenigstens auf dem Papier Gerechtigkeit widerfahren und belläßt beide Korps in ihrer Selbständigkeit.

Metternich ist in Frankreich gelandet! Er hat natürlich einen so jammervollen Liberalisten wie den stets zu Unrecht gerühmten Hardenberg für sich, wenn er jetzt aus dynastischen (und anderen) Gründen einen Frieden haben will. Aber Alexander will nicht; schließlich fällt er dann — und mit ihm anscheinend auch der preußische König — doch um und gibt die Vollmachten. Hier muß man Blücher persönlich ein großes Verdienst anrechnen: er ist es in erster Linie gewesen, der auf Fortführung des Krieges drang, ihn sozusagen aus eigener Vollmacht weiterführte. Schwarzenberg hat als Oberkommandierender der Vereinigten Armeen jedes weitere Vorgehen gegen Napoleon abgelehnt. Da setzt Blücher höchstpersönlich bei seinem König und bei Alexander das Recht zur alleinigen Kriegsführung durch, erreicht auch, daß Winzingerode und Bülow ihm unterstellt werden. Muß denn nicht eine Armee, deren unsichtbarer Feldherr Gneisenau heißt, deren kommandierende Generäle Männer wie York, Kleist, Bülow sind, noch einmal das Schicksal zwingen?

Below hat recht gehabt; am Pariser Einzug dürfen die Truppen des Yorckschen Korps und überhaupt der Schlesischen Armee nicht teilnehmen, weil sie „zu schmutzig aussehen!". In diesen Tagen besichtigt der König von Preußen das Yorcksche Korps. Wie er wenige Schritte an der Front entlanggeritten ist, macht er kehrt: „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute!" Das war der Dank eines in seinen Gesinnungen bürgerlichen Königs für das in seiner Kampfweise revolutionäre Soldatentum, dem er seinen Thron zu verdanken hat. Es ist, als wenn sich hier, vor den Toren von Paris, das 18. und das 19. Jahrhundert, das friderizianische und das bürgerliche Zeitalter auf einmal schroff entgegentreten.

York selbst, immerhin, darf nach Paris hineinreiten. Er bittet um Audienz beim König, dem er für das Großkreuz des Eisernen Kreuzes dankt. Sie gehen lange am Jardin des Plantes auf und ab, der nüchterne, schlanke, honnette König und der weißhaarig gewordene Isegrim mit dem zerfurchten Gesicht. Humboldt hat sie gesehen und berichtet, er habe geglaubt, in „York ein ganzes Stück Weltgeschichte zu sehen!"

Kurz danach muß er wieder — wie in Frankfurt — aufs Parkett, muß an einem der vielen Siegesdiners teilnehmen, auf denen er, wie es ein Briefschreiber jener Tage berichtet, „am entschiedensten von allen den preußischen General darstellt". Auf einem dieser Essen muß alles auf Blücher warten. Irgendein junger deutscher „Fürst", einer von denen, die überhaupt erst durch diesen Feldzug ihr Land wieder bekommen

Digitized by Google

haben, sagt, es sei doch merkwürdig, daß ausgerechnet Herr von Blücher die Gesellschaft so lange warten lasse. Da fährt York, wie er es immer tat, wenn er heftig wurde, mit der Hand durch seine weißen Haare, senkrecht läuft ihm die scharfe Wutfalte von der Mitte der Stirn zu seiner Adlernase herunter: „Wird denn niemand dem jungen Mann eine Antwort geben?“ Niemand gibt sie ihm. Da geht er, gerade er, von dem man doch weiß, wie er sich mit Blücher gestanden hat und der nun, ganz Soldat, seinen Kameraden gegen einen dieser ekelhaften Serenissimi zu schützen hat, auf den „jungen Mann“ zu, quer durch den Saal: „Es scheint mir doch besser zu sein, wenn Ew. Hoheit hier auf Blücher warten, als in Petersburg auf Ihre Pension!“ Damals, so kurz nach dem Kriege, konnte ein so ruhmreicher General sich das schon herausnehmen.

Ein ähnlicher Fall: York, der in Paris alle Erinnerungen von 1782 wieder aufgefrischt hat, möchte nun auch London sehen. Der König, der selbst nach London reist, befiehlt ihn in seine Begleitung. Er selbst ist inzwischen mit vielen Ehren überhäuft: er ist Graf, mit dem Titel Graf York von Wartenburg geworden, ihm ist eine Gutsdotation in Aussicht gestellt. In London wird Blücher enthusiastisch empfangen, auf York achtet man weniger. Ein englischer Offizier sagt zu York, über dessen Schwierigkeiten mit Blücher er wohl unterrichtet war: „Es wundert mich, daß wir heute nicht, wie sonst, bereits zum zehnten Male Blüchers Wohl ausbringen!“ York: „Das wundert mich auch und Ihre Schuldigkeit wäre es gewesen, das jetzt zu tun, denn ohne ihn würden wir hier nicht sitzen!“ So gibt der Junker aus dem preußischen Osten dem Grandseigneur aus dem Westen seine Lektion.

Aber im übrigen ist York in London schwer enttäuscht. Hier erhält er die Order, daß ihm sein altes Korps abgenommen wird, daß er kommandierender General über die schlesischen Truppen wird. Kleist, der milde, anständige, bedächtige Kleist wird Kommandierender General des Yorckschen Korps. Politische Gründe lassen es jetzt geraten erscheinen, den Isegrim aus Frankreich abzuschieben. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan — der Mohr kann gehen, mit Orden behängt.

◆

Ergreifend sein Abschied von dem Korps, das er nun seit 1811 geführt hat, mit dem er in 18 Schlachten siegreich war, niemals geschlagen, immer überlegen gewesen. „Jetzt ist es der Stolz und die Freude meines Alters — Euer Führer gewesen zu sein“, sagt er zu seinen Offizieren. Dann redet er seine Mannschaften an: „Wie soll ich Euch die Empfindungen ausdrücken, von denen mein Herz bei der Trennung von meinen Kindern voll ist? Wie soll ich Euch danken für die Ausdauer, mit der Ihr von den Ufern der Düna bis zur Seine, an heißen Schlachttagen, im Angesicht des Todes, bei den angestrengtesten Mühseligkeiten zweier Winterfeldzüge, bei Entbehrungen jeder Art mir Eure Treue bewiesen habt?“ Und Schack schreibt: „Er sprach besonnen, eindringlich, erschütternd, mehr Rührung erregend, als er selbst zu empfinden schien.“ — „Vergeßt mich nicht und nehmt mich freundlich wieder auf, wenn das Vaterland wieder des Yorckschen Korps bedürfen sollte!“ — In Berlin hat diese Rede Verwunderung erregt, wie könnte es anders sein!

So reist er nach Breslau. Schon vorher hat er seinem ältesten Jungen, Heinrich York, einen Brief geschrieben, in dem er ihm ernst, mahnend und dringend abrät, Soldat zu werden. „Ich habe es Dir gesagt: werde nicht Soldat, ich sage es Dir heute noch!“ Er warnt vor dem „Tagelöhnersoldaten“, warnt den Jungen überhaupt: „Du hast ein sehr wallendes Blut, das Dich leicht zu Übereilungen verleiten kann“; gleich danach entschuldigt er den Satz (nun wird der Brief fast schon zur Selbstbiographie): „Der leichte Umlauf des feurigen Blutes bewirkt eine leichte

Digitized by Google

Faſſungskraft und lebhafte Eindrücke für das Gute und Edle." Frägt ſich, von wem Heinrich York das hat, wenn nicht von dieſem Vater, der vor wenigen Wochen noch ſein Korps aus ſeinem „wallenden Blut" heraus bei Nacht und Nebel im Stich laſſen wollte. In Breslau angelangt, findet das wallende Blut neue Anläſſe zu Ärgerniſſen:

Er hat kein Haus als Generalkommando zur Verfügung: er wohnt im Hauſe eines Tabakhändlers, mit dem er ſich dermaßen auseinanderſetzt, daß ſich die Handelskammer über ihn beſchwert. Schlimm, ſehr ſchlimm, wenn ſich eine Handelskammer über den Sieger von 18 Schlachten, den unbeſiegten Schlachtengeneral, den Mann von Tauroggen, beſchwert.

Und noch etwas anderes, wo wir allerdings nicht ſeiner Meinung ſein können: Der König hat für Blücher und Hardenberg den Fürſtentitel und je 450 000 Taler Dotation feſtgeſetzt, für York, Kleiſt, Bülow und Gneiſenau je 200 000 Taler Dotation. York beſchwert ſich in ſchärfſter Form. Es wirkt nicht gerade ſehr ſympathiſch, den alten Soldaten damit beſchäftigt zu ſehen, ſich in eigenen Vermögensangelegenheiten zu beſchweren. Er zählt alle ſeine Taten auf, aber in dieſem Zuſammenhang wirken ſie ein wenig peinlich. Vorerſt nimmt er — da der König den Trägern der Dotationen die Auswahl aus ſeinen Domänen freigeſtellt hat — die „Malteſerkommende Klein-Oels in Beſchlag". Es wirkt eigentlich etwas ſonderbar, daß dieſer harte, ſteinern wirkende, urpreußiſche York ſich nicht irgendwo oben im harten Oſtpreußen, in Preußiſch-Litauen, wo er die Garniſon ſeiner alten Dragoner in Tilſit nahebei hat, von wo es nach Tauroggen nicht weit iſt, wo Königsberg, Braunsberg und Johannisburg in erreichbarer Nähe liegen, ſeine Dotation ſucht, ſondern in dem weichen, ein wenig von öſterreichiſcher Luft durchwehten, milden Schleſien. Der Ärger über die Dotationen wird immer ſchärfer. Vor allem gerät er — und hier hat er nun wieder unſere Sympathien — in Raſerei, als die weitere Regelung der Sachen zwiſchen ihm und dem Staat dem Miniſter von Bülow übertragen wird. Das iſt derſelbe Menſch, der einſt unter Jérome ſeine Dienſte genommen hat, den er in Frankfurt an der Tafel getroffen und ſogleich danach gefragt hat, wie es denn ſeinem bisherigen Souverain, dem König Luſtik, ginge? Da ſchreibt er wieder immediat an den König, es iſt jetzt gerade die Zeit, wo der neue Krieg in Gang kommt:

> „Meine Grundſätze und die des Miniſters von Bülow haben ſich im Leben ausgeſprochen, ſie ſind ſehr verſchieden. Seit ſieben Monaten taxieren alle Regierungsräte, einer nach dem andern, die mir verheißenen Güter und noch iſt nichts entſchieden. Auf der Wagſchale gegen fünf Taler mehr oder weniger wird mein Verdienſt um den Staat abgewogen . . .
>
> Stellen Eure Majeſtät mich heute mit einem Bataillon in eine offene Feldſchanze und ich werde ſie mit der Entſchloſſenheit, mit der pflichtmäßigen Hingabe verteidigen, mit der ich mehrmals an der Spitze meiner Kavallerie in den Feind ritt; gebieten Ew. Majeſtät aber nicht, daß ich in einem Wirkungskreiſe auftrete, der öffentlich ausſpricht, daß ich die Gnade und das Vertrauen meines Königs nicht mehr habe!"

Es war gerade die ſchlimmſte aller Demütigungen vorangegangen: für den Feldzug von 1815 hatte man ihm ſein altes Korps nicht wieder gegeben. Man hatte ihm nicht mehr eine mobile Truppe anvertraut, er ſollte das in Sachſen ſtehende fünfte Korps befehligen, das nur mit Schanzarbeiten beſchäftigt war! „Könnte man doch Moellendorf erwecken!" ſchreibt er in dieſen Tagen. Ja, wenn man jetzt Moellendorf und den alten Friedrich wecken könnte! Bitter beſchwert er ſich bei Schack: „Schmerzhaft iſt es, zu ſehen, wie der König ſeine treueſten Diener behandelt!"

Digitized by Google

Dem König aber schreibt er voll Wut die deutlichen Worte:

„Wer war der Letzte auf dem Schlachtfeld von Großgörschen?
Wer sammelte die preußischen Truppen bei Frohberg und ordnete den Rückzug?
Wer deckte den Rückzug nach der Schlacht bei Bautzen?
Wer disponierte den Rückzug nach dem schlecht eingeleiteten Gefecht von Löwenberg?
Wo ist die Disposition von der Schlacht an der Katzbach?
Und wo sind die zu den Schlachten von Möckern und Laon?"

Mit besonderer Betonung werden seine Siege nicht erwähnt, aber alle Rückzugsgefechte. Das soll gegen Müffling und gar gegen Gneisenau gehen und vielleicht gegen Blücher. Er kommt noch während des Krieges um seinen Abschied ein, ein ungewöhnlicher Vorgang. Er bekommt Bescheid, im Kriege könne er nur dann in den Ruhestand treten, wenn er körperlich nicht mehr imstande sei, Dienst zu tun. Da schickt er das Gesuch noch einmal auf.

An Schack aber schreibt er:

„Der König hat mich in die Provinz geschmissen, hat mir da ein paar Güter wie einem alten Hunde einen Knochen hingeworfen . . ."

Besonders erbittert ist er — und mit Recht — daß Blüchers Sohn gleich als Offizier übernommen wird und seiner nicht einmal als Fähnrich, sondern als Junker in sein altes Korps, in die Sohrschen Leibhusaren, eintreten muß. Dieser Junge ist ein „wallendes Temperament". Schon auf der Schule hat er seinen Pauker gefordert, nun ist er aller väterlichen Abmahnerei entgegen doch Soldat geworden. Bei Versailles kommt er, wenige Tage nach der Schlacht bei Waterloo in ein Kavalleriegefecht, blutet aus mehreren Wunden, da bieten sie ihm Pardon. Da schreit er sie an: er heiße Yorck!! Er wird vom Pferde gehauen und stirbt bald darauf an seinen Wunden.

Der Schmerz des Alten ist furchtbar, nicht minder furchtbar für die Mutter, die mit diesem Jungen schon ihr neuntes Kind verliert. Er bittet um die Überführung der Leiche:

„Geruhen Ew. Majestät gnädigst die Schwäche zu entschuldigen, die mich wünschen läßt, die Leiche meines Sohnes auf vaterländischem Boden zu haben."

An Schack aber schreibt er schon vorher, in den qualvollen beiden Wochen der Ungewißheit:

„Sollte mein Sohn tot sein, so wünsche ich alles zurückzuerhalten. In seiner Schreibtafel ist das Bild seiner Mutter, dies und seinen Säbel wünsche ich vorzüglich zu haben, der letztere soll neben meinem und meines Vaters Degen hängen! Sie wurden alle tapfer und ehrenvoll für drei undankbare Könige geführt!"

Er selbst hat in diesen Tagen Befehl, Alexander von Rußland, der aus Wien kommt, an der schlesischen Grenze zu empfangen. Die Mutter schreibt über diesen Tag an General von Reyher: „Denken Sie sich das schreckliche Schicksal meines Mannes. Indem er mit dem russischen Kaiser in Liegnitz einfährt, fährt der Wagen mit der Leiche seines Sohnes vor ihm voraus. Das Schicksal schärft die Dornen unseres Unglücks immer aufs neue!"

Nach dem Friedensschluß kommt er erneut um Abschied ein. Er wird nicht gleich bewilligt, erst auf sein wiederholtes Drängen bekommt er ihn. Friedrich Wilhelm III.

Digitized by Google

will ihn zum Feldmarschall haben, begeht aber die Taktlosigkeit, Müffling zum Übermittler seiner guten Absichten zu machen. Schneidend, fast hohnvoll lehnt Yorck den Feldmarschall ab.

◆

Er ist so verbittert, daß er nie wieder Uniform anzieht. Er vergräbt sich in seiner Natur, in seiner Erde. Zwar schreibt ihm der eine oder andere, am Tage von Wartenburg tritt die später wieder auseinanderfallende Yorck-Gesellschaft zusammen. Schön, nun Oberpräsident von Ostpreußen, schreibt an ihn:

> „Männer, von denen wir Anfang 1813 nichts zu hören bekamen oder die damals den Kopf schüttelten, datieren von jener Volkserhebung an das Unglück Preußens oder leugnen, daß eine solche Erhebung stattgefunden hätte!"

1819 stirbt seine Tochter, die Gräfin Hoverden, bei einer Geburt. Sein Schmerz ist fassungslos, es ist das zehnte Kind, das dieses unglückliche Elternpaar verlor. An Schack schreibt er: „Ich kann es nicht aussprechen, wieviel ich selbst leide!" Als er das Sterbezimmer verläßt, fällt er draußen zu Boden. Es ist noch derselbe Yorck, der in Kapstadt vor 40 Jahren aus verhaltener Erregung heraus zu Boden fiel, der vulkanische Mensch mit der starken, starren, kalten Maske.

1821 nimmt Kleist den Abschied, auch er hat nun von der einsetzenden Reaktion die Nase voll; er wird Feldmarschall. Der „korrekte König" findet, daß man nun doch Yorck nicht übergehen kann. Es ist sogar eine Großzügigkeit von ihm. Es ist wohl der einzige Fall in der preußischen Geschichte, daß ein General den Feldmarschall ablehnt und es dann später doch noch wird. Er selbst will auch diesmal wieder nein sagen, er haßt die „elenden Jasager, die in Berlin regieren". Warum soll man es ihm verwehren, zum Neinsager zu werden? Aber die Geschicklichkeit des die Ernennung überbringenden Flügeladjutanten Grafen Kanitz überwindet die Klippe. Noch einmal meldet sich seine Welt bei ihm an: Karl, nun Herzog von Mecklenburg, schreibt an ihn: „Um keinen Preis in der Welt würde ich die Ehre hingeben, gerade unter Ihnen gefochten zu haben!" Und dann ist da ein Brief, der kommt aus einer neuen Welt, aus einer Welt, von der er heute noch nicht wissen kann, daß sie einst, nach 80 Jahren, sein Erbe und seine Ideen wenigstens militärisch wieder aufnehmen wird. Das ist der nun 24jährige Prinz Wilhelm, der 1814 bei Barcis fur Aube seine Feuertaufe bekam, der in seiner soldatischen Haltung so deutlich absticht von dem „eintrocknenden Berlin" und der schreibt:

> „Als Soldat sowohl, als auch von meinem übrigen Standpunkt aus sei es mir erlaubt, zu sagen, daß ich wünschte und dies wohl mit der ganzen Armee (?), Sie bekleideten im Heere selbst den hohen Platz, zu dem Sie jetzt dem Range nach berufen sind. . . . Gönnen Sie uns die Überzeugung, daß wir, im entscheidenden Augenblick, auf das Yorcksche Korps rechnen können, dessen Andenken in Heer und Volk gleich hochsteht!"

Der König tut ihm noch eine weitere Ehre an, er erlaubt die Herausgabe des Schackschen Tagebuches mit einem von ihm selbst genehmigten Vorwort, das den Verdiensten des alten Schlachtengenerals alle Ehre antut. „Nur die seltsamste oder absichtlichste Verblendung kann in der Tauroggener Konvention einen Abfall des Yorckschen Korps oder seines Führers vom Könige sehen!"

Doch vereinsamt er auf seiner Scholle bald ganz, sinkt in die Vergessenheit, lebt seiner Landschaft, aus der sein seltsam naturhafter, konvulsivischer, in echtem Sinne gehärteter Charakter, seine alte Jägernatur zeit seines Lebens ihre gewaltigen Spannkräfte schöpfte. 1825 wartet er mit seiner Frau auf die Rückkehr ihres nun auch Offizier gewordenen zweiten Sohnes, des letzten Kindes, das sie noch haben, von einer

Digitized by Google

langen Urlaubsreise. Am Tage vor seiner Ankunft stirbt die Mutter. Und wir müssen, wenn wir das Yorcksche Leben recht nehmen und als Schicksal sehen wollen, auch ihrer gedenken. Wo hat eine Frau schwereres und härteres Schicksal durchmachen müssen, als sie, die zehn Kinder verlor, die Jahrzehnte von ihrem Manne getrennt war, oft unter ärmlichsten und demütigendsten Umständen und die — wenn er da war — alle die Schwierigkeiten seines heftigen und widerspruchsvollen Charakters am ersten auszuhalten und zu bestehen hatte!?

Er ist nun ganz einsam, es wird dunkel um ihn. Der Sohn (der spätere liberale (!) Herrenhausabgeordnete) steht in Garnison, nur den Enkel, den seine Tochter mit dem Tode bezahlen mußte, hat er noch bei sich. Er selbst bekommt einen Schlaganfall und wird fast taub, aber „die alten Gluten toben noch weiter in dem morschen Körper". Ab und an schreibt er noch einen Brief, an Valentini, an Horn — Schack und Seydlitz hat er jetzt auch schon überlebt —. 1830 will er seinen Enkel noch selbst nach Brandenburg bringen, empfiehlt ihn seinem alten Korpsprediger Schultze, der nun dort Akademiedirektor ist: „Ich hinterlasse Ihnen den Enkel als Pfand der hohen Würdigung, in welcher ich Sie stets erkannte. Bewahren Sie in Ihrem Verhalten gegen ihn das gütige Andenken an mich!" Die große erschütternde Kraft der Formulierung lebt immer noch in ihm, aber er weiß, daß er diese Reise nicht mehr antreten kann. Er läßt seinen Sohn kommen. Ende September — draußen ist es schon Herbst, das Laub wird bunt und will zur Ruhe gehen — läßt er sich (wie einst Friedrich Wilhelm I.) seinen Sarg kommen, besichtigt ihn. Am 5. Oktober wechselt er dann, von allen Bitternissen, aber auch Größen, die dieses Leben ihm gebracht hat, befreit, in das ewige Reich aller alten Jäger und Soldaten hinüber.

◆

So endet die Chronik von Hans David Ludwig Yorck, dem Bayard des Preußentums, auf den wie wohl auf keinen zweiten die Verse des Bayardschen Liedes passen:

Ein Ritter ohne Tadel
und Furcht, das war Bayard,
Ein Vorbild allem Adel,
der je in Sporen starrt.
Klingt euch zu laut die Weise,
ist euch Bayard zu stolz,
Vielleicht seid ihr zu leise
und aus zu weichem Holz?

Was für Bayard die Sporenschlacht von Guinegate, das war Wartenburg und Möckern für diesen Bayard des Preußentums gewesen. Die Chronik von Yorck geht einen gewaltigen Weg. Es ist eins der größten Schicksale in der ganzen vielfältigen Geschichte, die uns ein vierhundert Jahre altes Preußentum überliefert hat. Wenn wir dieses Leben überdenken, so scheint es, als wenn sich der Geist eines Ordensritters, eines Jungingen und Reuß von Plauen mit dem Geist eines Friedrich Wilhelm und Friedrich, eines Schwerin und selbst eines Louis Ferdinand in diesem Manne vereinte, in diesem Mann, der so spröde, so ungenießbar und so großartig und so hinreißend war. Als Abenteurer war er ausgegangen, über Kopenhagen, Amsterdam und Paris nach Kapstadt und Ceylon; als Landsknecht war er zurückgekommen, hatte er in Polen gefochten, als Preuße hatte er die Entscheidungen von 1806 kommen sehen und ertragen. Die damalige Armee kennt keine zwanzig führenden Offiziere, die so klar und männlich ihren Namen und den Namen ihres Staates hochgehalten haben. Aus Demütigung war das sozialistische und doch herrenmäßige Führertum in ihm zur Voll-

Digitized by Google

endung gereift, war aus dem Abenteurer der Revolutionär, aus dem Landsknecht der treue Junker geworden, der seinem Staate und seinem Hause um des Staates willen diente, ohne Rücksicht auf die „Undankbarkeiten dreier Könige", von denen der eine groß, der andere klein, der dritte mittelmäßig war. So wächst zwischen Gut und Böse, Licht und Schatten auch der alte Isegrim in den preußischen Mythos hinein, dem er unlöslich verwachsen ist.

Die Chronik vom York mutet an wie eine Legende: 1778 in Böhmen, 1781/84 Übersee, in Indien und Afrika, 1794/97 in Polen, 1805 im tatenlosen thüringischen Aufmarsch, 1806 in allen Demütigungen zwischen Jena und Lübeck, 1807/11 in allen Listen und heimlichen Vorbereitungen der westpreußischen Landschaft, 1811/12 in den Härten und Schwierigkeiten des kurländischen Feldzugs und der Tauroggener, mühseligen und doch gewaltigen Revolution, dann 1813/14 in dem großen und doch mit so viel Bitterem neben dem Heroischen durchsetzten Feldzug von der Düna bis zur Seine. Er hat eigentlich 20 Jahre ununterbrochen im Felde gestanden. Niemals besiegt, welcher Feldherr, außer Moltke, kann das sonst noch von sich sagen? Gewiß, seine Schlachten sind nicht die ganz großen Kämpfe der Weltgeschichte; es war schließlich nur ein einzelnes Korps, das er führte, aber es war das erste, der Nummer und dem Range nach. Über Altenzaun und Bauske, Poscherun und Groß-Görschen, Bautzen und Löwenberg, Königswartha und Weissig, Katzbach und Wartenburg, Möckern und die Unstrut, St. Dizier und Chalons, Montmirail und Fontenelles, Laon und Paris hat er seine Spur durch Europa gezogen, eine Spur ununterbrochenen Waffenruhms, die noch immer viel zu wenig gewürdigt und gewertet wird.

Die Chronik vom York zeigt ein Leben von unerhörter Farbigkeit, von beispiellosen Gegensätzen zwischen höchster Ehrung und tiefster Demütigung, größten Erfolgen und bitterstem Leid, gewaltigstem Ruhm und dunkelster Einsamkeit. York ist in der preußischen Geschichte etwas Einmaliges, wie Friedrich der Große — der vielleicht der einzige Name dieser Geschichte ist, hinter dem sich das Preußische noch dramatischer, noch farbiger, noch ergreifender gestaltet hat — etwas Einmaliges bleibt. Als diesen Einmaligen müssen wir, gerade wir, neben Friedrich auch York heute sehen.

Wo gibt es in der preußischen Geschichte eine zweite Gestalt, die gerade uns Nationalsozialisten so viel zu sagen hat, wie dieser Hans David Ludwig York? Wir wissen, daß unser Nationalsozialismus vom Preußischen her seine Tradition hat. Wir sprechen von Preußen, wir sprechen von Bismarck, von Friedrich, wir sprechen auch von Tauroggen. Aber laufen wir nicht Gefahr, ein falsches Preußentum zu sehen, wenn wir Tauroggen nicht von allen seinen Hintergründen, politischen und soldatischen, psychologischen und religiösen Vorgängen aus sehen? Wird das Preußentum nicht zu billig, wenn wir neben Friedrich nicht auch Friedrich Wilhelm, wenn wir neben die Beschwörung des Wortes 1813 nicht auch York als erlebte Geschichtlichkeit stellen? Gerade die Beziehung auf 1813 offenbart uns und unserer nationalen Revolution gewaltige Parallelen. Nirgends aber sind diese Parallelen so zwingend, so beschwörend, so überraschend deutlich wie bei York von Wartenburg, der leider nicht York von Tauroggen heißt.

Mögen wir ihm den Namen geben! Aber nur, wenn wir wissen, wer er war und was er tat. Er ist für uns nächst Friedrich Wilhelm und Friedrich der größte konservative Revolutionär, der uns Maßstäbe zu geben hat, ist der dritte Revolutionär des Preußischen, der dem Dritten Reich unendlich viel zu sagen hat, ist das unersetzliche Bindeglied zwischen friderizianischer und bismarckscher Zeit. Auf ihn wird Bismarck sich während des Krimkrieges in Frankfurt berufen, um die östlichen Züge der preußischen Politik festzulegen.

Digitized by Google

Von ihm aus sehen wir den preußischen Sozialismus als unbedingtesten Mut zum Unpopulären, sehen wir die persönliche Ehre als bedingungslosesten Maßstab aller Geschehnisse, die einen Menschen umgeben können. Von hier aus sehen wir, daß das Revolutionäre nichts wert ist, wenn nicht Verantwortung und Treue in ihrer höchsten Potenz es binden, sehen aber auch, daß es eine Treue an eine Idee gibt, die niemals bei menschlichen Beanstandungen und Unzulänglichkeiten halt machen kann. Wir stoßen durch York zu neuen Auffassungen des Sozialistischen und auch der Rasse vom Boden her vor, finden Urkräfte am Werk, die ein jahrtausendaltes Reiterblut ausgelöst und dem Staate schöpferisch fruchtbar gemacht hat. Die Chronik von York ist ein Spiegel für uns selbst.

Digitized by Google

Otto Garten:
Winterlandſchaft

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Dr. Dr. Paul Junker:

„Gottestum im Volkstum"

Zum 70. Geburtstag des Philosophen Hermann Schwarz

Die akademische Philosophie der letzten Jahrzehnte ist gekennzeichnet durch eine Zuspitzung der Probleme, in der fast die Quelle vergessen scheint, auf die letztlich alle philosophische Problematik zurückgehen muß, die Realität des Lebens selbst. Eine Jahrtausende alte Tradition von Begriffen, immer wieder aufs neue zugeschliffen von einander sich ablösenden Denkergenerationen, stellt eine stetig dünner werdende Welt von Abstraktionen dar, die nur von wenigen verstanden werden konnte und unfruchtbar blieb für den breiten Lebensstrom der Nation. Die Probleme, nicht mehr vom Leben gestellt und nicht mehr für das Leben gelöst, sondern philosophiegeschichtlich überliefert und tausendfach gewendet und zerspalten, schienen um ihrer selbst willen da zu sein und wurden eben damit zu einem selbstgenießerischen Spiel der Gedanken. Die wissenschaftliche Philosophie, die im letzten Jahrzehnt der Vorkriegszeit teils unter dem Einfluß des jüdischen Neukantianismus nur noch Erkenntnistheorie als Gegenstand ihres „Faches" anerkannte, schien im leeren „Betrieb" systematischer und historischer Untersuchungen zu erstarren. Philosophie war nicht mehr Sache der zu innerst Berufenen (und das heißt auch immer der dem eigenen Volkstum schöpferisch Verpflichteten), sondern wurde ein erlernbares Handwerk, bei dem der intellektuelle Schliff mehr wog als die Substanz der Persönlichkeit. Diese zunehmende Intellektualisierung der Schulphilosophie, die sicher auch als eine Folge der wachsenden Verstädterung und Entwurzelung des Daseins begriffen werden kann, macht es verständlich, daß eine Weltanschauung aus der Ganzheit des völkischen Seins und Wesens heraus, eine „politische Philosophie" im tieferen Sinne, nur von wenigen aus dem Kreise der Fachphilosophen entwickelt werden konnte. Diese wenigen aber haben das intuitiv vorausgeschaut und durch ihren denkerischen Einsatz das mitgeformt, was die politische Bewegung des Volkes im Nationalsozialismus heraufführte.

Zu diesen wenigen gehört Hermann Schwarz, der Philosoph des deutschen Volkstums und des deutschen Gottes, wie man ihn nennen könnte, dessen 70. Geburtstag wir am 22. Dezember begehen. Ihm war die Philosophie nicht humanistisch-genießerische Befriedigung von Erkenntnisbedürfnissen, sondern Gestaltung des Lebens, Philosophie der Tat, unter deren Gesetze er auch sein eigenes Leben stellte.

Hermann Schwarz verlebte seine Jugendjahre in Ostpreußen. Auf der Schule seines Vaters in Gumbinnen und später auf dem Realgymnasium der berühmten Franckeschen Stiftung in Halle erhielt er seine schulische Ausbildung (bis 1883). Die Studienzeit in Halle — Schwarz studierte Mathematik und Naturwissenschaften — beendete er als Schüler Cantors 1888 mit einer Dissertation „Theorie der Ordnungstypen" und mit der Oberlehrerprüfung. 1894 habilitierte er sich in Halle für das Fach der Philosophie, nachdem schon zwei Jahre vorher eine erkenntnistheoretische Arbeit über das „Wahrnehmungsproblem" erschienen war. In den folgenden Jahren verfocht Schwarz immer wieder den erkenntnistheoretischen Realismus. Aber Positivisten, Experimentalpsychologen und Neukantianer beherrschten damals das Feld, und so blieb nicht nur seine Erkenntnistheorie, sondern auch eine „Psychologie des Willens" (1900) und die anschließende Ethik „Das sittliche Leben" (1901), in denen sich schon die ersten Keime seiner „Philosophie des Ungegebenen" zeigten, ohne Widerhall bei der Zunftphilosophie. 1908 beendete eine Berufung zum a. o. Professor nach

Digitized by Google

Marburg seine schweren Privatdozentenjahre in Halle, wo er mit seiner Frau eine Mansarde auf dem Martinsberge bewohnt hatte. Hier in Marburg schrieb Schwarz an seinem Buche „Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie", Band I, das ihm die entscheidende religionsphilosophische Klärung brachte. Er vollendete es in Greifswald, wohin er schon nach zwei Jahren (1910) als Ordinarius der Philosophie und Pädagogik berufen wurde. Greifswald war die Stadt seines tiefen Erlebens. Das Meer und die weite Landschaft, das leidenschaftliche Erwachen seiner Seele für Volkstum und Vaterland in den Jahren des Weltkrieges gaben die Impulse, an denen die Philosophie des Ungegebenen reifte. Sie erschien 1921. Das folgende Jahr sah ihn als Rektor der Greifswalder Universität. 1923 schloß er sich der nationalsozialistischen Bewegung an, deren Geist er fortan treu geblieben ist. Eben diesen letzteren herauszuarbeiten, ist dann der Inhalt seines ganzen weiteren Schaffens geworden. Schon die Titel seiner folgenden Schriften geben davon Zeugnis: „Ethik der Vaterlandsliebe", „Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?", „Gottestum im Volkstum", „E. M. Arndt, ein Erzieher zum Deutschtum", „Einführung in Fichtes Reden an die deutsche Nation". Dazwischen baute er in dem Werke „Gott, Jenseits von Theismus und Pantheismus" (1928) die Philosophie des Ungegebenen weiter aus. Die Erreichung der Altersgrenze fiel in das Jahr deutschen Neuwerdens 1933. Im Sommer dieses Jahres las er zum letzten Male in Greifswald, dann siedelte er nach Darmstadt über. An der dortigen Hochschule und an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt hält er noch heute einige Vorlesungen auf dem Gebiete der Ethik und Religionsphilosophie, wie er auch seine schriftstellerische Tätigkeit fortsetzt. Seine jüngsten Schriften sind „Nationalsozialistische Weltanschauung" und „Nationalsozialismus, Christentum und deutsche Glaubensbewegung". Eine Arbeit über Ekkehart, den Meister deutschen Glaubens, ist unter der Presse.

Der Ausgangspunkt des Schwarzschen Denkens ist eine eigene Philosophie der Werte. Obwohl dem deutschen Idealismus, besonders dem Idealismus Fichtes, des Redners an die deutsche Nation und der Philosophie des Handels, tief verbunden, lehnt er doch den wertphilosophischen Idealismus, der die Werte als gegeben annimmt, sei es als reales Wertreich der Ideen wie bei Platon oder als geltende sittliche Weltordnung wie im deutschen Idealismus, ab. Die Vielheit der Dingwelt und der Einzelwesen ist wertfrei, die Werte sind in dieser Welt „ungegeben". Die Werteigenschaft haftet nicht an den Gegenständen, sondern ist eine ständig erneut sich schaffende Welt im Menschen, deren Wirklichwerden durch die Art bestimmt wird, wie der Mensch handelnd im Leben steht. Nur die opferbereite und selbstverlorene Hingabe an Aufgaben, an Mitmenschen, an Vaterland und Volkstum erwecken solches Wertleben, das zugleich werdendes Gottesleben ist. Von hier aus kommt Schwarz zu seiner deutschen Weltanschauung, deren Grundzüge hier kurz angedeutet werden sollen.

Der absolute Menschheitsbegriff ist eine Abstraktion, die Wirklichkeit kennt nur Völker, „in deren jedem zahllose einzelne zu völkisch bestimmten Zielen zusammengeschlossen sind, die sie mit Leidenschaft, auch durch Krieg hindurch, ergreifen" (Ethik der Vaterlandsliebe, 1922). Der Pazifist aber denkt die Menschheit aufgelöst in Individuen. Mit leidenschaftlicher Glut kämpft Schwarz in den Schriften der ersten Nachkriegsjahre gegen den lähmenden Pazifismus und findet dabei seherische Worte, die uns heute wieder zutiefst berühren: „Inzwischen sind die Annehmlichkeiten, die von den Menschenbrüdern draußen kamen, peinlicheren Dingen gewichen. Wir, die wir unser Vaterland lieben, beziehen diese peinlichen Dinge auf die auswärtigen Feinde. Wir vergessen ihnen nicht, daß sie eine Deutschenverfolgung in der ganzen Welt angestiftet haben, der nur die früheren Christenverfolgungen gleichen, daß sie uns mit vergifteten Pfeilen bekämpft, deutsches Land geraubt, den deutschen Namen verunehrt haben und jetzt unser Vaterland knechten und aussaugen. Dagegen wollen wir uns

Digitized by Google

stemmen und wehren, solange Atem in unserer Brust und völkisches Ehrgefühl in unserer Seele ist" (Ethik der Vaterlandsliebe, 1922). Und weiter: Wir empfinden es „als Pflicht, gegen den Landesfeind das Schicksal unserer Söhne und Enkel, die nach uns kommen, in die Hand zu nehmen. Vielleicht, daß einst, wenn uns das Augusterlebnis von 1914 wieder geschenkt wird, schon die entschlossene Miene deutscher Einigkeit genügt, um unblutig unsere Fesseln zu sprengen. Wenn nicht, so kämen wir uns schuldbewußt vor, gälte uns nicht die Freiheit unseres Volkes mehr als alles Leiden, das wir im Kampfe um sein selbständiges Dasein dulden und anderen zufügen müssen" (Ethik der Vaterlandsliebe, 1922). Wie Schwarz dem Materialismus seine konkrete Metaphysik des Werterlebens, wie er dem Pazifismus die Ethik der Vaterlandsliebe entgegenstellt, entwickelt er gegen den Klassenkampfgedanken der Marxisten eine völkisch betonte Philosophie der Gemeinschaft. Echte Gemeinschaft erwächst aus dem Bruder-Erlebnis, das alle Glieder eines Volkes mit gleicher Kraft umspannt. Die Gemeinsamkeit des Wollens offenbart sich in der Bereitschaft zu Opfer und Einsatz gegenüber dem einzelnen Volksgenossen wie gegenüber dem großen Ganzen. Zu dieser Haltung kommt der einzelne nicht auf dem Wege über eine Idee, etwa der Kenntnis der Kulturleistungen eines Volkes, sondern sie wird im völkisch Ergriffenen unmittelbar wirklich: „Soziale Liebe gibt es nur für den Sozius, das ist Volks- und Schicksalsgenossen, und sie tritt ein, ob man über die Kultur des eigenen Volkes unterrichtet ist oder nicht. Man braucht hier nicht geistige Vermittlungen, sondern erlebt unmittelbar Göttliches in der Zusammengehörigkeit mit den Brüdern, mit denen man in Schicksals-, Arbeits- und Blutsgemeinschaft steht" (1922). Darin liegt eine klare Ablehnung des humanistischen Bildungsdünkels, der von Hitler als eine der Wurzeln völkischer Zerrissenheit so stark gegeißelt wird. In Schwarzens Gemeinschaftsphilosophie stecken auch die Grundgedanken des deutschen Sozialismus. Schwarz sagt hierzu zündende Worte: „Es ist ein gutes Wort „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Aber gedenke auch, daß du deutsche Brüder hast, unerlöste draußen und drinnen, und daß die Erlösungsstunde derer draußen nicht eher schlagen wird, als bis die deutschen Seelen drinnen durch Liebe erlöst sind, als bis das Band der Gemeinschaft zwischen ihnen und uns neu geknüpft, der Zug des verwandten Blutes zur stärksten aller Beziehungen geworden ist! Der deutsche Idealismus muß sich mit deutschem Sozialismus verbinden. Letzterer besteht in einer Gemeinsamung und das heißt Entwirtschaftlichung der Seelen und ist eben deswegen fernab von allem wirtschaftlichen Kommunismus. Hier handelt es sich nicht um Aktiengesellschaftsgeist von oben oder unten, sondern um Pflichtgeist. Zu dem alten Pflichtgeist, dem friderizianischen für staatliche Zucht, und zu dem Fichteschen Pflichtgeist für die Ehre und Würde des deutschen Wesens und für sein freies, sich selbst bestimmendes Leben, müssen wir den neuen Pflichtgeist hinzuentwickeln: daß wir den Brüdern im Volke mit wahrem Brudersinn begegnen und nicht ruhen, bis wir sie mit unserer Liebe zum deutschen Menschen in ihnen selbst angesteckt haben" (Alte und neue Pflichtgesinnung im Staatsleben, 1922). Wer so im Gemeinschaftsgeist lebt, in dem ist Göttliches erwacht, durch ihn und das Ganze der im Geiste der Volksgemeinschaft miteinander Lebenden wird „Gottestum im Volkstum" entsiegelt. Schwarz meint diese Verwirklichung des Göttlichen im einzelnen nicht nur symbolisch, sondern realistisch. Die christlich-südische Gottesvorstellung eines richtenden und die Welt regierenden Theos, eines persönlichen Gottes, lehnt er als undeutsch ab. Der deutsche Gott ist von anderer Qualität. Er gewinnt allein Wirklichkeit in den menschlichen Seelen, wenn Hingabe und Opfergeist in ihnen mit unendlicher Kraft lebendig werden und zum aktiven Einsatz in der Volksgemeinschaft kommen. Schwarz geht mit dieser hohen Gottesauffassung Wege, die auf den deutschen Mystiker Ekkehart und auf Fichte zurückweisen, aber weit über diese hinausführen (Gott, Jenseits von Theismus und

Digitized by Google

Pantheismus, 1928). Man kann sie als germanisch-christliche Gotteswirklichkeit bezeichnen gegenüber der jüdisch-christlichen Gottesidee.

Es ist nicht möglich, auf so beschränktem Raume, wie er hier zur Verfügung steht, Reichtum und Tiefe der Schwarzschen Weltanschauung auch nur andeutungsweise zu erschöpfen. Die Impulse, die vor allem die Schwarzsche Religionsphilosophie für eine neue deutsche Reformation des Christentums und für die weltanschauliche Zielsetzung der deutschen Glaubensbewegung zu geben hat, sind außerordentlich stark. Aber wenn auch die religiöse Frage nach dem „deutschen Gott" im Mittelpunkt des Schwarzschen Systems steht, so darf man darüber nicht den Gehalt seiner politischen Philosophie vergessen, die seit einem Jahrzehnt das gedanklich ausgebaut und begründet hat, was die nationalsozialistische Lebensgestaltung in die Wirklichkeit umgesetzt und zum lebendigen Besitz der ganzen Nation gemacht hat. Neben Rosenbergs „Mythus-Philosophie", als dem Zentrum nationalsozialistischer Weltanschauung, und neben Baeumlers „Philosophie des heroischen Realismus" wird seine „Philosophie des Gottestums im Volkstum" stets als wesentlicher Exponent nationalsozialistischen Geistesgutes genannt werden müssen.

Digitized by Google

Ständischer Aufbau

Ständige Beilage der Nationalsozialistischen Monatshefte
Leitung: Dr. Max Frauendorfer

Einsendungen sind zu richten an das Amt für Ständischen Aufbau der N.S.D.A.P., Dienststelle Berlin, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf: A 2 Flora 0019

Heinz Zilcher:

Politische Kräfte im Ständischen Aufbau

Die Verfügung, die Adolf Hitler als deutsches Staatsoberhaupt und Führer der nationalsozialistischen Bewegung mittels seiner Verordnung vom 24. Oktober 1934 der Deutschen Arbeitsfront gegeben hat, ist eine Urkunde ersten Ranges zur Erhellung des Verhältnisses von Politik zu Gesellschaft und Wirtschaft in nationalsozialistischem Lichte. Gibt sie doch in eindeutiger Weise die Beziehungen an, die zwischen der N.S.D.A.P., als der Gemeinschaft, die den politischen Willen verkörpert, und der Deutschen Arbeitsfront bestehen. Zwischen dem Führerorden der Nation und der Deutschen Arbeitsfront, die als die bedeutsamste Organisation im Sinne des Ständischen Aufbaues bezeichnet werden muß, wird eine enge Verbindung geschaffen. Damit ist bezeugt, daß die gesellschaftlich-wirtschaftliche Ordnung und ihre Einrichtungen nicht als eigenständiger Betrieb zu gelten haben. Mit den Bestimmungen der Paragraphen 3—6 der Verordnung ist der Vorrang der Partei und damit des Politischen festgestellt. Denn der Begriff des Primates der Politik und die Erkenntnis, daß die Politik das Schicksal sei, dürfen nicht nur wörtliche Versicherungen bleiben, sondern es müssen Einrichtungen und Verfahrensweisen geschaffen werden, die die wirkliche und lebendige Ausübung politischer Anordnungsgewalt ermöglichen.

Der Liberalismus kannte keine natürlichen Brücken zwischen der Politik und der Gesellschaft, in der die Gesetze der Wirtschaft herrschten. Die beiden Sphären sollten geschieden sein, und wenn die Politik ihren Einfluß auf die Wirtschaft bemerkbar machte, so wurde er als Störung empfunden. Es war nur eine Beziehung negativer Art zwischen den beiden Größen; das wie das Newtonsche Himmelssystem in naturgesetzlicher Art gedachte Wirtschaftssystem wurde — so formulierte man es — durch politische Kräfte in Unordnung gebracht. Es ist uns heute kraft der Erfahrungen, die uns die Wirtschaftsgeschichte des vergangenen Jahrhunderts lehrte, ins Bewußtsein gehoben worden, daß der Liberalismus mit Fiktionen gearbeitet hat. Die harmonische Ordnung, wie sie sich als rein wirtschaftliches System aus dem Vorwalten und Gewährenlassen des persönlichen Eigennutzes ergeben sollte, ist eine Utopie. Und die Größe, die der Liberalismus als Störungsquelle

Digitized by Google

sehen wollte, wird für unser völkisches Dasein heute gerade als Integrationskraft erlebt. Sie ist zutiefst das Lebensgesetz, das den Bau unserer Gesellschaft zusammenhält. Die Positionen sind umgekehrt wie im liberalen Weltbilde: während dort das Verfolgen rein wirtschaftlicher Interessen die Einheit konstituieren soll und die Politik nur begriffen wird als letzten Endes blinde und zerstörende Macht, so rückt die nationalsozialistische Weltanschauung das heraus, was die im grünen Leben gewonnene Einsicht und nicht die am grünen Tisch konstruierte „Theorie" besagt. Das laisser faire, das Gewährenlassen eigensüchtiger Motive zerrüttet die völkische Gemeinschaft; zumal der Regulator, den die liberale Theorie für das Wirtschaftsgetriebe gefunden zu haben glaubte, der freie Wettbewerb, sich nicht als das Heilmittel erweisen konnte. Seine Geltungsmöglichkeit hatte die klassische Nationalökonomie überschätzt.

Diese grundsätzlichen Erwägungen mußten Leitideen sein bei dem, was „Ständischer Aufbau" genannt wird, also dem organisatorischen Vorgehen des Nationalsozialismus bei der Ordnung von Gesellschaft und Wirtschaft. Dadurch daß neben Staatsapparatur ein volkhafter Bereich nicht unmittelbar politischer Prägung anerkannt wurde, der vor allen Dingen in der Deutschen Arbeitsfront seinen organisatorischen Ausdruck fand, sollte nicht die Eigengesetzlichkeit des Gesellschaftlich-Wirtschaftlichen festgestellt werden. Der Ständische Aufbau soll nicht dem homo oeconomicus der klassischen Nationalökonomie eine Wohnstätte bereiten. Das ist allen vor Augen zu halten, die mit den Schlagwörtern: Trennung von Politik und Wirtschaft, Selbstverwaltung der Wirtschaft, operierten, ohne sich über ihren Sinn und ihre Tragweite Rechenschaft abzulegen. Wenn in der Erörterung über ständische Ordnung die Trennung von Politik und Wirtschaft erwähnt wird, so hat dies nur den Sinn, daß die Verwirtschaftung des Politischen ein Ende haben soll und mit der Politik keine Geschäfte mehr zu machen sind, daß auf der anderen Seite die Politik nicht selbst zum Wirtschaftsunternehmer werden will, aber die Wirtschaftsführung beansprucht. Und das Wort von der Selbstverwaltung der Wirtschaft muß so ausgelegt werden, daß es sich darum handelt, die Selbstdisziplinierung und den Gemeinschaftsgeist der einzelnen Wirtschaftstätigen herzustellen, auf daß die Befehle und die Anordnungen der Politik sie nicht als Objekte antreffen, sondern als verständnisvolle Mitgestalter und als Subjekte des wirtschaftlichen Geschehens erscheinen lassen. Dies sind Prinzipien, die deutlich machen, daß es nicht darum geht, einen rein ökonomischen Bereich, in dem hemmungslos der Interessenkampf ausgetragen werden kann, sich konstituieren zu lassen; dann würde die Politik nur ein nachträglicher Schlichter sein. Der Nationalsozialismus will den homo oeconomicus an der Wurzel treffen und legt deshalb Schlichtung und Integrationsvorgang schon unmittelbar in die Ordnung des Gesellschafts- und des Wirtschaftslebens. Indem das Wirtschaftsfeld schon von politischen Kräften durchwirkt wird, erfolgt eine Relativierung alles Wirtschaftlichen und der wirtschaftlichen Motive. Dies bedeutet nicht einfach Leugnung der Tatsache, daß es einen Kampf um die Anteile am Sozialprodukt, daß es wirtschaftliche Interessen gibt. Es wird jedoch ihre

Digitized by Google

Verabsolutierung nicht zugelassen. Dem Grundsatz, daß Gemeinnutz vor Eigennutz gelten soll, muß in der harten Wirklichkeit, im Wirtschaftsprozesse selbst Anerkennung verschafft werden. Es ist klar, daß dies einen Kampf erfordert, der täglich ausgefochten wird. Der Ständische Aufbau schafft keine geruhsame Ordnung statischer Art. Das Gleichgewicht muß immer wieder aufs neue erobert werden. Es sind dynamische Vorgänge, auf denen die Einheit des Volksdaseins beruht.

Der Nationalsozialismus ist realistisch. Er faßt die Wirklichkeit ins Auge, er spricht die Tatsachen so aus, wie sie sind und arbeitet nicht mit Verschleierungen und Verhüllungen. Auch die Sprache seiner Gesetze und Verordnungen weist diesen Zuschnitt auf, so daß der Rechtszustand sich deckt mit dem tatsächlichen Zustand. Nur Gemüter, die noch liberale Anwandlungen besitzen, kann diese krasse Herauskehrung der Verhältnisse beunruhigen, wie dies in bezug auf die Verbindung von Partei und Organisation des schaffenden Volkes in der Verordnung des Führers geschieht. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, zu vergleichen, wie der Bolschewismus bei einem ähnlichen Problem verfahren ist. In der Sowjetunion herrscht heute eindeutig der Wille der Kommunistischen Partei der U.d.S.S.R. Einparteiherrschaften bringen fast in jedem Falle die formal gleichen Probleme mit sich. Eines der wichtigsten ist sicherlich das Verhältnis der allherrschenden und bestimmenden Partei zu der Volksgesamtheit. Wie der Faschismus mit seinem syndikal-korporativen Aufbau einen Ausstrahlungsbereich seiner Macht im unmittelbaren Volkskörper selbst geschaffen hat, wie der deutsche Nationalsozialismus mit seinen Einrichtungen und Organisationen des Ständischen Aufbaues das gesamte schaffende Volk in seinen Bann gezogen hat, so besitzt auch die Kommunistische Partei der Sowjetunion in den Gewerkschaften ein Werkzeug, das ihm in den breiten Volksmassen der Werktätigen Widerhall verschaffen soll. In der Tat sind die Bindungen des russischen Gewerkschaftswesens an die Kommunistische Partei sowohl in sachlicher als auch in personeller Art äußerst eng. Die Parteimitglieder stellen als sogenannte „Fraktionen" in den Zentralkomitees, den Gewerkschaftsräten, Gewerkschaftsbüros, Gewerkschaftsabteilungen und Unterabteilungen das Führerkorps der Gewerkschaften dar. Und doch hat man sich in der Sowjetunion nicht dazu entschlossen, diesen Zustand durch statutenmäßige Bestimmungen sichtbar zu machen, sondern glaubt durch eine gewisse Verschleierung der konkreten Herrschaftsverhältnisse besser zu fahren. Tomskij, der langjährige Führer des sowjetbündischen Gewerkschaftswesens hat es einmal klar ausgedrückt, daß die Partei nicht die Verantwortung für die Gewerkschaftspolitik tragen soll. Die Autorität der Kommunistischen Partei könne dadurch gefährdet werden, daß die Maßnahmen in der Gewerkschaftspolitik als Akte der Partei ausgelegt werden müßten. „Wenn ein Gewerkschaftsverband, ein Wirtschaftsorgan sich irrt, so ist das noch nicht allzu gefährlich. Wenn sich dagegen die Kommunistische Partei irrt, so ist das in den Augen der Nichtkommunisten ein großer Schaden, das ist schlimmer." Die Gewalthaber von Moskau geben sich hier einer Täuschung hin. Sie irren sich, wenn sie glauben, durch ein Verschweigen der tatsächlichen Bindung die Volksmassen trügen zu können.

Digitized by Google

Es gibt nun einmal eine Logik der Einparteiherrschaft. Wenn immer wieder vom Primat der Politik, vom Vorrang der Partei gesprochen, die Totalität des Herrschaftsanspruches herausgekehrt wird, so reagiert notwendigerweise das Volksempfinden in einer ganz bestimmten Weise. Es nimmt eine Zurechnung der Verantwortung für das Gesamtgeschehen vor. Es kann nicht davon die Rede sein, daß bei einer Einparteiherrschaft so feine Unterschiede gemacht werden, wie ein Tomskij sie erwartet, d. h. die Partei nicht dafür verantwortlich gemacht wird, was in gesellschaftlich-wirtschaftlichen Bezirken geschieht.

Der Nationalsozialismus hat jedenfalls gezeigt, daß er eine irgendwie geartete Illusionstechnik nicht ausüben will, sondern die wahren Herrschaftsverhältnisse ohne Verbrämung dem Schlaglichte aussetzt. Er überwindet damit die demokratische Ideologie in ihrem Kern. Die Rolle der Partei wird aufgezeigt. Sie besitzt die Autorität, nimmt dafür aber auch die Verantwortung auf sich, die eine notwendige Entsprechung zu echter im Volkssinn ausgeübter Macht bildet.

Die Partei wirkt als Klammer, die alle Gebilde, die im Rahmen des Ständischen Aufbaues entstehen, zusammenhält. Dadurch wird der Gefahr von Ständekämpfen begegnet. Es ist der realistische Zug im Nationalsozialismus, daß er diese Gefahr von Ständekämpfen gesehen hat und nicht romantischen Vorstellungen gehuldigt hat, sich nicht von dem Bild einer Ordnung leiten ließ, in der es abgeschlossene Stände im wörtlichen Sinn, statische Gebilde gibt, die voneinander abgekapselt sind und eigene Lebenskreise darstellen. Ständischer Aufbau im nationalsozialistischen Sinne kann nur auf volksgenössischer Grundlage, auf der Basis der durch das politische Bewußtsein hergestellten Einheitlichkeit erfolgen. Die Partei hat mit diesem Ideal das Volksleben zu durchdringen; die Volksgenossenschaft und ihre Organisation sind in ein enges Verhältnis zur Parteigarde zu bringen. Und alles Geschehen in dem gesellschaftlich-wirtschaftlichen Bereich spielt sich ab im Umkreis der Befehlstürme, die eingenommen werden durch lebendige und tatkräftige Politiker als Bürgen der völkischen Einheit.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Außenpolitische Rundschau

Ein Tag nach der feierlichen Beisetzung des französischen Außenministers Louis Barthou trifft die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Lehrmeisters Raymond Poincaré ein. Mit ihm ist eine Persönlichkeit dahingegangen, die jahrzehntelang für die französische Politik richtunggebend war und die für den Ausbruch des Weltkrieges in hohem Maße die Verantwortung trägt. „Poincaré la guerre", dieser Ausruf, der, als er im Jahre 1913 zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, fiel, hat sich bewahrheitet. Auch nach dem Kriege ist es Poincaré, der seine alte Methode, den Haß gegen Deutschland zu predigen, erneut aufnimmt und der die Verantwortung für den Einmarsch französischer Truppen ins Ruhrgebiet trägt. Als in den nachfolgenden Jahren die französische Währung von einer Inflation bedroht wird, gelingt es Poincaré in zäher Arbeit schließlich, den französischen Franken zu stabilisieren, was ihm beim Volke den Titel eines Retters des Vaterlandes einträgt. In den letzten Jahren zwang ihn ein Leiden, sich von der politischen Tribüne zurückzuziehen, doch hielt er seine vielseitigen Beziehungen zu seinen politischen Freunden, deren eifriger Ratgeber er war, aufrecht und hat auf diese Weise die politischen Geschehnisse in Frankreich da und dort beeinflußt, bis der Tod seinem Wirken eine Grenze setzte.

Die Mitte Oktober in Frankreich stattgefundenen Kantonalwahlen haben mit einem Siege der Flügelparteien geendt und sowohl der Gruppe Marin, als auch den unter dem Sammelnamen „Front Commun" auftretenden Marxisten Erfolge gebracht, die namentlich in den nördlichen Departements eine erhebliche Stimmenzahl auf sich vereinigen konnten. — Die von der Regierung Doumergue geplante große Verfassungsreform konnte infolge des Widerstandes der Radikalsozialisten, die in ihr eine Beschränkung der Rechte der Kammer erblickten, nicht in die Tat umgesetzt werden und hatte den Rücktritt des Kabinetts zur Folge. Mit der Regierungsbildung wurde der Abgeordnete der demokratischen Allianz Flandin beauftragt, der innerhalb kurzer Zeit ein neues Kabinett zusammenstellte, das mit Ausnahme des Kriegsministers General Pétain, der Herren Tardieu und Marquet im wesentlichen die frühere Besetzung aufweist. Dem neuen französischen Ministerpräsidenten, der um rund 30 Jahre jünger ist als der Vorgänger, obliegt die Aufgabe, den Rest des Budgets zu verabschieden und für die weitere Aufrechterhaltung des im Februar von den Parteien abgeschlossenen Burgfriedens Sorge zu tragen, was ihm, da er sein Kabinett auf einer breiten Grundlage aufgebaut hat, gelingen dürfte. Ob Herr Flandin die Absicht trägt, den gleichen außenpolitischen Kurs wie sein Vorgänger einzuhalten, werden die in Genf stattfindenden Verhandlungen über die Saarfrage beweisen.

Die starke Konzentration französischer Truppen an der Saargrenze, die im Einverständnis mit der Regierung Doumergue erfolgte, hat in Europa starke Beunruhigung hervorgerufen, zumal kein Grund vorlag, diese offensichtliche Demonstration auszuführen. — Die mehrfach erfolgten Provokationen der deutschen Saarbevölkerung durch Emigranten und Separatisten sind von dem Landjägerkorps mühelos im Keime erstickt worden und fanden ihr Nachspiel durch die Verhaftung der Rädelsführer, die ausnahmslos dem marxistischen Lager angehörten. Die Saarbevölkerung hat das Recht, von der Regierungskommission, die für den Schutz der Bevölkerung die Verantwortung trägt, zu verlangen, daß den vielen Kriminellen und Unruhestiftern, die sich unter den Emigranten befinden, endlich einmal das Handwerk gelegt wird und für diesen Zweck bedarf es lediglich des richtigen Einsatzes der Saarpolizei, die während der letzten 15 Jahre stets in der Lage war, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Trotzdem es bisher noch nicht gelungen ist, die Hintergründe für das verbrecherische Attentat auf König Alexander von Jugoslawien aufzudecken, hat sich zwischen Frankreich, der Tschechoslowakei und Jugoslawien einerseits und Ungarn, dem vorge-

Digitized by Google

worfen wird, seine Hand dabei im Spiele gehabt zu haben, andererseits, eine heftige Pressefehde entsponnen, doch haben nach den amtlichen Verlautbarungen der ungarischen Regierung die Untersuchungen keinerlei Anhaltspunkte dafür gegeben, daß, wie behauptet wurde, die Täter jemals in Budapest gewohnt haben. — Die Reise des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös nach Warschau geschah zu dem Zweck, eine engere Fühlungnahme zwischen Ungarn und Polen herbeizuführen. Das Ergebnis dieser Reise bestand in dem Abschluß eines polnisch-ungarischen Abkommens über intellektuelle Zusammenarbeit der beiden Staaten sowie der Bildung beiderseitiger Ausschüsse zum Studium der Wirtschaftsfragen. Der darauffolgende Besuch Gömbös' in Rom ist dahin zu werten, daß Ungarn gewillt ist, die durch den Abschluß des Dreierpakts vorhandenen Möglichkeiten, eine engere Zusammenarbeit zwischen sich und Italien herbeizuführen, in die Tat umzusetzen. In welcher Weise die Besprechungen in Rom auf die europäische Politik einen Einfluß ausüben werden, dürfte sich erst nach dem Besuch des französischen Außenministers Laval in Rom zeigen.

Deutschland und Polen haben ihre Gesandtschaften zu Botschaften erhoben und dadurch erneut das Freundschaftsband, das beide Nationen verbindet, befestigt.

Auf den in London stattfindenden Vorbesprechungen für die im nächsten Jahre zusammentretende Flottenkonferenz, an denen England, Amerika und Japan teilnehmen, traten die Gegensätze über die Frage der Seeaufrüstung stark in Erscheinung. Die japanischen Forderungen, die eigene Flottenstärke derjenigen Englands und Amerikas gleichzustellen, sowie eine Klassifizierung der Seestreitkräfte in Offensiv- und Defensiv-Waffen vorzunehmen, die auf eine starke Ablehnung von seiten Englands und Amerikas stießen, lassen erkennen, daß Japan unter allen Umständen gewillt ist, seine Flotte zu vergrößern, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ein Wettrüsten zwischen ihm und Amerika unumgänglich wird.

Bei den Wahlen zum amerikanischen Repräsentantenhaus ist es den Demokraten, der Partei des Präsidenten Roosevelt, gelungen, einen großen Erfolg zu erzielen, der als Zeichen dafür angesehen werden muß, daß die energische und zielbewußte Politik des amerikanischen Präsidenten bei den breiten Massen des Volkes Anklang fand, nachdem es Roosevelt durch den selbstlosen Einsatz seiner Persönlichkeit gelang, der immer mehr um sich greifenden Wirtschaftskrise zu begegnen.

Abgeschlossen am 15. November 1934.

C. v. Holst.

Thilo v. Trotha:

Shakespeare und wir

Kürzlich hat eine um die Förderung des Shakespeareschen Werkes verdiente Persönlichkeit des Auslandes folgende Ansicht über den Dichter zum Ausdruck gebracht:

Shakespeare habe sich dadurch durch die Jahrhunderte gehalten, daß er keinen Wert darauf gelegt habe, das Publikum zu erziehen, sondern seine Werke geschrieben habe, um das Publikum zu vergnügen und seine Theater voll zu bekommen. Außerdem habe er das Leben so gezeichnet, wie es nun einmal ist.

Wenn auch der große Brite niemals in Deutschland gewesen ist, so können wir doch behaupten, daß Deutschland für das Werk dieses gewaltigen Dramatikers so viel getan hat, daß wir ihn in der gleichen Weise zu den Unsrigen zählen können, wie England die Deutschen Holbein und Händel.

Das heutige Deutschland, das von Grund auf zu allen großen Erscheinungen der Vergangenheit und der Gegenwart um eine ernsthafte und ehrliche Stellung ringt, steht nun heute auch vor der Frage, was Shakespeare ihm bedeutet und wie es ihn zu betrachten hat.

Die Antwort lautet anders als die Ansicht des soeben erwähnten Shakespeare-Förderers. Wir glauben, daß Shakespeare wie alle großen nordischen Künstler aus innerer Notwendigkeit heraus sein Werk schuf und daß hinter allen seinen Schöpfungen eine durchaus klare und greifbare Weltanschauung steht.

Shakespeare war der Schöpfer des nordischen Charakterschauspiels in seinen beiden Formen: Lustspiel und Trauerspiel. Wenn wir Shakespeares Werke einmal mit den Dramen der großen

Digitized by Google

Griechen vergleichen, so kommen wir besonders bei Sophokles und Euripides (Äschylos steht Shakespeare näher) zu der Entdeckung, daß in der griechischen Tragödie das Schicksal des Helden überwiegend von außen her, in der germanischen fast ganz von innen her bestimmt wird. In dieser Feststellung liegt für uns im Grunde schon der ganze weltanschauliche Wert Shakespeares einbegriffen.

Wie auf religiösem Gebiet Meister Eckehart, so hat auf dramatischem Gebiet Shakespeare entdeckt, daß die letzte Entscheidung gegenüber dem Schicksal aus dem Inneren des Menschen selbst, aus seinem Charakter kommt und nicht von außen. Meister Eckeharts „Fünklein in der Seele" ist, wenn auch vielleicht noch mehr auf das Willensmäßige übertragen, das Entscheidende in Shakespeares Dramen.

Gerade aus diesem weltanschaulichen Grunde sollte Shakespeares Werk heute in Deutschland mehr als je gekannt werden. Die echt germanische Mischung von Weisheit und innerer Leidenschaft, von unerbittlicher Härte und menschlicher Güte, die das ganze Werk Shakespeares durchdringt, sollte gerade in unserer großen und harten Zeit wirkliches Verständnis finden. Wir fragen heute nicht mehr danach, ob Shakespeare in seinen Dramen das oder jenes in der Urfassung so oder so geschrieben hat, und die ästhetischen Erwägungen spitzfindiger Literaturkundler fesseln uns nicht im geringsten. Für uns ist Shakespeare blutvoll gelebtes Leben und steht unserer Zeit, die selbst an gewaltigen Tragödien reich war, innerlich so nah wie wenige andere.

Von dieser Ebene aus müssen auch unsere Schauspieler Shakespeare uns darzustellen vermögen. Die Helden seiner Dramen sind vor allem, im Guten und im Bösen, Männer, die Heldinnen Frauen. Die sogenannte „Problematik", diese Erfindung des 19. Jahrhunderts, kennt Shakespeare nicht. Trotz all ihrer ungeheuren Reichhaltigkeit sind die Werke Shakespeares sehr einfach, so einfach und schlicht, wie nordische Kunst immer ist.

So begreifen wir, so begreift ein Volk, bei dem fast jeder einzelne im Leben jenen tragischen Hauch verspürt hat, der Shakespeares Werk umwittert, den großen Schöpfer des nordischen Charakterdramas, der auch einer der großen Befreier des germanischen Geistes gewesen ist.

Dr. Fred J. Domes:

Ludwig Holberg, der Künder nordischer Bodenständigkeit

Ludwig Holberg, der am 3. Dezember 1684 in Bergen in Norwegen geboren wurde, dann aber bald nach Dänemark zog, hier alle seine Werke schrieb und am 28. Januar 1754, hoch betagt, als Begründer des dänischen Nationaltheaters, als Begründer einer dänischen Nationaldichtung und Professor der Geschichte und Philosophie starb, gehört nicht nur zu den größten dänischen Dichtern, sondern ist eine der bedeutendsten nordischen Persönlichkeiten überhaupt. Sein dramatisches Schaffen, sowie seine praktische Aufbautätigkeit der dänischen Bühne fällt ungefähr in dieselbe Zeit wie die des Theaterreformers Professor Gottsched in Deutschland. Man hat oft den Versuch gemacht, Holberg den dänischen Gottsched zu nennen, ja, und in Dänemark selbst dachte man, Holberg einen besonderen Ehrentitel beizulegen, wenn man ihn den dänischen Molière nannte. Beides ist unrichtig. Molière schuf aus den Salons der französischen Stadt, Holberg aus der Landschaft. Gottsched konnte nur mit Nachahmungen einer fremden Komödiendichtung in Deutschland arbeiten, Holberg aber wurde der germanische Bahnbrecher für eine im Realen verwurzelte bodenständige Komödie.

Wenn wir uns die in der germanischen dramatischen Dichtung leider nur spärlich vorhandene Komödienliteratur ansehen, so kommen wir bald zu der Überzeugung, daß wir zwei Richtungen der Komödien unterscheiden können. Die eine phantastisch, die an die komisch, grotesken Elemente des Märchens anknüpft, die spukhafte Elemente verarbeitet und ihren Höhepunkt in den Lustspielen Shakespeares gefunden hat. Die andere, die sich mit den menschlichen Schwächen im alltäglichen Leben abgibt und in derber, oft allzu derber Form, Typen als abschreckendes Beispiel mit

Digitized by Google

moralisierendem Endzweck hinstellt. Die Gestalten aller dieser Komödien waren aus dem französischen Hofleben und den Typen der italienischen Comödia d'ell arte entlehnt, und so ist es leicht erklärlich, daß wir auch zu Gottscheds Zeit, der sich wohl eifrig für die Einführung einer nationalen deutschen Komödie einsetzte, eine solche nicht bekommen konnten. Das Milieu und die Typen waren importiert, ja, Milieu und Typen brachten soviel einer anderen Weltanschauung mit, daß es unmöglich war, die Eigenheiten deutscher Geistesgestaltung in diesen Rahmen hineinzupressen, und wir müssen heute feststellen, daß Gottscheds große Pläne eigentlich doch gescheitert sind und scheitern mußten, weil er den grundlegenden Unterschied romanisch-westlicher und germanisch-nordischer Geistesentwicklung in seiner letzten Konsequenz nicht erkannt hat. Um so mehr Bedeutung kommt dem Werk Holbergs auch für die Entwicklung der deutschen Komödie zu. Dies erkannte auch Gottsched, der in seiner deutschen Schaubühne auch zahlreiche Stücke dieses nordischen Dramatikers aufnahm und durch das Theater der Neuberin sowie durch seine Sammlung dramatischer Werke in Deutschland bekannt machte. Bereits im Jahre 1742 spielt er in der ersten deutschen Übersetzung von dem Lübecker Rektor Detharding Holbergs „Politische Kannegießer" und den „Jacob von Tybo". Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts liegen sämtliche Lustspiele Holbergs in deutscher Sprache vor, und bald nehmen die Aufführungen seiner Werke ein Fünftel aller Spielpläne deutscher Theatertruppen ein. Wie groß die Beliebtheit Holbergs in Deutschland war, zeigt die Spielfolge des Hamburger Theaters, das 1742/43 bei 190 Vorstellungen 44 Aufführungen Holbergscher Werke gab. Das ist nahezu ein Viertel der gesamten jährlichen Spielfolge. Diese großen Aufführungsziffern sind für die damalige Zeit besonders auffallend, und wir können eine Begründung dafür nur in der besonderen Art dieser Dichtung finden. Er war der erste, der wieder auf das ursprünglich Volkstümliche zurückging. Er hatte die derbe Komödiensprache seiner Zeit nicht den verfeinerten höfischen Typen in den Mund gelegt, sondern wirklichen Menschen, und hatte den Mut, Menschen auf das Theater zu bringen, die bis jetzt nicht für würdig gehalten wurden, als Bühnencharaktere das Publikum zu amüsieren oder zu erschüttern. Es ist in diesem Jahrhundert der erste, der den Kleinbauern und -bürgern Asylrecht im Drama gibt.

Wenn wir heute den Jubiläumstag seiner Geburt wieder zum Anlaß einer Betrachtung seines Werkes nehmen, so stellen wir wiederum fest, daß er seiner Zeit weit voraus war. Es ist falsch, in den Komödien Holbergs moralisierende Gebilde oder Schulstücke für eine Komödienreform zu sehen, Holbergs Komödien sind Dichtwerke reinster Art. Es wird niemand leugnen, daß Holberg an Molière und der italienischen Komödie gelernt hat, aber er hat sich hier lediglich die Technik zum Muster genommen. Das Intellektuelle tritt in seinem Werk zurück, an die Stelle des gewollt konstruierten Witzes der französischen Komödie tritt bei ihm die Urwüchsigkeit. In seinem Werke bemerken wir nicht das Weiden am Erotischen, wie bei Molière, kein Parfümduft der Allonge-Perücke tritt uns entgegen, die höfische Atmosphäre des Sonnenkönigs ist beiseite gelassen. In Holbergs Komik weht eine gute reine Luft, seine Gestalten sind urwüchsig, sie sind in aller ihrer Derbheit Menschen, die allerdings nicht nach Parfüm, sondern oft nach Stall duften. Aber es sind Menschen und nicht nur Träger eines Witzes. Das ist der gewaltige Unterschied zwischen ihm und Molière. Wenn wir wollen, so können wir noch einen Schritt weitergehen und dann in Molière und Holberg klar und deutlich den tiefen Wesensunterschied gallischen und germanischen Humors erkennen. Man hat sein Werk in den Schrank gestellt und es höchstens noch für eine Literaturhistorikern interessante Angelegenheit angesehen. Das entsprach der ganzen geistigen Haltung des 19. Jahrhunderts. Heute aber werden wohl breitere Schichten der am Geistesleben beteiligten deutschen Menschen erkennen, daß die nicht Unrecht hatten, die schon vor Jahren sich für das Werk Holbergs einsetzten, das zu uns lebendiger, unverstaubter und inniger spricht, als das technisch vielleicht vollendetere Fremde.

Wir haben nur wenige Zeugen germanischen Humors, aber diese haben sich

Digitized by Google

nicht nur bei uns, sondern auch in der Fremde zu behaupten gewußt. Von Holberg zu Kleist ist kein weiter Weg. Wir erkennen in beiden Werken die reine, gesunde Bodenständigkeit, aus der allein das wahre Kunstwerk entspringt. Und so können wir gerade heute Ludwig Holberg grüßen als einen der ersten Vorkämpfer für eine ganz aus der Heimaterde seines Landes emporgewachsene Dichtung, die zu pflegen uns wiederum eine besondere ehrenvolle Aufgabe wurde.

A. R. von Hübbenet:
(Abteilungsleiter im Reichsamt für „Schönheit der Arbeit".)

Umgestaltung der Arbeitsstätten

Umgestaltung der Arbeitsstätten im nationalsozialistischen Sinne: das ist kurz gesagt die Aufgabe, die dem Amt „Schönheit der Arbeit" der N.S. Gemeinschaft „Kraft durch Freude" vom Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, als erste und vordringlichste übertragen wurde. Die deutschen Arbeitsstätten müssen gesund und schön werden, damit die Freude an Arbeit und Leistung, die der Schlüssel zur Freude am Dasein ist, in ihnen Einzug halten kann: das ist der Sinn dieser Aufgabe.

Es gab schon vor der nationalsozialistischen Revolution Betriebe, die in dieser Richtung vorbildlich wirkten, in denen es zur guten Überlieferung gehörte, den Werksangehörigen nicht nur als Arbeitskraft, sondern als Menschen anzusehen und zu behandeln, die auf jedem Gebiet sozialer Betreuung vorbildliche Einrichtungen für die Gefolgschaft schufen. Aber solche Betriebe gehörten zu den Ausnahmen.

Jeder kennt das heute noch vorherrschende Gesicht der Fabriken und sonstiger industrieller und betrieblicher Anlagen. Schmutz, Ruß und Verwahrlosung, zumindest aber ödeste Nüchternheit und „Zweckmäßigkeit" sind die üblichen Merkmale. Von dem Zeitpunkt an, wo der Arbeiter das Werkgelände betritt, bis zu dem Augenblick, wo er es wieder verläßt, umfängt ihn nichts als diese jedes menschlichen Wertes und Gefühls bare Zweckmäßigkeit. Wie sehen die Höfe aus? Lichtlose, enge Schächte, bedeckt mit Schutt, Gerümpel und Abfällen jeder Art, flankiert von häßlichen, schmutziggrauen Mauern, denen blinde, fast nie geputzte Fenster ein noch trostloseres Aussehen geben. Der Gegensatz zwischen Verwaltungspalästen und verwahrlosten Gefolgschaftsräumen, zwischen hellen, gekachelten Maschinensälen und dumpfen Arbeitsplätzen drängt sich immer wieder auf, und die sanitären Einrichtungen sind oft in menschenunwürdiger Verfassung.

Wer gezwungen ist, unter so trostlosen Verhältnissen um eines kargen Lohnes willen zu schuften, von dem kann man billigerweise nicht verlangen, daß er seine Arbeit mit Freude leistet, daß er seine Arbeit und seine Arbeitsstätte liebt. Es ist ein beispiellos ehrenvolles Zeugnis für den deutschen Arbeiter, daß er sich trotzdem den Ruf als bester Qualitätsarbeiter der Welt geschaffen hat.

Wenn man das ganze Problem ohne Haß und Voreingenommenheit betrachtet, erkennt man, daß Liberalismus und Marxismus auch auf diesem Gebiet zwangsläufig versagen mußten und keinen grundsätzlichen Wandel schaffen konnten. Im wahnwitzigen Tempo der Entwicklung von Industrie, Handel und Wirtschaft, die das „Zeitalter der Technik" auszeichnete, waren alle Sinne auf Konkurrenzkampf, Selbstbehauptung und Gewinn gerichtet. Man kam nicht auf den Gedanken, industrielle Anlagen anders als vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit und „Rentabilität" zu betrachten. Es entstanden Betriebe, in denen den kostbaren Maschinen jede erdenkliche Pflege zuteil wurde, die Sorge um den Menschen aber völlig vernachlässigt wurde. Nach und nach bildete sich so etwas wie eine Tradition heraus, die von Menschenwürde, vom seelischen Wert der Arbeit nichts mehr wußte. Der arbeitende Mensch wurde zum Arbeitswerkzeug, der volkserhaltende Sinn der Arbeit ging verloren, der „Profit" wurde Selbstzweck.

Die ungesunden, menschenunwürdigen Arbeitsstätten, in denen diese Dividenden im Schweiße von Millionen erarbeitet wurden, bildeten dann den geeigneten Nährboden, in dem sich die Keimzellen einer unnatürlichen, volksfremden Ideologie festsetzten und entwickelten. Klassenkampf und Klassenhaß zeugte jene dumpfe, düstere Stimmung, die dem natürlichen, schaffensfreudigen Lebensgefühl des deutschen Menschen widersprach und seine see-

Digitized by Google

lischen und körperlichen Kräfte untergrub. Der Marxismus hatte kein Interesse daran, gegen diese Zustände anzukämpfen. Im Gegenteil, er hat, wo er nur konnte, bewußt auf eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen hingewirkt, weil er in der Unzufriedenheit der revolutionären Massen die beste Garantie für das Gelingen seiner Absichten sah. Die Kluft zwischen Arbeiterschaft und Unternehmerschaft wurde immer weiter aufgerissen, jeder schüchterne Annäherungsversuch stieß auf unverhohlenes Mißtrauen der Gegenseite, eine in unnatürliche Bahnen abgedrängte Entwicklung hatte sich in einer Sackgasse festgelaufen, aus der es kein Entrinnen zu geben schien.

Die katastrophale Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung, die von den führenden Köpfen der nationalsozialistischen Bewegung von Anbeginn klar erkannt und immer wieder ausgesprochen wurde, ist heute für jeden verständlich, weil sie abgeschlossen ist und einem neuen Impuls Platz gemacht hat. Hinter einem scharfen Trennungsstrich beginnt der Aufbau. Die schöpferische Kraft der nationalsozialistischen Idee wirkt sich auf jedem Lebensgebiet aus, indem sie für das neue Lebensgefühl neue Formen und neuen Ausdruck schafft.

Es ist daher nur selbstverständlich, daß der Gedanke der Arbeitskameradschaft und Betriebsgemeinschaft, der die marxistischen Parolen des Klassenkampfes und der internationalen Solidarität verdrängt und vernichtet hat, auch das äußere Gesicht der deutschen Arbeitsstätten nach und nach seinem Wesen und Wollen gemäß umformt und neu gestaltet. Dieses Gesicht muß mit unseren Anschauungen über Ehre und Würde der Arbeit in Einklang gebracht werden.

Den Prozeß dieser Umgestaltung zu überwachen und zu fördern, dafür zu sorgen, daß er sich reibungslos entwickelt und in richtigen Bahnen verläuft, das ist die Aufgabe des Amtes für „Schönheit der Arbeit".

Die Arbeit des Amtes ist weder ein mildtätiges Geschenk an den Arbeiter, noch ein Angriff auf die wirtschaftliche Freiheit der Betriebsführer. Sie ist ein notwendiges, organisches Glied im allgemeinen Aufbau der neuen nationalsozialistischen Wirtschaft. Die Umgestaltung der Arbeitsstätten ist unabhängig vom Wollen oder Nichtwollen einzelner, sie wird erzeugt durch die schöpferische Kraft des neuen Lebensgefühls.

In Deutschland gibt es rund drei Millionen Betriebe jeder Art und Größe, von denen nur der kleinste Bruchteil als vorbildlich angesehen werden kann. Die geplante Industrieverlagerung, die Lockerung der heute feststellbaren Betriebszusammenballung in wenigen Zentren, ist eine Aufgabe, die nur auf weite Sicht betrieben und durchgeführt werden kann. Daß das Amt für „Schönheit der Arbeit" darüber wacht, daß die von ihm vertretenen grundsätzlichen Forderungen nach Würde und Schönheit der Arbeit bei betrieblichen Neubauten von vornherein berücksichtigt und verwirklicht werden, ist selbstverständlich. Aber es muß auch erreicht werden, daß in all den bestehenden Betrieben, wo Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit Zustände schufen, die für unser heutiges Empfinden nicht mehr tragbar sind, möglichst sofort wirksame Abhilfe geschaffen wird.

Allerdings ist es klar, daß drei Millionen Betriebe, die nach und nach im Laufe vieler Jahrzehnte entstanden sind, nun nicht im Handumdrehen völlig umgebaut und neu hergerichtet werden können.

Diese Aufgabe wäre für das Amt „Schönheit der Arbeit" überhaupt unerfüllbar, wenn es bei seiner Tätigkeit die alten Wege der Paragraphen, Gesetzesvorschriften und der Aufsicht durch untergeordnete Beamte beschritten hätte. Es wäre ein gewaltiger, wirtschaftlich untragbarer Beamtenapparat notwendig geworden, um alle Betriebe im Verlauf einer absehbaren Spanne Zeit durch eigene Beamte zu besichtigen, geschweige denn, ständig zu überwachen. Tatsächlich stehen dem Amt „Schönheit der Arbeit", das vom Architekten Pg. Albert Speer ehrenamtlich geleitet wird, zehn hauptamtlich tätige Mitarbeiter im Reichsamt und je ein hauptamtlich tätiger Referent in den 33 Gauen zur Verfügung.

Der Erfolg wird erstrebt und — wie es die bisherige kurze Praxis bewiesen hat — auch erreicht durch weitestgehende Aufklärung der Öffentlichkeit über die Ziele des Amtes und über die notwendige praktische Auswirkung nationalsozialistischen Gedankengutes in der Arbeit und

Digitized by Google

in den Arbeitsstätten, durch tatkräftige Mitarbeit fortschrittlicher Betriebsleitungen und Gefolgschaften und durch propagandistische Auswertung vorbildlicher Betriebe und erreichter Verbesserungen. Unter bewußtem Verzicht auf unnötige Aufblähung der eigenen Organisation hat das Amt eine enge Zusammenarbeit mit allen in gleicher Richtung marschierenden Organisationen in die Wege geleitet: mit den Reichsbetriebsgemeinschaften, der Gewerbeaufsicht, Gewerbemedizin, mit der N.S.B.O. und N.S. Hago, ebenso mit den Direktionen der Reichsbahn und Reichspost und vielen staatlichen und städtischen Betrieben. In gleicher Weise spannt das Amt die reichen und vielgestaltigen Erkenntnisse und Erfahrungen in seine Aufklärungsarbeit ein, die im Laufe vieler Jahre von Forschungsinstituten, Privatgelehrten und fortschrittlichen Betriebsführern gesammelt wurden, die aber bisher der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt geblieben sind und in der Praxis kaum verwirklicht wurden. So wird der ganze Reichtum an Erfahrung, Kenntnis und Willensenergie in breitester Front geweckt und zum Einsatz gebracht.

Die unmittelbaren und mittelbaren Erfolge des Amtes, die in stetig steigendem Umfange aus allen Ecken und Enden des Reiches gemeldet werden, sind der eindeutigste Beweis dafür, daß es sich bei dem Verlangen nach „Schönheit der Arbeit" nicht um eine romantische und der Zeit weit vorauseilende Schwärmerei einzelner Schöngeister handelt, sondern um Ausdruck und Verwirklichung des neuen Lebensgefühls unseres Volkes.

Selbstverständlich gibt es auch heute noch Betriebsführer, die den Bestrebungen des Amtes für „Schönheit der Arbeit" verständnislos gegenüberstehen, aber sie werden sich der Gewalt der Tatsachen beugen müssen. Ebenso gibt es Gefolgschaftsmitglieder, die sich offenbar nur schwer an Sauberkeit und Ordnung gewöhnen und in menschenwürdige Verhältnisse hineinfinden können. Hier setzt eine planmäßige Schulung und Aufklärung ein, die die Gefolgschaften dazu anhält, auch untereinander für einen sauberen und kameradschaftlichen Geist im Betrieb zu sorgen. Es wäre schließlich nicht nationalsozialistisch gedacht und gehandelt, wollte man den deutschen Arbeiter in seiner Gesamtheit für die kulturlosen Gewohnheiten einzelner Unterweltnaturen, die es ja immer und überall gibt, büßen lassen. Im Gegenteil: diese Unbelehrbaren werden mit ihrer rücksichtslosen Ausmerzung aus der schaffenden Gemeinschaft rechnen müssen.

Eine andere Schwierigkeit, die sich der Umgestaltung der Arbeitsstätten oft entgegenstellt, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse. Doch gerade hier zeigt sich der gesunde, organische Untergrund des Gedankens „Schönheit der Arbeit". Es geht hier in erster Linie um geistige und nicht um materielle Werte. Es kommt nicht auf die Höhe des Betrages an, der für schönheitliche Verbesserungen ausgeworfen wird, es kommt auch nicht darauf an, daß sofort Idealzustände geschaffen werden. Das ist ja nun einmal in der Mehrzahl der Fälle vorläufig nicht möglich. Wesentlich aber ist, daß sofort etwas geschieht, und zwar im Rahmen des Möglichen das Bestmögliche.

Der Arbeiter kämpft um seine Anerkennung als Mensch, um seine Ehre als Arbeiter. Er kann heute von der Betriebsleitung erwarten, daß sie seine Ehre und Würde nicht nur in feierlichen Reden anerkennt, sondern im Werktag praktisch zum Ausdruck bringt.

Guter Wille und unbeugsame Entschlußkraft können in jedem Fall schon mit bescheidenen Mitteln grundlegende Änderungen schaffen.

Es gehören keine großen Mittel dazu, um die Arbeitsplätze, die Umkleide- und Waschräume sauber herzurichten und in sauberem Zustand zu halten; es ist mehr als einfach, einen leeren Arbeitssaal zu einem freundlichen Speise- und Aufenthaltsraum umzugestalten: es ist kein Unterschied im Preis, ob man die Wände lieblos mit dunkler Farbe bekleckst oder ihnen einen hellen, freundlichen Anstrich gibt; hier und da lassen sich Bilder, Sprüche, Blumenschmuck anbringen, die rußigen Mauern mit Kletterpflanzen überziehen; und eine Gefolgschaft wird immer gern tatkräftig mithelfen, um überflüssig herumliegenden Schutt und Gerümpel vom Werkhof zu entfernen und statt dessen eine freundliche Grünfläche mit bequemen Sitzgelegenheiten zu schaffen.

Der deutsche Arbeiter muß am eigenen Leibe spüren, daß das bloße Gerede von Sozialismus der Vergangenheit angehört,

Digitized by Google

daß der Sozialismus heute in die Tat umgesetzt wird.

Die einzelne Betriebsgemeinschaft ist die Bauzelle der großen Arbeitskameradschaft des deutschen Volkes, und diese Arbeitskameradschaft ist der Lebensatem der Nation.

Die Arbeit muß Freude und Kraft spenden. Die erste Voraussetzung dafür sind gesunde Arbeitsplätze. Aber sie müssen gesund sein nicht nur für den Körper des arbeitenden Menschen, sondern auch für seinen Geist. Das ist der tiefste Sinn des Begriffes „Schönheit der Arbeit".

Zu unseren Bildern

Die Bilder, die wir heute unseren Lesern bieten können, sind alle aus der ersten Kunstausstellung der NS.-Kulturgemeinde, die Alfred Rosenberg am am 14. November unter dem Namen „Die Auslese" in den Räumen der ehemaligen Berliner Sezession eröffnete.

Diese Veranstaltung ist vom Standpunkte der Kulturpolitik unserer Bewegung als ein bedeutsames Ereignis zu werten. Denn hier wurde einmal der Versuch gemacht, die Elemente aus der deutschen Künstlerschaft auszulesen, die vielleicht befähigt wären, den Ideengehalt des neuen Reiches sichtbar zu machen. Daß Künstler, welche die wirtschaftliche, biologische und sittliche Auferstehung des deutschen Volkes verkünden sollen, ganz anders aussehen müssen als die Darsteller der Zusammenbruchskrisen des Vergangenen (welche freilich noch immer die Museen beherrschen), ist selbstverständlich. Der Nationalsozialismus hat das auch immer klar erkannt. So konnte der Versuch unternommen werden, zu einer Wertung im nationalsozialistischen Sinne zu schreiten, indem man das noch Gesunde sammelte. Es ergab sich hierbei freilich, daß die Vergiftung auf seelisch-künstlerischem Gebiet schwerer war, als auf politischem, so daß wir vielleicht zwei Generationen aus der Geschichte der deutschen Kunst werden streichen müssen. Denn eine Generation, der in den Staatsschulen unablässig als höchstes Formideal die Kinderzeichnung und die Kunst der Irren gepriesen wurde, hat die Zeit versäumt, sich mit den strengen Gesetzen der Form zu beschäftigen, mit welchen man in der Jugend ringen muß.

Die großen Monumentalaufgaben, die das Reich künftig stellen wird, fordern freilich eine Seelenhaltung, die der der „sensationslüstigen Malschwindler" ganz entgegengesetzt ist: Klarheit, Einfachheit, Kraft, Selbstzucht, und daraus hervorgehend eine Formensprache, die das Volk versteht.

Es ist gar nicht abzusehen, welchen Wendepunkt es bedeutet, daß hier wieder einmal wirklich Meisterschaft in der Kunst gesucht und das Können wieder ehrlich gesprochen werden soll. Hier wurde eine Fahne aufgepflanzt, um die sich bald alle diejenigen scharen, die wissen, was wirkliche Kunst bedeutet.

Es wird ihnen freilich nicht leicht gemacht, sich durch das Gestrüpp der Phrasen durchzuschlagen, das die Literatenclique, um die schöpferischen Prozesse gesponnen hat; diese Asphaltseelchen, in deren Nähe alles Fruchtbare und Natürliche zu welken beginnt.

Wie schön ist es, daß in der „Auslese" ein ausgesprochen nicht-städtischer Zug zu bemerken ist. Das entspricht ganz dem Auferstehungswillen des deutschen Volkes, welches sich auch von der steinernen Hölle der Großstädte abzuwenden beginnt.

Das taten ja von jeher die stärksten Künstler ganz instinktmäßig, und diese sind es auch, denen wir die schönsten unserer heutigen Bilder danken.

Ferdinand Spiegel, der als einer der allerbesten Lehrer der Berliner Hochschule dort eine gesegnete Tätigkeit an der künstlerischen Jugend ausübt, gestaltet uns in seinem klassischen „Vogesenposten" das „Fronterlebnis" und seinen Träger, den deutschen Mann. Er braucht keine Verzerrungen, um die wunderbaren Tugenden dieses Helden auszudrücken, keinen „Krampf". Man fühlt es deutlich, daß um diesen schlichten Soldaten ein ungeheures Geschehen weht. Dieses Bild stammt aus der herrlichen Serie von Soldatenköpfen aus allen deutschen Stämmen, die seinerzeit der preußische Staat ankaufte. Herr Justi aber, der bekannte damalige Direktor der Nationalgalerie verkaufte sie wieder nach der Revolution von 1918, da dieses Heldenlied der Deutschen in die untermenschliche Fratzenwelt seiner Ankäufe absolut nicht passen wollte.

Digitized by Google

Der „Fahnenträger" von Hans List (der auch einmal Spiegelschüler war) ist auch ein Fronterlebnis. Er zeigt den Soldaten Adolf Hitlers, groß und edel gebildet, ganz wirklich und ganz symbolisch zugleich.

In die bäuerliche Zone führt uns das Bild des Breslauers W. Überrück „Im schweren Zug". Wie die sechs Kaltblüter die Anhöhe nehmen, das ist so recht ein Ausdruck der Kraft, in Kraft empfangen, mit Kraft, Schwung und Können gemalt, daß man es so recht mit lachendem Herzen sieht. Sensibler ist der „Erbhofbauer" von Tiebert erfaßt. Zwar ganz ein echter Bauer, aber doch von großer Vornehmheit der Haltung und mit einem Ausdruck, als ob er nach innen lauschte und die Gabe des zweiten Gesichtes hätte. Mit breit und sachlichem Pinsel in den schönen Tönen solcher Motive hineingestrichen ist die „Winterlandschaft" von Otto Garten, jene Stimmung, in der sich die Dächer kaum vom Himmel abheben. Sie vermittelt ein sehr eindringliches Erlebnis der winterlichen Natur.

In die Bergwelt führt uns der bayerische Altmeister Edmund Steppes. Wie ist hier das Ferne und seltsam Fremde der unberührten Höhe gegeben, ganz unnaturalistisch und doch so voll suggestiver Kraft, als ob man ganz fern die Glöckchen des lieben Viehes läuten hörte! So denken wir uns Expressionismus in der bildenden Kunst.

Ganz anders aber wirkt das Bild von W. Petersen, „Walfisch an der Krückaue". Dieses prächtige Bild fesselte bisher alle, die es sahen! Wie viel ist aber auch darauf zu sehen. Wie ein alter Niederländer malt dieser blonde Norde, mit so viel überlegenem Humor und so viel Liebe zum Kleinsten wie zum Größten. Um den angeschwemmten Walfisch spielt sich das ganze Leben des Fischerdorfes auf dem Bilde ab, und die besten Geister der deutschen Kunst haben bei diesem sehr lebendigen Kinde Pate gestanden.

Im Schicksal von Hans Otto Schoenleber, dem wir die Holzschnitte unseres Heftes verdanken, zeigt sich deutlich die Schwierigkeit, welche die Generation hatte, die sich im marxistischen Deutschland dem Verfall alles künstlerischen Fühlens entgegengestellt hatte. Dieser technisch und künstlerisch gleichmäßig bedeutende Bildner war ein Sohn des weitbekannten Landschaftsmalers. Er stand als Arzt im Felde und folgte später ganz seinem Drang zur Kunst. Er konnte sich mit seinen handwerklich vollendeten und ausdrucksstarken Arbeiten in der Hochflut von Roheit, die man damals „Ausdruck" nannte, nicht durchsetzen und endete im besten Alter schließlich tragisch. Seine Leistungen können sich mit den besten Holzschnitten aller deutschen Zeiten getrost messen.

Unsere Plastik zeigt eine feingliedrige Mädchenfigur des Frankfurter Bildhauers P. E. Schiffers. Dieser grosche Könner, von dem noch viel erhofft werden kann, hat die Anmut des Mädchens hier in einer sehr edlen und formvollendeten Statue eingefangen.

Durch fast alle unsere Bilder geht ein allgemein romantischer Zug. Wir brauchen uns seiner freilich nicht zu schämen, denn er ist ein Gut der Besten unseres Volkes.

R. Pfeiffer.

Das Buch

Bücher des Zentralverlages der N.S.D.A.P.

Der Kongreß zu Nürnberg vom 5. bis 10. September 1934. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Reden. Einführung von Dr. Walther Schmitt. RM. 3.—.

Aus dem Inhalt: Der Empfang des Führers im Nürnberger Rathaus. Die Eröffnungsrede von Rudolf Heß. Die Proklamation des Führers. Straßenbau im Dritten Reich. Bauernpolitik im neuen Reich. Kampf um die Verminderung der Arbeitslosigkeit. Aufbruch der Jugend in der Welt. Die große Kulturtagung der N.S.D.A.P. Der Ehrentag des Arbeitsdienstes. Was brachte der Nationalsozialismus dem deutschen Arbeiter? Die Propaganda und Aufklärung als Vor-

Digitized by Google

aussetzung praktischer Arbeit auf zahlreichen Gebieten. Rasse und Volksgesundheit. Der Führer spricht zu den Politischen Leitern. Der Führer bei der H.J. Der Führer spricht zu den deutschen Frauen. Der Führer vor seinen S.A.- und S.S.-Kameraden. Die Leistungen des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Die Einwirkung des nationalsozialistischen Ideengutes auf das deutsche Rechtsleben. Die Wehrmacht huldigt ihrem obersten Befehlshaber. Die Schlußrede des Führers.

Diese Sammlung bedarf keiner Empfehlung: jedem Parteigenossen, ob er die Tage in Nürnberg miterleben durfte oder nicht, ist die Niederschrift dieser Reden über die Grundlagen unserer Weltanschauung ein Vermächtnis für den Werktag der Partei.

Nationalsozialistisches Jahrbuch 1935. Herausgegeben unter Mitwirkung der Reichsleitung der N.S.D.A.P. von Reichsleiter Philipp Bouhler, Reichsgeschäftsführer der N.S.D.A.P. RM. 1,60.

Dieses vorzüglich aufgebaute und mit allen üblichen Angaben und Notizen versehene Jahrbuch ist durch seine vollständigen Angaben über die Gliederung der Reichsleitung und der mittleren Einheiten der Parteiorganisationen sowie den Aufbau und den Umfang der Hilfskasse und der Presse der N.S.D.A.P. für jeden Nationalsozialisten unentbehrlich. Außerdem enthält es grundsätzliche Beiträge von Ministerialdirektor Dr. Buttmann „Einige Gedanken zur Schule im Dritten Reich", Staatssekretär Gottfried Feder „Das deutsche Siedlungswerk", Reichsminister Dr. Wilhelm Frick „Der Sieg des deutschen Einheitsgedankens", Reichsminister Dr. Goebbels „Kunst und Künstler im nationalsozialistischen Staat", Gauleiter Wilhelm Kube „Gauleiter und Staatsbeamter", Oberbürgermeister Franz Stöhr, M.d.R., „Liquidation des Parlamentarismus".

Singkamerad. Liederbuch der Hitlerjugend. Herausgegeben von der Reichsamtsleitung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. Ministeriell genehmigt. Bearbeitet von Dr. M. Böhm, K. Dümlein und L. Vogt. RM. 1,80.

Eine neue Liedersammlung, die aus der praktischen Notwendigkeit der Schule erwachsen ist; sie ist in Auswahl und Durchgliederung vorzüglich geeignet, an die Stelle der alten und starren Schulliederbücher unser nationalsozialistisches Volksliedergut, das in bester deutscher Überlieferung wurzelt, zu setzen.

M. Z.

Eugen Hadamovsky: **Dein Rundfunk.** Ganzleinen RM. 3,—.

Es wäre wünschenswert, daß dieses dem deutschen Volk gewidmete Buch Eingang in weiteste Kreise findet, denn es ist ein Volksbuch, ein mit Eindringlichkeit vermittelter, klarer Rechenschaftsbericht von nüchterner Sachlichkeit, der die Arbeit des nationalsozialistischen deutschen Rundfunks aufzeigt. Reformerische Ausführungen des Reichssendeleiters über die Aufgaben der Reichssender, temperamentvolle Kapitel, die die Fragen „marxistische Almosen oder nationalsozialistischer Kulturaufbau", „Rundfunkmission und Kritik" umreißen und die Bedeutung des Rundfunks als Barometer der Revolution klarstellen, sprechen von dem lebendigen Schaffen des Rundfunks, der als geistiger Wegbereiter der nationalsozialistischen Erhebung die Welt aufhorchen ließ.

Johannes Schupp: **Der verlorene Klang.** Roman. Ganzleinen RM. 3,75.

„Alles, was gemacht wurde, ist vergänglich. Es bleibt nur die Kraft, die Gott gegeben hat, und die die Menschen immer wieder zu ihr streben läßt; das ist die Kunst." Dieser Satz findet sich im ersten Kapitel des eigenartigen, reizvollen Romans von Johannes Schupp: „Der verlorene Klang."

Dieses außergewöhnliche Buch, das keine Biographie und doch eine Lebensbeschreibung, kein Roman im herkömmlichen Sinne, sondern ein starkes Buch voller dramatischer Momente ist, behandelt den Lebensweg des Meisters der Geigenbaukunst, Josephus Florenus. Das ewige Auf und Ab eines Künstlerlebens atmet aus dem Buch. Das Ringen mit seiner Kunst läßt den glückhaft-unglückseligen Josephus ein Meisterinstrument schaffen, doch der Tod hindert die Vollendung. Ein ferner Klang tönt aus dem Buch, ein Rauschen wie das Meer, ein Singen wie der Sturm in der Nacht und ein Läuten wie silberne Glocken.

Digitized by Google

Fischer von Poturzyn: **Südatlantikflug.** 1934. Ganzleinen RM. 4,—.

Der Hauch der Romantik atmet aus dem Werk Fischer von Poturzyn's. Brausend singen die riesigen Junkersmotoren des „Zephir" ihren Choral während des Fluges über den Atlantik, auf dem Wege zur schwimmenden Insel „Westfalen". Mit der ganzen Lebendigkeit des modernen Reisenden schildert der Verfasser eine Luftreise über Europa und Afrika, über Länder und Meere. Die klare, liebevolle Darstellungsweise, gepaart mit dem zielbewußten Blick des Deutschen, der auch im Ausland, und dort besonders, als Nationalsozialist zu repräsentieren weiß, geben dem Buch sein Gepräge, machen es zum Lobgesang der deutschen Luftfahrt im friedfertigen Dienst der Völker.

B. G. Orlick.

Neuerscheinungen

Es ist ein fast unmögliches Beginnen, aus der Fülle der Neuerscheinungen der letzten Monate eine Auswahl derjenigen Werke zu treffen, die eine Besprechung bzw. Erwähnung in dem hier gegebenen Rahmen verdienen; angesichts der 200 bis 300 neuen Bücher, die uns im Laufe der letzten Wochen durch die Hände gingen, wird es auch nach bestem Ermessen nicht zu vermeiden sein, daß wir Ungerechtigkeiten denen gegenüber begehen, die sich hier nicht genannt sehen. Wir nehmen diesen Umstand als unabänderlich hin und greifen uns aus der Vielzahl ein paar Hände voll neuer Bücher heraus, von denen wir glauben, daß sie für den Nationalsozialismus wichtig und, soweit es sich um Unterhaltendes handelt, erquicklich sind.

Politisches

Wir stellen an die Spitze eine Reihe von Büchern, die für uns ihrem politischen und weltanschaulichen Gehalt nach wichtig sind. Hier seien genannt: der Aufsatzband von Alfred Rosenberg, „Blut und Ehre" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.), in dem Thilo v. Trotha eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen gesammelt hat, die Alfred Rosenberg während der letzten fünfzehn Jahre bei den verschiedensten Anlässen geschrieben und gehalten hat, und die für uns heute in doppelter Hinsicht wichtig sind: einmal als Zeugnisse des nationalsozialistischen Kampfes um die deutsche Seele und um die Wiederaufrichtung einer deutschen Kultur, und zum anderen als Umrisse einer Kulturphilosophie des neuen Reiches. — Ebenfalls eine Sammlung von Vorträgen aus den letzten Jahren stellen die „Signale der neuen Zeit" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.) von Dr. Joseph Goebbels dar, die für das heute lebende Geschlecht vor allem dadurch bedeutsam sind, daß sie den unerhörten Kampf des Nationalsozialismus aus der Unmittelbarkeit eines Mannes, der daran wesentlichen Anteil genommen hat, uns lebendig machen und lebendig erhalten, die von späteren Geschlechtern aber als wichtigste geschichtliche Quellen gewertet werden dürften. — In gleicher Weise durch seine Unmittelbarkeit wirkend und durch seinen Geschichtswert bedeutsam ist Dr. Goebbels' Tagebuchveröffentlichung „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.), in dem ein großartiges Bild des schwersten Kampfjahres der Bewegung vor uns ersteht. — Geschichtlichen Charakter tragen: Die glänzend geschriebene Biographie „Franz Ritter von Epp. Der Weg eines deutschen Soldaten" von dem nationalsozialistischen Historiker Walter Frank, der gleichzeitig seinen Münchener Vortrag „Zur Geschichte des Nationalsozialismus" als Broschüre vorlegt; außerdem das Bändchen der Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation": „Wir bauen das Dritte Reich" von Reichsminister Dr. Frick, das eine kleine Anzahl der wichtigsten Reden Dr. Fricks enthält und damit zugleich in gewissem Maße Aufschlüsse gibt über die Ziele, die Dr. Frick als preußischer und Reichsinnenminister mit seiner Arbeit verfolgt. Eine der wichtigsten Veröffentlichungen innerhalb dieser Gruppe ist der offizielle Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages, der den Titel trägt „Der Kongreß zu Nürnberg vom 5. bis 10. September 1934", der sämtliche während dieses Kongresses gehaltenen Reden enthält und außerdem eine Reihe von schönsten Aufnahmen vom Kongreß. Auch dieses Werk wird in späteren Zeiten besonders seines historischen Quellenwertes wegen geschätzt werden und unentbehrlich sein. — Ein in

Digitized by Google

seiner Verbindung von Bild und Text besonders fesselndes Werk ist „Die Heimkehr ins Dritte Reich" von Hans Fuchs, ein Bericht über die große Auslandsreise des Kreuzers „Köln" vom Dezember 1932/33. Dieses Buch gehört besonders in die Hand unserer Jugend. — Den Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der marxistischen Epoche der deutschen Geschichte macht J. O. H. Schulz in seinem Werk „Jude und Arbeiter", das den bezeichnenden Untertitel „Ein Abschnitt aus der Tragödie des deutschen Volkes" trägt, das in seiner Wissenschaftlichkeit gewiß nicht leicht zu lesen ist, mit der Wucht seiner Quellen aber jeden überzeugen muß, der heute noch abseits steht und sich um ein ernstliches Verständnis des Nationalsozialismus bemüht. — „Schicksalsstunden der deutschen Geschichte" beschreibt Heinrich Bauer, einer der Hauptvertreter des neuen Geschichtsbildes, das heute um Anerkennung ringt. Bauers Buch enthält eine Reihe fesselnder Schilderungen von einschneidenden Ereignissen der deutschen Geschichte und packende Beschreibungen von einzelnen Gestalten unserer Geschichte, mit denen auseinanderzusetzen sich für alle lohnt.

Erlebnisbericht und Roman.

Was die Versuche einer epischen Gestaltung des Erlebnisses unserer Zeit anbetrifft, so handelt es sich hier um die Betrachtung einer Reihe von Büchern, die solchen vordichterischen Formen zugehören, die aus dem Atem des Geschehens selbst geboren werden und die zunächst mehr der sachlichen Unterrichtung dienen als der durch das eigentliche dichterische Werk hervorgerufenen Lebenssteigerung.

Schon rückschauend, aber dennoch ganz aus der Unmittelbarkeit des Erlebnisses heraus geschrieben sind Bücher wie: Otto Dietrichs „Mit Hitler in die Macht" (Zentralverlag der N. S. D. A. P.), Herbert Seehofers „Mit dem Führer unterwegs" (Zentralverlag der N. S. D. A. P.), Wilfrid Bades' „Die S.A. erobert Berlin", Heinz Lohmanns „Die S.A. räumt auf" oder „Zehn Jahre unbekannter S.A.-Mann" eines ungenannten Verfassers oder schließlich „Zehn Jahre Kampf um Volk und Land" von Alf Krüger, in dem zugleich eine den reinen Erlebnisbericht zurücklassende neue äußere Form versucht wird, nämlich die zum Teil auch typographisch unterschiedene Zwischenschaltung von Gedicht, Gedanke und Betrachtung. Aus Büchern dieser Art mag uns verständlich werden, daß der seltsame Zauber, mit dem Hitler die Menschen in seinen Bann zwingt, im Herzensgrunde einer reichen und begnadeten Menschlichkeit ruht, daß sie auch das Geheimnis seiner überwältigenden, zur Bewunderung hinreißenden politischen und staatsmännischen Leistungen ist; oder wir lernen aus ihnen verstehen das zehnjährige Ausharren junger Menschen und solcher, die schon an den Fronten des Weltkrieges ihren Mann gestanden hatten, die Jahr um Jahr nichts hatten als ihre Arbeitslosigkeit, ihren Hunger, ihre Gefängnismauern und ihren verspotteten Glauben an Deutschland und an dessen Führer. Diese Bücher kennzeichnet eine kühle, harte Phrasenlosigkeit, ihre Verfasser nehmen ihr eigenes Ich dabei nicht wichtig, nur gelegentlich lesen wir zwischen den Zeilen, wie übermenschlich die Anstrengungen waren, die die braunen Kämpfer auszuhalten hatten.

Ein starker Versuch, das Schicksal einzelner Menschen in das Schicksal eines Volkes einzugießen ist Friedrich Ekkehards „Sturmgeschlecht. Zweimal 9. November" (Zentralverlag der N. S. D. A. P.). Hier haben wir den eigenen Ton, die Herbheit und die Härte, die wir von einem solchen Werk erwarten. Ekkehards Buch ist noch nicht reiner Roman, aber auch nicht mehr reiner Erlebnisbericht, sein Held tritt aus dem Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegserlebnis herein in die Geburtswehen einer neuen Zeit; er fühlt sofort, daß die, die äußerlich gesehen, gegeneinander im Kampf stehen, nicht die eigentlichen Gegner der sich vollziehenden umwälzenden Auseinandersetzung sind; er fühlt, daß es hier im tiefsten Sinn nicht um den Kampf politischer Parteien gegeneinander geht, sondern um einen seelischen Kampf von unheimlicher Wucht, um eine Auseinandersetzung des Blutes, um das Ringen gegensätzlicher Weltanschauungen. Ekkehard geht den Erscheinungen auf den Grund; sein Held begnügt sich nicht damit, sie von außen zu bekämpfen, sondern er stellt sich unter

Digitized by Google

dem unbarmherzigen Verzicht auf privates Schicksal von vornherein mitten hinein, dorthin, wo die Strömungen am gefährlichsten und entscheidendsten gegeneinanderwogen. Bezeichnend sind die Überschriften der zwei „Bücher", in die das Werk gegliedert ist: „Weg zur Erkenntnis" und „Kampf um die Wahrheit". Über der Leiche eines beim Spartakusaufstand in Berlin erschossenen Freundes schwört Ekkehards Held den Schwur, „nichts mehr von diesem verräterischen, schicksalbehafteten, lügnerischen Leben zum entwürdigenden Geschenk zu nehmen: weder Liebe, noch Freundschaft, noch müßige Stunden — bis er diesem verlogenen Dasein die Maske abgerissen und bis er den Fall dessen gesühnt hat, der sich jetzt an seiner Brust im letzten Todeskampf streckt. Nicht abzulassen vom Forschen und Suchen und Ringen: keinen Frieden zu schließen mit den heimtückischen Gewalten, die er bisher, schnell zufrieden, Schicksal genannt hat. Bis zum Tag der Wahrheit... Gradaus der Weg und ein einziges Ziel: Deutschland, nur Deutschland, nichts als Deutschland". Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch ein Satz von Hitler: „Wir suchen den deutschen Menschen, den wir wieder zusammenfügen wollen und werden zu einer unzertrennlichen Schicksalsgemeinschaft." Der oben zitierte Schwur des Helden von Ekkehards „Sturmgeschlecht" könnte als Phrase erscheinen, wenn nicht dahinter stünde der unbändige, männliche, harte und unbarmherzige Wille eines Frontsoldaten, dessen Gewissen nicht Ruhe hat, solange Deutschland nicht wieder ehrlich geworden ist. Der Verfasser führt uns nur bis zum Jahre 1923, „Zweimal 9. November", aber er entläßt uns mit dem Glauben, daß Adolf Hitler der Mann sein wird, der Deutschland die verlorene Ehre wiedergibt. Der Stil dieses Buches entspricht seinem Inhalt. Er ist hart, gehämmert, mitunter etwas gewaltsam, aber ganz erfüllt von dem Blutatem einer Zeit, in der welthistorische Auseinandersetzungen sich zusammendrängen auf den äußeren Ablauf von wenigen Jahren. Ekkehards „Sturmgeschlecht" darf von uns als eine der am deutlichsten ausgeprägten Vorstufen zum eigentlichen nationalsozialistischen Roman angesehen werden. Seinem Verfasser ist an einzelnen Stellen schon eine starke Verdichtung des Erlebnisses gelungen, es hebt sich dadurch schon hinaus über eine rein zeitliche Bedeutung und erhält fast schon den Charakter einer geschichtlichen Gestaltung, aus der das Gegenwärtige im Spiegel des Vergangenen zur Anschauung kommt, hier zu einer Anschauung von besonderem Reiz, da der gestaltete Abschnitt, geschichtlich gesehen, zwar nur verhältnismäßig kurze Zeit zurückliegt, aber trotzdem schon geschichtlich gesehen werden kann, da das Jahr 1923 im Anlauf der Bewegung einen entscheidenden Entwicklungs-Einschnitt darstellt.

Aus privatem Schicksal heraus findet der vom Leben hart mitgenommene Deutsche in dem Roman Karl Boehms „Der Weg des Georg Freimarck" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.) in die neue Volksgemeinschaft. Einen Schritt weiter sehen wir dagegen den Verfasser des Romans „Volk an der See" Ferdinand Zachi, was wohl daher rühren mag, daß es in diesem „Nordseebuch von Trotz und Treue" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.) von vornherein nicht um das Schicksal einzelner Menschen, sondern um das einer Gemeinschaft geht, in der die einzelnen nur die das Ganze zusammenhaltenden Bindeglieder sind. „Ich habe bei der Schreibung dieser Blätter nicht an Einzelschicksale denken können, denn der Sturm der bewegtesten Zeit ging in diesen Tagen über unser Vaterland hin, zerbrach das Morsche, fegte das Kümmerliche fort, richtete das Erdgebundene auf und war der Odem Gottes, der Leben weckt und Hoffnung. Die Schicksalsnot, die in dieser Erzählung vom „Volk an der See" aufbrennt, loht über ganz Deutschland. Und so wird der Freiheitskampf der Friesen um ihre Eigenart und völkische Reinheit nur das Spiegelbild unseres ganzen Volkes in seinem Ringen um Bestand und Haltung." Hier kündet sich ganz deutlich das neue künstlerische Wollen an. Der Roman einer Gemeinschaft ist auch das Buch von Klaus Hermann Nebe „Schippen aufnehmen! Im Gleichschritt! Marsch! Ein Roman vom Arbeitsdienst". Denn auch hier handelt es sich nur um einen Ausschnitt aus dem Ganzen des Volkslebens, um einen Ausschnitt, der für unsere Gegenwart bezeichnend und für unsere Zukunft wichtig ist.

Digitized by Google

Auch der Erzähler Alfred Karrasch erreicht mit den einfachsten Mitteln tiefe, unvergeßliche Wirkungen. Karrasch berichtet von der Treue einfacher Arbeiter zu ihrem Führer und von der Tätigkeit jener Sorte von Menschen, die gerade noch im richtigen Zeitpunkt daran gehindert werden, dem Führer seine Revolution zu „stehlen". Karrasch vermeidet jede Schwarzweißtechnik; sein Buch ist daher in allen seinen Teilen und überall, wo es die Menschen, vom letzten Arbeiter bis hinauf zum Generaldirektor, in eine Welt hineingestellt, in der nach einem gewaltigen Umbruch die neue Lebensform erst geschaffen werden muß, von einer großen Gerechtigkeit erfüllt. Es ist nichts überlobt und nichts übertadelt, sondern alles aus einer gläubigen Treue dem Leben und dem neuen Geschehen gegenüber gesehen.

Die Tragödie des Kampfes zweier Rasse- und Blutseelen gegeneinander gestaltet lebendig und überzeugend Werner von der Schulenburg in seinem Roman „Land unter dem Regenbogen". Der Roman spielt nicht in Deutschland, aber er ist trotzdem von wirklicher Bedeutung für uns, da in ihm eine echte Gestaltung dieses schwierigen Stoffes gelungen ist, derart, daß nicht dauernd von Rasse oder Blut geredet wird, sondern daß die Menschen in ihren blutsmäßigen Bindungen und in dem Schicksal, das aus diesen für sie erwächst, vor uns lebendig werden.

Von allen im Rahmen dieses Abschnittes zu behandelnden Büchern sind die folgenden zwei am meisten von einem bewußt künstlerischen Standpunkt aus geschrieben und reichen am nächsten heran an das eigentliche Dichterische. Wir nennen als erstes „Das eherne Gesetz" von Werner Beumelburg, in dem die Verbindung zwischen der Frontgeneration und der im Zeichen des Hakenkreuzes sich zusammenscharenden jungen Generation hergestellt wird durch den jüngeren Bruder eines vor Verdun gefallenen Angehörigen der „Gruppe Bosemüller", des bekannten Kriegsbuches Beumelburgs. Bestimmend für deren Leben ist jenes „eherne Gesetz", das von jedem einzelnen die Aufgabe seines Selbst fordert, um des gemeinsamen Schicksals willen. Nur der, der sich unter das „eherne Gesetz" beugt, ist berufen, die neue Zeit mitzuformen. Beumelburg hat es verstanden, das Zusammenwachsen der Front- und Nachkriegsgeneration zu der heute von Adolf Hitler verkörperten Einheit anschaulich zu machen.

Eine Reihe gelungener grundsätzlicher Formulierungen gibt Hans Heyck in seinem Roman „Robinson kehrt heim". Er wirkt nicht in allen seinen Teilen gleich überzeugend, da er den Ausgang nimmt von einem literarischen Einfall seines Verfassers: Ein durch das Mißlingen des Novemberputsches 1923 verbitterter Offizier begibt sich auf eine unbewohnte Insel im fernen Weltmeer, er wird von dort nach acht Jahren von zweien seiner Kriegskameraden zurückgeholt. Heyck schildert, wie dieser Mensch nur schwer wieder in das neue deutsche Leben sich hineinfindet, bis er schließlich doch so weit ist, daß er den Wunsch, wieder auf seine Insel zurückzukehren, aufgibt, da „im Schoß der Frau sich Deutschlands Zukunft regt", „und mit dem Rauschen der Flut, mit dem Atem des Bodens, mit dem Blinken der Sterne kam über beide die bleibende Gewißheit: sie hatten heimgefunden", — heimgefunden in das Deutschland Adolf Hitlers. Heycks „Robinson kehrt heim" steht künstlerisch beträchtlich über den meisten der rein stoffgebundenen Darstellungen des Bewegungserlebnisses. Heyck zeigt damit den Weg zu der Dichtung der Zeit, die wir brauchen, er muß sich aber, um sie selbst geben zu können, noch frei machen von solchen Auswirkungen seiner Phantasie, die gegen das Leben nicht standhalten.

Historische Romane.

Zum Teil einer gewissen stofflichen Verlegenheit oder der zugestandenen Unfähigkeit, das treibende Geschehen, in dem wir noch mitten drin stehen, zu gestalten, zum andern Teil auch einer bestimmten künstlerischen Absicht, nämlich dem Willen, deutsche Gegenwart aus deutscher Vergangenheit zu deuten, verdanken eine große Reihe historischer Romane ihr Entstehen. Wir müssen uns darauf beschränken, aus der Fülle ein paar Beispiele zu nennen.

Die meiste innerliche Verwandtschaft mit unserer heutigen Zeit besitzt in unserer jüngsten Geschichte die Zeit der

Digitized by Google

Freiheitskriege; auch damals war die Volksnot eine Führernot. Es ist daher begreiflich, daß unsere Dichter in diese Zeit zurückfinden, um aus ihr gleichsam die Gegenwart zu deuten. „Führer voraus" nennt Hans Henning Freiherr Grote seinen Stein-Roman und „Der Roman eines Führers" heißt Robert Hohlbaums neues Werk „Stein" im Untertitel. Grotes „Führer voraus" zeichnet sich weniger aus durch die Geschlossenheit als vielmehr durch die Lebendigkeit der Gestaltung. Dieses Werk ist weniger ein Roman als eine Folge von Bildern, deren jedes treffend gezeichnet ist, aus denen jene Notzeit des deutschen Volkes anschaulich heraustritt und die gleichsam im Hintergrund beherrscht wird von dem überragenden Gemälde des eigentlichen Führers dieser Zeit, des Reichsfreiherrn vom und zum Stein. Eines der erschütterndsten Bilder dieses Buches ist das Kapitel „Die Elf", in dem uns das Opfer der Schillschen Offiziere geschildert wird. Den jähen Sieges- und Todesweg jenes preußischen Offiziers, dessen Namen die elf tragen, läßt Hans Lehr in seinem Schill-Roman „Vorwärts - Attacke! Hurra!" (Zentralverlag der N.S.D.A.P.) vor uns lebendig werden. Dieses Buch schlägt uns gewaltig in seinen Bann; es wird aber vor allem unsere Jugend begeistern können, denn in ihm ersteht vor uns ein leuchtendes Vorbild preußischen, deutschen Soldatentums und was er durch sein Leben nicht hatte herbeiführen können, das schenkt er seinem Volke durch seinen und seiner Offiziere Tod: „Er rüttelt die Gemüter wach, wühlt sie im Innersten auf ... Überwunden ist die Furcht vor dem Korsen, erloschen der Glaube an seine Unbesiegbarkeit und geweckt sind alle Kräfte des Lebenswillens und des Willens zur Freiheit und Ehre der Nation." Groß, überragend steht in dieser Zeit die Gestalt des Reichsfreiherrn vom und zum Stein; Robert Hohlbaum hat es verstanden, sie mit dem Zauber und mit der Gewalt, die sie umgeben, vor uns lebendig zu machen. Hohlbaums „Stein"-Roman gehört zu jenen geschichtlichen Gestaltungen, die nicht und nirgends in historischer Episode stecken bleiben, sondern ein Anruf der Gegenwart, lebendigste Gegenwart selbst sind.

Das kann ähnlich auch gesagt werden von Hjalmar Kutzlebs „Der erste Deutsche. Roman Hermann des Cheruskers." Bei Hohlbaum erfreut, besonders in dem mittleren Teil, die Straffheit der Komposition; bei Kutzleb ist manches vielleicht etwas zu weit und zu breit ausgesponnen, doch mag dieser Umstand hervorgerufen sein durch die Ferne der dort beschworenen geschichtlichen Periode, die es dem Dichter notwendig erscheinen ließ, uns das Wesen dieser ferneren Zeit vor allem durch eine große kulturgeschichtliche Treue näher zu bringen. Kutzlebs Menschen atmen blutvolles Leben, ihr Schicksal ergreift uns und fordert uns heraus zur Stellungnahme; er gibt gleichzeitig ein Bild der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Strömungen jener Zeit, und er hat es wirklich verstanden, der Geschichte Armins Leben einzuhauchen, so daß dieses Buch dadurch etwas ewig Gegenwärtiges erhalten hat.

Es mag sein, daß auch Unterhaltungsromane mit dem Vorzeichen „Geschichte" eine gewisse Sendung zu erfüllen haben; von geschichtlicher Dichtung wollen wir jedoch nur dort reden, wo eine einzelne Gestalt oder ein bestimmter Zeitraum durch den Dichter so zum Symbol, zum Gleichnis geworden sind, daß wir beim Lesen des Geschichtlichen als einer Äußerlichkeit vergessen und des darin lebendigen Gegenwärtigen nur um so stärker und zwingender bewußt werden. So ist es Hans Friedrich Blunck mit seinem neuen Werk „Die große Fahrt. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern" gelungen. Dieser Diderik Pining, der Deutsche aus der Stadt Hildesheim, den ein hartes Erleben aufs Meer treibt, der zum Statthalter des Königs von Norwegen wird, gefürchteter Gegner Englands, Beherrscher des viel bedrohten Island, der schon einige Zeit vor Kolumbus auf dem Wege, den ein paar Jahrhunderte früher die Wikinger genommen haben, nach Amerika fährt, dieser Deutsche ist ein Stück ewiger Deutschheit selbst, ist deutsches Gleichnis, er ist das, was wir von der geschichtlichen Dichtung fordern, Vorbild und Gegenwart. Es ist ein mächtig aufwühlendes Buch, das Blunck uns hier geschenkt hat, er hat damit einen Gipfel-

Digitized by Google

punkt seines bisherigen so ganz aus dem geschichtlichen Gefühl heraus quellenden und drängenden Schaffens erreicht.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdient hier auch Wilhelm Reeses „Kaiserlicher Rebell". Reese hat es sich zur Aufgabe gemacht, den ewigen Kampf der deutschen Kaiser gegen das Papsttum um die weltliche Macht, die dem Kaisertum vom Papsttum streitig gemacht wird, dem heutigen Menschen wieder nahe zu bringen. Die dramatische Verdichtung einer besonders herausragenden und viel umstrittenen Episode in diesem Kampf schenkte uns jüngst E. G. Kolbenheyer in seinem neuen Drama „Gregor und Heinrich". Reese greift sich in seinem Roman „Der Kaiserliche Rebell" eine Gruppe anderer Gegenspieler heraus, den sizilianischen König und deutschen Kaiser Friedrich II. und die späteren Nachfolger Gregors VII., des mächtigen Gegners Heinrichs IV. auf dem Papststuhl. Das Buch ist von einer mitreißenden tragischen Dämonie erfüllt; der Verfasser hat es verstanden, uns das ungeheuerliche Kampfeswogen dieser Zeit nahe zu bringen. Er erreichte diese Wirkung ohne altertümelnden Stil, vielleicht leidet das Buch etwas an seiner Länge und an der Überfülle der Gestalten und Geschehnisse, es ragt im ganzen aber doch wesentlich hinaus über die vielen üblichen historischen Romane, die meist dem nur Unterhaltenden verhaftet bleiben.

Lyrik.

Auch das Gedicht erfreut sich neuerdings, sofern es über das Wichtignehmen privaten Schicksals, also über das Ich hinauswächst ins Wir, das heißt in das Erlebnis des gemeinschaftlichen Schicksals eines Volkes, wieder stärkerer Zuneigung. Wir müssen hier davon absehen, die Vielzahl lyrischer Neuerscheinungen im einzelnen zu nennen und beschränken uns statt dessen auf zwei Sammelbände, in denen wir eine reiche Ernte lyrischer Zeitdichtung zusammengetragen finden.

Aus der besonderen Absicht, die stille Stimme der Dichtung unserer Zeit für weitere Kreise zum Klingen zu bringen, entstand das „Jahrbuch junger Dichtung", herausgegeben von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums. „Der Sinn dieses Buch sollte sein, neben dem brausenden Gesang der Revolution auch den geheimnisvollen der jungen deutschen Dichtung, die da ist und von der viele nichts ahnen, zu zeigen." So finden wir hier ein starkes inneres Erleben der deutschen Zeit, im lyrischen Wort verdichtet, ein wesentlich deutsches Erleben, darauf kommt es an. Denn darin zeigt sich die dienende Rolle des Stoffes, bei dessen Formung die Kraft und Artung der Empfindung entscheidet, die aus jedem Anlaß oder Gefühl ein deutsches macht, wenn sie selbst deutsch ist.

Eine schöne Ergänzung zu dem „Jahrbuch junger Dichtung" stellt die von Herbert Böhme herausgegebene Sammlung „Rufe in das Reich" dar, die den Untertitel trägt: „Die heldische Dichtung von Langemarck bis zur Gegenwart". Auch diese Sammlung will mehr vermitteln als den brausenden Gesang der Revolution, auch sie gibt nicht nur Fanfarentöne, sondern stellt mit gleichem Recht daneben den Klang des leisen Liedes, und in ihm das stille, selbstverständliche, opfervolle Bekenntnis zu Deutschland; aber sie trägt ebensosehr das Gesicht des anderen Herausgebers und seiner besonderen Absicht, der bewußt den „Rufer" vom „Dichter" unterscheidet, ohne natürlich dem Rufer zuzugeben, daß er nicht der schöpferischen Kraft bedürfe, um ein Erlebnis zu gestalten. Böhme stellt sich die „Aufgabe, die Welle der Bewegung, die wir in politischer Hinsicht erlebt haben und die mit wachsender Begeisterung zu dem Beginn unseres neuen Reiches führte, in den Dichtungen widergespiegelt zu finden." „Das aber soll das Wesentlichste sein, daß der Geist, aus dem schon die Gedichte um Langemarck geschrieben worden sind, in ein neues Reich hineinruft, das von den jungen Regimentern vielleicht im letzten Todessturm geschaut wurde, als von ihren Lippen das Siegeslied der Deutschen erklang." „Diese Rufe in das Reich hören wir aus den Gedichten der Not, sie werden zu Fanfarenstößen der Revolution, und es ergibt sich unter ihrer Melodie eine neue dichterische Gestaltung der Landschaft und des deutschen Menschen schlechthin." So spannt sich in Böhmes Sammlung der gewaltige Bogen der deutschen Geschichte der letzten zwanzig Jahre, schicksalsvoll wie je ein Ab-

Digitized by Google

schnitt unserer Geschichte, von dem singenden Sturm der Langemarck-Regimenter, hinweg über Sieg und Not des Krieges, über den deutschen Zusammenbruch, über die unendlichen Leiden der Nachkriegsjahre bis zu dem Tag, da über dem jungen Deutschland das Morgenrot einer neuen Zeit aufblühte. Die Auswahl ward nicht nach irgendwelchen äußeren Gesichtspunkten vorgenommen, sie unterscheidet auch nicht den Dichter der jungen und jüngsten und Dichter der älteren Generation, wir finden neben dem 20jährigen den fast 70jährigen vertreten; entscheidend für die Aufnahme war lediglich das innere Erlebnis der Rufer, Künder und Dichter, deren Stimme hier erklingt.

Hellmuth Langenbucher.

Jahrweiser 1935

In den letzten Monaten jeden Jahres tauchen überall die neuen Kalender auf. Es lohnt sich, aus der reichen Produktion einige herauszuheben, denn der Jahrweiser, der uns 365 Tage begleiten soll, darf wirklich nicht nur so „nebenbei" behandelt werden. Er muß ein „Begleiter" im tiefsten Sinne des Wortes sein, sei es, daß er uns Freude macht durch seine Bilder, oder sei es, daß er uns durch die Auswahl seiner Textworte anregt.

Das Leben der deutschen Gegenwart hat auch in den Jahrweisern seinen Niederschlag gefunden. Wir begrüßen das, wenn aus den Blättern das große Erlebnis spricht, wir lehnen es ab, wenn die Gestaltung oberflächlich ist. — Zuerst ist hier zu nennen die neue Folge des „Standarten-Kalenders" (Zentralverlag der NSDAP.). A. Rosenberg gibt ihm, dem treuen Begleiter der Bewegung durch die Kampfjahre, ein Geleitwort auf den Weg. Es wird auch jetzt, nachdem der Nationalsozialismus gesiegt hat, immer Pflicht sein, uns an den Kampf der letzten 14 Jahre zu erinnern. Dazu kommt in dieser Folge noch die Schau auf die Arbeit der vergangenen zwei Jahre der Regierung Adolf Hitlers. So trägt er, aus einer kämpferischen Zeit geboren, kämpferische und heldische Gesinnung auch in die Zukunft. Großes Erleben der Vergangenheit hat, der Weltanschauung des Nationalsozialismus gemäß, auch hier seinen Ausdruck gefunden. Mit seinen farbigen Blättern, seinen Bildern und Texten aus der Bewegung sollte er, wie eine nationalsozialistische Tageszeitung, in keinem deutschen Hause fehlen. So wollen wir die Gestaltung der Gegenwart sehen; wie wir sie ablehnen, veranschaulicht selten deutlich der Kalender „Führer" (Verlag Ch. Graeger, Dresden). Er nennt sich „Kunstkarten-Kalender", obgleich seine Bilder überhaupt nicht die geringsten Anforderungen an ein Kunstblatt erfüllen. Die darin abgedruckten Bilder sind nicht mehr als Zeichnungen, die künstlerische Maßstäbe nie ertragen. So sei hier genannt das Bild „Tannenberg-Denkmal", „Ayffhäuser" oder das Bild des Führers. Der Verlag könnte noch viel lernen von anderen Kunstkarten-Kalendern, oder aber er sollte seine Tätigkeit auf ein anderes Gebiet konzentrieren. Das Thema „Führer" verpflichtet.

Ein Dokument des deutschen Aufbauwillens und des neuen Arbeitsbegriffes ist der „Deutsche Werkkalender" (Gemeinschaftsverlag der Deutschen Arbeitsfront und Wilhelm Limpert, Berlin). Er berichtet vom deutschen Schaffen der Vergangenheit, von Erfindungen, Entdeckungen, Forschungen, er ist aber zugleich ein Spiegelbild der neuen Betriebsgemeinschaft. Dieser Gemeinschaft soll er Bindeglied werden. Jeden neuen Tag stellt er unter einen Leitspruch, der auf den Sinn der Arbeit und die Pflichten des einzelnen im Volk hinweist. Daneben seien noch kurz erwähnt die Jahrweiser „Deutsche Männer" (Agentur des Rauhen Hauses), der eine ernste Arbeit darstellt, Bildnisse großer Kämpfer des Geistes und der Tat aus Vergangenheit und Gegenwart vermittelt, „Deutsche Frauen" und „Adler und Hakenkreuz", der seiner Aufgabe, Deutschlands Größe einst und jetzt zu gestalten, gerecht wird.

Der Gedanke der deutschen Luftgeltung hat auch in etlichen Jahrweisern seinen Niederschlag gefunden: zuerst sei hingewiesen auf den „Flugkalender" (Deutsches Verlagshaus, Dresden), ein Wochenabreißkalender, dessen Bilder sich als Postkarten verwenden lassen, und der Bilddokumente aus alter und neuester Zeit des Flugwesens bringt. So vermit-

Digitized by Google

telt er von den ersten Anfängen des Flugzeug-, Ballon- und Luftschiffbaues bis zu den vollkommenen technischen Leistungen der Gegenwart ein Bild, das eindringlicher spricht als lange Abhandlungen und das glücklich ergänzt wird durch kurze Texte, Planzeichnungen und Luftaufnahmen deutschen Landes. — Dem gleichen Zweck dient der „Deutsche Luftfahrt-Kalender", herausgegeben vom Deutschen Luftsport-Verband und dem der Präsident Lörzer ein Vorwort schrieb. Er wird seine Aufgaben: Erziehung zur Kameradschaft und zum Pflichtbewußtsein erfüllen. — Der R. Schneider-Verlag legt einen Jahrweiser „Schönheit des Fliegens" vor. Neben Bildern von einzelnen Flugzeugtypen, auch des Segelfluges, liegt sein Augenmerk auf wirklich künstlerisch gesehenen Luftaufnahmen. — Dem Gebiet des Luftschiffes ist der „Graf-Zeppelin-Kalender" (W. Spemann, Stuttgart) gewidmet. Durch die enge Zusammenarbeit mit der Bauleitung in Friedrichshafen ist hier ein Jahrweiser entstanden, der einen Überblick gibt vom Beginn der Unternehmungen des Grafen Zeppelin bis zur Arbeit am LZ. 129. Durch die nunmehr bevorstehende Fertigstellung dieses Luftschiffes und durch die regelmäßigen Flugverbindungen nach Südamerika wird die allgemeine Aufmerksamkeit auch wieder auf dieses Gebiet der Luftfahrt gelenkt.

Sehr zu begrüßen sind die Bestrebungen, die Blätter der Kalender nach dem Abreißen noch verwendungsfähig zu machen. So tritt der Kunstkarten-Kalender immer mehr in den Vordergrund. Für den Käufer ist das sehr angenehm, hat er doch neben dem Kalender immer noch eine Anzahl guter Postkarten. Diese Art der Ausstattung wird am häufigsten angewandt bei Jahrweisern, die die Schönheit deutschen Landes zur Ausschmückung benutzen. — Der Verlag W. Flechsig, Dresden, ist hier noch einen Schritt weiter gegangen, indem er den einzelnen Blättern Einsteckkarten mitgibt, durch die der Anschaffungspreis schon fast gedeckt ist. Er legt drei Jahrweiser dieser Art vor: „Peter, ein Kinderjahr" (aus dem Alltag eines kleinen Jungen), „Kameraden" (Von allerlei Tieren und von Kindern) und „Blätter und Blüten". Diese Kalender wurden so zu praktischen und schönen Geschenken. — Daneben findet unsere Beachtung eine Neuerung des R. Schneider-Verlages, der die einzelnen Bildkarten (sehr gute Photoaufnahmen aus der Landschaft) vom Kalenderblatt durch Schnitt getrennt hat, so daß diese Karten ohne weitere Arbeit sofort verwendungsfähig sind. Die beiden so hergestellten Jahrweiser heißen „Wandern und Schauen" und „Licht-Heil".

Den Zauber des Landes haben noch etliche andere Jahrweiser eingefangen: „Deutsche Heimat" (J. A. Ackermann, München), er enthält 24 farbige Bildkarten des bekannten Münchener Künstlers Paul Hey, „Das schöne Deutschland" (W. Limpert, Berlin), der „Ostpreußen-Kalender" (Gräfe & Unzer, Königsberg), der im besonderen unsere Aufmerksamkeit nach dem deutschen Ordenslande lenkt. Angeführt seien noch Spemanns „Alpenkalender" und der Blodig'sche Kalender gleichen Namens.

Das künstlerische Schaffen der Vergangenheit und Gegenwart findet seinen Ausdruck in einigen Jahrweisern, auf die wir hier noch hinweisen: „Deutscher Kunstkalender" (Deutsches Verlagshaus, Dresden), Spemanns „Kunstkalender", die eine reiche Fülle von Wiedergaben alter und neuer Gemälde, Plastiken, Schnitzereien und Gießereien bringen, und Wiechmanns „Deutscher Kunstkalender".

Es war aus Raumgründen unmöglich, die Auswahl noch zu erweitern. Die hier genannten Kalender sollen Anhaltspunkte geben, an ihnen sollte gezeigt werden, was wir auch auf diesem Gebiet verlegerischer Arbeit erwarten. Wir können feststellen, daß die Bemühungen der Herausgeber und Hersteller mit einigen Ausnahmen Anerkennung verdienen. Es ist vielleicht auch deutlich geworden, wie reich an Möglichkeiten besonders das Gebiet der Jahrweiser ist, das man sonst als nebensächlich zu betrachten pflegte.

Erich Langenbucher.

Deutsche Vorgeschichte

Daß wir an den Anfang einer Übersicht über das vorgeschichtliche Schrifttum von 1934 die Neuauflagen der Werke Gustaf Kossinnas stellen, bedarf keiner

Digitized by Google

besonderen Begründung. Was er als ein Bahnbrecher für die nationale Wiederbesinnung unseres Volkes vor 20, 30 und mehr Jahren geschrieben hat, mutet uns in seiner treffenden Gegenwartsbedeutung an, als seien es Worte unserer Tage. Darum muß jeder, der sich ernsthaft und eingehend mit deutscher Vorgeschichte befassen will, beginnen mit

Gustaf Kossinna: **Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** (Curt Kabitzsch-Verlag, Leipzig). Durch Erweiterung eines 1911 gehaltenen, mit Begeisterung aufgenommenen Vortrags entstanden, bildet dieses jetzt in 6. Auflage erschienene Buch das erste Hauptwerk im Kampf gegen die Lüge von der Unkultur unserer germanischen Vorfahren, die Grundlage für die nach dem nationalsozialistischen Umbruch endlich allgemein bei uns durchgesetzte Neuwertung unserer nordisch-germanischen Frühzeit. Jahrzehntelang durch die damals herrschende Richtung der Geschichts- und Altertumswissenschaft bekämpft, hat heute Kossinnas weltanschaulich-wissenschaftliches Streben im neuen Staate, den er leider nicht mehr erleben durfte, seine schönste Erfüllung gefunden. Die kämpferische Auseinandersetzung des Begründers der deutschen Vorgeschichtswissenschaft mit der klassischen Archäologie nachzulesen, ist heute, da sich die Vorgeschichte aus der unseligen Bevormundung durch jene befreit hat, besonders lehrreich. Vor allem aber die in diesem Buch gegebene klare Ausdeutung der Bodenfunde, die Schilderung der germanischen Ausbreitung, die glänzende Darstellung namentlich der Bronze- und Eisenzeit behalten ihren unvergänglichen Wert, mag auch, namentlich durch die Arbeiten der von seinem Geist erfüllten Schüler, in Einzelfragen inzwischen die Forschung zu neuen Ergebnissen gelangt sein. Der Verfasser selbst hat die von ihm geplante Neubearbeitung des Werkes nicht mehr durchführen können.

Auch das kleine, volkstümliche Buch von Kossinna: **Altgermanische Kulturhöhe** (Curt Kabitzsch-Verlag, Leipzig) liegt nun schon in vierter, zum erstenmal bebilderter Auflage vor. Aus einem Kriegsvortrag hervorgegangen, ist es erfüllt von der hohen nationalen Begeisterung jener Jahre, die freilich die liberalistische Wissenschaft als „heute unverständlichen Ton aus der Entstehungszeit" empfand (Zeiß in Germania, 1932). Die Hoheit des germanischen Wesens, der Kunststil der Völkerwanderungszeit, Seewesen, Siedlungsweise, Ackerbau, Viehzucht und Tracht der Germanen werden in lose verbundenen Abschnitten lebensnah vorgeführt. So eignet sich das Büchlein besonders als erste Einführung in unsere germanische Vorzeit.

Jörg Lechler hat sein in erster Auflage schon 1921 erschienenes Buch „**Vom Hakenkreuz**" (Curt Kabitzsch-Verlag, Leipzig) in erweiterter Neubearbeitung herausgebracht, in der vor allem der Bildanhang vermehrt und bis in die neueste Zeit fortgeführt ist. Er bringt den Nachweis, daß das Hakenkreuz aus einem radförmigen Sonnenzeichen hervorgegangen ist und sinnbildlich Schöpfung, Fruchtbarkeit, Wiedergeburt, Glück, Unendlichkeit bedeutet. Im nordischen Kulturkreis der Jungsteinzeit tritt es zum erstenmal auf und hat von hier aus seinen Weg über die ganze Erde genommen. So begegnet es uns in den verschiedensten Formen bei Germanen, Kelten, Griechen, Trojanern, Chinesen, Indianern. Als Symbol des Dritten Reiches knüpft es an seine Bedeutung bei den Germanen als Schöpfungs- und Heilszeichen an.

Unter den eigentlichen Neuerscheinungen ist das Werk von Wolfgang Schultz: **Altgermanische Kultur in Wort und Bild** (J. F. Lehmanns Verlag, München) das wichtigste. Es ist ein großzügiges Bild von Welt und Wesen der Germanen, das der Verfasser uns entwirft, wie es in dieser Geschlossenheit bisher kaum geboten worden ist. Ohne nähere Vorkenntnisse vorauszusetzen, versteht er, uns die drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens klar und anregend nahezubringen, vortrefflich unterstützt durch die hervorragende Ausstattung mit 160 Bildern auf 80 Tafeln (siehe den Abdruck in Heft 49 der N.S.M.). Das grundlegende, die Ganzheit unseres Volkstums zutiefst erfassende Buch nimmt einen Ehrenplatz im vorgeschichtlichen Schrifttum ein und verdient weiteste Verbreitung.

Besitzen wir mit dem letztgenannten Werk eine wirklich vorbildliche Darstellung der germanischen Altertumskunde, so ist zu bedauern, daß eine all-

Digitized by Google

gemeine Vorgeschichte von Deutschland mit völkischer Grundeinstellung noch nicht geschaffen ist. Um so mehr begrüßen wir, daß in der gegenwärtig vorbereiteten „Geschichte des deutschen Volkes", die deutsche Vorgeschichte ausführlich zu Worte kommen wird. Carl Schuchhardts **Vorgeschichte von Deutschland** (Verlag Oldenbourg, München) hat in ihrer 2. Auflage mit Ausnahme der neuen Abschnitte über Hakenkreuz und Wirbel und der stärkeren Hervorhebung nordischer Kulturen keine grundsätzliche Änderung erfahren. Es befremdet, wenn sich Schuchhardt gegen eine chauvinistische Auffassung in der deutschen Vorgeschichtsforschung wendet, da eine solche nicht vorhanden ist, wenn er ferner unserem Altmeister Kossinna in keiner Weise gerecht wird und wenn er zweifelnd vom „vielgepriesenen nordischen Typus" spricht. Diese ablehnende und zurückhaltende Einstellung eines Gelehrten der älteren Generation hindert uns aber nicht, seine „Vorgeschichte Deutschlands" als das bisher vollständigste kleinere Nachschlagewerk dieser Art anzuerkennen.

An volkstümlichen Schilderungen der germanischen Vorzeit ist zahlenmäßig kein Mangel. Im Gegensatz zu den vielen unzuverlässigen, fehlerhaften, ja phantastischen und irreführenden Darstellungen, die seit 1933 nur so aus dem Boden geschossen sind, ist das kleine Buch von Werner Radig: **Germanischer Lebensraum** (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) gediegene Arbeit eines Fachmanns. Radig stellt in den Vordergrund die Siedlungsgeschichte und Stammeswanderungen der Germanen von der Steinzeit bis zum Mittelalter und zeigt die Abhängigkeit der Siedlungsräume von der Natur der Urlandschaften, bringt aber auch Wirtschaftsleben, Brauch und Kult, Ornamentik und Symbolik zu anschaulicher Darstellung. Das Bändchen eignet sich besonders für die Lehrerschaft und für die reifere Jugend.

In der Reihe „Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches" legt Gustav Neckel eine Schrift **Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft** vor (Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin). Der Plan des Verlags, diese Hefte von ersten Fachkennern bearbeiten zu lassen, ist damit freilich nicht eingehalten, da Neckel als Germanist für das bearbeitete Gebiet nicht zuständig ist. Es werden Ausführungen gemacht über Bevölkerungs- und Rassefragen, über die Urheimat der Indogermanen und über die Kultur der Germanen bis zu ihrer Unterwerfung unter die christliche Kirche, wobei vom Gesichtspunkt der Sprachforschung einige wesentliche Feststellungen beigebracht werden, die mit den Ergebnissen der Bodenforschung übereinstimmen. Die nach dem Titel zu erwartende Übersicht über die Gegenwartsfragen der Vorgeschichtsforschung und ihre Hauptrichtungen wird dagegen nicht gebracht. Entschieden zu widersprechen ist der Ansicht Neckels, daß „die Gleichsetzung archäologischer Kulturkreise mit Stammgebieten oder Rassenlandschaften keinen Nichtarchäologen überzeugen kann und jedenfalls keinen zu überzeugen verdient" (S. 9) und daß es nicht angehe, an Hand der Bodenfunde die antiken Schriftsteller eines Besseren zu belehren. Die ganze Kenntnis unserer Vorzeit baut sich im Gegenteil viel zuverlässiger auf der Erschließung der Bodenaltertümer auf als etwa auf den tendenziösen Berichten der Römer, der Feinde der Germanen, und die Gleichsetzung vorgeschichtlicher Kulturkreise mit bestimmten Volksstämmen, wie sie nun schon für eine ganze Anzahl davon klar erweislich ist, bildet das Grundgerüst unserer heutigen deutschen Vorgeschichte, an dem nicht mehr zu rütteln ist.

Daß von der Sprachforschung allein vorgeschichtliche Fragen nicht gelöst werden können, zeigt auch Hermann Günterts Untersuchung **Der Ursprung der Germanen** (Verlag Carl Winter, Heidelberg). Der Kernpunkt der Frage nach der Entstehung der Germanen ist die Klärung der Herkunft der Indogermanen. Der Verfasser bringt einige neue sprachliche Hinweise, die auf die asiatische Heimat der Indogermanen hindeuten könnten. Die von ihm versuchte Stützung seiner Theorie durch die Vorgeschichte und Rassenkunde beruht aber auf einer ganz einseitigen Auswertung des Schrifttums. Die Tatsache, daß die indogermanische Ausbreitung schon sehr früh weit nach Osten reicht, spricht nicht gegen die nordische Heimat der Indogermanen, saßen doch auch germanische Stämme am Schwarzen Meer zu einer Zeit, als Süddeutschland noch nicht ger-

Digitized by Google

manisch war. Überhaupt ist die indogermanische Wanderung viel mehr mit der germanischen Völkerwanderung zu vergleichen als mit den Hunnen- und Mongolenstürmen. Wenn gesagt wird, Asien biete mehr Raum als Ausgangspunkt für die mächtige indogermanische Wanderung, so muß man darauf hinweisen, daß das Ostseegebiet auch genug Raum geboten hat als Kernland der germanischen Völkerwanderung. Schließlich ist heute noch Nordeuropa das Hauptgebiet der nordischen Rasse, während sich Innerasien zu keiner Zeit als solches nachweisen läßt. Die Schlußfolgerung Günterts, das Ostseegebiet, sei als Ursprungsland der Indogermanen schon deshalb nicht möglich, weil es so weit von den großen Kulturmittelpunkten des Südens entfernt lag, zeigt seine Befangenheit in der irrigen Anschauung „Ex oriente lux".

Die hier gebotene beschränkte Auswahl aus dem vorgeschichtlichen Schrifttum von 1934 läßt die Hauptrichtung erkennen, in der die Vorgeschichtswissenschaft arbeiten muß, um ihrer großen Aufgabe gerecht zu werden, aus dem Reichtum unserer arteigenen Vorzeit Grundpfeiler für den Neubau des Reichs und für die Gestaltung eines neuen deutschen Kulturwillens zu gewinnen.

Dr. Hans Maier.

Deutsche Volkskunde

Von allen Zweigen der Geisteswissenschaften vermag gerade die deutsche Volkskunde in hervorragendem Maße die Tatsache zu verdeutlichen, daß die gegenwärtig sich vollziehende innere und äußere Umformung der Wissenschaften nichts anderes als ein Zurückfinden zu ihrem eigentlichen Wesen bedeutet. Gerade die Volkskunde, die jahrzehntelang wurzellosem Intellektualismus und internationalen Dogmen verfallen war, muß und wird heute auf der Grundlage rassischen Denkens ihre wesenhafte Aufgabe erkennen und erfüllen. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Umformung nicht von heute auf morgen vollziehen kann. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß gerade jetzt einige Sammelwerke und Einzelveröffentlichungen erscheinen, die notwendige sachliche und stoffliche Grundlagen zu geben vermögen.

Die um die Volkskunde verdiente Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch, Berlin, legt den Textband des schon lange angekündigten Sammelwerkes „Die deutsche Volkskunde" vor. Prof. Dr. A. Spamer, der Leiter der Abteilung Volkskunde in der Reichsgemeinschaft der deutschen Volksforschung und Herausgeber des Werkes, zeigt in seinem einleitenden Artikel „Wesen und Aufgaben der Volkskunde" eine erfreulich nüchterne Beurteilung der Naumannschen Begriffssprache. Ihre Überwindung können wir in der Ersetzung der Begriffe „primitiv" durch „primär" und „unterschichtlich" durch „volkstümlich" leider nicht erkennen. Auch die Spamersche Formulierung „Ziel der Volkskunde ist die Erforschung des Volkstümlichen im Volkshaften, der geistigen und seelischen Substanz und Lebenshaltung des Volksmenschen in der Volksgemeinschaft" scheint uns noch zu sehr auf der weltanschaulichen Ebene des Dogmas vom primitiven Gemeinschaftsgut zu liegen. Eine sehr sorgfältige Darstellung der „Geschichte der deutschen Volkskunde" gibt Dr. Georg Fischer, Dresden, die durch den Artikel von Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien, über „Volkskunde und Völkerkunde" wertvoll ergänzt wird. Die Arbeiten von Prof. Dr. A. Helbok, Berlin, über „Volkskunde und Siedlungsgeschichte", Prof. Dr. Lutz Mackensen, Riga, über „Sitte und Brauch", Prof. Dr. Friedrich Maurer, Erlangen, über „Die Volkssprache", Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer, Heidelberg, über „Das Volksrätsel" und Prof. Dr. Friedrich von der Leyen, Köln, über „Die Volkssage" sind gleich zuverlässige und grundsätzliche Darstellungen aus der Feder des bekannten Fachmannes. Auch den vertrauten Gedankengängen des Direktors des deutschen Volkskundemuseums zu Berlin, Prof. Dr. Konrad Hahm, über „Die Grundzüge des deutschen Volkskunst" geht man ebenso dankbar und anerkennend nach wie man die Ausführungen seiner Mitarbeiter liest (Dr. Joseph M. Ritz, München, „Holz", Dr. Oswald A. Erich, Berlin, „Die Tonerden", Dr. Wolfgang Schuchhardt, Berlin, „Textilien" und Dr. W. Bernt „Metalle in der Volkskunst"). — Es ist in dem hier gesteckten Rahmen unmöglich, sämtliche Beiträge auch nur in wenigen Sätzen zu würdigen (verwiesen sei nur noch u. a. auf die Beiträge von Prof. Dr. Viktor v. Geramb,

Digitized by Google

Graz, über „Die Volkstrachten", Prof. Dr. Herbert Freudenthal, Hirschberg, über „Volkskunde und Erziehung", Professor Dr. Martin Wähler, Frankfurt a. O., über „Der deutsche Volkscharakter" und die Arbeiten von Wilhelm Hansen über „Volkslied und Volksspiel"). Trotzdem können wir auf einige kritische Bemerkungen nicht verzichten. Es ist noch nicht lange her, daß der große schwedische Märchenforscher C. W. v. Sydow, Lund, die von den Brüdern Grimm aufgestellte und von den meisten zünftigen Wissenschaftlern als Romantik belächelte These, daß das Märchen indogermanisches Erbgut sei, wieder aufgriff und durch seine Ökotypenlehre (Herausbildung von verschiedenen Untertypen der jeweiligen Märchenurtypen, entsprechend der Entstehung von verschiedenen Sprach- und Rassetypen innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie) sehr einleuchtend erhärtete. Zumal er den mittelbaren Beweis liefern konnte, daß es das eigentliche Märchen außerhalb des indogermanischen Bereiches nicht gibt. Nachdem sich der bekannte deutsche Märchenforscher und Vorsitzende der Internationalen Märchenforscherkommission, Professor Dr. Lutz Mackensen, schon seit Jahren um die Interpretation der v. Sydowschen Gedankengänge bemüht, muß es zunächst erstaunen, was Professor Dr. Fr. Ranke, Breslau, über das Märchen schreibt: „Sind es auch im Vergleich zum gesamten deutschen Märchenschatz erst verschwindend wenige Fälle, in denen wir die Herkunft eines unserer Märchen mehr oder weniger bestimmt angeben können, so läßt sich doch vermutungsweise schon so viel sagen: was unser deutsches Volk sich seit Jahrhunderten und noch heute an Märchen erzählt, ist gewiß nur zum kleinsten Teil von ihm auch geschaffen oder aus seiner germanisch-indogermanischen Vergangenheit ererbt. Der deutsche Märchenschatz ist ein Sammelbecken in das — vornehmlich wohl im hohen Mittelalter, seit der Zeit der Kreuzzüge — Erzählungen von allen Seiten zusammengeströmt sind; Deutschland ist Durchgangsland für einen Märchenstrom, der sich von Südosten und Osten her über die Balkanländer nach dem westlichen Europa ergossen hat, wie für die rückläufige Bewegung, die westliche Erzählungen nach dem Osten trug. Wie die Übertragung im einzelnen vor sich ging, bleibt dunkel." (S. 256.) Der Grund für diese Einstellung scheint uns weniger wissenschaftlicher — Ranke findet der Indienhypothese Benfeys gegenüber die gleiche Zwar-Aber-Antwort wie gegenüber der finnischen Schule — als vielmehr weltanschaulicher Art zu sein. Es wäre ja auch zu erstaunlich, wenn das Zwangsdogma des ex oriente lux bereits auf der ganzen Front entmächtigt wäre! Auch der Beitrag von Dr. Friedrich Pfister, Würzburg, über den „Volksglauben" kommt aus genau der gleichen Geisteshaltung. Wir wollen ganz absehen von der Bindung an die einerseits theologisierende und andererseits entwicklungsgeschichtlich materialisierende sogenannte vergleichende Religionswissenschaft. Uns genügt, daß Pfister auf der Darstellung Hermann Günterts fußt, der uns erst in diesem Jahre die Einwanderung der Indogermanen aus dem Osten erneut „bewiesen" hat. Dabei schreit das Stoffgebiet „Volksglaube" geradezu nach einer rassenseelenkundlichen Betrachtung. Es würde sich sehr lohnen, einmal nicht so sehr den Südseeparallelen als Pfisters eigenem Satze nachzugehen: „Sehr viel stärker sind im heutigen Volksglauben die antiken und orientalischen Elemente vertreten", für dessen Richtigkeit vor allem Stud.-Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen, in seinem stoffreichen Artikel über „Die Volksmedizin" erdrückendes Material beibringt. Es bleibt noch die Feststellung, daß auch der Beitrag von Oberbibliothekar Dr. Georg Koch, Gießen, über „Volk und Religion" sub specie orientis geschrieben ist. „Das primär-religiöse teilt mit dem primitiv-religiösen Erleben die vorwissenschaftliche Haltung, es unterscheidet sich aber von ihm durch die unmittelbare Bezogenheit auf ein „Totales", durch das empfangsbereite, kindhafte Offenstehen für den „Total-Eindruck der Schöpfung"." Wir müssen gestehen, daß wir uns nach der Lektüre des Artikels trotz dieser angeblich „genauen Begriffsbestimmung" weder unter primär-religiös etwas vorstellen, noch seinen Zusammenhang mit unserem Volk und seiner Religion erkennen können.

Eine wertvolle Ergänzung dieses trotz seiner Mängel unentbehrlichen Sammelwerkes über die deutsche Volkskunde bildet der Doppelband 3/4 des Jahrbuches

Digitized by Google

für historische Volkskunde: „Die Sachgüter der deutschen Volkskunde", herausgegeben von Dr. Oswald A. Erich. (Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch. Berlin 1934. Lex.-Okt. 490 Seiten. 610 Abbildungen im Text und 66 Tafeln, sowie eine Karte. Preis RM. 28,75.)

Die 21 Beiträge, u. a. von Carl Schuchhardt, O. A. Erich, Viktor von Geramb, Otto Lehmann und Karl von Spieß, verteilen sich auf folgende Sachgebiete: 1. Holz und Haus, 2. Gebrauchs- und Baukeramik, 3. Tertilien und Tracht, 4. Eisen und Metalle, 5. Verschiedenes. Besonders dankenswert ist die Betonung der Verbindung von Volkskunde und Vorgeschichte.

Die zweite Lieferung des von Dr. Wilhelm Peßler herausgegebenen „Handbuches der deutschen Volkskunde" (Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam) bringt den Schluß der Arbeit von Dr. Oswald Erich über „Volkskunst und Volksindustrie". Sie erfreut durch das erlesene Bildmaterial in den Kapiteln „Ton", „Weberei" und „Eisen", ruht jedoch methodisch auf Naumann'scher Grundlage. — Der Artikel von Herbert Bellmann gibt eine Geschichte und Wesensbestimmung des etwas abgelegenen Gebietes der Tatauierung.

Schließlich sei auf ein letztes Sammelwerk hingewiesen, das u. a. auch einige wertvolle volkskundliche, Überblick vermittelnde Beiträge enthält: „Germanische Philologie", Ergebnisse und Aufgaben. Festschrift für Otto Behaghel, herausgegeben von Alfred Götze, Wilhelm Horn und Friedrich Maurer. (Heidelberg 1934. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Neben diesen großen Sammelwerken steht ein kleines Buch, das als verheißungsvoller Auftakt einer neuen volkskundlichen Betrachtungsweise angesehen werden darf: Karl von Spieß: „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur." (Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch, Berlin 1934. 265 S. Mit 54 Abbildungen im Text und auf Tafeln.)

Hier wird zum ersten Male wieder seit Naumann Volkskunde unter einem großen Einheitsgesichtspunkt gesehen und dargestellt. Aber während Naumann in seinen „Grundzügen der deutschen Volkskunde" die volkskundlichen Teilgebiete mehr oder minder lose aneinanderreiht, baut Spieß die Volkskunde aus ihren wesenhaften Grundlagen auf. Sieß geht vom rassischen und sprachlichen Befund aus als den organischen Voraussetzungen jeder volkskundlichen Arbeit. So selbstverständlich ein solches Vorgehen jedem Nationalsozialisten erscheint, so revolutionär wirkt es sich aus auf dem Gebiete der heutigen Volkskundewissenschaft; Spieß ist von den Fachwissenschaftlern kritisch abgestempelt als Angehöriger der „Mythologischen Schule". Aus dieser Zugehörigkeit heraus hat aber Spieß die uns Nationalsozialisten heute ebenfalls selbstverständliche Erkenntnis der Brüder Grimm, daß der Gegenstand deutscher Volkskunde das nordisch-arische Überlieferungsgut bildet, das erst im Laufe der Geschichte durch artfremde Einflüsse umgestaltet und überlagert wurde. Man kann gegen die Durchführung der von Spieß vorgeschlagenen Gliederung unserer Überlieferungswelt in Saggut, Zeitordnung und Brauchtum manches einwenden; aber grundsätzlich bietet sie eine überraschend einheitliche und geschlossene Arbeitsgrundlage für eine Volkskunde auf rassischer Grundlage. Vielleicht wäre sie im Aufbau noch durch einen Abschnitt „Sachgut" zu erweitern, der selbst auf die Gefahr hin, vieles zu wiederholen, einen Teil dessen umgreifen würde, was man als Sachgüter der Volkskunde bezeichnet.

Unter den Einzelveröffentlichungen verdient vor allem das schmale Bändchen von Erwin Metzner „Die deutschen Vornamen" Beachtung, das mit einem Vorwort des Reichsbauernführers R. Walther Darré im Verlag Blut und Boden erschienen ist. „Für das Wesen und den Sinn der germanischen Namensgebung ist erst unsere Zeit wieder reif geworden; denn sie beginnt wieder aus den letzten Bindungen des nordischen Menschen, aus Blut und Boden zu leben." Diese Worte des Reichsbauernführers geben diesem Namensbuch Ziel und Richtung: es soll eine allgemeinverständliche Zusammenstellung unserer arteigenen deutschen Namen geben zum praktischen Gebrauch unserer Gegenwart. Bei dem bedauerlichen Fehlen ge-

Digitized by Google

Für Sie

die zweckmäßigste Lebensversicherung

bei der

Deutschen Beamten-Versicherung

Öffentlich-rechtliche Lebens- u. Renten-Versicherungsanstalt

Berlin W 15 / Knesebeckstraße 59/60

Auskunft durch die Anstalt in Berlin

Bank der Deutschen Arbeit A.G.

Berlin SW 19, Wallstr. 62 u. 65
Märkisches Ufer 32
Postscheckkonto Berlin 3898

Filialen und Zahlstellen im ganzen Reich

Erledigung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Digitized by Google

Diese hochentwickelte Cigarette wird am besten in der Originalpackung aufbewahrt.

doppelt fermentiert

4 ₰

Digitized by Google

Durch Leistung voran!

Die Wahrung der Verbraucherinteressen ist die erste Aufgabe der Verbrauchergenossenschaft. Darum herrscht im Genossenschaftsbetrieb zum Wohle des Verbrauchers das Qualitätsprinzip. So werden in 50 GEG-Fabriken unter der

Marke GEG

deutsche Wertgüter für den täglichen Bedarf von 12 Millionen deutschen Volksgenossen geschaffen. Die Mitglieder erhalten diese Qualitätswaren preiswert in ihrer

Verbraucher-genossenschaft

Digitized by Google

Opel senkt die Preise für die Wintermonate

Kaufen Sie Ihren Wagen jetzt - Sie sparen bis zu RM 200.-

Um mit Tatkraft zur Festigung des Arbeitsmarktes weiterhin beizutragen, hat sich die Adam Opel A.-G. zur Durchführung eines Winter-Programms entschlossen, das ihr gestattet, die großen Fabrikationsmöglichkeiten - die sonst im Winter nur teilweise ausgenutzt werden - voll einzusetzen. Damit kann Opel den »Hunderttausend«, die in der Opel-Organisation und in den Hunderten von Lieferwerken für Opel tätig sind, auch im Winter Beschäftigung geben und die Preise für Opel Personenwagen vorübergehend ermäßigen.

Nur für kurze Zeit

Wer jetzt einen Opel kauft, spart schon mit dem Kaufpreis einen erheblichen Teil der Winterbetriebs- und Garagenkosten, er nützt somit anderen und sich selbst.

Am 14. Februar 1935 werden die Preise wieder erhöht. Das Sonder-Programm gilt also nur für Wagen, die vom Opel-Händler bis zum 13. Februar 1935 zur Ablieferung gelangt sind.

Alle drei Typen werden auch im nächsten Jahr weitergebaut.

Opel 1,2 Ltr. Modelle mit 4 Zyl. 4-Takt-Motor:

Limousine, 2-türig statt RM 1860	**RM 1750**
Cabr.-Lim., 2-türig statt RM 1990	**RM 1860**
Spez.-Lim., 2-türig statt RM 2200	**RM 2070**

Opel 1,3 Ltr., 4 Zyl. mit »Opel Synchron-Federung«:

Limousine, 2-türig, statt * RM 2850	**RM 2650**
Cabr.-Lim., 2-türig, statt * RM 2950	**RM 2750**
Limousine, 4-türig, statt * RM 3150	**RM 2950**
Cabriolet, 4-sitzig, statt * RM 3300	**RM 3250**

* Die ursprünglich sofort beabsichtigte Preiserhöhung für den 1,3 Ltr. wurde im Zuge des Winter-Programms bis zum 14. Februar 1935 zurückgestellt.

Opel 2 Ltr. 6 Zyl. mit Opel »Synchron-Federung«:

Limousine, 4-türig statt RM 3600	**RM 3400**
Cabriolet, 4-sitzig statt RM 4000	**RM 3800**

Preise ab Werk

OPEL der Zuverlässige

Jetzt mehr denn je: Sie handeln gegen Ihr eigenstes Interesse, wenn Sie den Opel-Händler nicht aufsuchen, ehe Sie kaufen.

Digitized by Google

Das Januarheft der N.S.M. trägt den Titel:

Vom Kulturwillen des jungen Geschlechts

Tägliche Haarpflege darf sich keineswegs in der Herstellung einer guten Frisur erschöpfen. Der moderne Mensch benutzt mit Recht ein Haarpflegemittel, das hygienisch wie kosmetisch seine Ansprüche voll erfüllt und ihm darüber hinaus die Gewähr gibt, das Beste für die Erhaltung und Entwicklung eines gesunden Haarwuchses zu tun • Wenn das Haar die notwendigen Aufbaustoffe nicht mehr erhält, muß es ausfallen. Kopfjucken und Schuppenbildung sind warnende Anzeichen! Beugen Sie rechtzeitig vor! Trilysin, das biologische Haartonikum führt dem Haarboden die Nähr- und Aufbaustoffe zu, die das Haar zu seinem gesunden Wachstum braucht.

• Tägliche Haarpflege mit Trilysin: Eine Belebung aller Energien, die Ihr Haar stärken und erhalten, ein herrliches Gefühl von Sauberkeit und Frische

Trilysin
Das biologische Haartonikum

Preise:
Halbe Flasche RM 1.94 Wohlf. 1/1 Ltr. Fl. RM 7.50
Ganze Fl. . . RM 3.24 Trilysin-Haaröl 90 Pfg.

Die Schuppen verschwinden!
Der Haarausfall hört auf!
Die Haare wachsen wieder!

Und zur Ergänzung bei besonders trockenem und sprödem Haar Trilysin-Haaröl, die biologische Haarmixtur.

Digitized by Google

5 Millionen Schulkinder besitzen keine eigene Zahnbürste

Wer hätte das für möglich gehalten ?

Man hat unsere Zeit das „Zeitalter der Hygiene" genannt, und tatsächlich hat die Hygiene in den letzten 50 Jahren große Fortschritte gemacht. Wer nun aber glaubt, daß auf diesem wichtigen Gebiet keine Erziehungsarbeit mehr erforderlich ist, braucht nur einen Blick auf die Statistik hier unten zu werfen: ihre Zahlen beweisen, wie weit wir in Wirklichkeit noch von jenem Idealzustand entfernt sind, daß wenigstens der Gebrauch einer eigenen Zahnbürste für jeden eine Selbstverständlichkeit ist.

Nach dieser Statistik, die das Ergebnis einer in allen Teilen des Reiches durchgeführten Umfrage*) darstellt, besitzen von den 8600000 Kindern, die im letzten Jahre zur Schule gingen, ungefähr 3½ Millionen eine eigene Zahnbürste. Weitere ca. 3½ Millionen haben gar keine Zahnbürste, während die übrigen eine Familienzahnbürste benutzen, d. h. sie teilen sich mit Eltern und Geschwistern in eine Bürste. Ein erschreckendes Bild.

Es kommt bei diesen Angaben nicht so sehr auf die eigentlichen Zahlen, als vielmehr auf die Tatsache an, daß ein so hoher Prozentsatz Kinder noch nichts von der Zahnpflege weiß. Man schüttelt hierüber den Kopf und fragt sich: „Wie ist das in unserer ‚aufgeklärten' Zeit überhaupt möglich?"

Anscheinend wissen viele Eltern noch nicht, daß tägliches Zähneputzen mindestens ebenso nötig ist wie tägliches Händewaschen — ja, daß es noch nötiger ist, denn die Zähne sind eines der wichtigsten Werkzeuge zur Erhaltung unserer Gesundheit. Ohne gesunde Zähne können wir nicht richtig kauen, und ohne richtiges Kauen können wir nicht richtig verdauen. Kranke Zähne führen sogar häufig zu ernsten Erkrankungen, wie Herzmuskel- und Nierenentzündungen, Rheumatismus usw. — das haben namhafte Wissenschaftler einwandfrei festgestellt.

Deshalb ergeht an alle Eltern der Ruf: Erzieht Eure Kinder zu regelmäßiger Zahnpflege! Sorgt dafür, daß jedes Kind seine eigene Zahnbürste besitzt und laßt nicht zu, daß Eure Kinder eine andere als die eigene Zahnbürste benutzen! Denkt daran, daß durch eine „Familienzahnbürste" sehr leicht Krankheiten übertragen werden.

Zahnbürsten kosten nicht viel. Schon für 54 Pfg. erhält man eine Chlorodont-Kinderzahnbürste, deren gezahnter Borstenschnitt sich besonders bewährt hat. (Die Chlorodont-Zahnbürste für Erwachsene kostet 90 Pfg.)

Zur richtigen Zahnpflege gehört aber auch ein gutes Zahnpflegemittel, das die Zähne vollkommen reinigt, ohne den kostbaren Zahnschmelz anzugreifen. Chlorodont, die verläßliche Qualitäts-Zahnpaste, erfüllt alle Ansprüche, die man an ein gutes Zahnpflegemittel stellen kann. Tägliche Zahnpflege mit Chlorodont macht die Zähne nicht nur blendend weiß, sondern hilft sie bis ins hohe Alter stark und gesund erhalten.

*) Diese Umfrage stammt aus der „Praktischen Gesundheitspflege", herausgegeben vom Gesundheitsdienst des Deutschen Hygiene-Museums, Dresden-A. 1. Sie umfaßt bis jetzt 910 000 Kinder, das sind 10 % aller Schulkinder. Nähere Auskünfte erteilt auf Wunsch gern die Wissenschaftliche Abteilung II der Leo-Werke (Chlorodont-Fabrik), Dresden-N. 6.

Schulkindern benutzen:

eine eigene Zahnbürste

eine „Familien"-Zahnbürste

überhaupt keine Zahnbürste

Digitized by Google

Ferner gingen uns zu:

Sächsische Königsschlösser. Von Heinrich Jerkaulen. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld. Mit 64 Aufnahmen. In Ganzleinen gebunden mit farb. Schutzumschlag. Preis RM. 3,50.

Hamburg. Von Hans Leip. Mit 64 Aufnahmen. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld. In Ganzleinen gebunden mit farbigem Schutzumschlag. Preis RM. 3,50.

Unser Ostpreußen. Von Dr. Leo Witschell. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld. Mit 69 Abb. In Ganzleinen gebunden mit farbigem Schutzumschlag. Preis RM. 3,50.

Das schöne Deutschland 1935. Wochenabreißkalender. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin SW 68. Preis RM. 2,—.

Deutscher Lied-Kalender 1935. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.

Deutscher Luftfahrt-Kalender 1935. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin SW 68. RM. 2,20.

Limpert-Wanderkalender 1935. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.

Bildkalender des Reichsbundes für Leibesübungen 1935. Im Auftrage des Reichssportführers herausgegeben vom Hilfsfond für den deutschen Sport. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin SW 68. Preis RM. 2,—.

Der vergessene Kaiser. Roman. Von Gerhard Bohlmann. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Preis geheftet RM. 4,50, in Ganzleinen RM. 6,50.

Weibliche Erziehung im N.S.L.B. Von Dr. Auguste von Reber-Gruber. Verlag B. C. Teubner, Leipzig. Preis kart. RM. 1,60.

Durch die weite Welt. Bd. 12. 351 Seiten. Großaktav. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis RM. 5,60.

Helden in Tirol. Erzählung von Kampf und Tod in den Bergen. Von Karl Springenschmid. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 120 Seiten. Oktav. Preis RM. 3,80.

Peters Dschungelferien. Was ein deutscher Junge in den Wäldern Ostafrikas erlebte. Von W. Quindt. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 123 Seiten. Oktav. Preis Ganzleinen RM. 3,80.

Bastelbuch. Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit, Neue Folge. Bd. 8. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 191 Seiten. Großaktav. Preis Ganzleinen RM. 4,80.

Der strahlende Stern. Eine Erzählung vom Ruhme Tecumsehs. Von Fritz Steuben. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 243 Seiten. Preis Ganzleinen RM. 4,80.

Die Karawane am Persergolf. Eine abenteuerliche Kriegsfahrt durch die arabische Wüste. Von Fritz Steuben. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 188 Seiten. Oktav. Preis Ganzleinen RM. 4,80.

Nachtgetier, Geschichten aus der Natur. Von Karl Ewald. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 136 Seiten. Oktav. Preis RM. Ganzleinen RM. 2,80.

Meister Schlaukopf und andere Geschichten aus der Natur. Von Karl Ewald. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Oktav. Preis Ganzleinen 2,80.

Wotan der Wolfshund. Von J. O. Curwood. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. 224 Seiten. Oktav. Preis Ganzleinen 3,50.

Kosmos-Taschenkalender für die deutsche Jugend 1935/36. 176 Seiten. Kleinoktav. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis Ganzleinen RM. 1,50.

Der Weg in die Weltkrise, Betrachtungen eines deutschen Diplomaten aus den Jahren 1912—1919. Von Ludwig Raschdau. Herausgegeben von Arthur Dix. Verlag E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1934. 314 Seiten. Preis RM. 8,—, in Leinen gebunden RM. 6.80.

Bauern-Ballade. Ein Volksspiel mit neuen Liedern. Von Bruno Nelissen-Haken. Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11. 1934. Preis kart. RM. 1,80, Leinen RM. 2,50.

Die Schillerbrüder. Historischer Roman. Von Wilhelm Kohlhaas. Universitas. Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin W 50, Tauentzienstr. 20. Preis Pappe RM. 4,—, Leinen RM. 4,80.

Der Hof in Masuren. Roman. Von Kuno Felchner. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Preis RM. 4,80.

Die Mammutjäger vom Lonetal. Erzählung aus der Eiszeit. Von Gustav Riek. Mit schwarzen Bildern von Willy Planck. A. Thiemanns Verlag, Stuttgart S. Preis Halbleinen RM. 2,—.

Handbuch der Kulturgeschichte. Lieferung 5—6. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

Digitized by Google

Von jeher werden Haus Neuerburg-Zigaretten als Weihnachtsgabe besonders geschätzt. Sie sind nicht die billigsten, aber von erlesener Qualität. – Jetzt kommt noch ein Vorzug hinzu: *Sie* können in diesem Jahre getrost einen grösseren Vorrat schenken; denn unsere neue TROPEN-Packung hält die Zigaretten frisch und aromatisch. Auch dann, wenn sie längere Zeit aufgehoben werden, kann nichts mehr von den Feinheiten der edlen Mazedonen-Mischung verloren gehen.

GÜLDENRING 4 Pf. mit Mundstück

OVERSTOLZ 5 Pf. OHNE Mundstück

RAVENKLAU 6 Pf. mit Mundstück

sämtlich in der frischhaltenden TROPEN-Packung.

HAUS NEUERBURG G·M·B·H

Digitized by Google

Das wirkliche Frankreich. Von Karl Tögel. 95 Seiten. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36. Preis: kart. RM. 2.—, Leinen RM. 2.80.

Arier, Ursprung und Herkunft der Indogermanen, Germanen. Von Stud.-Rat A. Krebs. Universitätsbuchhandlung Frz. Coppenrath, Münster. Preis: RM. 0.80.

Wendepunkte der deutschen Geschichte. Von Johannes Haller. Verlag Hermann Schaffstein G. m. b. H., Köln. Preis: brosch. RM. 0.40, geb. RM. 0.80.

Deutsche Dichtung und deutsches Wesen. Von Friedrich von der Leyen. Verlag Hermann Schaffstein G. m. b. H., Köln. Preis: brosch. RM. 0.40, geb. Reichsmark 0.80.

Vererbung und Rasse. Selbstunterrichtsbriefe. Von Walter Lehmann. Herausgegeben vom Rustinschen Lehrinstitut, Potsdam 1. Brief mit 26 Abbildungen. Verlag Bonneß & Hachfeld, Potsdam. Preis: RM. 0.90.

Germanien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens. A. J. Koehler, G. m. b. H., Leipzig. Preis: Einzelheft RM. 1.20.

Jude und Arbeiter. Ein Ausschnitt aus der Tragödie des deutschen Volkes. Von F. O. H. Schulz, Düsseldorf. Herausgegeben vom Institut zum Studium der Judenfrage in Zusammenarbeit mit der Antikomintern (Gesamtverband deutscher antikommunistischer Vereinigungen e. V.), Berlin. 192 Seiten mit 44 Bildern. Nibelungen-Verlag G. m. b. H., Berlin. Preis: kart. RM. 3.50, geb. RM. 4.80.

Fahrt in die Heide. Von Frieda Nettelbeck. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld. Preis: RM. 4.— in künstlerischem Leinenband.

Unter dem Banner der Barbaren. Von Lyder Ramstad. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Gräfin Cecilie Wedel. Mit einem Vorspruch des Herrn Preußischen Ministerpräsidenten General Hermann Göring. 167 Seiten. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. Preis: steif geheftet RM. 2.75, in Leinen Reichsmark 3.50.

Hermann der Cheruskер. Von Freerk Haye Hamkens. Erzählung aus der frühgermanischen Geschichte. Mit 13 schwarzen Bildern von Werner Chomton. Karl Thienemanns Verlag, Stuttgart-S, Blumenstr. 36. Preis: RM. 1.60.

Dralle

Birkenwasser / Menta-Mundwasser
Lavendelseife / Menta-Zahncreme
Malattine-Hautcreme / Rasiercreme

Erzeugnisse von Dralle sind preiswürdig und von erlesener Qualität, daher wirksam und ausgiebig.

Digitized by Google

Rund um die Welt

mit dem großen deutschen Dreischrauben-Luxusdampfer „Resolute"

29 Länder und 40 Häfen werden auf dieser unvergleichlichen Fahrt in 136 Tagen besucht. Ein großer Teil der Landausflüge ist im Preis eingeschlossen. Sie sind so billig wie noch nie.

Mindestfahrpreis

nur noch ℳ 1750.-

(zahlbar in Reichsmark zum Tageskurs)

Die europäischen Fahrgäste schiffen sich am 26. Januar in Villefranche oder am 28. Januar in Neapel ein. Sie werden von New York aus, dem Anfangs- und Endpunkte der eigentlichen Weltreise, mit einem der Schnelldampfer der Hamburg-Amerika Linie in der ersten Klasse nach Europa zurückbefördert

1935 sei das Jahr Ihrer Weltreise!

REISEN AUF DEUTSCHEN SCHIFFEN
sind Reisen auf deutschem Boden!

ES REIST SICH GUT MIT DEN SCHIFFEN DER
Hamburg-Amerika Linie

HAPAG

Digitized by Google

Deutschland ich komme! Erlebnisse eines auslandsdeutschen Jungen. Von Paul Enderling. Mit 10 schwarzen Bildern von Werner Chomton. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S. Preis: RM. 1.60.

Carl Peters erobert Ost-Afrika. Von Richard Wichterich und Fritz Th. Pabst. Mit 33 schwarzen Bildern von Wilhelm Petersen. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S. Preis: Halbleinen RM. 2.—.

Adolf Hitler baut sein Deutschland. Von Hermine Morgenroth. Mit 10 schwarzen Bildern von Willy Planck. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S. Preis: RM. 1.60.

Die Fahrt zu den Vätern. Von Otto Brües. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 11. Preis: geheftet RM. 4.—, Leinen RM. 5.60.

Das Wölundlied der Edda. Von K. H. Wrage. Der Franz Westphal-Verlag, Lübeck. Preis: RM. 1.—.

Grundlagen des deutschen Nationalsozialismus. Von Krekel. Der Franz Westphal-Verlag, Lübeck. Preis: Reichsmark 1.—.

Das Christusbild bei dem Mystiker Seuse. Von Schwarz. Ratsbuchhandlung und Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald.

Von seiner Treue. Von Gustav Adolf Gerbrecht. Verlag Arthur Geist, vorm. G. Winter, Bremen, Am Wall 161. Preis: RM. 1.20.

Der Soldat des Reiches. Prinz Eugen. Von Helmut Rößler. Mit einem Titelbild. Gerhard Stalling Verlag Oldenburg i. O./Berlin. Preis: kart. Reichsmark 4.50, Ganzleinenband RM. 5.50.

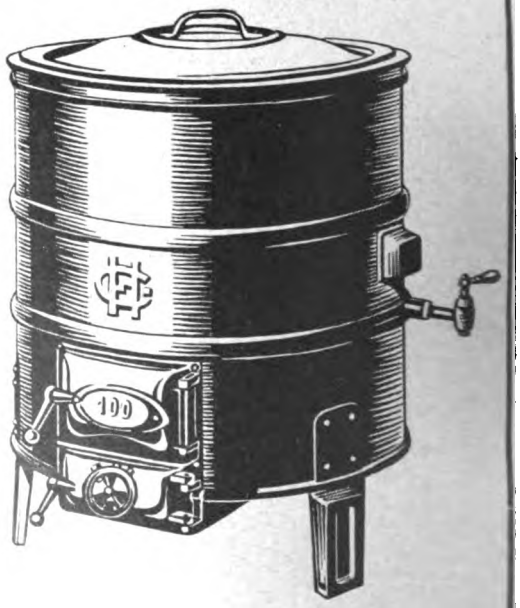
Der Notwender. Roman aus dem Allgäu. Von Peter Dörfler. 248 Seiten. Verlag G. Grote, Berlin 1934. Preis: geheftet RM. 3.50, Leinen RM. 4.80.

Kleine Wehrkunde. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft. Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis: RM. 1.50.

CONCORDIA-
STAHLBLECH-
KESSELOFEN

emailliert od. im Vollbade verzinkt, Einsatzkessel aus bestgeeignetem Stahlblech, emailliert oder verzinkt; aus Gußeisen, roh od. emailliert; aus Kupfer, blank, gehämmert od. innen verzinnt. Mantel mit Radialsteinen ausgemauert

CONCORDIAHÜTTE
GmbH. ENGERS a. Rh.



Digitized by Google

Das Buch (Fortsetzung)

Hindenburg — Ein deutsches Leben. Von Paul Baecker. 120 Seiten, acht Bildseiten, zwei Karten. Verlag Volksbuch G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2, Savignyplatz 9/10. Preis: Leinen RM. 2.85.

Langenscheidts Neue Lesehefte für die deutsche, englische u. französische Sprache. Herausgegeben von den Oberstudiendirektoren Dr. G. Ost und Dr. F. Ost. Nr. 107: Lagarde als Künder des Dritten Reiches. RM. 0.40. Nr. 100: Shakespeare, The Merchant of Venice. Reichsmark 0.95. Nr. 101: Carlyle, On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History. RM. 0.80. Nr. 102: Taine: Napoléon. RM. 0.70. Nr. 104: „Amour sacré de la patrie". RM. 0.75. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen 1788—1835. Herausgegeben von Anna von Sydow. Einbändige Volksausgabe. 400 Seiten und 6 Bildtafeln. Berlin 1934. Verlag E. S. Mittler & Sohn. Preis: RM. 4.80 in Ganzleinen.

Das Edelerzeugnis
eines rein deutschen
Familienunternehmens

Die Güte der **„CASTELL"-Stifte** — hergestellt nach patentamtlichem Verfahren — ist so vollendet, daß sie es wert sind, bevorzugt zu werden. Unter ihren 18 Härten (7B—9H) ist für jeden Beruf und jede Arbeit der gerade richtige Stift

Digitized by Google

EUGEN DIESEL

Vom Verhängnis der Völker

Das Gegenteil einer Utopie

Ganzleinenband RM. 4.80
Kartonband RM. 3.90

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

Cotta-Verlag Stuttgart

Das Buch (Fortsetzung)

Frankreich an der Saar. Der Kampf um die Saar im Lichte der französischen Rheinpolitik. Von Prof. Dr. Friedrich Grimm, Rechtsanwalt in Essen. 135 Seiten mit 7 Abbildungen. Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg 36. Preis: kart. RM. 2.—, Leinen RM. 3.50.

Der Daheimkalender auf das Jahr 1935. Verlag Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis: gebunden RM. 2.50.

Wir haben's gewagt! Weg und Wollen der Führer in Deutschland und Italien. Herausgegeben von Dr. R. O. Stahn und Filippo Bojano. 332 Seiten. Mit 20 Bildtafeln. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Stuttgart, Berlin. Preis: kart. RM. 4.80.

Deutscher Sozialismus. Von Werner Sombart. 303 Seiten. Verlag Buchholz & Weißwange G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg II. Preis: brosch. Reichsmark 4.80, in Ganzleinen RM. 6.30.

Deutsche Größe — Denkmale der Deutschen. Lieferung 2. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart-O., Pfizerstr. 2.

So frohe Weihnacht mit der neuen Zeiss Ikon Cameral

Die Weihnachts-Camera für alle und alles:

Nettar 6×9 mit der (ges. gesch.) Schnappschuss-Einstellung von RM. 35.– an. Die ideale Damen-Camera Ikonta ebenfalls mit Schnappschuß-Einstellung, 3×4 / 4½×6 6×9 / 6½×11 / von RM. 34.- bis 120.-.

„Sechs mal Sechs"-Ikoflex, die billigste zuverlässige Spiegelreflex ihrer Art RM. 59.- u. RM. 69.-.

Und zu allen Weihnachts-Cameras die praktischen Geschenkkartons!

Vorführung unverbindlich beim Fachhandel, Winterprospekt auch von der

ZEISS IKON A.-G.,
DRESDEN 876

Digitized by Google

Staats- und Wirtschaftsauffassung des Nationalsozialismus. Von Ernst Raue. Preis RM. 2,80 brosch.

Die Lebensgesetze Gottes im Volkstum. Von Max Jaeger. Preis RM. 2,80 brosch.

Die Wehrwissenschaften der Gegenwart. Von F. von Cochenhausen. Preis RM. 3,80 brosch.

Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft. Von Gustav Neckel. Preis: RM. 3,40 brosch.

(Alle vier im Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin-Steglitz, Wilfederstr. 20.)

Die Grundlagen des germanischen Götterglaubens. Von Gustav Friedrichs. Verlag Wilhelms Heims, Leipzig, Talstr. 17. Preis RM. 4,80.

Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Von Dr. med. Johanna Haarer. J. F. Lehmanns Verlag, München. Mit 47 Abbildungen. Preis in Steifumschlag RM. 3,20, Leinw. RM. 4,20.

Das Reich als Deutscher Auftrag. Von Dr. Georg Weippert. Reihe Philosophie und Geschichte 51. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. Preis RM. 1,50.

Was will Japan? Von H. W. von Doemming, Leiter des Deutschen Pressebureaus in Neuyork. Eugen Diederichs-Verlag, Jena. Preis geb. RM. 4,80, kart. RM. 5,80, Leinen RM. 6,80.

Deutsche auf beiden Seiten, Sternenbanner über deutschem Schicksal. Von Fritz Ibrügger. West-Ost-Verlag Werner Jöhren, Berlin SW 11. 304 S. Preis kart. RM. 2,80, Leinen RM. 3,50.

Dorf und Stadt in Niederdeutschland. Von Lauffer. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthinerstraße 38. Preis RM. 4,80.

Christentum, Nationalsozialismus und Deutsche Glaubensbewegung. Von D. Dr. Hermann Schwarz. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin-Steglitz. Preis Reichsmark 1.60.

Digitized by Google

17.- RM monatlich

während der Sparzeit

Dieses Eigenheim mit 5 Zimmern Küche, Bad und 2 Kammern kostet **10000.- RM.** Statt Miete, Tilgungsrate nach der Zuteilung monatl. **52.50 RM.**

Schon 19000 Eigenheime mit über 260 Millionen RM finanziert Jederbautnach seinem Wunsch.

Bausparkasse

Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg

Verlangen Sie kostenlose Druckschrift Nr. 293

Das Buch (Fortsetzung)

Die große Fahrt. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern. Von Hans Friedrich Blunck. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München 1934. Preis Leinen RM. 4.80.

Gobineau und die deutsche Kultur. Von L. Schemann. 7. Aufl. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Preis kart. RM. 2,60.

Familie, Rasse, Volk. Von Banniza von Bazan. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Preis RM. 2,—.

Raumüberwindende Mächte. Von Karl Haushofer. Verlag B. C. Teubner, Leipzig. Preis geb. RM. 10,80.

Das deutsche Saarland unter dem Zwange von Versailles. Von Th. Vogel. Gründer des Bundes der Saarvereine. In „Deutsches Volksbuch". DeVo-Verlag Volksbuch-G.m.b.H., Berlin. Preis RM. 0,30.

Germanische Himmelskunde. Von Reuter. Verlag J. F. Lehmanns, München. Preis geh. RM. 40,—, Leinen RM. 42,—.

Technik, Nation und Welt. Von Eugen Diesel. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. Preis kart. RM. 0,60.

Nürnberger

Lebensversicherungs-Bank

Gegründet 1884

NLV

Lebens-,
Aussteuer-,
Ausbildungs-Versicherung
Unfall- und
Haftpflicht-Versicherung

Wir bauen auf und suchen tatkräftige Mitarbeiter an allen Orten im Haupt- und Nebenberuf.

Digitized by Google

Sie wer'n lachen. Rumpelstilzchen. Der Reihe 14. Band 1933/34. Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 23. 312 S. Preis brosch. RM. 4,—, Leinen RM. 5,80.

Rex. Eine lustige Biographie des Soldatenkönigs. Von Peter Purzelbaum. Brunnenverlag Willi Bischoff G.m.b.H., Berlin SW 68, Wilhelmstr. 23. 248 S. mit 16 Bildern. Preis brosch. RM. 3,—, Leinen RM. 4,80.

Russische Erde. Roman aus dem heutigen Rußland. Von Boris Maschin. Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 23. 318 S. Preis brosch. RM. 3,20, Leinen 4,80.

Das Erbe der Frickes. Neue Folge des Romans „Die Frickes". Roman von Hans Hermann Wilhelm. Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin SW 68, Wilhelmstr. 23. 505 S. Preis brosch. RM. 5,—, Leinen RM. 6,80.

Der große Kardinal. Herzog Armand von Richelieu, Prinzipalminister von Frankreich. Von Karl Bartz. Brunnen-Verlag Willi Bischof, Berlin SW 68. 415 Seiten. Preis brosch. RM. 4,80, Leinen RM. 6,80.

Soeben erschien:

Der Deutsche im Baltikum

Von Matthes Ziegler,
Schriftleiter der N.S. Monatshefte

In mit buntem Wappen geschmückten Umschlage u. mit zahlreichen Bildern im Text. brosch. RM. 1.85

(„Der Deutsche im Auslande", Heft 2)

Von der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums empfohlen:

„Der in letzter Zeit durch eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen hervorgetretene Verlag hat sich mit der Herausgabe der Sammlung ein anerkennenswertes Verdienst erworben. Das vorliegende Heft steht uns insofern besonders nahe, als wir vom Deutschtum im Baltikum her den Zugang einer Reihe hervorragender Männer erfahren haben und mit dem schönen Lande aus der Zeit des Großen Krieges neu mit Blut verknüpft sind. Die alte Deutschherrenzeit, die Mission des baltischen Deutschtums im zaristischen Rußland und die Waffenbrüderschaft im Kriege werden wir nie vergessen. Das mit guten Bildern ausgestattete Buch verdient weite Verbreitung, insbesondere unter der Jugend und wird besonders empfohlen."

(gez. Dr. Scholtz, am 30. August 1934)

Verlag von Julius Belz
in Langensalza-Berlin-Leipzig

Edel- und Sonderstahle

Schnelldrehstahle für höchste Leistungen / Hartmetall „Widia" / Werkzeugstahle, legiert und unlegiert / Gesenkstahle / Vollbohrstahl und Hohlbohrstahl für alle Gesteinsarten / Stoßbohrmeißel und Exzenterbohrmeißel für Tiefbohrungen / Walzstopfen, Ziehringe und Ziehdorne für Röhrenwerke / Baustahle für Vergütung und Einsatzhärtung zur Verwendung im allgemeinen Maschinenbau, im Kraftwagen- u. Luftfahrzeugbau / Magnetstahle mit höchster Koerzitivkraft / Nichtrostende und säurebeständige Stahle / Hitzebeständige Legierungen / Nitrierstahl / Mangan-Hartstahl / Walzdraht in Sonder- und Schnelldrehstahlqualität / Alterungsbeständiger Izett-Stahl.

KRUPP

1602

Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen

Digitized by Google

Schreiberhau
Höhenluftkurort im Riesengebirge
100 km Wege · Werbeschriften durch die Reisebüros u. Kurverwaltung · Seehöhe 500-1496 m

1. Wintersportplatz des deutschen Ostens
Herrliches Skigelände, wundervolle Abfahrten, gepflegte Rodelbahnen, beste Bobbahn Europas

DIE NEUE SCHLESISCHE BAUDE
(1195m) ist der geeignetste Stütz- u. Ausgangspunkt für Hochgebirgswanderungen. Beliebter Sommer- u. Wintersportpl. m. d. höchstgeleg. Gebirgsschwimmbad. Zimmer m. fließ. w. u. k. W. Pension ab 5.-RM. **Touristenpension ab 3.-RM.** Fernsprecher 126. Prospekte. **H. Adolph.**

HINDENBURG-BAUDE
975 m Seehöhe. Schönste und größte Baude des **Adlergebirges.** Inmitten des schlesischen Skiparadieses. Freie Nord- und Osthänge mit 300 m Höhenunterschied. Zi. m. fl. w. u. k. W. Zentralheizung. Pension ab RM. 5.—. Ski-Schule. **Post Grunwald, Grafsch. Glatz.** H. GOEBEL

OBERHOF, Thüringer Wald
Hotel Wünscher
Das Haus der Ruhe und Sonne, neuzeitl. einger., Nat. Gäste. Pension v. RM. 8.- bis 11.-. Fernruf 259. **Bes. Erich Wünscher**

EISENACH/Thür.
Hotel „Der Rautenkranz"
Führendes preiswertes Haus.
Zimmer von RM. 3.-. Seit 1480 bekannt
Bes.: A. Jordan

Sanatorium Dr. Ziegelroth
Krummhübel i. Riesengebirge
Physik. diät. Therapie
Mit **KURPENSION LINDENHAUS**
die individuelle Diätküche, Pauschalkuren

Silberbestecke
800 1000 an Private.
Musterbuch frei.
W. A. Kenne & Co.
Rheing.-Silberw.-Ges.
Mettmann 97

HOTEL VIER JAHRESZEITEN
Frankfurt a. M. Scharnhorststraße 33, 25, 23
Rechter Ausgang Hbf.
Zimmer von RM. 3.–. Garagen.
Besitzer: W. F. GAMMERDINGER

Zur Beachtung! Wir machen unsere Leser auf die beiliegenden Prospekte folgender Firmen besonders aufmerksam: F. Dornnecken, Bonn; Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin und J. F. Lehmanns Verlag, München 2 SW.

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. Ausbildung für evgl. jge. Mädchen in der **allg. Kranken-**, Säuglings-, Kinderkrankenpflege, **Wirtschaft und Anstalts-Erziehungsarbeit**, mit u. ohne **staatliche Prüfung.** Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands **Keine Verpflichtung für die Zukunft.** Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht
Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität.
Vorbedingung: Lyzeums- oder Mittelschulbildung, gründl. hausw. Kenntnisse.
Eintrittsalter 19 bis 30 Jahre.
Hauswirtschaftl. Vorschulen im Diakonieseminar Stettin und im Heimathaus Berlin-Zehlendorf mit halbjähriger Ausbildungszeit Bei Bewährung kann nach 1/2 Jahr Einstellung in einem Diakonieseminar zur weiteren Ausbildung auf einem der obengenannten Gebiete erfolgen.
Prospekte und nähere Auskunft durch den Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8

Das Gebot der Stunde: Kenntnis der Volkskunde

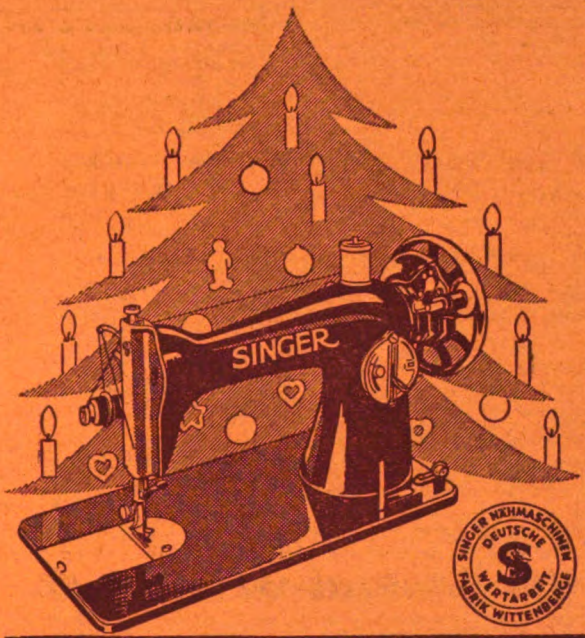
Ausgezeichnet durch die Einbeziehung bisher völlig unbearbeiteter Gebiete und durch die Fülle des Materials erscheint: Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Dr Wilhelm Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover, unter Mitarbeit zahlreicher Volkskundler. Gegen 1200 Seiten Text, über 800 Bilder z. T. in Farben. Im Handbuch der deutschen Volkskunde wird der gewaltige Stoff von hervorragenden Fachleuten zusammengefaßt. Es entsteht durch gleichzeitige Heranziehung des Bildmaterials ein Werk, das ein lebensvolles und anschauliches Bild des wirklichen Volkslebens in seiner Kraft und Mannigfaltigkeit, Schönheit und Bodenständigkeit entwirft. Leichte Bezugsmöglichkeit. Überzeugen Sie sich durch eine Ansichtssendung von dem großen wissenschaftlichen Wert dieses Werkes und von der Lebendigkeit seines Inhalts.

Verlangen Sie daher ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtssendung K 8 von

ARTIBUS et LITERIS Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.
Berlin-Nowawes, Marienstraße 40

Für die nicht angeforderten Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Hauptschriftleiter: Alfred Rosenberg, Berlin / Verantwortlicher Schriftleiter: Matthes Ziegler, Berlin / Bilderteil: Dr. Diebow, Berlin / Anzeigen: Georg Kienle, München / Durchschnittsauflage III. Vj. 1934: 19616 / Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P., Frz. Eher Nachf., München / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München.

Digitized by Google



Singer 88

Das Weihnachtsgeschenk

Weitestgehende Zahlungserleichterungen
Mäßige Monatsraten

Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft
Berlin W 8, Kronenstraße 22
Singer Kundendienst überall

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 047085185

Digitized by Google